GLOBUS




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Globus.

LVIII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Achtundfünfzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1890.



Inhaltsverzeichniß des achtundfünfzigsten Bandes.

1. Aufsätze.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- und Mittelamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Polarregionen.

Allgemeines.

2. Notizen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- und Mittelamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Polarregionen.

Ozeane und ozeanische Inseln.

Allgemeines.

3. Bücherschau.

4. Illustrationen.

Europa.

Griechenland.

Island und Faeroer.

Oesterreich-Ungarn.

Asien.

Tibet.

Armenien.

Palästina.

Annam.

Aden.

Afrika.

West-Sudan und Senegambien.

Obok.

Ostsudan.

Tunesien.

Nord- und Mittelamerika.

Vereinigte Staaten.

Kuba.

Südamerika.

Argentinien.

Bolivia.

Australien und Polynesien.

Polarregionen.

5. Karten und Profile.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1890.

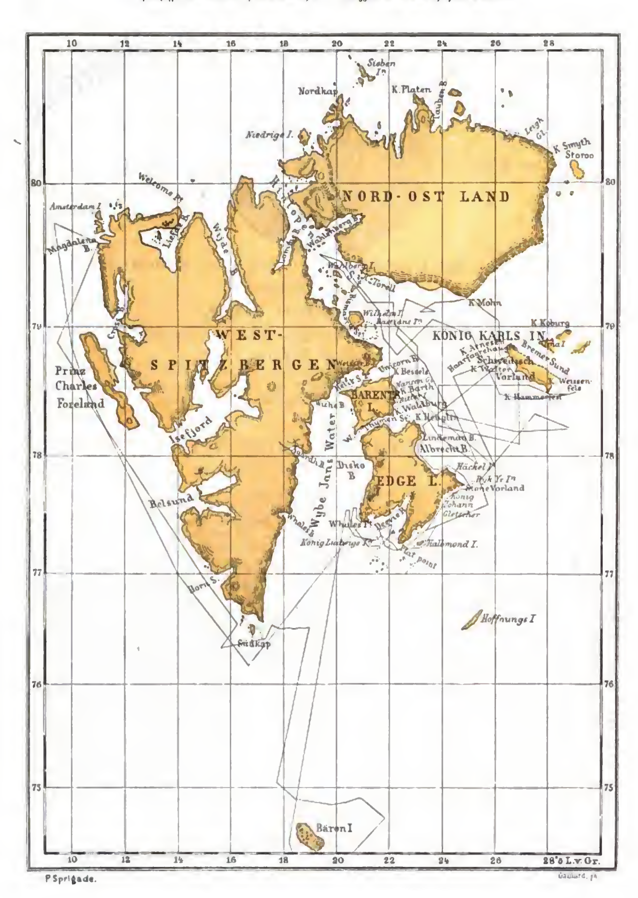
Skizzen aus dem hohen Norden.

Von Professor Dr. Willy Kükenthal.

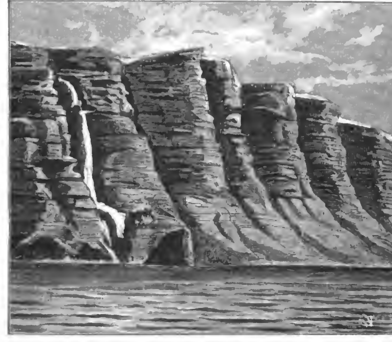
(Mit einer Karte und fünf Abbildungen.)

Es sind nur einige anspruchslose Schilderungen, Resultate einer Reise, welche im vorigen Jahre von meinem inzwischen verstorbenen Freunde Alfred Walter und mir im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Bremen unternommen wurde, die ich hier zu geben gedenke. Was vielleicht einiges Interesse zu erregen vermag, ist der Umstand, daß diese Skizzen zum größeren Theile aus bis dahin nicht besuchten Gebieten Ostspitzbergens stammen. Einen ausführlichen Bericht über die vorläufigen Ergebnisse der Expedition habe ich in den „Deutschen Geographischen Blättern", Bd. XIII, Heft 1, niedergelegt.

Etwa halbwegs zwischen der Nordküste Skandinaviens und dem Südkap Spitzbergens liegt eine kleine Insel, die Bäreninsel. Ihre Existenz war schon lange bekannt, genauer untersucht wurde sie aber erst durch die schwedischen Expeditionen der Jahre 1864 und 1868. Der Zugang zu ihr wird einmal erschwert durch den Mangel eines nur einigermaßen geschützten Hafens, dann aber auch durch die klimatischen Bedingungen, indem sie die größte Zeit des Jahres über in Nebel gehüllt ist; der von Osten kommende Polarstrom trifft nämlich hier mit dem von Süden heraufdringenden Aequatorialstrome zusammen. So konnte es kommen, daß ich die Insel im Jahre 1886 überhaupt nicht zu Gesicht bekam, trotzdem wir gegen zwei Monate in diesem Meere kreuzten, und ihr oft sehr nahe waren. Im vergangenen Jahre war uns das Glück günstiger: bereits als wir sie im Frühjahr auf unserer Fahrt nach Norden passirten, und von Osten her umsegelten, hob sich das sturmumbrauste Eiland aus den dunklen Wolkenmassen heraus, und auf der Rückkehr lagen wir bei herrlichem, klarem, windstillem Wetter vor ihrer Westküste. Die rundliche, im Durchmesser etwas über eine deutsche Meile haltende Insel baut sich auf einem niedrigen, zum Meere fast überall steil abstürzenden Plateau auf, welchem auf der Ostküste ein ansehnlicher Berg, der Mount Misery auflagert. Er präsentirte sich uns von der Westküste aus in drei spitzen Pyramiden. Während die Farbe des Plateaus und des Misery-Berges eine weißgraue ist, zeigt der zum Meere abfallende Fels eine braunrothe Färbung. Im Süden treten an Stelle des niedrigen Plateaus Steilabstürze eines vielleicht 400 Fuß hohen Berges — des Vogelberges, wie er wegen der Schaaren an seinen Abhängen nistender Vögel genannt wird. Eine spitze Felsennadel, welche von der Ferne gesehen, einen Segler vortäuscht, ragt, durch einen Sund von der Südküste getrennt, hoch auf. Eine gewisse Aehnlichkeit dieses Küstentheils mit Helgoland läßt sich nicht verkennen (S. Abbildung 3). Der Gesammteindruck, den man von der Insel erhält, ist ein recht öder; selbst viele Gegenden Spitzbergens sind anmuthiger und vegetationsreicher als dieses unwirthliche Eiland, dessen Flora nur 34 Species Blüthenpflanzen aufzuweisen hat. Auch die Thierwelt ist sehr spärlich vertreten. Renthiere fehlen, Polarfüchse sind vorhanden, hie und da gelangt auch einmal ein Eisbär auf die Insel, aber die Walrosse, welche früher so zahlreich das Eiland besuchten, und von denen noch in unserem Jahrhundert von Keilhau berichtet wird, sind bereits verschwunden. Die Vogelwelt ist ebenfalls sehr dürftig, nur einige auf Spitzbergen auch vorkommende Arten brüten hier, meist in großer Individuenzahl. Desto reicher ist das Meer. Der von


NORD-OST LAND
WEST-SPITZBERGEN
KÖNIG KARLS IN.
BARENTS L.
EDGE L.
Prinz Charles Foreland
Isefjord
Belsund
Horn S.
Südkap
Bären I
Hoffnungs I
Nordkap
K. Platen
Sieben In
Niedrige I.
Amsterdam I.
Magdalena B.
Welcome Pt
Wybe Jans Water
Disko B
K. Mohn
K. Koburg
Schwedisch Vorland
K. Hammerfest
Bremer Sund
K. Smyth
Storoo
Lindeman B.
Albrecht B.
Halbmond I.
Plat point
28° ö. L. v. Gr.
P. Sprigade.

Süden heraufstreichende warme Strom bringt Unmassen von pelagisch lebenden Thieren mit, und ein einziger Zug mit dem Gazenetz brachte uns tausende von kleinen Krebsen, Quallen und Larven anderer Seethiere. Es ist daher wohl begreiflich, daß Schaaren von großen Bartenwalen sich in der Nähe der Insel tummeln, wir sahen fast ununterbrochen ihre Dampfstrahlen aufsteigen, oft kamen sie dicht an das Schiff heran, und einer von ihnen streifte sogar unser Fahrzeug, als er gemächlich unter ihm wegschwamm. Im Frühjahr finden sich hier auch Heerden des Döglings (Hyperoodon rostratus) ziemlich zahlreich vor.

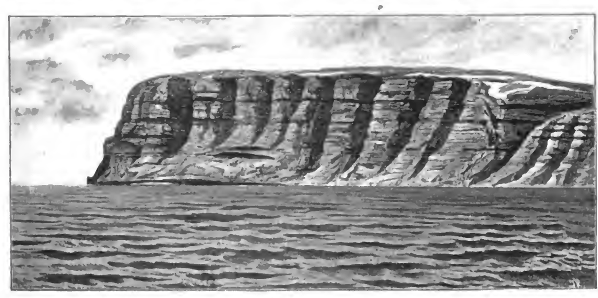


Partie vom Whales Point.

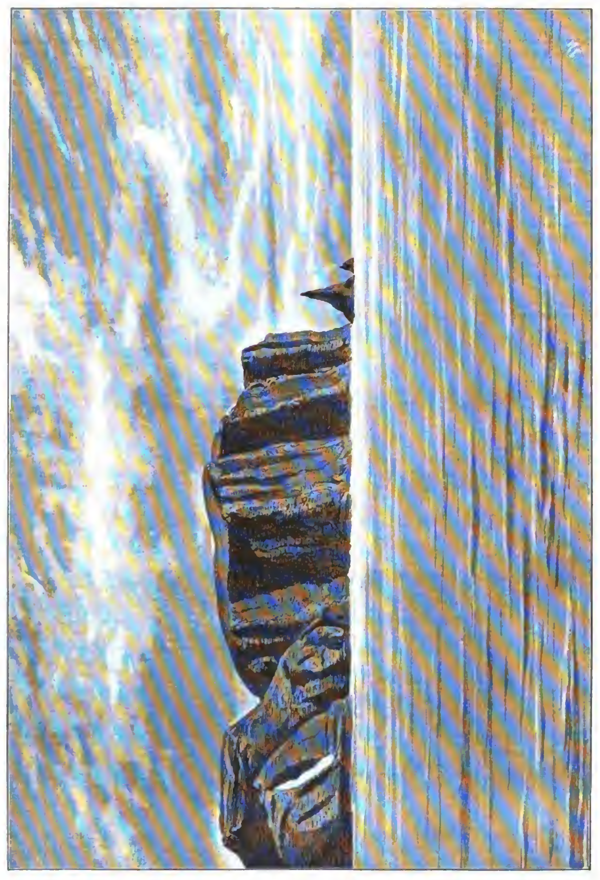
Ueber das Klima der Bäreninsel haben wir zuverlässige Angaben des Tromsöer Fangschiffers Tobiesen, der zu Jagdzwecken einen Winter auf ihr verbrachte. Die insulare Lage macht die Temperatur zu einer sehr gleichmäßigen, es ist im Winter nicht kalt, und im Sommer beträgt die Temperatur fast stets 3° bis 4° über dem Gefrierpunkte.

Was die Bäreninsel für den Naturforscher besonders interessant macht, sind die geologischen Befunde. An mehreren Stellen der Nordküste treten nämlich Kohlenlager auf, und diese Kohlenlager im Verein mit aufgefundenen Versteinerungen lassen uns auf ein früher viel milderes, ja südliches Klima schließen, welches auf dieser jetzt so öden, im Polarmeer verlorenen Insel geherrscht hat.

Als wir nach einem vergeblichen Vorstoße nach Norden von der Magdalenabai an der Nordwestküste Spitzbergens aus eingesehen hatten, daß es unmöglich sein dürfte, um diese frühe Jahreszeit — es war noch Mai — die Nordküste Spitzbergens zu umfahren, wandten wir uns wieder südwärts, um die östlich von Groß-Spitzbergen gelegenen Inseln, Edgeland und Barentsland, aufzusuchen. Man kann wohl sagen, daß es im allgemeinen häufiger zutrifft, daß das Meer an der Nordküste Spitzbergens segelbar ist, als das tief einschneidende Wybe Jans Water im Süden. Letzteres ist infolge der kalten von Osten kommenden Strömung viel mehr eiserfüllt als die vom warmen Aequatorialstrom bestrichene West- und Nordküste, den auf Walroß- und Robbenfang aussegelnden norwegischen



Whales-Point.



Die Südspitze der Bären-Insel.

Schiffern gilt daher diese südliche Wasserstraße als ein guter Fangplatz.

Nachdem wir das Südkap Spitzbergens passirt hatten, segelten wir in nordöstlicher Richtung weiter und trafen bald auf vertheiltes Treibeis, welches leichtlich durchsegelt werden konnte. Die Küste von Edgeland selbst war eisfrei, nur in den tieferen Baien lag noch Festeis. Wir kamen zuerst in die Gegend des Whales Point (S. Abbildg. 1 und 2) eines weit in das Meer vorspringenden Gebirges, und hier konnten wir zum ersten male Vergleiche zwischen der Natur Westspitzbergens und Edgelands anstellen. Die Magdalenabai an der Westküste, in welcher wir zuletzt vor Anker gelegen hatten, hatte uns ein echtes hochalpines Bild geboten. Zwischen hohen wildzerrissenen Felszacken drängten sich Eisströme zum Meere hinab, mit blauen Wänden abfallend, Edgeland zeigte dagegen einen ganz anderen Charakter. Hochplateaus, steil zum Meere gehend, wechselten mit niedrigen Ebenen ab, Gletscher waren am Whales Point nicht zu erblicken. Der Whales Point selbst fällt nach Westen und Süden mit etwa 1700 Fuß hohen Wänden ins Meer. Aufgebaut wird er von regelmäßig geschichtetem Sandstein, zwischen dem hie und da ein dunkles Eruptivgestein, ein Diabas, hindurchbricht. Durch Erosion sind nun diese Wände in regelmäßiger Weise von tiefen Schluchten durchfurcht, welche die einzelnen Pfeiler und Erker hervortreten lassen. Der Gesammteindruck erinnerte mich an den Tempelberg im Innern des an der Westküste gelegenen Eisfjordes, den ich vor vier Jahren besucht hatte. Von oben herabschießende



Kleiner Landsee bei Whales-Point auf Edge-Land.

Wassermassen kommen in feinen Nebel aufgelöst unten an. Möven und Sturmvögel nisten in ungezählten Schaaren auf den unzugänglichen Felsen. Einen magischen Anblick gewährt es, wenn die Strahlen der Nachtsonne rothe Gluth auf die öden, meilenweit sich hinziehenden Gesteinswände hauchen.

Nördlich von diesem auf große Entfernungen hin sichtbaren Gebirge dehnt sich eine weite Ebene aus, den Spitzbergenfahrern, welche diese Gegenden besuchen, wohlbekannt als guter Jagdgrund für Renthiere. Diese Ebene haben wir sowohl im Frühjahre wie im Herbste durchstreift. Veranlassung dazu bot sich im Frühjahre, als wir urplötzlich vom Eise besetzt wurden, und in einer kleinen Bucht an der Nordseite des Whales Point, elf Tage lang festlagen.

Unser Hafen war schon dadurch interessant, daß sich noch Reste einer russischen Niederlassung an seinem Ufer befanden. Von Archangelsk aus war nämlich in früheren Zeiten der Versuch gemacht worden, die Jagd auf Spitzbergen auch im Winter zu betreiben, und man hatte zu diesem Zwecke Leute zurückgelassen. Als indessen infolge ungünstiger Eisverhältnisse das Ablösungsfahrzeug einmal ausblieb, starb die Mannschaft vor Hunger und Skorbut. Wir fanden ihre in Holzkästen gelegten Gebeine unter einem Steinhaufen, der wenige Schritte vom Ufer aufgeschichtet war. Von Gebäuden, deren mehrere hier gestanden haben, ist sehr wenig mehr zu sehen, nur einige Eckpfosten ragen noch auf.

Die elf Tage, welche wir hier in unfreiwilliger Gefangenschaft verweilten, konnten wir zu mancherlei Ausflügen ins Land benutzen, und den schnellen Uebergang des Winters in das Frühjahr während dieser kurzen Zeit beobachten.

Das Gebiet wimmelte von Renthierheerden. Um uns frisches Fleisch zu beschaffen, begaben wir uns vom ersten Tage an auf die Jagd und erlegten in der kurzen Zeit von

etwa zwei Stunden elf Stück dieser merkwürdig wenig scheuen Thiere. Es waren sämmtlich Hirsche, da die Kühe sich zum Kalben zurückgezogen hatten. Trotz der frühen Jahreszeit hatten sie schon ansehnlich Fett angesetzt, und wir suchten die Ursache dieser auffälligen Erscheinung, da das Renthier Spitzbergens um diese frühe Jahreszeit sonst außerordentlich mager ist, wohl mit Recht in dem ungewöhnlich milden Winter, der geherrscht haben mußte. Der Boden des Flachlandes war vielfach schneefrei, so daß die Thiere bequem hatten äsen können.

Während in den ersten fünf Tagen unseres Aufenthaltes an dieser Küste das Tagesmittel noch unter dem Gefrierpunkt stand, war es in den darauf folgenden Tagen konstant gestiegen, und betrug am 8. Juni + 3,3° C.

In diesen wenigen Tagen vollzog sich der Uebergang des Winters in den Frühling. Der Tag und Nacht unverändert wirkenden Kraft der Sonnenstrahlen vermochte der Schnee nicht zu widerstehen, überall bildeten sich Teiche und Bäche, immer größer wurden die schneefreien Stellen und bald zeigte sich auf ihnen das erste Grün. Täglich kamen neue Schaaren von Zugvögeln an, die Schneeammern und Strandläufer ließen ihre Liebeslieder erschallen, auf dem Wasser zwischen den Eisschollen schwammen Alken, Eidervögel, Eisenten und andere arktische Wasservögel herum.



Der Pettersengletscher und Schneiderberg an der Ostküste von Edge-Land.

Als wir nach drei Monaten diese Gegend wieder besuchten, erkannten wir sie kaum wieder. Die Ebene bot mit ihren grünen Matten ein ganz anmuthiges Bild dar. Landseen bis zu ein paar Kilometer Länge hatten sich hie und da gebildet, ein tiefeinschneidendes Flußthal zog sich hinter der Bucht, in der wir vor Anker gegangen waren, entlang. In den Süßwasserbecken fanden sich einige Krebse und mancherlei Wasserpflanzen vor. Ein schmaler, hellgrüner Kranz von Moos, meist Torfmoos, bildet die Umrandung eines solchen Sees. Zwischen den Moosen versteckt blühte ein winziger gelber Hahnenfuß. Bald verschwindet das moosige, sumpfige Terrain und macht Steinblöcken Platz, zwischen denen Steinbrecharten, Gräser, arktischer Mohn u. a. gedeihen. Weite Strecken sind bewachsen mit der Polarweide, deren Höhe die des umgebenden Mooses nicht überragt. Jeder Stamm trägt nur ein paar Blätter, deren gelbliche Färbung uns den Herbst anzeigte.

Eine derartige Landschaft ist das lieblichste, was Spitzbergen aufzuweisen hat. Sobald man die Ebenen verläßt und thalaufwärts wandert, verändert sich das Bild. Die grüne Farbe weicht einer braunen, der nackte Boden trägt hie und da Schneeflecken, aus deren schmutzigen, vereisten Enden Wasser hervorsickert, zu Bächen sich vereinigend. Ein Blick über die Landschaft von Bergeshöhe aus zeigte uns die grünen Wellen des Flachlandes mit ihren moosumgrenzten Seen, zur Linken fiel der Whales Point in steilen grauen Abhängen ab. Geradeaus lag das Meer, an den seichteren

Stellen von hellgrüner, weiter draußen von dunkelblauer Farbe. In der Ferne zogen sich in harmonischen Tönen die Berge der Diskobai entlang.

Während die Westküste und Nordküste dieser großen Insel besonders durch v. Heuglin's Untersuchungen erforscht worden war, hatte man von der Ostküste nur unbestimmte Vorstellungen. Der Schotte Lamont war auf der südöstlichen Seite gewesen und hatte einige Daten mitgebracht, von der nordöstlichen dagegen wußte man nichts.

Oestlich vom Whales Point dehnt sich eine tief in das Land einschneidende Bai aus, die Deeviebai, vor deren Mündung eine Anzahl kleiner, zu den Tausendinseln gehörigen Eilande liegen. Eine dieser niedrigen Felseninseln — die Berentine-Insel, zur Gruppe der König Ludwigsinseln gehörig — war es, an deren Küste im Frühjahr unser Schiff zertrümmert worden war.

Der östliche Thorpfeiler der Bai, der Plat Point, zeigt große Aehnlichkeit mit dem westlichen, das gleichmäßig hohe Plateau fällt steil in regelmäßig zerklüfteten Wänden ins Meer ab.

Die Schiffahrt in diesem Gebiete ist nicht ungefährlich, indem einerseits verborgene Klippen Unheil drohen, andererseits die Strömung eine sehr starke ist. Selten gelingt es übrigens den Fangschiffern, in dieses Gebiet vorzudringen, da dessen Küste bereits von dem starken eisführenden Polarstrome bespült wird. Während wir im Frühjahr diesen Strom in der Deeviebai sehr mächtig fanden, war im Herbst ein Ast des von Süden vordringenden warmen Aequatorialstromes an seine Stelle getreten, und führte sein Wasser an der Westküste von Edgeland entlang in das Wybe Jans Water oder den Storfjord, wie die Norweger diesen Sund nennen, hinein. Der Plat Point ist im allgemeinen als scharfe Scheide zwischen polarem und warmem Gewässer anzusehen. Dieser Unterschied macht sich aufs schärfste bemerklich in der veränderten Landschaft östlich von diesem Gebirge. Das Grün, welches bis dahin über Bergabhänge und Ebenen sich ausbreitete, schwindet vollständig und macht Eisströmen Platz, von denen einer, der König Johannsgletscher, zu den größten auf der Erde überhaupt gerechnet werden muß. In dem südlichen Theile der Ostküste dominirt noch das Gebirge, nur zwei Gletscher drängen sich zwischen den nackten, zerrissenen Gebirgswänden hindurch, deren Fuß auf einem schmalen, gänzlich vegetationslosen Strande steht, welcher das Aussehen einer Lehmtenne hat. Einen dieser Gletscher, den Petterschgletscher, stellt unser Bild (5) dar. Ueber ihm wölbt sich die Schneekuppe des höchsten Berges dieser Gegend, des Schneiderberges. Der dritte dieser Gletscher ist der schon erwähnte König Johanngletscher, welcher sich als eine unabsehbare Eisfläche ins Meer senkt.

Vor einer weit ins Meer sich vorschiebenden Eiszunge, dem Stone Vorland der Karte, liegen drei kleine Inseln, die Ryk-Ys-Inseln, die manches Interesse darbieten. Aufgebaut sind diese drei Eilande aus Diabas, der an den Küsten meist steil abfällt, oben ein flaches mit kleinen Binnenseen bedecktes Plateau bildet. Die Vegetation ist eine höchst kümmerliche, der die Inseln umfluthende Eisstrom läßt keinerlei Blüthenpflanzen aufkommen, nur einige Moose und Flechten überziehen hie und da das nackte Gestein. Von Vögeln fanden wir besonders viel Seeschwalben vor, die ihre Brutplätze hier hatten, sonst nur einige Eidervögel, Taucher und Möven. Höchst auffällig erschienen uns die frischen Spuren von Renthieren. Von der benachbarten Küste können sie nicht gekommen sein, da diese ja übergletschert ist, sie müssen also ausgedehnte Wanderungen von weit her auf dem Festeise gemacht haben, um bis hierher zu gelangen, und es erscheint mir daher sehr leicht möglich, daß die auf Spitzbergen lebenden Renthiere von Nowaja Semlja herübergewandert oder mit dem von dort kommenden Strom auf Eisschollen transportirt worden sind.

Das Meer um die Inseln herum ist ziemlich tief, einen guten Ankerplatz gewähren sie daher nicht; die reißenden Strömungen im Verein mit mächtigen schwimmenden Eisbergen machen dieses Fahrwasser geradezu gefährlich. Die nun folgende Küste von Edgeland bis Kap Heuglin war bis dahin gänzlich unbekannt, wir fanden den König Johanngletscher sich noch weiter nach Nordwest fortsetzend, ihm vorgelagert eine aus Diabas bestehende neue Insel, die Häckelinsel, dann sich tief einbuchtend eine mächtige Bai, die Albrechtbai, umrahmt von ödem, schlammigem Flachland, dem ziemlich ansehnliche, meist tafelförmige Berge aufsitzen. Ein schön gebauter Eisstrom schiebt hier seine Massen ins Meer, ihm vorgelagert ist ein Trümmerwall von Diabasblöcken. Der dürftigen Vegetation entspricht die dürftige Thierwelt, nur Renthiere zeigen sich dann und wann; dieselben kommen jedenfalls von der Walter Thymenstraße oder über das innere Hochland von der Westküste von Edgeland her. Ein steiler, meilenlanger Bergabsturz des Lindemanberges im Norden zeigt die charakteristischen regelmäßigen Zerklüftungen, die so häufig auf Spitzbergen wiederkehren. Nirgends finden sich Untiefen vor, der Boden nimmt dem Lande zu ganz allmählich ab.

(Schluß folgt.)

Der Große Salzsee.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit einer Abbildung.)

Mag man sich dem Territorium Utah durch die trostlos eintönigen Artemisia-Steppen und Alkali-Wüsten nähern, die entlang der Union- und Central-Pacific-Bahn liegen, oder durch die schauerlichen Felsenschluchten und Cañons, in denen sich die Denver- und Rio-Grande-Bahn dahin windet, — man wird es in jedem Falle wie eine Erlösung empfinden, wenn man bei Ogden oder bei Salt Lake City die herrliche blaue Wasserfläche des Großen Salzsees erblickt, wie sie im Norden sowie im Südwesten und Südosten von hohen, schneebedeckten Bergketten überragt wird, wie sich vom Fuße dieser Bergketten lachende Weizen- und Luzerne-Fluren und Baumgärten zu ihr hinabziehen, und wie ihr in der Mitte da und dort scharf gezackte Felseninseln entsteigen. Daß es eine der malerisch schönsten Stellen des Unionsgebietes ist, um die es sich hier handelt, darüber kann keinerlei Zweifel obwalten, und wir begreifen bei ihrem ersten Anblicke, daß sie dem wunderlichen Völkchen, den Mormonen — dessen Schöpfung die grünen Felder und Gärten zwischen dem See und den Bergen sind — als eine Art „gelobtes Land“ erscheinen konnte.

Der Große Salzsee bietet aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht ein hohes Interesse, und es ist in Gegenwärtigem

unsere Absicht, über die Hauptfragen, die sich in dieser Beziehung an ihn knüpfen, kurz zu orientiren.

Die Untersuchungen, welche G. K. Gilbert und Andere angestellt haben, stellen es außer allen Zweifel, daß der Große Salzsee nur ein Ueberrest ist von einem in früherer Zeit vorhanden gewesenen viel größeren See, der sich über den Utah-See südwärts bis zum Sevier-See erstreckte, und der eine Fläche einnahm, die derjenigen des heutigen Huron-Sees ziemlich gleichkam. Sowohl die deutlich markirten alten Uferlinien, welche man allenthalben hoch oben an den Bergzügen in der Nachbarschaft des Sees bemerkt, als auch die Ablagerungen an dem Rande des Sees beweisen dies. G. K. Gilbert hat den ausgetrockneten — oder wie er selbst sagt „fossilen“ — Riesensee als Bonneville-See bezeichnet.

Nach J. W. Powell, der sich auf die Untersuchungen des ebengenannten Forschers stützt, ist die genauere Geschichte des Sees diese: Zuerst nahm der Große Salzsee ebenso wie heutigen Tages nur einen Theil des weiten Beckens ein, das sich am Westfuße des Wahsatch-Gebirges ausbreitet. Dann stieg das Wasser und breitete sich aus, und es entstand ein Binnenlands-Meer von der Größe des Huron-Sees und von etwa 1000 Fuß Tiefe. Dann fiel das Wasser wieder, und der See schrumpfte nicht nur zusammen, sondern er verschwand gänzlich, und an seiner Stelle entstand eine Wüste, die an Trostlosigkeit die heutige Salzsee-Wüste noch weit übertraf. Dann stieg das Wasser abermals, und es erreichte eine Höhe, die beträchtlicher war als die frühere, so daß der See an einer Stelle seines Nordrandes überfloß und einen Tributärstrom des Columbia nährte. Endlich erfolgte ein zweites Zurückweichen und Schrumpfen des Sees, und von der ungeheuren Wasseransammlung blieben der heutige Große Salzsee, der Utah-See und der Sevier-See übrig.



Der Große Salzsee.

Hand in Hand mit diesen großen Schwankungen, die sich im Laufe der geologischen Zeiten an dem See vollzogen haben, scheinen aber von jeher auch kleinere gegangen zu sein, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und von Jahr zu Jahr vollzogen, und dieselben sind noch heutigen Tages zu beobachten. Offenbar stehen dieselben in engem Zusammenhange mit den meteorologischen Verhältnissen, die in der Felsengebirgsregion in der jährlichen Periode sowie in längeren Perioden ebenfalls sehr bedeutend wechseln. In der Zeit, als Howard Stansbury seine Expedition nach seinen Ufern unternahm (1849), stand der Große Salzsee beträchtlich tiefer als heute. G. K. Gilbert sagt in bezug hierauf: Es scheint, daß der See vor kurzem eine Grenze überschritten hat, die er lange Zeit innegehalten hat. Vor dem Jahre 1865 stieg und fiel er während einer unbestimmten Periode zwar auch, aber er erhob sich doch niemals über eine bestimmte Linie. In dem genannten Jahre aber, oder in dem darauf folgenden, überstieg er die letztere, und er ist seither nicht wieder unter dieselbe zurückgekehrt. Der jährliche Hochstand und beschränkte Oscillationen dauern an, aber der niedrigste Stand während des neuen Regime ist höher als der höchste Stand während des alten. Der mittlere Wasserstand ist sieben bis acht Fuß höher und die Wasserfläche dem entsprechend etwa um den sechsten Theil größer geworden, wenn man die Aufnahmen Stansbury's und King's zu Grunde legt. Der erstere sammelte die Materialien zu seiner Karte im Jahre 1850, als der See am tiefsten stand, und der letztere that es im Frühlinge des Jahres 1869, als er seinen höchsten Stand erreichte. Auf der einen Karte hat er deshalb nur ein Areal von 1750, auf der anderen aber ein solches von 2166 englischen Quadratmeilen. Die mittlere Fläche des Sees muß demnach früher zu 1820, jetzt aber zu 2125 Quadratmeilen angenommen werden, und der Zuwachs hat 305 Quadratmeilen oder 17 Prozent betragen.

Mit dem Wasserstande war natürlich auch der Salzgehalt und das spezifische Gewicht des Wassers in dem See

großen Schwankungen unterworfen. Ursprünglich salzig, ward es in der Zeit, in der es zum Columbia abfloß, völlig ausgesüßt. Als aber der Abfluß aufhörte, wurde es wieder salzig, und gegenwärtig ist sein Gehalt an Chlornatrium, schwefelsaurem Natron, Chlor-Magnesium, schwefelsaurem Kalk und schwefelsaurem Kali ein sehr bedeutender. Auch heute noch wechselt die Beschaffenheit der Lösung aber so beträchtlich, daß es schwer ist zu einem richtigen Mittel zu gelangen. Die herkömmlichen Angaben sind diejenigen des Dr. Gale, die sich auf die Stansbury'sche Expedition beziehen. Hiernach beziffert sich der Gehalt des Wassers an festen Bestandtheilen überhaupt auf 22,282 Prozent seines Gewichtes, der Gehalt an Chlornatrium insbesondere auf 20,196 Proz., der Gehalt an schwefelsaurem Natron auf 1,834 Proz. und der Gehalt an Chlor-Magnesium auf 0,252 Proz. Für den heutigen Salzsee sind diese Angaben aber veraltet, denn durch das höhere Steigen des Sees hat sich die Salzlösung, die er enthält, beträchtlich verdünnt. Allen's Untersuchung, die auf King's Expedition (1869) beruht, ergab nur 16,7162 Proz. feste Bestandtheile, darunter 13,5856 Proz. Chlornatrium, 1,4213 Proz. schwefelsaures Natron, 1,1275 Proz. Chlor-Magnesium, 0,1477 Proz. schwefelsauren Kalk und 0,4321 schwefelsaures Kali. James E. Talmage endlich entnahm dem See eine Wasserprobe im August des Jahres 1889, als der See niedriger stand als jemals in der Zeit des Gilbert'schen „neuen Regimes", und er fand darin an festen Bestandtheilen 19,5576 Proz., nämlich 15,7430 Proz. Chlornatrium, 1,0502 Proz. schwefelsaures Natron, 2,0114 Proz. Chlor-Magnesium, 0,2788 Proz. schwefelsauren Kalk und 0,4742 Proz. schwefelsaures Kali. Das spezifische Gewicht des Wassers wurde 1850 zu 1,170, 1869 zu 1,1225 und 1889 (im August) zu 1,1569 bestimmt.

Es versteht sich von selbst, daß der Große Salzsee bei den Amerikanern als Salzfundstätte nicht unbeachtet geblieben ist, und es hat an demselben gegenwärtig eine ganze Reihe von Gesellschaften Werke im Betriebe, — begünstigt von der starken natürlichen Verdunstung in der trockenen Atmosphäre, die über der betreffenden Felsengebirgsgegend lagert.

Eis ist auf dem Großen Salzsee niemals beobachtet worden, obgleich der Winter in Great Salt Lake City öfters ein sehr strenger ist, und das Thermometer daselbst bisweilen auf — 20° F. (etwa — 29° C.) sinkt.

Was die Lebewelt betrifft, welche der Große Salzsee in sich beherbergt, so ist dieselbe auf wenige Arten beschränkt. Fische und andere größere Thiere sind bisher nicht in seinem Wasser beobachtet worden. Dagegen ist ein winziger Krebs (Artemia fertilis) sehr häufig, und weite Strecken des Sees erscheinen durch dieses Thierchen roth gefärbt. Auch Ephydra gracilis und eine Corixa-Art hat man beobachtet. Uebrigens stehen aber genauere Untersuchungen des Sees in zoologischer sowie in botanischer Beziehung noch vollkommen aus.

Vergl. hierzu: C. K. Gilbert, Contributions to the history of Lake Bonneville (Washington 1881); J. W. Powell, Lands of the Arid Regions (Washington 1884); H. Stansbury, Expedition to the Valley of the Great Salt Lake (Washington 1853); und J. E. Talmage, The waters of the Great Salt Lake (Science, vol. XIV, p. 444 ff.).

Die Chinesen in Australien.

Von Dr. R. von Lendenfeld.

Ueber keine andere sozialpolitische Frage herrscht unter den australischen Kolonisten europäischer Abstammung eine so vollkommene Uebereinstimmung der Meinungen, wie über die Frage nach dem Einflusse der Chinesen auf die gedeihliche Entwickelung Australiens. Allgemein ist der Haß gegen die Einwanderer aus dem Reiche der Mitte, und niemand hat sich jemals erhoben, um für die Chinesen einzutreten, oder ihnen auch nur Mitleid entgegen zu bringen.

So groß ist der Haß, daß man trotz aller fortgeschritten freiheitlichen Ideen, die in den Kolonien die absolut herrschenden sind, sich veranlaßt gesehen hat, geradezu mittelalterliche intolerante Maßregeln zu ergreifen, um dem Anwachsen der chinesischen Bevölkerung entgegen zu wirken. Der Haß und die Verachtung, mit welcher die europäischen Kolonisten die Chinesen betrachten, erinnert lebhaft an die Feindseligkeit, welche im Mittelalter den Juden entgegen gebracht wurde, und es ist das Verhältniß zwischen den Chinesen und Europäern in Australien ein kulturhistorisch schon aus diesem Grunde sehr interessantes und auffallendes, denn im hohen Grade paradox erscheint es, daß hier, wo die modernsten Ideen über Sozialdemokratie und allgemeiner Toleranz in höchster Blüthe stehen, dem chinesischen Volke gegenüber solche Unduldsamkeit herrscht.

Nicht in Australien allein begegnen wir diesem eigenthümlichen Verhältnisse, gerade so ist es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, besonders im Westen, wo die Zahl der Chinesen ziemlich groß ist.

Ich will mich nun bemühen, die Ursachen darzulegen, welche in Australien zur Verfolgung der Chinesen geführt haben. Wenn man bedenkt, welche Wichtigkeit der chinesischen Frage von den Kolonisten beigelegt wird, so sollte man glauben, daß die Zahl der Chinesen eine sehr bedeutende sein müsse, doch dieses ist keineswegs der Fall. Im Gegentheil, von der nahezu vier Millionen zählenden Bevölkerung Australiens machen die Chinesen nicht einmal zwei Prozent aus.

Weiter sollte man meinen, daß sie etwa durch ihre Konkurrenz — niederen Lohn — die europäischen Arbeiter schädigten. Auch dies ist nicht der Fall, und es muß im Gegentheil zugestanden werden, daß die Chinesen durch ihre Thätigkeit gar nicht unwesentlich zur Entwickelung der Kolonie beitragen, indem sie viele Arbeiten verrichten, welche überhaupt gar nicht unternommen würden, wenn keine Chinesen da wären.

Da ist in erster Linie die Goldgewinnung. Fast überall, wo die Chinesen Gold waschen, ist die Ausbeute eine so geringe, daß Europäer sich an solchen Stellen überhaupt nicht mit der Goldgewinnung beschäftigen würden, denn für sie wäre der Ertrag viel zu gering und würde nicht hinreichen, die Kosten zu decken, welche ihr eigener Lebensunterhalt erfordert. Für den Chinesen aber, der nichts ißt wie Reis, reicht der Ertrag hin. Besonders hervorzuheben sind auch die Gemüsegärten, welche von den Chinesen vielerorts mit größtem Erfolg kultivirt werden, wo die Europäer ihr Lebtag keinen Gemüsegarten zu Stande brächten. Die Chinesen

sind von Natur aus geschickte Gärtner, und die Sorgfalt, mit welcher sie ihre kleinen Gärten düngen und bewässern, und die wachsenden Pflanzen von Raupen und Schnecken säubern, ist geradezu bewunderungswürdig. Im Inneren des Landes sind die Chinesen häufig Köche und lassen sich überhaupt zu vielen Arbeiten verwenden, denen sich die Europäer nicht unterziehen wollen.

Es sind also in diesen Dingen die Chinsen den Australiern sehr nützlich, indem sie ihnen jene Arbeiten abnehmen, die wegen der Geduld, die sie erfordern und des geringen Ertrages, den sie abwerfen, für die anspruchsvollen und ungeduldigen Europäer nicht geeignet sind.

Da sollte man denn meinen, daß die Europäer froh sein müßten, die Chinesen im Lande zu haben. Doch nein. Nichts wünscht man in Australien sehnlicher, als wie alle Chinesen los zu werden.

Es müssen also ihre schlechten Eigenschaften sehr schwerwiegend auf das Urtheil der Europäer einwirken, daß dadurch der Nutzen, den die Chinesen bringen, so weit überwogen wird.

Es fragt sich nun, welches diese schlechten Eigenschaften sind; und da muß ich von vornherein bemerken, daß diese lange nicht so deutlich zu Tage liegen, wie die obgenannten guten Eigenschaften, und auch theilweise nicht so handgreiflich sind. Ich habe aber während meines fünfjährigen Aufenthaltes in den Kolonien einen hinreichenden Einblick in die Lebensweise und das Betragen der Chinesen gewonnen, um die wahre Ursache — wie ich glaube — des Hasses, der ihnen entgegengebracht wird, zu erkennen. Verschiedene Ursachen, wie Unehrlichkeit und Schmutz werden vorgeschützt, doch die wahre Ursache des Hasses liegt viel tiefer und ist in dem chinesischen Nationalcharakter begründet.

Um diese Sache verstehen zu können, wird es zunächst nöthig sein, zu untersuchen, was die Chinesen selber über ihre Beziehungen zu der herrschenden europäischen Rasse denken.

China hat eine Geschichte, die zurückgeht bis zum Jahre 2597 v. Chr. Es ist ohne Vergleich das konservativste Land auf der Erde, und unbeleckt durch die moderne Kultur des Westens, ist noch heute der Chinese seinen althergebrachten Sitten und Gebräuchen treu.

Für ihn giebt es nur Chinesen und Barbaren, und er blickt von einer solchen Höhe herab auf uns barbarische Europäer, daß man sogleich bemerkt, daß er uns nicht als Mitmenschen, sondern als eine niedrigere Thierspezies ansieht.

Wie, während des Krieges von 1860 die Chinesen es nicht für nöthig hielten, ihr gegebenes Wort den Engländern und Franzosen, welche in chinesisches Gebiet eingefallen waren, zu halten, so sieht auch jeder einzelne Chinese noch heutzutage in keinem Vertrage mit Ausländern etwas Bindendes.

Der Chinese benützt Ausländer eben nur so wie eine Sache, davon, daß er ihnen gleiche Rechte einräumte, auch in ihrem eigenen Lande, ist keine Rede.

Dieses ist der Grundzug des Benehmens der Chinesen den Europäern gegenüber. Was wir davon beobachten, ist nichts als die natürliche Folge der den Chinesen eingeborenen Idee, daß sie allein Menschen seien — alle Ausländer nur höhere Thiere.

Ebensowenig wie der Chinese sich scheuen würde, einen Fuchs in einer Falle zu fangen, ebensowenig Gewissen macht er sich daraus, einen Europäer zu betrügen und zu übervortheilen. Doch der Chinese ist schlau. Wohl weiß er, daß das Gesetz die Europäer schützt vor Betrug, und daß gerade ihm, dem Chinesen gegenüber, kein Geschworenengericht in Australien die geringste Milde an den Tag legen, und kein Richter ein anderes als das höchste Strafmaß bestimmen wird. Meist gelingt es ihm, das Gesetz sich vom Halse zu halten, und das Gesetz schützt in der That die Europäer nur in einem gewissen Grade, aber keineswegs vollkommen. Jeder Chinese betrügt, wo er kann, und wenn schon der Schaden, der den Europäern daraus erwächst, empfindlich für sie ist, so ist doch das überlegene und selbstzufriedene Hohnlächeln, mit welchem der Chinese die Transaktion begleitet, der Hauptgrund des Aergernisses, welches dem Europäer daraus erwächst.

Wenn schon in geschäftlicher Beziehung dieses Gefühl der Irresponsibilität der Chinesen den Europäern gegenüber viel zur Anfachung des Hasses bei den letzteren beiträgt, so ist es doch eine andere Folge dieses Irresponsibilitätsgefühls, welche hier in erster Linie in Betracht kommt.

Nur selten und ganz ausnahmsweise bringen die Chinesen ihre Frauen mit nach Australien. Auf 50 Chinesen kommt kaum eine Chinesin.

Nun lieben aber die Chinesen keineswegs das Cölibat, und sie bemühen sich daher, europäische Concubinen zu bekommen, was ihnen, zur Schande der Australierinnen, ganz leicht gelingt.

Unerfahrene Mädchen werden von den Chinesen beschenkt, werden zum Opiumrauchen angeleitet und dann, wenn sie im Opiumrausche jeden moralischen Halt verloren haben, zu dem gemacht, was sie bleiben müssen. Häufig werden diese Mädchen anfangs geradezu gefangen gehalten, und erst wenn sie sich völlig an das Opiumrauchen und an ihre schmutzigen Liebhaber gewöhnt haben, wird ihnen wieder Freiheit gestattet.

Es läßt sich wohl denken, mit welchen Gefühlen die europäischen Verwandten und Freunde solcher bedauernswerthen Mädchen die Chinesen und ihr unsittliches Treiben betrachten. Sie müßten ja, ich weiß nicht was für gemeine Naturen sein, wenn sie über eine solche That nicht alle anderen Rücksichten vergessen würden, dem Haß und dem Abscheu gegenüber und dem Verlangen nach Rache.

Weit im Inneren des Landes, an der Grenze der europäischen Ansiedelungen, findet man vielerorts zahlreiche Chinesen, vorzüglich mit dem "Ringeln" [1]) der Bäume beschäftigt. Diese Chinesen errichten auch dort überall, wo sie zahlreich sind, Vergnügungslokale. Es wird ein Loch von 3 m Tiefe und etwa 6 m Breite und 15 m Länge gegraben und mit Bäumen, Aesten und Erde zugedeckt. In diesem Saale werden Schlafstellen und niedere Bänke aufgestellt. Hier rauchen die Chinesen Opium, hier spielen sie um chinesisches Geld [2]) Fan tau [3]), und hier halten sie auch einige Europäerinnen.

Nun giebt es weit im Innern des Landes überhaupt fast gar keine Frauen, und es läßt sich wohl denken, mit was für Gefühlen die Europäer diese Wirthschaft der Chinesen betrachten. Es ist nur erstaunlich, daß diese chinesischen Spiel- und Schand-Höhlen nicht öfters von den Europäern zerstört werden, als dieses in der That geschieht.

Der Chinese, dem es in dem Himmlischen Reiche nicht gut gehen will, kommt nach Australien. Er geht zu Fuß durch das Land, schläft im Freien, trinkt nur Wasser und ißt kein Fleisch. Möglichst sparend, kommt er ins Innere und beginnt zu arbeiten. Er ist unglaublich fleißig und genügsam, wenngleich schwach und nichts weniger als energisch. Er arbeitet, stiehlt, betrügt und darbt, bis er aus den Barbaren, in deren Mitte er lebt, hinreichend Geld herausgepreßt hat. Dann schnürt er sein Bündel und kehrt zurück nach einer der Hafenstädte — wieder zu Fuß —

[1]) Die Squatters lassen die Bäume des Urwaldes durch einen zolltiefen Ringschnitt tödten. Die Bäume trocknen aus und werden dann verbrannt. In dieser Weise rodet man den Urwald.

[2]) Aus Messing, fast werthlos.

[3]) Ein Hazardspiel.

und fährt möglichst billig in seine Heimath zurück. Er wäscht sich nie. Nur einen Luxus gestattet er sich — das Opium.

Stolz schüttelt der Chinese den Staub von seinen Füßen, wenn er das Land verläßt, das er, soweit es in seiner Macht stand, geplündert und entehrt hat. Seine Verachtung der Fremden geht so weit, daß er nicht einmal todt im Ausland bleiben will: er hat bei Landsleuten einen Fond hinterlassen, der dazu dienen soll, seine Leiche — falls er im Auslande stirbt — zurückzubefördern nach China.

Das ist der Standpunkt der Chinesen.

Es wird nun dem Leser einleuchten, warum man von Seite der Europäer diesen Menschen eine solche Abscheu entgegenbringt.

Schalen- und Rillensteine.

Von Dr. W. Fischer.

Auf oder an Steinen in Wald und Feld und an Kirchen finden sich napf-, schalen- oder rillenartige Vertiefungen, die der wunderslüchtigen Phantasie willkommene Anregung zu Sagenbildungen geliefert, der Alterthumsforschung aber schwer zu lösende Räthsel aufgegeben haben. Dr. Keller war der Meinung, daß die Deutung des Räthsels wohl für immer verloren gegangen sein möchte. Desor, der während des Studiums dieses Gegenstandes starb, gab an, daß der Franzose Caumont die Meinung aufgestellt habe, die künstlichen schalenartigen Vertiefungen hätten den Zweck gehabt, Wasser zum Opfer oder Blut von denselben aufzunehmen, und die Steine seien also Opfersteine gewesen. Aber viele dieser Steine liegen so schräg, daß sie mit den Schalen jenem Zwecke gar nicht hätten dienen können.

Die Namen vieler Steine verrathen, daß sie eine aus der Heidenzeit überkommene Bedeutung auch noch in frühchristlicher Zeit gehabt haben, und gesetzgeberische Maßregeln, die gegen sie ergriffen sind, bestätigen dies. Sie heißen Riesen-, Heiden-, Teufels-, in Frankreich Hexen- oder Feen-, in Schweden Elfensteine. Auch einen Baldrstein giebt es in Schweden, einen Perkunosstein bei den Letten, bei den Indern die Majadeos. Merovingische Könige und Konzile verboten die Verehrung von Steinen, und noch 1811 wurde ein heiliger Stein auf dem Rombinus-Berge bei Tilsit im Interesse der christlichen Religion zerstört. Vielleicht waren die kleinen napfartigen Vertiefungen, die sich neben den größeren Schalen auf den Steinen befinden, für die Kerzen bestimmt, von denen in den Verboten der Könige und Konzile gesprochen wird.

Bei einem durchlöcherten Steine der Orkney-Inseln werden noch jetzt bindende Ehegelöbnisse abgelegt (Odin's Versprechen), und in den Pyrenäen versammeln sich liebende Paare bei Markensteinen.

Nicht alle Vertiefungen auf Steinen sind schüssel- oder napfförmig. Bei Teplitz liegt nordnordwestlich vom Schloßberge ein gewaltiger Phonolithblock mit drei rechteckigen, 10 cm tiefen und wie ein Graben nach der Sohle zu enger werdenden Einschnitten. Sie liegen in der Richtung von SSW nach NNW hinter einander, die ersten beiden 11 cm lang und 26 cm von einander entfernt, der dritte 20 cm lang und von dem mittleren 57 cm entfernt. Da die Linie, in der diese Einschnitte liegen, gerade auf die Spitze des Schloßberges weist, so hat vielleicht zwischen diesem und dem Steine eine Beziehung bestanden. Der Stein ist härter als Stahl.

Einer der merkwürdigsten Steine ist der Teufelsstein bei Triebel in der Oberlausitz. Auf der Ostseite befindet sich ein treppenartiger Aufstieg, auf der Ost- und Südseite je eine Art von Halbkreis mit fünf eingebohrten Näpfen, auf der Nordwestseite sieben Näpfe in einem offenen Kreise, durch eine Art von Rinne verbunden, mit dem äußeren Kreisumfange den Abschluß in einer senkrecht eingeschnittenen 10 cm hohen Wand suchend. Die Näpfe haben einen Durchmesser von 7 cm und eine Tiefe von 10 cm und sind in derselben Weise gebohrt wie die vorgeschichtlichen Steinhammer. In den meisten sind die abgebrochenen Zapfen sichtbar, die bei der Bohrung stehen blieben (nach Dr. Bedenstedt). Sollten diese Näpfchen auch einst Kerzen aufgenommen haben?

Bei Staden an der Nidda ist auf einer vorspringenden Bergkuppe ein mit Basaltblöcken belegter runder Platz, der auf einer Erhöhung einen 3,5 m langen und 1 bis 2 m hohen Basaltblock zeigt. Auf der Oberfläche desselben liegen neben einander drei annähernd gleiche Näpfe, die ersichtlich eingerieben sind. Sie werden nur durch schmale Brücken getrennt; ihre Längendurchmesser betragen 47,5 und 60 cm, ihre Breitendurchmesser 55,5 und 50 cm, ihre Tiefe 27 und 24 cm. Außerdem befinden sich zahlreiche kleinere Näpfe auf der Oberfläche. Das umwohnende Volk meidet diese Stelle und nennt sie das Gestühl der wilden Frau (der Frau Holle). Es ist also immerhin möglich, daß hier eine heilige Stätte gewesen ist.

Auf dem großen Feldberge im Taunus liegt eine Felsgruppe aus Quarzit, die urkundlich schon 812 Brunhildenstein oder Brunhildenbett heißt. (Ist das vielleicht der Hindarberg, auf dem Sigfried Brunhilden aus dem Schlafe erweckte?) Da ist ein großer unregelmäßig gestalteter Block mit einer kreisrunden Schale von 30 cm Durchmesser und 16 cm Tiefe. Die Reibrillen sind deutlich sichtbar, der Stein härter als Stahl. Von der Schale aus zieht sich eine Rille nach SW, 17 cm lang, 11 cm breit und 4 cm tief. Auch sie ist ersichtlich von Menschenhand gemacht.

Diesen Beispielen von größeren und kleineren Vertiefungen, die künstlich in Steine eingerieben oder eingehackt sind, ließen sich noch verschiedene weitere anreihen. Dagegen giebt es wieder andere, bei denen lediglich natürliche Vorgänge heranzuziehen sein möchten. Namentlich scheint dies von den vielbesprochenen Schalensteinen des Fichtelgebirges gelten zu müssen, die nach Gruner's Erklärung sämmtlich auf Verwitterung und Auswaschung zurückzuführen sind.

Eine überraschende Erklärung für Markensteine gab Rödiger, Kulturingenieur zu Solothurn. Auf einer Reise in Graubünden fand er zahlreiche vorgeschichtliche Erdburgen, und bei Kästris im Oberlande einen Stein, dessen Schalenbild der „einfachen Situation von Seewis bis Oberkastels längs dem rechten Ufer des Glenner bis zum Zusammenflusse desselben mit dem Walliser-Rhein entsprach wie eine veraltete Landkarte einer neueren". Siebenjährige weitere Funde bestärkten ihn in seinen Anschauungen. Unter den Abbildungen des Höhlenfundes von Thayngen fand er drei Plättchen von Braunkohle und Knochen, die gewissermaßen eine Taschenausgabe von Karten des Höhgaues und eines Theiles des jetzigen Schaffhausen darstellen.

Rödiger's Erklärung findet eine überraschende Bestätigung in Zeichnungen, die Dr. med. Taubner zu Neustadt

in Westpreußen auf einem Steine fand, der von neolithischen Gräbern umgeben war und unweit eines Burgwalles lag. Vergleicht man die Zeichnung mit der Karte eines Gebietes, das im Norden von der Ostsee, im Osten von der Weichsel, im Süden von der Radaune und dem Anfange der Forse, im Westen von dem Anfange der Stolpe und von der Leba begrenzt wird, und mißt man die Entfernungen der Zeichnungen und Striche von einander, so findet man angegeben: den Stolp- und den Lebasee, den Ursprung und die Fortsetzung des Rheda-Flusses bis zur Einmündung in das Bruck'sche Bruch, den Ursprung der Ferse, Hela und Putzig. In der Mitte der Zeichnung befindet sich ein liegendes Kreuz, dessen Ostende an der Quelle der Rheda, und dessen Westende mit ihrem Einflusse in das Bruch zusammenfällt. Es mag also wohl eine Hilfszeichnung sein.

Rödiger deutet die Zeichen für die Schweiz folgendermaßen:

1. Linien, gerade oder krumme, sind Wege oder Marken, an denen sich Wege hinziehen.
2. Vierecke, Ellipsen, Kreise oder sonstige Figuren sind Bezirke, Landkreise, Gemeinden, Befestigungen.
3. Runde Schalen sind Wohnorte; • = Ansiedelung, ● = Weiler, ⬤ = Burg, ◎ = stärkere Burg.
4. ●—●, und auf gallischen Leuksteinen (lenga hieß das gallische Wegemaß) ●||●, sind zwei durch einen Weg verbundene Ansiedelungen.
5. ● ● bedeutet eine lange Fuhrt.
6. eine Reihe ganz kleiner Näpfchen bedeutet, wenn sie schön ausgeschliffen sind, eine Straße, wenn sie aber grob und eckig sind, eine Grenze. Letzteres gehört wohl einer späteren Zeit an.
7. ⬬ bezeichnet einen See, der jetzt oft zum Moore geworden ist. Dieses Zeichen steht auch auf dem Taubner'schen Steine da, wo der Stolp- und der Lebasee liegen.
8. Schalen oder breitere Rinnen von unregelmäßiger Form, selten ganz glatt gearbeitet, sind Berge oder Bergzüge.

Daß die Schalen und Rillen, welche sich in den Sand- oder Backsteinwänden alter Kirchen befinden, der christlichen Zeit entstammen, ist selbstverständlich; aber auch ihre Bedeutung ist dunkel. Die Rillen sollen an vielen Orten dadurch entstanden sein, daß man Waffen und namentlich Wolfsspieße an den Kirchwänden wetzte, um ihnen dadurch eine besondere Kraft zu verleihen, und da sie oft parallel verlaufen und sich in Reichhöhe befinden, so läßt sich diese Erklärung wohl hören. Wenn sie aber am Dome zu Braunschweig den Krallen des Löwen Heinrichs des Löwen zugeschrieben werden oder an einem anderen Orte den Krallen eines angelegten Wolfes, so liegt die Sagenbildung auf der Hand.

Die Rundmarken finden sich hauptsächlich an der Süd- und Westseite der Kirchen. Einige sind offenbar in jüngster Zeit, vielleicht von nachahmenden Kindern, angelegt; andere aber haben ein hohes Alter; einzelne auch beweisen durch ihre Brennhaut, daß sie schon vor der Einmauerung an dem Steine vorhanden waren. Da in Marken Krankheiten hineingeblasen sind, so werden die letztgenannten wohl diesem Zwecke gedient haben. Auf die zweite Klasse kann die Deutung Anwendung finden, daß sie von Männern eingerieben wurden, die damit ihr neugeborenes Kind der Kirche anzeigten oder empfahlen, oder von kinderlosen Frauen, die durch Verschluckung des ausgeriebenen Staubes ihr Uebel heben wollten. Hinter dem Altare einer südfranzösischen Kirche ist für den letzgenannten Zweck ein besonderer Stein bestimmt. Als Beispiel für nachträglich gefundene Erklärungen kann wohl die Kirche zu Treptow a. R. angeführt werden. Dort sollen die zahlreichen Hohlmarken an der Nordseite im Siebenjährigen Kriege durch russische Kartätschenkugeln eingeschlagen sein. Wäre das wahr, so hätten die Vertiefungen wohl nicht so glatte Wände.

In Aegypten fand Virchow Näpfe und spindelförmige Rillen. Die Näpfe aber lagen auf horizontalen Steinflächen in zwei Reihen von je sechs und dienten einem Spiele, bei dem Scherben oder Steine eingesteckt und nach bestimmten Regeln gewechselt werden. Die Rillen dagegen bedecken und verunstalten die alten bildlichen Darstellungen an Tempelwänden. Nun können diese Verunstaltungen nicht wohl schon zu altägyptischer Zeit vorgenommen sein. Aber auch aus neuester Zeit stammen sie nicht, weil die betreffenden Stellen von altem Schutt bedeckt waren, der erst kürzlich weggeräumt ist. Sie müssen also der frühchristlichen Zeit zugeschrieben werden, wo christliche Eiferer die Bilder und namentlich die Gesichter heidnischer Götter und Könige verschimpfirt und die stumpfgewordenen Picken in den kurzen spindelförmigen Rillen zu löblichem Thun aufs neue geschärft haben werden.

In Griechenland, dessen hauptsächlichste Ruinenstätten Virchow mit Schliemann besuchte, fand ersterer keine Rillen. Dort gab es auch keine Bilder, die zu zerpicken waren, sondern Götterbildsäulen, und diese wurden von den Barbaren durch schwere, wuchtige Hiebe oder Würfe zertrümmert.

Karstforschungen in Frankreich.

Von Franz Kraus.

Seit dem Jahre 1888 erforscht Herr E. A. Martel die Abgründe des Languedoc, und hat auch über die Resultate der beiden Arbeitsperioden von 1888 und 1889 sehr interessante Daten über die Ergebnisse seiner gefahrvollen Expeditionen in der Zeitschrift „La Nature", sowie eine systematische Darstellung derselben in einem besonderen schönen und reich mit Abbildungen, Karten, Plänen und Profilen ausgestatteten Werke veröffentlicht [1]). Nach diesen Darstellungen sowie nach den beigegebenen Illustrationen scheinen die Abgründe des Languedoc (welche am Orte avens genannt werden) mit jenen des Karst so viele Analogien zu besitzen, daß sie zu vergleichen förmlich herausfordern.

Gleichwie am Karste giebt es dort ebenfalls zwei Typen, welche unseren Einsturzdolinen und unseren Erosionsschlünden gleichkommen. Auch die langgestreckten Wasserhöhlen fehlen dort nicht, sowie die Trümmerkegel am Fuße der Naturschächte, die mit offenen Galerien in Verbindung stehen. Der Durchschnitt, den A. v. Morlot seiner Publikation über die Lindnerhöhle bei Trebich (nächst Triest) beigegeben hat, erinnert ungemein an den Durchschnitt des avene de Tabourel, und jenes von de la Bresse bei Maubert. Obwohl deren Tiefe eine bedeutend geringere ist, so besitzen sie doch dieselbe charakteristische Etagenform, mit den durch enge Schlote verbundenen Wei-

[1]) E. A. Martel, Les Cevennes et la région des causses. Paris 1890. Ch. Delagrave.

tungen. Der unterirdische Flußlauf, den Herr Martel im Verein mit seinem Vetter Herrn Gaupillat durch den Naturschacht von Padirac erreicht, und den er 2200 m weit verfolgt hat, ohne seinen Endpunkt zu erreichen, gleicht in vielen Stücken den unterirdischen Flußläufen des Karst; insbesondere erinnern die zahlreichen Kaskaden und Stromschnellen in der unteren Hälfte dieses merkwürdigen Wasserlaufes an jene der Reka, während der obere mit sanftem Gefälle fließende Theil mehr dem Poik-Laufe zwischen der Doleuzpforte und dem oberen Ende der Pinka jama gleicht. Der Abgrund von Rabanel hat wieder eine große Aehnlichkeit mit dem Naturschachte der Gradišnica, und selbst die Tiefe von 212 m kommt jener der Gradišnica mit 225 m ziemlich nahe. Ebenso fehlt die Tropfsteinhöhle der mittleren Etage nicht, die Herr Martel Grande salle de la Rivière nennt, und welche so ziemlich in der gleichen Höhe liegt, wie der Hauer-Dom in der Gradišnica, aus dem Herr Putick s. Z. die merkwürdigen Tropfsteinperlen herausgeholt hat, die sich derzeit im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien befinden. Der letzte Absturz führt in beiden Schachten in eine Halle, deren Sohle massenhafter Höhlenlehm bildete, in dem das von oben her zufließende Wasser versickert.

Von den 14 untersuchten Schächten haben 3 zu unterirdischen Wasserläufen geführt, während die anderen von ungenügender Tiefe waren. Herr Martel schließt daraus, daß die Naturschächte und die Wasserhöhlen von einander unabhängig seien, und daß nur die Einsturzschächte, deren Vorhandensein er zugiebt, mit den Höhlen in bezug stehen. Daß verschiedene Ursachen zur Bildung von Naturschächten führen können, ist durch die Karstarbeiten längst erkannt. Aber auch die durch Erosion erweiterten Spaltensysteme müssen naturgemäß das aufgenommene Wasser einem Horizonte zuführen, wo es durch geräumigere Höhlen abfließen kann.

Wäre dies nicht der Fall, so müßte man in allen diesen Schächten permanent hoch aufgestautes stagnirendes Wasser finden, was aber am Karste sowohl als auch in Frankreich nirgends noch konstatirt worden ist. Vielmehr verschwinden auch größere Wassermengen in derlei Schächten ziemlich rasch, und man erkennt das höchste Niveau, welches die trüben Höhlenwässer bei außerordentlich starken Zuflüssen zeitweise erreichen, an den Lehmbeschlägen in den tiefsten Partien. Nach den Putick'schen Angaben erreicht das höchste Niveau in der Gradišnica etwa 40 m, während unter normalen Verhältnissen nur ein kleiner Tümpel in einer Ecke der großartigen Halle sich befindet, und der wahrscheinlich permanente Sturzbach (welcher die Befahrung dieses Raumes so unangenehm machte, weil man ihn beim Abstiege absolut passiren mußte) sofort verschwindet.

Herr Martel schreibt die Bildung der Naturschächte vier verschiedenen Ursachen zu, und zwar: 1. lokalen Dislokationen (Senkungen, Einbrüche), 2. oberirdischer Erosion, 3. unterirdischen Wasserläufen (subterrane Erosion, Druckwirkung, Nachbrüche), 4. chemischen Wirkungen; und er fügt hinzu, daß oft mehrere dieser Einflüsse an der Bildung eines Naturschachtes betheiligt gewesen sein können. Dies stimmt mit den Erfahrungen überein, die auch über die ähnlichen Erscheinungen am Karste gewonnen worden sind. Dagegen leugnet er die reihenweise Anordnung (jalonnement), was wohl daher rühren mag, daß die Zusammengehörigkeit der einzelnen Objekte noch nicht durch Eintragung in Karten konstatirt worden ist, was eine der ersten Arbeiten war, die am Karste gemacht wurde. Auch liegen die von Herrn Martel untersuchten Schächte viel zu weit auseinander, um ein klares Bild zu geben. Sie befinden sich in fünf verschiedenen Departements (Aveyron, Lozère, Gard, Hérault und Lot) über ein Plateaugebirge verstreut, welches unserem Karstplateau landschaftlich ungemein ähnlich ist und dem Cevennen-Zuge angehört. Tief eingeschnittene Thäler bilden förmliche Cañons in diesem Plateau, und auch diese haben ihre Analogien am Karst in dem Rekathale, Mühlthale, der Rakbachschlucht und noch in vielen anderen durch Einbruch der Höhlendecken entstandenen Thälern. Bekanntlich hat der englische Höhlenforscher Dawkins schon einen ähnlichen Thalbildungsprozeß in dem von ihm erforschten Terrain nachgewiesen, jedoch hat derselbe ausschließlich ein Verrücken der Thäler von den Quellen aus zugegeben, während gerade die kurze Rakbachschlucht mit ihren stehengebliebenen Resten der ehemaligen Höhlendecken den Beweis liefert, daß dieser eigenartige Thalbildungsprozeß auf jedem beliebigen Punkte beginnen, und sowohl nach vorwärts als auch nach rückwärts schreiten könne. Herr Martel begnügt sich mit Recht, die Bildung der tiefeingeschnittenen Schluchten als Einsturzerscheinungen zu erklären, ohne sich auf weitere Details einzulassen. Aus einzelnen Erscheinungen lassen sich ja stets schwer Theorien ableiten, und nur ein so umfassendes Material wie dasjenige, welches die Karsterforschung geliefert hat, gestattet es, durch die Häufigkeit großartiger Erscheinungen auf das Vorhandensein gewisser Entstehungsursachen schließen zu dürfen.

Für den Naturforscher wie für den Hydrotechniker ist der in der Zeitschrift „La Nature" sowie in dem fraglichen Werke abgebildete Plan des unterirdischen Flußlaufes von Bramabiau gleich interessant. Der „Bonheur" genannte Fluß, der früher einen oberirdischen Lauf hatte, was drei alte Rideaus beweisen, hat sich durch eine 700 m breite Felsbarre einen unterirdischen Weg gebahnt, und besitzt auf dieser kurzen Strecke ein Gefäll von 100 m, was wohl die Ursache sein dürfte, daß erst durch die genügend ausgerüstete Expedition des Herrn Martel eine vollständige Befahrung und Vermessung der ganzen Höhle mit allen ihren Abzweigungen möglich wurde. Letztere haben ein ganz besonderes Interesse durch die in ihrem Verlaufe befindlichen abzweigenden Gänge und die in denselben entspringenden Quellen, die mit dem Hauptgerinne ein ganzes unterirdisches Flußsystem mit Seitenzuflüssen bilden. Die weitere Verfolgung einer solchen Quellspalte dürfte zu neuen Entdeckungen führen, und den Zusammenhang scheinbar entlegener Schlünde mit dem Hauptgerinne erweisen.

Zur Befahrung der Tümpel und der unterirdischen Flußläufe hat sich Herr Martel des zerlegbaren Bootes von Osgood mit großem Vortheile bedient. Dieses aus imprägnirtem Baumwollstoffe gefertigte Fahrzeug wird vom Erfinder (N. A. Osgood in Battle-Creek, Michigan) in fünferlei Typen angefertigt. Herr Martel empfiehlt besonders den Typus Nr. 2 für zwei Personen. Die Länge eines solchen Bootes beträgt 3,60 m, die Breite 0,90 m, es wiegt sammt Ausrüstung 23 kg und hat eine Tragfähigkeit von 270 kg. Der Preis stellt sich auf 200 Francs loco Battle-Creek. Inclusive Zoll und Spesen dürfte der Preis für Deutschland circa 250 bis 260 Mark erreichen, für Oesterreich also circa 150 Gulden.

Der Umstand, daß Herr Martel von den seit mehreren Jahren so intensiv betriebenen Karstarbeiten keine Kenntniß zu haben scheint, hat ihn zu selbständigem Vorgehen gezwungen, und er hat sich in höchst anerkennenswerther Weise auf den eigenen Füßen gehalten. Neu ist nicht nur die Anwendung des Osgood-Bootes, sondern auch die Verwendung des Telephons für die Signale während des Abseilens. Das höchst unangenehme Drehen des Seiles während des Ablassens und Aufziehens, über welches sich Herr Martel so sehr beklagt, kann übrigens dadurch vermindert werden, daß man entweder ein Drahtseil verwendet, oder daß man die Hanfseile stark einfeuchtet. Auch eine quer über den Schultern befestigte lange Stange leistet oft gute Dienste, wenn man nicht in weiten Räumen ganz frei in der Luft zu hängen gezwungen ist.

Kürzere Mittheilungen.

Die intermittirende Springquelle in Rank-Herlein in Ober-Ungarn.

Wer die Absicht hat die Karpathen zu besuchen, der möge hier auf eine höchst interessante und sehenswerthe, aber selbst im eigenen Lande wenig bekannte Naturerscheinung aufmerksam gemacht sein: auf die oben bezeichnete Springquelle, die ähnlich wie ein Geyser in bestimmten Zeitintervallen einen mächtigen Wasserstrahl mehrere Meter hoch in die Luft schleudert. Als ich im August 1888 den kleinen Badeort Rank-Herlein aufsuchte, betrug die Höhe des Wasserstrahls ungefähr 15 m, die Dauer der Eruption 8 Minuten und die Ruhepausen 9½ Stunden.

Rank-Herlein liegt an der westlichen Lehne des Tokay-Eperjeser Trachytzuges der Karpathen, im Komitate Abauj in einer Höhe von 392 m. Von Kaschau aus erreicht man es auf einer guten Fahrstraße in 2½ Stunden. Auf dem freien Platze vor dem Kurhause ragt aus der Mitte eines octogonalen Bassins ein Rohr ungefähr 1 m hoch empor, das zu einer 404 m tiefen Bohrung führt. In den Ruhepausen ist das Bassin leer und das Wasser im Rohre in einer Tiefe von 2 m sichtbar. Eine halbe Stunde vor der Eruption hört man aus dem Rohre ein Sausen, als ob das Wasser sieden wolle, und es hat auch ganz das Aussehen danach, obwohl es nur eine Temperatur von 15° hat. Unter heftigem Brausen steigt das Wasser aus dem Rohre hervor, aber nicht als Strahl, sondern in unendlich viele Schaumtheile zerrissen, einer Dampfwolke ähnlich; es zieht sich wieder zurück, um im nächsten Augenblicke wieder in die Höhe zu schnellen, und die angeführte Höhe zu erreichen, die es durch mehrere Minuten behält.

Auf jeden Zuschauer muß die Erscheinung überwältigend wirken. In der mächtigen schneeweißen Schaummasse erblickt seine Phantasie die sonderbarsten Formen und Gestalten. Die bei einer Eruption ausgeschleuderte Wassermenge soll 1500 bis 1700 hl betragen.

Wie beim Großen Geyser auf Island der Wasserdampf, so ist das hier wirkende Agens die Kohlensäure, die die Quelle in einer Menge enthält, die um so bedeutender wird, je größer der Druck ist, unter dem das Wasser steht. In einer Tiefe von 400 m kann das Wasser das 40fache seines Raumes an freier Kohlensäure aufnehmen; dieselbe hat aber dann die gewaltige Spannkraft von 40 Atmosphären.

In Petermann's Geographischen Mittheilungen (Jahrgang 1877) findet sich eine interessante Abhandlung Lundmann's über die Entstehung der Quelle.

Die Bohrung wurde im Jahre 1870 begonnen und bis 1875 fortgesetzt. Das eruptive Emporsteigen des Wassers über die Mündung der Röhre zeigte sich zum ersten male im Sommer 1873, dann wieder vom 4. bis 24. October 1874, während welcher Zeit es fortwährend bis zu einer Höhe von 1 bis 6 m sprang. Nach und nach entwickelte sich dann der periodische Charakter der Quelle, indem sie mit 1½stündigen Pausen ungefähr 12 Stunden 1 bis 10 m hoch sprang. Die Höhe stieg fortwährend, bis sie 1875 40 m erreichte. Damals dauerte eine Eruption ¾ bis 1 Stunde, und die Ruhezeit betrug 15 bis 18 Stunden. Jetzt wird die Höhe von 20 m selten erreicht, die Eruption dauert 8 bis 10 Minuten, die Ruhepause 9 bis 10 Stunden. K.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der deutsch-österreichische Alpenklub hat eine wissenschaftliche Kommission eingesetzt, welche damit beauftragt ist, die geographisch geologischen Fragen, die sich an die Alpen knüpfen, insbesondere aber die auf die Gletscher und Bergströme bezüglichen, so genau als möglich zu verfolgen. Mitglieder der Kommission sind die Professoren A. Penck und J. Hann in Wien, Professor E. Richter in Graz, Professor J. Partsch in Breslau und Dr. Finsterwalder in München — Namen, die eine umsichtige Inangriffnahme und eine gründliche Lösung der alpinen Probleme von vornherein verbürgen dürften.

— Von Seiten der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg werden im Laufe des Sommers 1890 folgende Forschungsreisen theils unterstützt, theils selbstständig ins Werk gesetzt werden: Herr Istomin, Schriftführer der ethnographischen Abtheilung der Gesellschaft, wird seine im Jahre 1889 theils zu ethnographischen, theils zu archäologischen Zwecken begonnenen Forschungen im Gebiet der Petschora fortsetzen. Herr Ssokolof wird sich nach Ssamara und Orenburg begeben, um Messungen der Länge des Sekundenpendels vorzunehmen. Nach dem Kaukasus werden die Herren Krasnof und Kusnezof gehen, der letztere, um seine Untersuchungen in Swanetien zu vollenden, der erstere, im Auftrage des Petersburger botanischen Gartens, geobotanische Studien zu machen. Dem ersteren hat die Geographische Gesellschaft ihrerseits die Aufgabe gestellt, Beobachtungen über die Bewegungen mehrerer bisher wenig beachteter Gletscher vorzunehmen. An der Expedition, welche im Schwarzen Meere im Auftrage des Marineministeriums Tiefenmessungen auszuführen hat, werden als Vertreter der Geographischen Gesellschaft die Herren Baron Wrangel und Augus theilnehmen. Neue Unternehmungen außerhalb Rußlands sind nicht geplant, die schon im Gange befindlichen in Centralasien, die der Herren Piefzof, Grum-Grshimailo, Grombtschefski, werden selbstverständlich weitergeführt.

— Der russische Geograph Antonof hat im Jahre 1888 mehr als 100 Höhenmessungen im südlichen Ural, im Gebiete der Bjelaja und Ufa, vorgenommen, und es hat sich dabei die Tschernitschef'sche Feststellung bewahrheitet, daß nicht der Iremel, sondern der Yaman-Tau der höchste Berg des südlichen Ural ist. Die Höhe des letztgenannten Berges beträgt 1646 m.

Asien.

— M. H. Dauvergne berichtet über seine zweite Pamir-Reise (1889) an die Pariser Geographische Gesell-

schaft: Auf meiner zweiten Reise hatte ich mehr die Forschung als die Jagd im Auge. Im Kuenluen begegnete ich dem Obersten Pjeßzof. Dann besuchte ich Toong Mariom, Sarikol, Taich Kurghane, Karatschunkar und die Taghdumbasch-Pamir. Ferner fand ich die Quellen des Oxus in drei großen Gletschern des Hindukusch. Dem genannten Flusse folgend, kam ich nach Pamir Khurd und Sarhadd, wo ich in die Gefangenschaft afghanischer Räuber gerieth. Es gelang mir aber, ihnen zu entkommen, und über Gletscher und Schnee unter großen Anstrengungen und Gefahren für meine Augen nach dem Thale von Karamber und nach Gilgit zu gelangen. Ich habe 27 Pässe von 3200 bis 5600 m Höhe überschritten, 12 große Ströme durchkreuzt und 1500 bis 1600 Meilen zurückgelegt. — Einen genaueren Bericht und die Veröffentlichung einer Karte bereitet der Reisende, dessen Gesundheit stark angegriffen ist, vor.

— In Band 57, S. 303 hatten wir auf die in archäologischer Beziehung bedeutungsvolle Reise des Herrn N. Jadrinzef nach den Quellgegenden des Orchon aufmerksam gemacht. Die Wichtigkeit derselben ist in Rußland so anerkannt worden, daß man beschlossen hat, auf Staatskosten den genannten Forscher noch in diesem Jahre von neuem dahin auszusenden und ihm zugleich zwei Fachgelehrte als Begleiter mitzugeben. Beide tragen deutsche Namen; der eine ist ein Herr Klemenz, der sich durch eine Beschreibung der im Museum zu Minussinsk aufgesammelten Alterthümer als Kenner sibirischer Alterthümer bekannt gemacht hat, der andere ein junger Sinologe, Herr Koch, der seine Studien an der St. Petersburger Universität soeben mit Auszeichnung beendet hat.

— Albert Develay und Georges Pisson sind von dem französischen Handelsministerium mit einer Reise nach Kleinasien, Persien und Afghanistan betraut worden. Ihr besonderes Augenmerk gedenken die beiden Reisenden auf die wenig bekannten Gegenden zwischen Kaschan und Tebbes — in der großen persischen Salzwüste — und zwischen Herat und Kabul — das Thal des Herirud und das Gebiet der Aimak und Hazareh — zu lenken.

— Die gesellschaftliche Stellung der Künstler in Japan wurde neuerdings in verschiedenen Zeitungen jenes Landes besprochen. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, werden Künstler — wie seit alter Zeit — einfach als Handwerker betrachtet; selbst in bezug auf die größten Maler, Bildhauer, Lack- und Emaillearbeiter, wird keine Ausnahme gemacht. Die vier Klassen des Volkes waren von jeher, von unten angefangen, Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer, Krieger; die Stellung des Kaufmanns hat sich sehr zu seinem Vortheile verbessert, doch die des Künstlers bleibt unverändert dieselbe. Eine der bedeutendsten Zeitungen Japans spricht den Wunsch aus, daß Titel und Rang an Künstler, ebensowohl wie an ausgezeichnete Politiker, verliehen werden möchten, und wenn eine solche Maßregel verfrüht erscheinen sollte, bringt sie die Verleihung irgend einer besonderen Auszeichnung in Vorschlag; dazu kommt noch, daß — wie dasselbe Blatt („Nitschi Nitschi Schimbun") berichtet — die Belohnung der Künstler ungenügend ist. Fremde sind die besten Käufer der Kunsterzeugnisse und durch das Bestreben, dem Geschmacke derselben zu genügen, geht ein Theil der Originalität verloren. Das Blatt will, daß eine genügende Summe ausgeworfen werden solle, um Kunstgegenstände anzukaufen, die in einem Nationalmuseum aufzustellen wären. Auch die „Japan Mail" bespricht die hier angeregte Frage und weist darauf hin, daß die einheimischen Künstler gewissermaßen im Dunkel und von der Gesellschaft vernachlässigt thätig sein müssen, der Mangel einer Organisation hemmt ihren Fortschritt, die Umstände, unter denen Kunstwerke bestellt werden müssen, sind selbst für die abschreckend, welche gut bezahlen wollen. Ein Kunstwerk bestellen heißt, zunächst die Hälfte des Preises voraus bezahlen, und dann sich darauf gefaßt machen, Monate, vielleicht Jahre, auf die Vollendung zu warten. Eine bestimmte Zeit kennt man in solchen Sachen nicht. Weder der Holz- noch der Elfenbeinschnitzer, und ebenso wenig der Metallarbeiter oder irgend ein anderer Künstler kümmert sich irgendwie um die Zeit. Er wird fleißig sein oder feiern, wie er gerade Lust hat. Zu höflich, einen Auftrag abzuweisen, ist er auf der anderen Seite zu unabhängig, denselben anders, als nach den Eingebungen seines eigenen Willens, zu erledigen. Doch, meint das Blatt, wenn eine Anzahl Künstler enger durch den Rahmen einer Organisation verbunden und von Kapitalisten unterstützt würden, wären sie im Stande, Ausgezeichnetes zu vollbringen.

— Die englische Regierung führt den Kampf gegen die Heuschrecken auf Cypern jetzt mit dem größten Eifer und sucht namentlich durch Einsammeln der Eierhäufchen derselben Herr zu werden. In dem Jahre 1883/1884 wurden, nach dem dem Parlament erstatteten offiziellen Berichte, über fünf Milliarden solcher Eierhäufchen eingeliefert und vernichtet. Die Masse der Heuschrecken wurde dadurch allerdings erheblich vermindert, aber durchaus noch nicht vernichtet, denn 1885/1886 wurden immer noch 250 Millionen Eierhäufchen eingesammelt; doch hofft man in einigen Jahren die Insel von der Geißel befreit zu haben. — Auch die französische Regierung hat sich zu ernstlichen Schritten in Algerien, wo Stauronotus maroccanus sehr verderblich wird, entschlossen; der Entomologe Kunckel d'Herculais ist auch für diesen Sommer wieder zu wissenschaftlichen Untersuchungen dorthin entsandt worden.

Afrika.

— Der bekannte Kongo-Reisende, Dr. R. Büttner, ist dazu ausersehen worden, die wissenschaftliche Leitung der Station Bismarckburg, im deutschen Togo-Lande, zu übernehmen.

— Die Reise M. F. Foureau's in der südlich von Algerien gelegenen Wüste scheint in vielfacher Beziehung sehr interessant und ergebnißreich gewesen zu sein. Der Reisende drang bis 80 km über Ain-Salah vor, und es gelang ihm, eine größere Anzahl von genauen Orts- und Höhenbestimmungen vorzunehmen, durch die das Kartenbild der Gegend manche Veränderung erfahren wird. Der Südrand des Plateaus von Tademayt liegt reichlich 500 m über dem Wad Massin, das hier selbst eine Höhe von wenigstens 400 m über dem Meeresspiegel hat. Die Gummibäume erreichten in der Gegend eine Höhe von 14 bis 15 m (Vergl. Compte rendu der Pariser Geographischen Gesellschaft, 1890, p. 198.)

— Der bekannte polnische Reisende Rogozinski hat im Januar d. J. zusammen mit seiner Frau eine Besteigung des Clarence Peak auf der Insel Fernando Po ausgeführt und besonders eine botanische Sammlung von dem Berge herabgebracht. Auf dem Gipfel fand er eine Flasche mit einem Zettel darin, die ein früherer Besteiger des Berges, Julian Pellon, im Jahre 1860 daselbst niedergelegt hatte.

Nord- und Mittelamerika.

— Während sich unsere europäischen Hausthiere bekanntlich in Nordamerika in sehr vorzüglicher Weise acclimatisirt haben, so daß sie heute in Riesenzahlen daselbst vertreten sind, so läßt sich das Gleiche nicht behaupten von den verschiedenen Thieren, die anderen Erdgegenden und besonders den Tropen entstammen, und wir sind geneigt, hierin den Grund davon zu suchen, daß die zoologischen Gärten in Nordamerika bisher nur eine sehr geringfügige Entwickelung erlangt haben. In dem kleinen zoologischen Garten des New-Yorker Central-

parkes richtet namentlich die Lungenentzündung große Verwüstungen an, und wer die Temperaturstürze des nordamerikanischen Klimas kennen gelernt hat, wird sich darüber nicht wundern. Wenn man nun in den Vereinigten Staaten gegenwärtig damit umgeht, in der Bundeshauptstadt Washington, an dem Rock Creek, einen zoologischen Park im größten Style anzulegen, so wird man sich auf dieselbe Schwierigkeit gefaßt machen müssen. Von dem Kongresse steht freilich eine bedeutende Geldbewilligung zu dem angegebenen Zwecke zu gewärtigen.

— Der Wettkampf, in welchem sich England und die Nordamerikanische Union bezüglich der Eisen- und Stahlindustrie mit einander befinden, wendet sich mehr und mehr zu gunsten des letzteren Staates. Im Jahre 1882 nur etwa die Hälfte des Roheisens erzeugend, wie Britannien, darf man annehmen, daß die Union in dem laufenden Jahre mindestens den gleichen Betrag, wie dieses Land, erzeugen wird, und in der Stahlschienen- und Stahlschwellenverfertigung hat es bereits seit 1884 den entschiedenen Vorrang. Die Einzelnheiten ergaben sich aus folgenden Tabellen:

An Roheisen erzeugte

im Jahre	Großbritannien Tonnen	die Union Tonnen
1882	8 586 680	4 623 323
1883	8 529 300	4 595 510
1884	7 811 727	4 097 868
1885	7 415 469	4 044 526
1886	7 009 754	5 663 329
1887	7 559 518	6 417 148
1888	7 998 969	6 489 738
1889	8 245 336	7 603 642

Stahlschienen producirte

im Jahre	England Tonnen	die Union Tonnen
1878	622 390	491 427
1879	520 231	610 682
1880	732 910	852 196
1881	1 023 740	1 187 770
1882	1 235 785	1 284 067
1883	1 097 174	1 148 709
1884	784 968	996 983
1885	706 583	959 471
1886	730 343	1 574 703
1887	1 021 847	2 101 904
1888	979 083	1 386 277
1889	943 048	1 510 057

Stahlschwellen erzeugte

im Jahre	England Tonnen	die Union Tonnen
1882	1 673 649	1 514 687
1883	1 553 380	1 477 345
1884	1 299 676	1 375 531
1885	1 304 127	1 519 430
1886	1 570 520	2 269 190
1887	2 089 403	2 336 033
1888	2 032 794	2 511 161
1889	2 140 793	2 930 201

Bezüglich der Stahlproduktion im allgemeinen übertraf die Union ihren europäischen Rivalen in den Jahren 1886 und 1887, während in den Jahren 1888 und 1889 England bis auf weiteres den Vorrang wieder gewann.

Südamerika.

— Der Ingenieur A. P. Bell hat im Jahre 1887 zusammen mit C. V. Burmeister, dem Sohne des bekannten Naturforschers H. Burmeister, eine Expedition nach der Quellgegend des Chuput-Flusses geführt, in der Absicht, einen Paß aufzufinden, der sich zur Herstellung einer Eisenbahn von Argentinien nach Chile eignet. Die Expedition verfolgte zuerst die Route Fontana's vom Jahre 1885 bis 1886, von der großen Biegung des Stromes an wandte sie sich aber gerade nach Westen, während Fontana von dort nach Nordwesten ging. Sie fand nun einen westwärts fließenden, schnellenreichen, unschiffbaren Strom auf, den die begleitenden Indianer Carren-Leufu nannten, und der nicht mit dem Corcovado Fontana's identisch sein kann. Das dichte Gehölz, das die Ufer des Stromes bedeckte, verhinderte ein weiteres Vordringen, und die Expedition ging auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, wieder zurück. — In der Folge unternahm dann C. V. Burmeister (November 1887 bis Mai 1888) eine zweite Expedition entlang dem Rio Chico, und er erreichte nicht bloß den Colhue- und Musters-See, sondern er überstieg auch die Kordilleren und gelangte, dem Rio Santa Cruz folgend, nach Puerto Deseado, um von da nach dem Colhue See und dem Chuput zurückzukehren. Mit Moyano's Route fällt diejenige Burmeister's nur im Anfange zusammen (Vergl. „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft, Vol. XII, p. 291).

Allgemeines.

— Dr. Max Buchner ist von seiner nahezu zweijährigen Reise in Australien, Japan, China, den Philippinen und Indien nach München zurückgekehrt, und hat dem von ihm geleiteten ethnographischen Museum zu München zahlreiche werthvolle Bereicherungen heimgebracht.

Bücherschau.

— Millery. Garrick, Israelite and Indian. A Parallel in Planes of Culture. Reprinted from the „Popular Science Monthly“ for Nov. and Dec. 1889. New-York, Appleton 1889. 8⁰. 47 S. — Der Titel ließe eine neue Auflage der schon hundert mal widerlegten und immer wieder neu auftauchenden Geschichte von der Abstammung der Indianer von den zehn verlorenen Stämmen Israels erwarten, aber der Inhalt enttäuscht sehr angenehm. Der Verfasser geht über die Zehnstämme-Theorie als abgethan und schon aus linguistischen Gründen einfach unmöglich hinweg; sein Bestreben ist, eine Parallele zu ziehen zwischen dem Kulturzustand der Indianer beim Eindringen der Europäer und dem der Israeliten vor David und Salomo. Er geht dabei mit einer für einen Amerikaner staunenswerthen Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit zu Werke und wird drüben wahrscheinlich ein arges Zetergeschrei der Gläubigen erregt haben. Alle über die Zeiten Samuel's hinausgehenden Nachrichten gelten ihm als mythisch, denn erst um diese Zeit drang die Schreibkunst bei den Israeliten ein. Von besonderem Interesse sind seine Nachweise, daß weder die alten Israeliten noch die Indianer an einen Gott glaubten, und daß die Unterabtheilungen der israelitischen Stämme ihre Totemzeichen genau so hatten, wie die Indianer; manche dunkle Stellen der Bibel erhalten durch letzteren Nachweis eine äußerst einfache Erklärung, wie z. B. die Segenssprüche von Moses und Jakob, bei denen die Söhne mit Thiernamen bezeichnet werden. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Die letzte Reise des Generals von Prshewalski.

Von Professor Dr. F. Marthe.

I.

(Mit einer Karte und drei Abbildungen.)

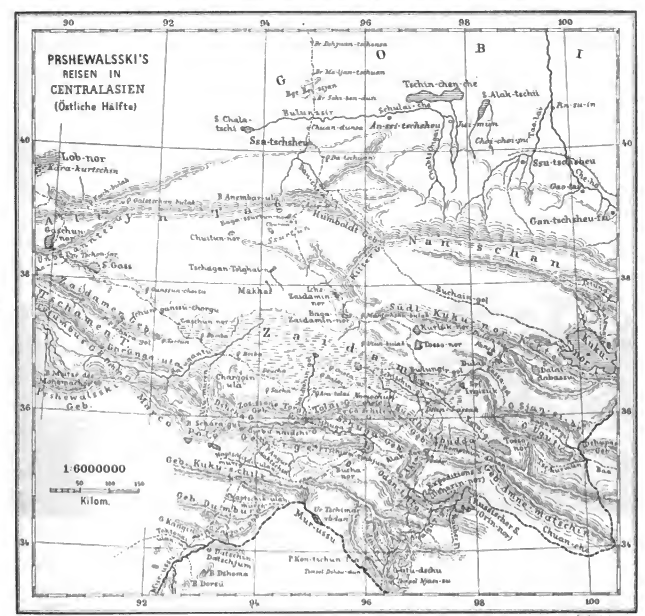
Ein erfolgreicher Eroberer im friedlichen Sinne war der russische Soldat, dessen Namen die Ueberschrift nennt. Ihm verdankt die gebildete Welt die Erhellung und damit die geistige Besitzergreifung eines Theiles der Erde, der noch vor zwei Jahrzehnten wie in einem geheimnißvollen Dämmerlichte erschien. Es ist das tiefste Innere Asiens, aus dem einst mächtige Völkerströme verheerend und befruchtend zugleich sich über die östlichen wie die westlichen Kulturländer ergossen, das sodann unter der Herrschaft des Chinesenthums — des östlichen Kulturelementes — zwar zur Friedigung und Ruhe gebracht ward, aber der wissenschaftlichen Erkenntniß eben nur von Westen her erobert werden konnte. Diese Aufgabe war von Männern des Westens unter chinesischer Aegide schon früh in Angriff genommen worden. Wir wollen nicht an Marco Polo, den großen Wanderer und Entdecker des 13. Jahrhunderts, erinnern, um noch älterer Handels- und Gesandtschaftsreisen, die dahin gingen, ganz zu geschweigen. Aber wohl dürfen als Vorgänger unseres russischen Forschers jene Jesuitenväter genannt werden, die im 18. Jahrhundert im Dienste chinesischer Kaiser die weiten Räume Innerasiens kartographisch aufzunehmen und hervorragende Punkte astronomisch zu bestimmen beschäftigt waren. Das war unzweifelhaft eine sehr verdienstliche geographische Thätigkeit, und doch, wie wenig brachte sie wirklich sachliche, d. h. naturwissenschaftliche Erkenntniß ihres Gegenstandes, zu der eben jene Zeit noch nicht herangereist war. So war die von der abendländischen Wissenschaft zu vollziehende geistige Erschließung jenes innersten Asiens eine Aufgabe, die noch zu lösen war. Prshewalski hat sie auf sich genommen und mit einem Feuereifer, mit einer Fähigkeit zu Entbehrungen betrieben, die unsere Bewunderung herausfordert, die ihn aber auch aufrieb und einem vorzeitigen Tode entgegenführte. Volle siebzehn Jahre seines Lebens (von 1871 bis 1888) hat dieser russische Heros damit zugebracht, daß er entweder in den Binnenländern Asiens sah und sammelte, oder in der europäischen Heimath schrieb, was er draußen gesehen und gehört hatte. Reise und Reisebeschreibung reihten sich ihm ohne Rast und Lücke an einander, stets unmittelbar folgte das eine dem anderen. So hat er vier Reisen ausgeführt, und sie in vier Werken verewigt, so daß auf jede der so zu paarenden Leistungen im allgemeinen vier Jahre fallen, je zwei auf das Reisen und zwei auf das Reden davon.

Wir gedenken hier die vierte Reise und den vierten Reisebericht zu behandeln, aber da hiermit das Lebenswerk des Verfassers abgeschlossen ist, so mag ein Wort auch den entsprechenden drei früheren Leistungen gewidmet sein. Die erste Reise Prshewalski's nach Centralasien [welche jedoch die zweite seines Lebens ist; die erste nebst dem daraus hervorgegangenen Berichte zeigt uns diesen Mann (1867 bis 1869) an den Ufern des Stillen Oceans in der Ussuriprovinz thätig — seine Lehrzeit] erfolgte in den Jahren 1871, 1872, 1873; ihr Ertrag war 1875 das Werk „Die Mongolei und das Land der Tanguten“, welches die Wüste Gobi, das Land Ordos, das Alaschan-Gebirge, das

Plateau des Kukunor und das südlich angrenzende, noch höhere Plauteau des nördlichen Tibet in einer völlig neuen und dabei doch echt wissenschaftlichen Beleuchtung vorführte und dadurch seinen Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Manne machte. Die nächste Reise sollte über den Lob-See nach Tibet gehen und nahm ihren Ausgang von dem damals noch in russischer Hand befindlichen Kuldscha. Zwar wurde das letzte Ziel nicht erreicht, aber die Durchkreuzung des Tienschan in den zum Ili-System gehörigen Flußthälern und über das Hochplateau von Juldus, ferner die Bereisung des unteren Tarim, die Aufklärung über das gegenwärtige Ende desselben, die Entdeckung des Altyn Tag, womit der Nordrand des großen tibetanischen Hochlandes eine ungeahnte, etwa drei Grad betragende Ausdehnung nach Norden empfing, während der Lob-See umgekehrt um einen Grad nach Süden vorgeschoben wurde, dies alles machte diese zweite Reise (1876 und 1877), über welche nur ein kürzerer Bericht gegeben wurde, doch zu einer hochbedeutsamen. Der dritte Entdeckungszug des Unermüdlichen ging vom Saissan-See quer durch die Dsungarei hindurch nach Barkul, von hier über das Ostende des Tienschan nach Hami, weiter über die Wüste nach Satschau und nun zum Nordrande jenes ungeheuren Hochlandes hinauf, das in verschiedenen Höhenstufen von hier bis zum Himalaya sich ausdehnt. Zunächst ging es vom Altyn Tag wieder hinab zu jenem großen Becken des Zaidam, das einst wohl einen mächtigen Binnensee in sich faßte, dann von neuem hinauf zum Nordwall des eigentlichen Hochtibet, und nun vorwärts auf Lhassa zu, über noch manche relativ niedrigere Höhenzüge und über mehrere Quellflüsse des Jangtsekiang hinweg. So gelangte der Reisende bis zum 32. Grade südl. Br. in das Quellgebiet eines der hinterindischen Ströme, vielleicht des Saluen oder des Mekong, aber hier nöthigten ihn die erschreckten Lamas zur Umkehr, die er nach dem Kukunor hin richtete, von dort an den Oberlauf des Hoangho und endlich auf schon bekanntem Wege über Alaschan und die östliche Mongolei nach Kiachta, dem Grenzmarkt Sibiriens und Rußlands gegen China. Diese dritte Reise fällt in die Jahre 1879 und 1880. Das Buch, welches darüber Rechenschaft ablegte, erschien im Jahre 1883 unter dem Titel: „Vom Saissan über Hami nach Tibet ꝛc.“ Aber schon auch hatte der Verfasser die Pläne und die Vorbereitungen zur vierten Reise in Angriff genommen. Diese kam in den Jahren 1884 und 1885 zur Ausführung und begann dort, wo die dritte geendigt hatte, in Kiachta, von wo aus die ostmongolischen Steppen und Wüsten jetzt zum dritten male auf dem Wege über Urga nach Alaschan durchschnitten, ferner zunächst auch weiterhin bekannte Gegenden bis zum „Blauen See“ (d. i. Kuknnor) und dem Ostzipfel der Zaidam-Mulde beschritten wurden. Dort begann der Einmarsch in Neuland und zwar geradeaus südwärts in das sumpf- und seenreiche Quellland des Gelben Flusses hinein oder richtiger da hinauf. Zwei größere „Nor“ oder Seen, der Dscharin und Orin, welche der etwas weiter westlich entspringende Fluß durchsetzt, wurden hier vorgefunden, dann ging es wieder nach Süden zum fälschlich sogenannten Blauen Fluß hinüber. Nicht sowohl eine feindliche Tangutenhorde, die hier sich entgegenstellte, als vielmehr die Breite, die Tiefe und die reißende Strömung des dort schon ansehnlichen Gewässers verhinderten die Ueberschreitung desselben. So ging es zurück zum Dscharin- und Orin-Nor und schließlich zu dem in der Ostecke des Zaidambeckens hinterlassenen kleinen Lager. Von hier aus ging der Marsch westwärts immer am Nordfuße der hohen Gebirgskette entlang, welche den Südrand des Zaidambeckens und den Nordrand des bis in die bewohnten Gegenden Tibets mit geringeren Höhenabstufungen sich fortsetzenden Hochlandes darstellt. Auf diesem Marsche gelangte die kleine Karawane alsbald in jene Gegenden, von denen hier (Bd. 54, S. 203) nach einem vorläufig veröffentlichten Kapitel des Prshewalski'schen Reisewerkes schon Bericht erstattet ward. Mit einer Schwenkung nach rechts oder Nord ging es dann über den Altyn Tag zum Lob-Nor, der folglich in acht Jahren zwei mal von europäischen Augen, ja seitdem durch den Engländer Carey zum dritten male gesehen und damit zu einer bekannten Größe im Reiche der Geographie verwandelt worden ist. Der Weitermarsch vom Lob nach Südwest, immer am Nordfuße des Kuenlun bis Chotan, und von hier am Chotan-Flusse abwärts über die Tarim-Wüste bis zum Tarim führte den Reisenden wieder in Gegenden, die noch kein modern gebildeter Europäer gesehen und beschrieben hatte, die also von ihm zuerst der Wissenschaft erobert worden sind. Von Aksu über Utsch-Turfan und die Südketten des Tienschan ging es endlich in das russische Gebiet an den Issyk-See nach dem neu gegründeten Städtlein Karakol, wo der Reisende frohgemuth einige Tage nach dem 10. November 1885 (Tag der Erreichung der Grenze) anlangte und wahrlich nimmermehr ahnen konnte, daß er ebendort drei Jahre später, am 1. November 1888, am Vorabend einer fünften Reise, welche die erfolgreichste von allen zu werden versprach, seine Lebenswanderung beschließen sollte. Das Werk, das die letzte Entdeckungsfahrt des Rastlosen schildert, führt den Titel: „Von Kiachta zu den Quellen des Gelben Flusses, Erforschung des nördlichen Randgebietes von Tibet und Marsch im Tarim-Becken über den Lob-Nor.“ Darüber stehen auf dem Titelblatte noch die Worte: „Vierte Reise nach Centralasien.“ Das Werk enthält 536 Seiten in Großquart, ist mit drei Karten versehen, von denen eine die Uebersicht sämmtlicher centralasiatischer Reisen des Verfassers bringt, und mit 32 Abbildungen, von denen 29 Phototypien sind, ausgestattet.

Man hat mit Recht gesagt, daß durch die erste mongolische Reise Prshewalski's eine neue Epoche in der Entdeckungsgeschichte Centralasiens eingeleitet wird. Dies ist ebensowohl durch die Größe wie durch die Güte seiner Leistungen bedingt. Was die erstere betrifft, so erhebt sich die Länge der Wege, die er im innersten Bereich von Asien auf seinen Reisen insgesammt durchmessen hat, nach seiner eigenen Berechnung auf die erkleckliche Summe von 29 585 Werst = 31 558 km, die Ausdehnung dieses Bereiches erstreckt sich durch 38 Längengrade von Ost nach West (von Karakol bis zum See Dalai in der südöstlichen Mongolei) und durch 18 Breitengrade von Nord nach Süd (von Kiachta bis zum 32. Grade). Aber nicht genug mit diesen räumlichen Größenzahlen, kommen nun solche ganz anderer Art noch hinzu. Prshewalski war ein ausgezeichneter Sammler von Dingen und Gegenständen der organischen und der unorganischen Natur; seine Sammlungen von Pflanzen und von Thieren allerlei Art, sowie von Gesteinsproben belaufen sich auf viele Tausende von Exemplaren oder Stücken, mit deren Bearbeitung durch Fachgelehrte noch manche Jahre hingehen werden. Auf die Herausgabe seiner Pflanzenausbeute z. B. werden acht Jahre gerechnet. Der fleißige Sammler war aber auch ein vortrefflicher Beobachter, der namentlich das Thierleben der von ihm durchwanderten Gegenden mit scharfem Auge zu erfassen und in anschaulichster Weise zu schildern verstand. Eben darum ehrte ihn nach seiner letzten Reise die russische Akademie der Wissenschaften mit einer goldenen Medaille, auf der neben seinem Bilde die Worte geprägt stehen: „Dem ersten Erforscher der organischen Welt Centralasiens.“ Indessen die unorganische Welt des Festen und des Flüssigen sind wir gewohnt als das eigentliche Arbeitsfeld des Geographen

zu betrachten, und auch hinsichtlich dieser dürfen wir dem russischen Forschungsreisenden das Zeugniß ausstellen, daß er nicht nur, wie die obigen Zahlen lehren, viele Räume durchwandert, viele Gebirge, viele Flüsse und Seen, viele Landschaften Innerasiens — der europäischen Welt theils dem Namen nach bekannte — theils ganz unbekannte, zuerst gesehen und beschrieben hat, sondern daß er sie gut, deutlich und mit tieferem Verständniß, daher denn auch nicht nur unsere Kenntnisse sondern auch unsere Erkenntniß fördernd beschrieben hat. Gerade in diesem Punkte tritt eine höchst anerkennungswerthe innere Entwickelung dieses Mannes hervor. Während nämlich in seinem Ussuri-Buche und dem ersten auf Centralasien bezüglichen Reisewerke unverkennbar die organische Welt der Pflanzen und der Thiere, sowie das Völkerleben das Hauptinteresse des Verfassers — und dadurch des Lesers — in Anspruch nehmen, wird in den



P. Sprigade.

folgenden Schriften die spezifisch geographische Seite immer kräftiger hervorgekehrt, namentlich auch das geologische Moment, so daß man erkennt, wie der Verfasser in den Jahren der Abfassung seiner Schriften auch noch Zeit zu besonderen geologischen Studien gefunden hat. Von den interessanten geologischen Wahrnehmungen und Erkenntnissen, die wir in dem vierten Reisewerke des russischen Forschers vorfinden, möchten wir bei der Besprechung desselben ausgehen.

Es sind drei geologische Faktoren, deren Wirken uns in diesem Buche vorgeführt wird; zwei davon gehören der organischen Welt, es sind gewisse Thiere; der dritte und mächtigste, am weitesten verbreitete entstammt den Kräften der unorganischen Welt. Von ihm wollen wir zuerst reden. Es ist kein anderer als der Wind, der in den trockenen Steppen und Wüsten Binnenasiens dieselbe Macht und Wirkung ausübt, wie in den regenreicheren Gegenden der Erde das Wasser der Bäche und Flüsse, d. h. das Gestein erodirt. Von der gewaltigen Kraft des Windes in Centralasien ist bei Schilderung des „Thales der Winde" in dem erwähnten Aufsatze (Bd. 54, S. 203) gesprochen worden,

aber mit ähnlicher Gewalt wie dort, treten die Luftströmungen, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, überall im Innern Asiens auf. Die stärksten Stürme wehen in der Mongolei zur Frühjahrszeit und zwar aus West, resp. Nordwest. „Nicht nur Staub und Sand füllen dann die Atmosphäre dick an, sondern kleines Kieselgeröll wird zuweilen auch in die Luft gehoben, und noch größere Steinchen werden an der Oberfläche des Bodens dahingerollt. Wir konnten sogar einmal, unweit des Lob-Nor, am Nordfuße des Altyn Tag, beobachten, wie faustgroße Steine, die in Vertiefungen großer Felsstücke hineingeweht waren, dort vom Sturme wie ein Quirl herumgedreht, tiefe Aushöhlungen hervorgebracht und sogar eine zwei Fuß dicke Steinmasse durchgerieben hatten."

„Eben diese Stürme erschienen als Hauptursache der Bildung des für das ganze innere Asien so charakteristischen Lößbodens. Dieses Lößprodukt stammt zum Theil aus herausgewehten früheren Wasserabsätzen, nicht weniger aber wird es von den Stürmen aus sich zersetzenden Felsarten hervorgearbeitet. Eine solche Zersetzung geht in der Wüste bei der großen Intensität der klimatischen Bedingungen vergleichsweise schnell vor sich. Massige Steinklumpen werden zuerst in große, dann in kleinere Stücke, zuletzt in Stückchen, welche als Schutt den Boden bedecken, zerkleinert.



Lagerplatz am Lob-Nor.

Hier beginnt sodann die Arbeit der Winde. Mit unablässiger, lebendiger Kraft wirken sie jahraus jahrein auf die träge Masse des Gesteins und zertrümmern das Geröll des Wüstenbodens weiter, indem sie beständig Sand oder Grus dagegen treiben, kleinere Steinchen gegen einander werfen oder sie von Ort zu Ort durch einander rollen. Die Gegensätze von Kälte und Hitze, die in der Wüste zuweilen in jähen Sprüngen auftreten, kommen der zerstörenden Kraft der Winde zu Hilfe. Als Resultat ergiebt sich die Zerkleinerung der Gebirgsarten in die allerkleinsten Theilchen. Die Stürme heben diese in die Lüfte, zerreiben sie hier mit Sand untermischt noch mehr und schlagen endlich das so gewonnene feine Pulver als Lößschicht nieder. So wird einerseits durch die Zersetzung der Gebirgsketten, andererseits durch die Ausfüllung der Thäler, Schluchten, Kessel und überhaupt der Unebenheiten des Gebirgsskelets mittelst der groben Zersetzungsprodukte sowohl wie mit dem Lößstaub allmählich das Relief der Wüste abgeglättet."

Daß die Lößablagerungen aber vielleicht rascher erfolgen, als man sich vorzustellen geneigt sein mag, darüber bringt Przhewalski eine ihm glaubwürdig überlieferte Thatsache bei. Man wollte in der Sandwüste am Nordfuße des Nanschan, etwa 50 bis 60 km südöstlich von Ljantschau, einen Brunnen graben und stieß in der Tiefe von 40 m auf eine nach altmongolischem, zuweilen noch jetzt geübtem Brauch aus drei Steinen zusammengelegte Herdstelle mit Asche darin. Die ganze durchstochene Schicht bestand nur aus Lößlehm und reinem Sand, von Steinen und Geröll fand sich nicht eine Spur. Seit wann wohl mag dieser Herd so tief verschüttet worden sein? Es muß hierbei noch bemerkt werden, daß der lößbeladene Wüstenwind nicht nur ein wichtiger geologischer, sondern auch ein

höchst werthvoller nationalökonomischer Faktor ist, und zwar noch gegenwärtig, — nicht bloß in jener Vergangenheit, als er den ungeheuren Lößbereich Nordchinas schuf, von dessen Ausdehnung und Bedeutung Freiherr v. Richthofen so klassische Kunde gegeben hat. Der Lößwind nämlich erzeigt den der Wüste zunächst angrenzenden Kulturlandstrichen alljährlich dieselbe Wohlthat, wie der Nil den Feldern Aegyptens, er bestreut sie mit Dünger, als welchen der Lößstaub durchaus sich erweist. Die Wüste offenbart sich mithin als unmittelbare Kulturförderin! Ja es wird verständlich, daß dort, wie in den Nord- und Nordwestprovinzen Chinas Ackerland und Wüste, resp. Steppe unmittelbar an einander stoßen, das erstere immer mehr in die andere vorzudringen vermag. Der fruchtbarste Boden ist vorhanden, der zu Saat und Ernte bestellt werden mag, wenn sich nur entweder aus einem Flüßlein oder aus Brunnen Wasser darüber rieseln läßt, oder wenn die Monsunregen Chinas noch etwas hineinreichen, bezw. wenn sich beides irgendwie vereint findet. Sicher ist, daß die gesammte innerasiatische Wüste an ihrem Südrande von einem mehr oder weniger breiten Bande fruchtbaren und doch wüstliegenden Lößbodens eingefaßt wird, in der ostturkistanischen Wüste zieht sich dasselbe rings herum, an den drei dort vorhandenen Gebirgsseiten hin. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß der Wind, nachdem er ungeheure Massen von Löß aufgeschichtet hat, dann wieder modelirend und gestaltend in dieselben eingreift, so daß allerlei Figuren und Formen, wie Thürme, Kegel, Würfel, Korridore, Hohlwege 2c., von ihm darin herausgearbeitet werden, wobei indeß die Mithilfe des Wechsels von Frost und Hitze wesentlich sein wird.

Die Thiere, die wir als geologische Agentien kennen lernen, sind einmal zwei sehr kleine, an Größe etwa einer Ratte gleichkommende, und daneben ein sehr ansehnliches. Der Jak ist das letztere; das eine der beiden anderen ein unterirdischer Wühler, das Ladakische Pfeifhäschen (Lagomys ladacensis), ein Thierchen, das von großer Fruchtbarkeit ist, die Gebirgseinöden Nordtibets zu Millionen bevölkert und allen dortigen vierfüßigen und fliegenden Fleischfressern als Jagdbeute die erwünschte Nahrung bietet. Das Thier selbst nährt sich von Gräsern, die es bis zu den Wurzeln abfrißt, worauf es diesen selbst in die Erde grabend noch nachgeht. So kommt es, daß dasselbe manch grünende Alpenmatte in eine kahle Wüste verwandelt, deren Boden der Wind aufhebt und zu seiner Lößbereitung weiter verwendet. Nun lebt der kleine Nager aber in Löchern, die er sich, wenn auch nicht allzu tief, gegraben hat, welche zu Tausenden über die Bergabhänge zerstreut sind und es gefährlich machen, dort zu reiten, da der Fuß des Pferdes immerfort darüber strauchelt. In den Löchern verbergen sich bei drohender Gefahr, ja übernachten und nisten einige Erdfinken-Arten (Onychospiza Taczanowskii, Pyrgilauda ruficollis, P. barbata u. a.). Als ein weiterer Vorarbeiter des lößbildenden Windes muß neben dem Lagomys ein ähnliches, jedoch gleich dem Maulwurf unterirdisch lebendes Thierchen erwähnt werden, die Blindmaus (Siphnaeus Fontanieri), die den Untergrund, wie der Maulwurf, nach oben fördert und zu kleinen Haufen aufschüttet, deren sich gleichfalls der Wind bemächtigt oder die der Regen von den Abhängen herabspült. Nur an der Westseite des Kukunor wie auch im Quelllande des Gelben Flusses fanden sich die beiden Wühl- und Nagethierchen vereinigt, sonst schließt ihr Verbreitungsbezirk sie gegenseitig aus; die Blindmaus bevölkert das eigentliche Taugut, die zu einem ausgeprägteren Gebirgsrelief zugeschnittenen, nach Kansu und Sse-tschuen hineinreichenden Ostenden des großen öden Hochlandes; das Pfeifhäschen ist, so zu sagen, der Grundherr des letzteren selbst, und zwar bis nach Ladak im Westen hin.



Der Lob-Nor unweit seines Westendes.

Die geologische Wirksamkeit des Jak wurde in dem von den Quellseen des Hoangho bis zur Wasserscheide gegen den Jangtse sich erstreckenden Hochlande wahrgenommen. Während nämlich in der nördlichen Hälfte des nach Uebersteigung der südlichen Randkette des Zaidambeckens erklommenen Hochlandes bis zu jenen Hoangho-Seen hin der Landschaft noch der Charakter der Trockenheit aufgeprägt war, änderte sich das südlich von den Seen, je mehr man nach Süden vorrückte. Da gab es Quellen und Bäche, zahlreiche Wassertümpel und Weiher, und eben diese letzteren

erwiesen sich als eine Schöpfung der Jaks, welche jene öden, vom Menschen unberührt gebliebenen Gegenden nebst wilden Eseln (Hulan), Antilopen und anderen Thieren in erstaunlicher Menge bevölkern. Tausende der kräftigen Stiere wühlen mit ihren mächtigen Hörnern den sumpfhaltigen Boden auf, theils um sich in dem Schlamme zu wälzen, theils nur getrieben von der blinden Erregung der Brunst. Anfangs sind die Aushöhlungen nicht groß, sie werden aber von den Sommerregen weiter ausgewaschen oder auch von den Winterstürmen noch weiter ausgeblasen; nur die obere weiche Bodenschicht kann natürlich vom Regen oder Winde entführt werden, der harte Fels bildet den Boden, auf dem nun das Wasser in flachen, meist ein bis zwei, selten drei Fuß tiefen Teichen und Weihern sich sammelt.

Im Juni und Juli stellten sich die eben erwähnten Sommerregen in dem oben bezeichneten Hochlande an den Hoangho-Seen ein, sie kamen mit westlichem Winde, der wohl auch zuweilen etwas Abweichung nach Süden oder Norden zeigte, der aber beständig wehte, wenn auch bisweilen ein entgegengesetzter Unterwind zu spüren war. So bestätigte diese Erfahrung von neuem die auf den früheren Reisen wahrgenommene und zuerst durch Prshewalski bekannt gewordene Thatsache, daß der Südwestwind Indiens sogar noch dem nordtibetanischen Plateau sommerliche Niederschläge zuführt. Anfangs geschah dies noch in der Form des Schneefalls, später als Regen, oft unter Donner und Blitz, so daß in der Zeit vom 13. Juni bis 12. Juli 13 Gewitter, stets am Nachmittage aus Westen, einige male aus Nordwesten heraufzogen. Die mittlere Temperatur für den genannten Zeitraum (Juni a. St.) betrug nur 9° C. und für den Juli a. St. (13. Juli bis 12. August) sogar nur 7,9° in einer Seehöhe von 4200 bis 4600 m. Das Sommerklima in jenem Höhenbereiche stellte sich demnach als feucht und kühl heraus, wofür die Luft, ein in Innerasien seltener Vorzug, staubfrei war. Der ganze Nordostwinkel des tibetanischen Plateaus triefte förmlich von Feuchtigkeit, seine Bäche, Flüsse, Sümpfe waren voll von Wasser und übervoll, während viele dieser Flüßchen und die sämmtlichen Moräste im Winter vertrocknen.



Lob-Norer.

In ähnlicher Weise, wie die Wetterbeobachtungen aus den Monaten Juni und Juli des Jahres 1884, finden sich solche für jeden Monat angegeben, und es ist kein Zweifel, daß Prshewalski durch dieselben der Meteorologie ein ebenso umfangreiches wie werthvolles und dankenswerthes Material geliefert hat. Doch wollen wir uns auf dasselbe nicht weiter einlassen, vielmehr dem Reisenden zum Lob-See folgen und ihn sodann auf jenem zuerst von ihm der europäischen Wissenschaft erschlossenen Wege begleiten, der ihn vom Lob-See immer am Nordrande des großen tibetanischen Hochlandes bis nach Chotan führte. Hier ist alles, was wir von ihm vernehmen, neu und interessant.

Nachdem der Altyn Tag, der nördliche Plateaurand, zu dem es unmerkbar von Süden her aufwärts geht, überstiegen war, wobei von dem letzten Brunnen auf der Südseite bis zum ersten auf der Nordseite 75 km ohne Wasser zurückzulegen waren (ein schlagender Beweis von dem öden, wüstenhaften Charakter des Gebirges), konnten endlich am 5. Februar 1885 die Lagerzelte am Westende des Lob-Sees aufgeschlagen, und nun die vor acht Jahren dort angestellten Beobachtungen wieder aufgenommen und ergänzt werden. Unter den Punkten, die infolgedessen in der diesmaligen Darstellung Prshewalski's schärfer hervortreten als damals, ist von hervorragender praktischer Wichtigkeit die Frage nach der Schiffbarkeit des unteren Tarim. Diese wird von dem Reisenden sehr entschieden betont und zwar auf der ganzen 270 km langen Strecke von der Einmündung des Ugen-Darja ab, wo der bis dahin ostwärts geflossene Strom plötzlich nach Südost umbiegt, bis zum Lob-See. Auf dieser langen Strecke findet sich stets eine Tiefe von 4 bis 6 m, die schon ansehnliche Flußdampfer tragen würde, denen sich Feuerungsmittel in den Tugrak-Bäumen (Populus diversifolia), welche den Fluß mehr oder weniger breit säumen, zur Genüge nach Ansicht des Reisenden darböten.

Am Fuße des Altyn Tag wird der südöstlichen und zuletzt fast rein südlichen Richtung des Tarim Halt geboten, seine Gewässer können nur dem Gebirge entlang, sei es nach West oder nach Ost, weiterkommen, sie schlagen die Richtung nach Ost und bald Nordost ein, breiten sofort sich dabei aus und bilden so den oder richtiger die Lob-Seen, denn es entstehen dort kurz hinter einander zwei seeartige Wasserflächen, die erste Kara-buran genannt, die zweite größere der eigentliche Lob-See, beide aber in früheren Zeiten unzweifelhaft eins. In der etwa 10 bis 12 km breiten, 30 bis 35 km langen, seichten Fläche des Kara-buran ist eigentlich der Strom mit Ausnahme weniger kurzer Strecken immer erkennbar. Es folgt dann eine etwa 15 km lange Stelle, in der ein schmaler und verhältnißmäßig tiefer Wasserlauf wieder allein vorhanden ist, bis dieser dann von neuem sich zu einem „See" erweitert, dessen Längsachse etwa 100 km weit nach Nordost gerichtet ist. Das ist der Lob im engeren Sinne.

Dieser See ist eigentlich nur ein umfangreicher Rohrsumpf, der sich aus dem Auseinanderfließen der letzten Gewässer des Tarim gebildet hat. Eine solche Entwickelung förderten die Seitenkanäle, die von den Eingeborenen zu Zwecken des Fischfanges von den Ufern abgeleitet wurden. Viele derselben sind erst in jüngerer Zeit gegraben worden, andere bestehen schon längst, und so ist fast die ganze Westhälfte des Lob mehr oder weniger künstlich durch Menschenhand geschaffen worden. Die größte Breite erreicht der Sumpfsee in der Mitte seiner ganzen Länge mit etwa 20 km, und dort erst verschwindet der Tarim als Fluß, indem dort sein Gewässer seicht und breit wird, mit einem ungeheuren Röhricht durchwachsen. Dort hat nach Aussage der Eingeborenen das stehend gewordene Wasser röthliche Farbe und stark salzigen Geschmack. In der Westhälfte, die bei beständig frischem Zulauf fließendes Wasser zeigt, ist es vollständig süß, schwach salzig nur an den seichten Ufern, wo es folglich auch mehr gestaut ist. Als Höhe über dem Meeresspiegel ergiebt sich für den Lob aus den zweimaligen Beobachtungen im Mittel 800 m. Noch vor 8 bis 10 Jahren soll sich die Nordostspitze des Rohrsumpfes weiter in das Land hinein erstreckt haben, jetzt ist dort kein Wasser mehr, das Rohrgebüsch vertrocknet und vom Winde zerknickt. Auch in der Westhälfte des Sees mit dem süßen Wasser sind 3/4 der Oberfläche mit dichtem, 2 bis 4, ja 6 m hohem Röhricht bedeckt (S. Abbildung 2).

Die Tiefe ist im ganzen Lob nicht erheblich, bald etwas unter, bald über 1 m, zuweilen gegen 2 m und vereinzelt sogar 4 m, an den flachen Strecken des Südufers nur 30 bis 60 cm. Daß die Wassermasse des Sees und damit sein Umfang zurückgeht, bezeugen die großen Salzmoräste, die ihn umlagern. Namentlich gegen Nordosten ziehen sich solche über die letzten Rohrdickichte hinaus bis jenseit des Horizontes in das Land hinein — so erzählten die Eingeborenen, und ebenso, daß dort das Salz stellenweise zu großen Haufen aufgeschüttet sei, ferner daß man kein Trinkwasser, ja auch kein Futter dort finde — also nur nackten, durchsalzten Seeboden.

Freiherr von Richthofen, der große Erforscher Chinas, hatte nach Prshewalski's erster Reise zum Lob bekanntlich behauptet, daß der von jenem besuchte See nicht der echte sei, dieser vielmehr nach chinesischen Karten nördlicher liege, etwa in der Verlängerung des nach Osten gerichteten Tarimlaufes. Hiergegen erklärt nun Prshewalski, daß er sich angelegentlich nach dem Dasein eines solchen Sees erkundigt, indessen nur verneinende Antwort erhalten habe. Ein anderer Einwand betraf den Süßwassergehalt des Prshewalski'schen Lob-Sees, der bei einem seit langer Zeit abflußlosen Gewässer unmöglich vorhanden sein kann, weshalb anzunehmen sei, daß der jetzige Unterlauf des Tarim mit den beiden Seen an seinem Ende noch nicht sehr alt sein möchte. Dieser Einwurf bleibt bestehen, es sei denn, daß man erst die Osthälfte des Sees mit dem salzigen und stehenden Wasser als den wirklichen See, die Westhälfte mit dem noch merkbaren Fließen des Wassers nur als künstlich erweiterten Fluß aufzufassen hätte.

Daß die Flora und Fauna in und am See und Unter-Tarim sich als sehr dürftig erweist, ist bei der Wüstennatur der gesammten Umgebung nicht zu verwundern. Arm ist denn auch, leiblich und geistig arm, die geringe Bevölkerung in jenem verlassenen und vergessenen Erdenwinkel (S. Abbildg. 3). Ihr Grundstock ist türkisch-mongolisch, aber allerlei Mischungen mit Verbannten und Flüchtlingen sind dazu gekommen. Die Gesammtzahl beträgt etwa 400 Seelen im ganzen Seegebiet, vertheilt über 10 Dörfer, die zusammen den Verwaltungskreis Kara-Kurtschin (eigentlich Kara-Koschun) bilden, weshalb auch der See, wenn er nicht als Tschöng-Kul = „Großer See" bezeichnet wird, häufig mit diesem Namen von den Eingeborenen benannt wird. Mit „Lob" fassen sie das Seegebiet und das Land am unteren Tarim, das etwa 1200 Menschen in neun Dörfern bewohnen, und welches administrativ Kara-Kul heißt, zusammen. Jeder der beiden Kreise steht unter einem eingeborenen erblichen Fürsten, diese beiden unter einem in Turfan residirenden höheren Herrn, der seinerzeit von dem Fürsten (jetzt der Fürstin) zu Hami abhängt. Allen diesen Gewalthabern hat die kleine Heerde am „Lob" Steuern zu zahlen, indem sie sich außerdem noch von chinesischen Beamten auf höchst willkürliche und schonungslose Weise muß scheeren lassen. So führt diese armselige Bevölkerung ein höchst elendes, gedrücktes Leben, und trotzdem erfreut sie sich einer so guten Gesundheit, daß man unter ihr Männer und Frauen antrifft, die über 70 und sogar 90 Jahre alt und dabei noch sehr munter sind. Man sah z. B. einen 93jährigen Fischer in dem kalten Frühlingswasser waten, ohne daß er Schnupfen oder sonstigen Schaden davontrug.

Bei aller Kargheit spendet doch auch am Lob die Natur dem Menschen die Elemente zu seiner Wohnung, Kleidung, Nahrung. Die Stoffe für erstere und letztere liefert der See, nämlich das Rohr zum Obdach, die Fische zur Sättigung. In dem besser gestellten und civilisirteren Westbezirke von Kara-kurtschin dienen rohe, unbehauene Pappelstämme, die vom Tarim bezogen werden, als Stützen und Eckpfeiler für die Rohrhütte oder Ssatma; in dem entfernteren Ostbezirke werden fest zusammengebundene Garben von Rohr in den Ecken und zwischendurch aufgestellt, und daran das übrige Rohr befestigt; so ist eine Wand fertig, die freilich der Luft und dem Winde freiesten Durchzug gewährt. Rohrstengel bilden natürlich auch das Dach, wie sie ferner im Inneren als Bett dienen. Angenehm sind diese 10 bis 12 m langen, 6 bis 8 m breiten Rohrhäuser im Sommer, aber empfindlich kalt bei den Stürmen des Winters — Ideale der Ventilation!

Die im Sommer täglich gefangenen Fische bilden auch die tägliche Nahrung des Lobnorers; zum Winter, wenn sich die Gewässer des Sees mit Eis belegen und die Fische sich nach den tieferen Stellen flußaufwärts zurückziehen, wird ein gehöriger Vorrath derselben getrocknet und aufbewahrt. Fischfett ersetzt die Butter, und Fischsuppe wird, wie sonst im chinesischen Asien der Thee, getrunken. Fischgeruch strömt von den Menschen am Lob, Fischgeruch oft kilometerweit von ihren Niederlassungen aus. Nur im Frühjahr und Herbst schaffen die Schwärme durchziehender wilder Enten und Gänse Gelegenheit zu einigem Wechsel der Fleischnahrung, im Winter wohl auch der Fang von Antilopen, wilden Kameelen und anderen Thieren der Wildniß.

In den westlichen Strichen giebt es zuweilen auch Hammelfleisch und Brot zu essen, das letztere von Weizen, der auf kleinen Ackerfeldern gewonnen wird und auf höchst primitiven Wassermühlen vermahlen wird. Von beiden Delikatessen wissen nichts die echten und eigentlichen Seeanwohner und Ichthyophagen im Osten, die überhaupt weit roher, schmutziger, zerlumpter und parfümirter erscheinen, als ihre westlichen Nachbarn. Beiden Theilen beschert der Frühling in den jungen Trieben des Schilfes eine Leckerei, die auch von Hunden und Katzen gern gesucht wird, und um derentwillen das Hornvieh bis an den Hals ins Wasser geht, ja über Vertiefungen hinüberschwimmt. Endlich wird von allen Anwohnern des Lob und des Tarim als Nahrung auch die geröstete Wurzel einer Pflanze nicht verschmäht, die denselben noch weit größere Dienste anderer Art leistet.

Diese zu doppeltem Zweck verwendbare, höchst nützliche Pflanze ist der Kendyr, Apocynum venetum, vielleicht auch A. pictum, die auch in Westturkistan (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 366) wohlbekannt ist. Aus den Fasern dieser Pflanzen wird ein Gewebe hergestellt, das den Stoff zu Hemden, Hosen und Röcken für Mann und Frau liefert. In der civilisirteren Westhälfte webt man wohl auch ein grobes Tuch aus Schafwolle, wie man im Winter hier auch Schafpelze trägt. Hiervon weiß wiederum nichts der ärmere Osten, der sich zur Zeit der Kälte damit hilft, daß er seine Kendyrhanf-Kleider dann mit Entenhäuten füttert. Ja manche Arme tragen hier das ganze Jahr hindurch keine anderen Kleidungsstücke — das Hemd nicht ausgeschlossen — als solche, die aus Entenhäuten, welche sie mit Fischfett oder Salz zubereitet haben, zusammengenäht worden sind.

Der Umgang mit den Eingeborenen war diesmal ein durchaus anderer als sieben Jahre zuvor. Theils waren die russischen Gäste so unerwartet von Süden her eingetroffen, daß die chinesischen Behörden nicht Zeit gehabt hatten, wie damals, ihnen Verleumdungen allerlei Art vorauszuschicken, theils hatte ja seitdem die Erfahrung die Richtigkeit derselben herausgestellt, theils endlich hatte sich hier, wie in ganz Ostturkistan, der Haß gegen die chinesische Herrschaft so gesteigert, daß man überall die Russen als die dereinstigen Erlöser von diesem Joche mit Freuden begrüßte. Von dieser ihnen so zugeneigten Stimmung der mohammedanischen Bevölkerung empfing die kleine Russenschaar noch vielfache Beweise auf dem Wege nach Chotan, während der böse Wille der chinesischen Behörden sich nicht minder offenbarte und ihnen allerlei Schwierigkeiten entgegenthürmte.

Skizzen aus dem hohen Norden.

Von Professor Dr. W. Kükenthal.

(Schluß.)

(Mit drei Abbildungen.)

Nördlich von Edgeland, durch eine enge Meeresstraße getrennt, erhebt sich eine kleinere Insel aus dem Meere — die Barentsinsel. Ihre Ostküste war vor uns noch nicht betreten worden. Als wir uns im Frühjahr von Südosten her der Küste dieses Landes näherten, konnten wir ihr nur auf etwa drei Meilen nahe kommen, da ein breiter Streifen Festeises dieselbe blockirte. Auf Abbildung 6 habe ich die Natur dieses Festeises wiederzugeben versucht; den Hintergrund schließt das gebirgige Barentsland ab. Das Festeis stellt eine zusammenhängende schneebedeckte Ebene dar, aus der sich ab und zu blaue Eisberge erheben. Vielfach haben sich auch die Schollen über einander geschoben, sind dann festgefroren und bilden der Wanderung hinderliche Barrieren. Lange, oft breite Spalten durchziehen das Eis, hie und da sieht man auch runde Löcher, von den Seehunden gebildet, die aus ihnen herausklettern, um sich auszuschlafen. Im Laufe des Sommers, wenn sich die Temperatur konstant über den Gefrierpunkt erhoben hat, erweichen die Eismassen, es bilden sich Süßwasserbecken auf ihnen; oft hat sich Wasser und grobkörniger Schnee so innig vermischt, daß der Fuß keinen Halt findet und man in dem Brei versinkt. Diese unendlich erscheinende Fläche ist nicht unbelebt: bisweilen kann man Hunderte von schwarzen Punkten auf dem Eise liegen sehen, die sich als Robben erweisen. Nähert man sich ihnen, so erwachen sie und sind augenblicklich in ihren Löchern verschwunden. Nur der Eisbär, dessen Lieblingsaufenthalt die Kante des Festeises ist, weiß sie zu beschleichen. Sorgfältig gegen den Wind gehend oder die blendenden Strahlen der Sonne zum Verbergen benutzend, sucht er sich durch Heranschleichen seinem Opfer zu nähern, wobei ihm seine schneeweiße Farbe jedenfalls einen guten Schutz gewährt. Meine Leute behaupteten sogar, daß der Bär, wenn der Seehund unruhig würde, seine schwarze Schnauze zwischen die Vorderpfoten stecke, um sie zu verbergen. Diese Jagdmethode des Bären giebt ein ziemlich häufig angewandtes Mittel an die Hand, ihn zu erlegen: der Jäger hat sich nur auf das Eis niederzulegen und mit Armen und Beinen seehundsartige Bewegungen auszuführen. Der Anblick des heranschleichenden Bären ist dann unendlich komisch, nur darf man nicht gar zu lange mit dem Schusse warten, da er zuletzt ein paar mächtige Sprünge macht, und bei seiner Methode, der Robbe einen Tatzenschlag auf den Kopf zu geben, daß der Schädel zersplittert, auch dem Jäger Schaden zufügen könnte.

Im Laufe des Sommers brach die Eisdecke in einzelne mächtige Schollen, die durch den starken nach Süden gehenden Polarstrom, welcher diese Küsten bespült, wegtransportirt wurden, so daß letztere zugänglich wurden. Abbildung 7 giebt eine Landschaft der Ostküste wieder. Zwischen hohen, steilen Bergen, aus Mergelschiefer und hie und da aus durchbrechendem Diabas bestehend, senken sich breite Eisströme zum Meere herab. Einen prachtvollen Anblick gewährt einer derselben, der Nansen-Gletscher, wenn man ihn von dem schmalen Flachlandsstreifen aus, der ihn vom Meere trennt, beschaut. Halbkreisförmig tritt die etwa drei Kilometer breite Eismasse vor, ihr letzter Absturz wird von einer senkrechten, wildzerklüfteten Eiswand von etwa 200 Fuß Höhe gebildet. Unzählige Bäche durchrieseln den schlammig-thonigen Strand, die theils unten an der Basis des Gletschers entstehen, theils von oben als Wasserfälle herabstürzen. Mitten aus der Wand schießt ebenfalls ein Wasserstrom



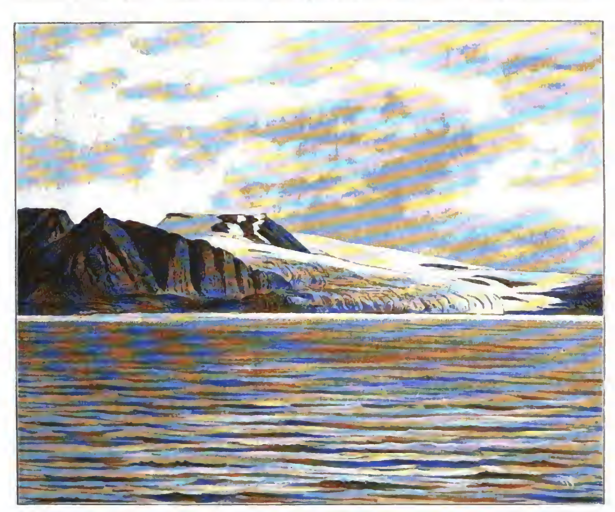
Eismassen an der Ostküste von Barents-Land.

mit furchtbarer Gewalt hervor, und springt in einem einzigen Satze auf den Strand hernieder.

Geht man an die von Bergwänden eingeengten Seiten des Gletschers, so sieht man die Thätigkeit desselben in den Schuttmoränen, die sich zu ansehnlichen Hügeln angehäuft haben. Von einem dieser Hügel aus überschaut man den gesammten Gletscher, der als ein wirkliches Eisgebirge sich vor dem Beschauer aufthürmt.

Der vorgelagerte schmale Streifen Flachland zieht sich an der ganzen Küste entlang, terrassenartig aufsteigend. Der Boden gleicht einer erweichten Lehmtenne, die Vegetation hat hier fast gänzlich aufgehört, nur hie und da wachsen vereinzelt ein paar Steinbrecharten sowie der prächtig blühende arktische Mohn. Massen von Treibholz, meist sibirische Lärchen, lagen zerstreut auf dem Boden herum, was aber das auffälligste war, waren die Unmengen von Walgebeinen, die zum Theil tief im Boden stacken, zum Theil auch auf der Oberfläche lagen. Die meilenlange Strecke von Kap Barth bis Kap Bessels war ganz von diesen Ueberresten bedeckt.

Ein langgestreckter Sund, die Hinlopenstraße, trennt Groß- oder Westspitzbergen von der nordöstlichen großen Insel des Archipels, vom Nordostland. Die Hinlopenstraße, welche meist eiserfüllt ist, ist im allgemeinen nur von der



Die Ostküste von Barents-Land.

Nordseite her zugänglich, da der an der West- und Nordküste entlang streichende warme Strom im Sommer auch in diese Straße dringt, und wie von uns nachgewiesen wurde, sie ihrer ganzen Länge nach durchfluthet. Fast stets ist das breite Becken, in welches die Straße mit ihrem südlichen Theile einmündet, von undurchdringlichen Packeismassen besetzt, und der Endpunkt fast aller früherer Spitzbergenexpeditionen war im günstigsten Falle vor der Südmündung der Straße. Besonders eine große Insel ist es, welche ein paar mal erreicht wurde; so von der ersten deutschen Nordpolexpedition unter Koldewey im Jahre 1868, der ihr den Namen Wilhelmsinsel gab (S. Abbildung 3). Von ihrer höchsten Erhebung aus wurde das Schwedische Vorland im fernen Osten mehrmals gesichtet und die Thatsache festgestellt, daß sich das Nordostland um mehrere Längengrade weiter nach Osten ausdehnt, als vordem angenommen. Die Insel ist sehr gebirgig, steile zerklüftete Felswände stürzen nach allen Seiten ins Meer, ein dunkles horizontales Band in halber Höhe scheint aus dem hier sehr häufig vorkommenden Diabas gebildet zu sein. So besteht ein ganzer Archipel kleiner vor der Wilhelmsinsel gelagerter Inseln, die Rönnbäck- und Bastiansinseln aus diesem Gestein. Höchst auffällig erschien uns bei dem Besuche einer dieser kleinen Inseln die vergleichsweise reiche Flora. Auf den viel südlicher liegenden Ryk-Ys-Inseln hatten wir keine einzige Phanerogame angetroffen, hier fand sich eine reichliche Anzahl; da beide aus



Die Wilhelms-Insel.

demselben Gestein aufgebaut sind, beide auch mitten im Sommer besucht wurden, so ist dieser Unterschied nur aus der Wirkung des die Hinlopenstraße durchströmenden Golfstromes zu erklären.

Das landschaftliche Bild, welches man von dieser Gegend aus hat, ist ein ganz eigenartiges. Bis fast an ihre Nordmündung hinauf läßt sich die Hinlopenstraße überblicken. Tafelförmige, mit regelmäßigen Rinnen durchfurchte Berge bilden die Ufer, im Nordosten dehnt sich die ungeheure Masse des einen einzigen Gletscher bildenden Nordostlandes aus, sanft neigt sich die mit blauen Spalten durchzogene Riesenfläche zum Meere, um hier mit senkrechter Eiswand zu endigen. Keine Spur von Vegetation ist mehr sichtbar, nichts anderes zeigt sich als starrendes Eis. Fern im Osten taucht der vierkantige Kegel des Haarfagrehaugen auf Schwedisch Vorland auf, im Süden reicht der Blick über Barentsland hinaus, und dicht vor uns erheben sich die imposanten, durch Gletscherströme getrennten Gebirge Großspitzbergens. Infolge der nur in hohen Breiten anzutreffenden Durchsichtigkeit der Luft erscheinen selbst die fernsten, kaum mehr über den Wasserhorizont ragenden Gebirge noch in voller Deutlichkeit. Ein solcher Blick prägt sich der Seele unvergeßlich ein.

Der Ursprung der Blutrache.

Von Jacob Robinson.

Die Besprechung der Blutrache gehört in die allgemeine Kulturgeschichte. Aufgabe des Kulturhistorikers ist es, Bräuche und Sitten, wie sie bei den Völkern üblich sind, nicht bloß anzuführen, sondern auch in deren Geist einzudringen, d. h. ihren Ursprung zu ergründen.

Die Blutrache ist, wie schon der Name sagt, ein Racheakt und unterscheidet sich vom Recht ebenso wie der Aberglaube von der Religion. Wie der Aberglaube der Gegensatz von Religion ist, so ist Rache das Gegentheil vom Recht.

Die Rache ist ein persönlicher Akt; der Rächer will Genugthuung von demjenigen haben, der ihn geschädigt hat.

Der Rächer frägt nicht den Thäter nach Beweggründen und berücksichtigt auch nicht die Umstände, unter denen das Verbrechen geschah.

Der Rächer hat stets das Individuum, welches ein Verbrechen verübte, im Auge, das Recht hingegen das Vergehen; die Rache ist subjektiv, das Recht hingegen objektiv.

Endlich spielt das sittliche Moment bei Vollziehung von Strafen die Hauptrolle. Wenn das Recht Vergehen ahndet und Strafen ertheilt, so will es moralisch auf den Verbrecher wirken, es will ihn sittlich machen; die Strafen sind demnach ein Erziehungsmittel. Bei der Rache kann davon natürlich nicht die Rede sein.

Um den Unterschied zwischen Recht und Rache deutlich vorzuführen, erlauben wir uns folgenden Fall anzuführen.

Wird jemand getödtet, so wird heutzutage der Mörder nach vorhergegangener Untersuchung gehenkt oder geköpft; aber auch der Bluträcher tödtet den Todtschläger; die Strafen sind also gleich. Wo liegt hier der Hauptunterschied zwischen Rache und Recht? Dieser findet sich in der Begründung, warum der Mörder getödtet wird. Wir betrachten einen Menschen, der moralisch so tief gesunken ist, daß er sich seiner Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft nicht bewußt ist und sogar die öffentliche Sicherheit gefährdet, für verbesserungsunfähig und sind der Meinung, daß wir aus einem solchen Individuum keinen moralischen, oder wenigstens unschädlichen Menschen machen können. Die öffentliche Sicherheit und die Moral gebieten uns, den Mörder aus dem Wege zu schaffen. Der Bluträcher jedoch tödtet den Mörder nicht aus moralischen Gründen; er erblickt in dem Todtschläger seines Verwandten nicht einen Feind der menschlichen Gesellschaft, sondern seinen persönlichen Feind, und als solchen räumt er ihn aus dem Wege. Wir werden aber unten sehen, daß noch andere Gründe ihn zu dieser That veranlassen.

Endlich möchten wir noch bemerken, daß Völker, bei denen qualvolle Tödtungsarten, wie Schinden und Zerquetschen bei lebendem Leibe, Steinigen u. s. w., üblich sind, sich noch im Zustande der Rache befinden. Das Recht gebietet eine möglichst rasche und schmerzlose Tödtung des Mörders.

Wird jemand getödtet, so ist es die heiligste Pflicht der männlichen Verwandten des Ermordeten an dem Todtschläger die Blutrache zu vollziehen, d. h. ihn zu tödten. Ist nun dies geschehen, so tritt wiederum die Sippe des Mörders auf und fordert für vergossenes Blut wieder Blut. So verwickeln sich zwei Familien in blutige Fehden, die oft mehrere Generationen nicht zur Ruhe kommen lassen. Bemerkenswerth ist, daß sogar an den unschuldigen Angehörigen des Todtschlägers Rache genommen wird, falls sich dieser durch die Flucht den Nachstellungen seiner blutdürstigen Gegner entzogen hat. „Der rachsüchtige Albanese soll geneigt sein, seine Kugel auch solchen Leuten nachzusenden, die mit dem Todtschläger nichts gemein haben, als daß sie vielleicht einmal mit ihm gesprochen haben.“ (Miklosich, Die Blutrache bei den Slaven.) Wir erklären uns diesen seltsamen Brauch aus folgenden, von vielen Forschungsreisenden bestätigten Thatsachen. Der Wilde nämlich betrachtet jeden, der nicht seiner angestammten Sippe angehört, als persönlichen Feind. Die Anthropophagen verzehren gleichfalls nur Mitglieder fremder, also feindlicher Stämme. Zwischen den Angehörigen einer Sippe jedoch besteht ein einträchtiges und friedfertiges Verhältniß, welches uns zur Annahme berechtigt, daß Verwandtenmorde wohl nur zu den Seltenheiten gehören. Bei solchen Zuständen darf man sich nicht wundern, daß der Bluträcher auch ein Familienmitglied oder überhaupt einen Stammverwandten des geflüchteten Mörders tödtet; besteht ja doch dessen Stamm aus lauter Feinden.

Im Laufe der Zeit mildern sich die Sitten, man kommt zur Erkenntniß, daß der Todtschläger allein strafwürdig sei, nicht aber auch dessen unschuldige Familie und beschränkt die Blutrache auf die Person des Mörders. Dieser nun sucht dann im Bewußtsein seiner Schuld bei den Verwandten des Ermordeten um Verzeihung an und vermittelt diese durch ein Lösegeld, womit er gleichsam sein dem Tode geweihtes Leben loskauft. Manche Gelehrte sind der Meinung, daß mit dem Lösegelde der Familie der Verlust ersetzt wird, den sie durch den vorzeitigen Tod eines erwerbenden Mitgliedes erlitten hat. Das Lösegeld (Blutgeld) ist natürlich ein Privilegium der begüterten Stände; Arme sind dem Tode verfallen.

„Die Beduinen-Araber nehmen selten Lösegeld, denn sie glauben, es könne alsdann scheinen, als habe man dem Mörder zu seiner schlechten That Anlaß gegeben; man hält heilig über dem Rechte das Blut des Verbrechers zu ver-

langen, selbst wo mächtiger Einfluß ins Spiel kommt." [Hoffmann, Die Blutrache (bei Ersch und Grube).]

Schließlich entsteht der Staat, der es als seine Aufgabe betrachtet, das Recht seiner Bürger zu wahren und Ruhestörer zu bestrafen; öffentliche Gerichte werden eingeführt, und die Blutrache erlischt. In Europa hat das Christenthum zur Abschaffung dieser uralten Sitte wesentlich beigetragen.

Wir haben oben gesagt, daß es die heiligste Pflicht der männlichen Verwandten des Ermordeten sei, an dem Todtschläger Rache zu nehmen. Ist nun diese Pflicht ausschließlich ein Ausfluß der angeborenen, rohen und thierischen Rachgier, oder hat nicht auch ein edlerer Faktor hiezu wesentlich beigetragen. Die folgenden Zeilen wollen beweisen, daß auch religiöse Anschauungen bei der Uebung der Blutrache in betracht kommen müssen.

Bei allen Stämmen, die Blutrache üben, wurden religiöse Regungen wahrgenommen, überhaupt ist bis jetzt noch kein Stamm vorgefunden worden, der jeder religiösen Anschauung bar wäre. Primus in orbe deos timor fecit, sagt der Römer nicht mit Unrecht. „Furcht schuf die Götter." Beim Wilden treten die guten Götter in den Hintergrund, weil er von ihnen nichts Böses erwartet, die bösen jedoch, von denen er alle ihm ungünstigen Erscheinungen ableitet, spielen in seinem Kultus (bei Gebeten, Opfern) die Hauptrolle.

Außer den Geistern, welche vornehmlich in der Natur thätig sind (Elementarmächte), verehren die Wilden die Geister (Seelen) der Verstorbenen, denn bei den meisten Stämmen wurde der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele vorgefunden. Mit dem Tode eines Menschen hört seine Beziehung zur Lebewelt nicht auf, sondern dessen Geist sucht von Zeit zu Zeit sein früheres Heim auf der Oberwelt auf. Aus zwei Quellen fließt diese Anschauung, nämlich aus dem Unvermögen der Menschen, sich einen klaren Begriff vom Wesen des Todes zu machen (Meynert), und aus dem Zustande, in den wir im Schlafe durch den Traum versetzt werden. Der Wilde, der einen Todten im Traume sieht, hat die feste Ueberzeugung, daß derselbe ihn besucht hat, daß er also lebt. Da der Geist des Todten nichts Abstraktes ist, nimmt man ihn doch im Traume sinnlich wahr, so glaubt der Wilde, daß jener nach wie vor seine körperlichen Bedürfnisse hat. Diese Anschauung darf uns nicht wunderlich erscheinen, wenn wir bedenken, daß die Götter der Aegypter, Griechen, Germanen, Perser (selbst Mohammed's Allah), also die höchsten geistigen Gebilde, durchaus nicht körperlos gedacht wurden, und infolgedessen auch Speise und Trank zu sich nahmen. Die Götter der Griechen begnügten sich allerdings nicht bloß mit menschlicher Kost, sondern stillten mit Nektar und Ambrosia ihren Durst und Hunger. Ja sogar des erquickenden Schlafes bedurften die hehren Bewohner des Olympos.

Erscheint nun dem Wilden im Traume der Geist eines Todten, so ist er der Meinung, daß dieser etwas von ihm verlangt. Da er aber eine trostlose Vorstellung vom Jenseits hat, so kann nach seiner Meinung der Todte nichts anderes als Speise von ihm verlangen; andere Bedürfnisse hat er ja selbst nicht. Die Todtenopfer sind demnach Mahlzeiten für die Geister der Verstorbenen.

Sollte es dem Naturmenschen entgangen sein, daß die den Geistern dargebrachten Opfer von diesen unberührt bleiben? Dies einzusehen verhindert der Glaube, daß auch die Speisen Seelen haben, und diese sind es, welche die Geister der Todten verzehren. Nach unserer Meinung ist diese Anschauung auf folgenden Umstand zurückzuführen. Daß Speise und Trank den Körper kräftigen und erhalten, ist auch dem Naturmenschen bekannt; auch er kennt die Qualen des Hungers. Da er jedoch keine Kenntniß von den Funktionen des menschlichen Organismus besitzt, und nichts von der Cirkulation des Blutes, vom Stoffwechsel oder von der Verdauung weiß, so hält er die Excremente für den Körper der genossenen Speise und glaubt, daß bloß deren Geist in seinem Körper verbleibe und ihn kräftige; der Wilde ist demnach ein Seelenesser. Daß das Blut der Sitz der Seele sei, dürfte vielleicht auch auf diese Anschauung zurückzuführen sein. Da keine rothe Flüssigkeit ausgeschieden wird, verbleibt das gesammte genossene Blut, also die Seele, im Körper. Der Bluttrank ist demnach ein Seelentrank. An dieser Stelle möchten wir nicht folgende Bibelstelle übergehen: „Sei nur fest, nicht das Blut zu essen, denn das Blut ist die Seele, und du sollst nicht die Seele mit dem Fleische verzehren" (5 M. 12 23), denn sie commentirt uns folgenden Vers: „die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde" (1 M. IV, 10).

Daß es sich bei den meisten Opfern um den Seelengenuß handelt, beweisen auch die Thieropfer. Welchen Genuß hätten sonst die hungrigen Götter von einem Thiere, das ihnen zu Ehren verbrannt wird! Es war wahrscheinlich der Glaube verbreitet, daß sich während des Verbrennungsprozesses die Seele des geopferten Thieres zu den Göttern emporschwinge. Aus diesem Grunde wurden die Brandopfer nie in einem geschlossenen Raume, sondern stets unter freiem Himmel, am liebsten auf Höhen, dargebracht. — Auf dem großen St. Bernhard machte der Chorherr Grenat von Sitten vor einiger Zeit einen Fund, welcher bewies, daß schon zur heidnischen Zeit sich auf der Spitze dieses Berges eine Opferstätte befand. — Von den alten Eràniern wissen wir mit Bestimmtheit, daß sie das Fleisch der Opferthiere verzehrten und bloß deren „Seelen" den Göttern weihten.

Der Opferkultus verdankt seinen Ursprung nicht der Liebe zu den Göttern, sondern der Furcht vor denselben; man opfert den bösen Geistern, um sie zu besänftigen, den guten, um sich ihres Beistandes im Kampfe gegen die bösen Dämonen zu versichern; man opfert also aus Interesse. Sollte nun der durch und durch egoistische Naturmensch den Todten Opferspenden lediglich zu dem Zwecke weihen, um ihren Hunger zu befriedigen? Gewiß nicht! Da müssen auch Egoismus und Furcht im Spiele sein. Thatsächlich ist es eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß von den Geistern der Todten eher Unheil, als Segen erwartet wird. Aus diesem Grunde ehren die Wilden ihre Todten durch Gebet und Opfer und sind bestrebt, mit ihnen auf gutem Fuße zu bleiben; sie üben also den Todtenkultus aus Furcht und Egoismus.

Um dem Leser Beweise für diese bizarre Vorstellung zu liefern, überreichen wir ihm eine kleine Musterkarte des Ahnenkultus bei den verschiedensten Nationen.

Im Volksglauben der Römer, Slaven und Germanen treten die bösen Geister als Larven und Vampyre auf.

Zur Zeit der Pest (im 14. Jahrhundert) kam in Deutschland der Glaube auf, daß die Verstorbenen ihre am Leben gebliebenen Familienmitglieder mit Krankheiten und Tod heimsuchten. Dieser Aberglaube dürfte wohl der ansteckenden Natur dieser entsetzlichen Krankheit seinen Ursprung verdanken.

Es ist bekannt, daß noch heutzutage bei der Landbevölkerung das Erscheinen eines Todten im Traume als unheilverkündendes Zeichen betrachtet wird.

„Im Innern von Groß-Nikobar hausen die Shompen, welche erst seit 1887 bekannt sind. Nach dem Glauben dieses Stammes irren die Seelen der Verstorbenen heimathlos herum und erzeugen Fieberkrankheiten, Mißerfolge und allerlei Unheil. Bei den Todtenfesten trachten die Nikobaren,

die Geister der Verstorbenen zu sühnen und ins Grab zu bannen" (Fregattenarzt Dr. Swoboda).

„Die Samoa-Insulaner behaupten, daß die Geister der Entschlafenen die Macht hätten, zurückzukehren und den Tod oder die Erkrankung anderer Familienmitglieder herbeizuführen. Daher waren sie eifrig bemüht, sich die Gunst jedes sterbenden Verwandten zu sichern. Glaubten sie doch, daß derselbe, falls er mit zornigen Gefühlen von hinnen scheide, jedenfalls zurückkehren werde, um irgend ein Unglück auf die betreffende Person oder einen ihm Nahestehenden zu bringen" (Lubbock: Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes).

„Die Götter, welche der Neuseeländer verehrt, berichtet Shortland, sind die Geister der Todten, welche, wie sie sagen, die Lebenden beständig mit eifersüchtigen Augen beobachten" (Lubbock).

„Die Hottentotten haben große Furcht vor den Verstorbenen. Sie brechen nicht einmal das Häuschen des Verstorbenen ab, um es mitzunehmen. Sie lassen sein Haus und was darin ist, stehen, damit, wenn er ja wiederkommt, sein Haus beziehen und das seinige antreffen möge, was er hinterlassen hat" (Roskoff: Das Religionswesen der rohesten Naturvölker). Sie verlassen also ihre Wohnstätten, um mit dem (bösen) Geiste des Todten nicht in Berührung zu kommen. Weiß er ja doch nicht, wohin sie gezogen sind.

„Bei den Samojeden, Ostjaken und mehreren anderen Polarvölkern ist es herkömmlich, daß die Schamanen die Geister der Verstorbenen durch ihre Beschwörungen im Grabe zur Ruhe zu bringen suchen. Vor allen Dingen aber bemüht man sich, sie durch Opfer zu versöhnen, die man sowohl bei der Beerdigung selbst, als auch später eine lange Reihe von Jahren hindurch anstellt" (M. A. Castrén, Vorlesungen über finnische Mythologie).

„Doch wie große Bedeutung man auch dem Todtenkultus einräumen mag, so ist doch das wichtigste Moment desselben bei den asiatischen Völkern die Furcht. Selbst die Opfer und Feste, welche zu Ehren der Verstorbenen angestellt werden, gründen sich wesentlich auf diese Furcht. Eigentlich bringt man auch nur ihnen Opfer und stellt ihnen zu Ehren Feste an, um sich vor ihrer Wiederkehr zu schützen. Am größten ist jedoch die Furcht, die man vor verstorbenen Schamanen hegt. Wie bei Lebzeiten sind sie auch nach ihrem Tode die mächtigsten, und man glaubt, daß sie den Lebenden allen möglichen Schaden bringen können. Die Samojeden jedoch sind der Meinung, daß die Schamanen nach dem Tode in eine besondere Art von Wesen verwandelt werden, die Itarma heißen und als die schädlichsten Geister in der Natur geschildert werden" (Castrén).

„Die Lappen opfern dem Todesgotte oder den Verstorbenen, damit die Menschen am Leben bleiben, denn Jabmiakka und die Todten selbst sinnen darauf, diejenigen herabzubekommen, die mit ihnen verwandt sind" (Castrén).

Diese Beispiele zeigen wohl zur Genüge, daß der Charakter der Todten durchaus ein boshafter und böswilliger ist.

Aber warum suchen denn die Todten ihre am Leben gebliebenen Familienmitglieder mit Unglück, Krankheiten, ja sogar mit dem Tode heim?

Um diese Frage zu beantworten, wollen wir die Wohnung der Geister aufsuchen. Diese ist entweder das Grab selbst (jedenfalls ältere Anschauung; Gebete und Opfer an den Gräbern; Vampyre; Mitgeben von Nahrung und Geräthen), oder ein großer, für alle Geister gemeinsamer Raum unter der Erde — das Jenseits, auch die Unterwelt genannt. In beiden Fällen sind die Geister keine selbständigen Wesen, sondern stehen unter der Herrschaft des Todesgottes, der bei allen Völkern ein böser, hinterlistiger, unversöhnlicher und das Leben hassender Dämon ist. Die ägyptische und die griechische Mythe drücken diesen Lebenshaß dadurch aus, daß sie die Ehen, in welche ihre Todesgötter eingegangen waren, kinderlos bleiben lassen, denn sowohl Set-Typhon und Nephthys als auch Aidoneus und Persephone (Kore) hatten keine Kinder. Was war nun natürlicher, als den böswilligen und verschlagenen Charakter des Todesgottes, dessen ganzes Wirken darin besteht, alles Leben und Gedeihen auf Erden zu vernichten, auch auf seine Unterthanen, die Todten nämlich, zu übertragen? Diese trachten demnach ihre lebenden Verwandten in die dunkle, öde Unterwelt herabzuziehen, um dem Willen ihres strengen Machthabers zu entsprechen; auch senden sie als Vorboten des Todes Krankheiten und allerlei Unheil.

Außerdem darf noch Folgendes nicht übersehen werden. Schon dem Naturmenschen bietet das Dasein auf Erden mannigfache Genüsse dar, natürlich sind diese vorwiegend materieller Natur. Die Thiere des Waldes, die Vögel in den Lüften, die Fische in den Gewässern liefern ihm schmackhafte Nahrung, prächtige Bäume und duftende Sträucher spenden ihm köstliche Früchte und kühlenden Schatten; des Tages erwärmen ihn die goldenen Strahlen des Sonnengottes, des Nachts beleuchten Mond und Sterne seine einfache Behausung, die er sich im Walde errichtete. Alle diese herrlichen Gaben der wohlthätigen Natur vermißt der Mensch auf niedriger Kulturstufe in seinem Jenseits, d. h. in dem engen, finstern und kalten Grabe, oder in der weiten öden Unterwelt, die auch Vater Homer den „Ort des Entsetzens" nennt. Freudenlos und bitter ist das Leben der Geister im Jenseits. Wer gedenkt hier nicht der Klage des ob seines Geschickes traurigen Achilleus in den dunklen Räumen des wüsten Hades?

> Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod, ruhmvoller Odysseus,
> Lieber möcht' ich fürwahr, dem unbegüterten Meier,
> Der nur kümmerlich lebt, als Taglöhner das Feld bauen,
> Als die ganze Schaar vermoderter Todten beherrschen.
> (Odyssee 488—491, Voß.)

Welche Gefühle müssen den Naturmenschen erfassen, wenn er einen Todten in den dunklen Schooß der Erde bettet? Muß er nicht, der eine so düstere und trostlose Vorstellung vom Jenseits hat, auf den Gedanken kommen, daß der Todte, der nur ungern diese herrliche Welt verließ, mit Groll und Neid auf seine lebenden Genossen blicke, denen es noch gegönnt ist, sich des schönen, genußreichen Erdendaseins auch ferner zu erfreuen. Der Wilde, der ein Egoist κατ' ἐξοχήν ist, schafft sich auch egoistische Geister. Diese, die im Jenseits ein freudenloses Leben führen, dulden es nicht, daß ihre am Leben gebliebenen Familienmitglieder in Freude und Ueberfluß ihre Tage verleben, und verbittern deshalb ihren genußreichen Aufenthalt auf der fruchtbaren Oberwelt durch Krankheiten, Hungersnoth, Mißerfolge auf der Jagd, oder ziehen sie sogar in ihr dunkles Haus herab; ich soll nichts haben, und du sollst nichts haben, ist die Moral der Geister.

Der Wilde, dem die Unterwelt natürlich nur deshalb so furchtbar erscheint, weil es ihr an materiellen Gütern gebricht, verfährt ganz logisch, wenn er die bösen Geister der Verstorbenen durch Opferspenden zu besänftigen sucht. Die Opfer, die man den Todten darbringt, haben einzig und allein den Zweck, diese mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Der Todte hört auf erzürnt zu sein, wenn er satt ist; dies gilt auch von den Lebenden.

Der böse Charakter des Todesgottes, die düstere Vorstellung vom Jenseits und der Egoismus der Wilden schufen die bösen und egoistischen Geister der Todten.

Wird nun jemand getödtet, so ist erklärlich, daß Leute, welche solche düstere Anschauungen vom Jenseits und dessen Bewohnern haben, von dem Wahne erfaßt werden, daß der

ohnehin zum Bösen geneigte Geist des Todten umsomehr ergrimmt sei, da er vorzeitig und auf gewaltsame Weise des schönen und genußreichen Lebens auf Erden beraubt wurde und eben deshalb desto größeres Unheil und Verderben über seine Familie bringen werde. Diese tödtet nun den Mörder, um den erzürnten Geist von seinem Vorhaben abzuleiten; natürlich werden Opfer und Gebete bei solchen Anlässen keine geringe Rolle spielen.

Die Uebung der Blutrache ist demnach als ein Versöhnungsakt der Lebenden mit dem ergrimmten Todten zu betrachten.

Der Kuriosität halber möchten wir noch erwähnen, daß sogar an Thieren und leblosen Dingen Rache genommen wird. „John Macrae erzählt, daß die Kookies gleich den wildesten Völkern Blut für Blut vergießen; wenn ein wildes Thier einen Menschen tödtet, so setzt sich der ganze Stamm in Bewegung und ruht nicht eher, bis der Mord gerächt ist. Wird ein Mensch von einem umfallenden Baume erschlagen, so versammeln sich alle seine Verwandten, zerhauen den Baum und zerstreuen die Splitterchen in den Wind, weil der Baum ihren Bruder getödtet hat" (Hoffmann).

Der Bluträcher, der den Todtschläger tödtet, befriedigt also mit diesem Akte: 1. seine angeborene Rachgier; 2. entledigt er sich eines persönlichen Feindes; und 3. — die Hauptsache — besänftigt er seinen erzürnten Todten.

Ist die Blutrache sittlich?

Religiöse Vorstellungen und natürliche Leidenschaften bedingen das Thun und Lassen der Naturmenschen. Die persönlichen Eigenschaften der Wilden erscheinen auch in ihren religiösen Vorstellungen und verleihen diesen in unseren Augen einen höchst unsittlichen Charakter. Der Wilde jedoch trachtet den Satzungen seiner Tradition ebenso nachzukommen, wie den Satzungen der Moral; alles andere sucht er zu vermeiden, deshalb ist er sittlich. In diesem Sinne sagt auch Prof. Lazarus mit Recht: Alle Sitten sind sittlich.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem neuesten Hefte von „Petermann's Mittheilungen" (Bd. 36, S. 137 ff.) veröffentlicht Dr. P. Elfert eine interessante Untersuchung über die Bewölkung von Mitteleuropa. Die allgemeinen Schlüsse, zu denen er dabei gelangt, sind die folgenden: 1) Die Bewölkung nimmt im Jahresmittel von der Nordsee, auf welcher sie ihre größte Höhe auf ausgedehntem Gebiete erreicht, sowohl nach Osten als auch nach Südosten und Süden beträchtlich, nämlich um 30 bis 40 Proz., ab. 2) Gebirgsketten haben eine höhere Bewölkung als ihre Umgebung, namentlich wenn ihre Streichungsrichtung den feuchten Südwest-, West- und Nordwestwinden zugekehrt ist. 3) Die Luvseite hat stets eine größere Bewölkung als die Leeseite. 4) Von Gebirgen eingeschlossene Gebiete (Böhmen, Mähren, Siebenbürgen), sowie tief eingeschnittene Gebirgs- und Flußthäler (das Mittelrheinthal, das obere Donauthal, das Drauthal ꝛc.) haben geringe Bewölkung, besonders wenn sie den herrschenden Winden quer gegenüberstehen. 5) Bedeutendere Abweichungen einzelner Stationen von ihrer Umgebung werden veranlaßt durch lokale Verhältnisse, wie etwa durch die Lage an einem See, in oder bei ausgedehnten Wäldern ꝛc. — Beachtenswerth erscheint es uns, daß die Isonephen-Karte von Mitteleuropa, welche Dr. Elfert seiner Abhandlung beigiebt, keineswegs in Harmonie steht mit den Niederschlagskarten von diesem Gebiete.

— Der ungeheure Schaden, welchen der französische Weinbau durch die Phylloxera gelitten hat, hat zur Folge gehabt, daß viele bisher unbekannte Weingegenden heute die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Unter diesen verdienen verschiedene Landschaften der Türkei besondere Erwähnung. Die Weinkultur hat in der Türkei in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht, und der türkische Wein zeichnet sich durch sein Feuer, seine volle Farbe und seinen großen Alkoholgehalt aus; namentlich eignet er sich ganz vorzüglich zur Mischung mit französischen Weinen. Hauptweindistrikte sind die Umgegend von Kirk Kilissé in der Provinz Adrianopel und die von Miriofito und Daridja in der Provinz Marmara. Besonders letztere Gegend, am nördlichen Ufer des Golfs von Ismidt gelegen, ist für die Weinkultur wie geschaffen, Dank ihrem schönen Klima und ihrem fruchtbaren Boden. Diese Vorbedingungen erregten die Aufmerksamkeit einiger ansässiger Europäer und von ihnen wurden vor etwa 18 Jahren die besten französischen Sorten mit großem Erfolge angepflanzt. Im Jahre 1886 bis 1887 wurde türkischer Wein im Werthe von 5½ Mill. Mark exportirt, und zwar fast ausschließlich nach Frankreich, wo der türkische Wein einen höheren Preis erzielt als alle anderen ausländischen Weine. Leider hat sich die Phylloxera auch bereits in einigen türkischen Weinbergen gezeigt, und die Furcht vor dieser Plage hält andere Unternehmer davon zurück, die Weinkultur noch weiter auszudehnen.

Asien.

— Auf Grund von Missionsberichten entwirft Romanet du Caillaud folgendes Bild von den Zuständen auf Formosa: Vor dem französisch-chinesischen Kriege von 1884 bis 1885 bildete Formosa nur eine zu der Provinz Fu-kien gehörige Präfektur („Fu"), deren Hauptstadt Tai-wan, an der Südwestküste der Insel, war. Seit 1886 ist es aber zum Range einer selbständigen Provinz — der neunzehnten des Chinesischen Reiches — erhoben worden. Es zerfällt nunmehr in vier Fu (Hauptpräfekturen) und einen Tschen (eine Präfektur zweiter Klasse). Die vier Fu sind: 1) Tai-pak oder Ta-peh, mit der Festung Tam-sui, wo der Statthalter („Bu-tai") residirt, und von wo aus derselbe die Erbauung der neuen Hauptstadt, in der Mitte der Westabdachung der Insel und drei Tagereisen nördlich von der alten Hauptstadt Tai-wan, leitet; 2) Tschang-hoa; 3) Tai-Läm (der neue Name für Tai-wan); 4) Pi-Läm. Jeder Fu ist wieder in drei „Hien" (Unterpräfekturen) eingetheilt. Der Tschen besteht nur aus zwei Unterpräfekturen und heißt Ho-siong. — Der Statthalter Liu-Ming-Tschoang, ein alter Rebell aus den Jahren 1858 bis 1860, hat eine Reihe von großen Neuerungen geschaffen: die Stadt Tai-pak, mit einer von einem Deutschen geleiteten Patronenfabrik, einer höheren Schule ꝛc.; breite und gerade Straßen, die Tai-pak mit den Nachbarstädten Toa-tiu-tia und Ban-kah verbinden; eine Telegraphenlinie, die von da nach dem Hafen Ho-wei führt; eine im Bau begriffene Eisenbahn, welche Tam-sui mit Ki-long verbinden soll ꝛc. Um dem chinesischen Bevölkerungselemente die Vorherrschaft zu sichern, hat Liu-ming-tschoang die unterworfenen Eingeborenen (die Pe-po-wan) ihrer Selbstverwaltung beraubt, und die unabhängigen Bergstämme hat er mit Krieg überzogen. Ebenso ist der Steuer-Druck durch die erwähnten öffentlichen Werke ein harter. Infolgedessen gährt es seit lange in der Bevölkerung, und neuerdings berichtet man von einem allgemeinen Aufstande auf der Insel, der bislang nicht

hat bewältigt werden können (Vergl. „Compte rendu“ der Pariser Geographischen Gesellschaft 1890, p. 196 ff.).

— Welch ein Leben die transkaspische Eisenbahn in den noch vor kurzem wie im Schlaf versunkenen turkistanischen Landen urplötzlich geweckt hat, davon legen einige Zahlen, die wir hier mittheilen, beredtes Zeugniß ab. Im Jahre 1888 wurden von dort nach Rußland 884 393 Pud (à 16,38 kg) Rohbaumwolle exportirt, und im Jahre 1889 stieg dieser Betrag auf nahezu 1½ Millionen. Von dieser Masse stammten allein aus der Provinz Fergana 577 000 Pud, und zwar waren 297 000 Pud aus alteinheimischen Sorten, 280 000 aus fremdländischen, namentlich amerikanischen, gewonnen. Diese Rohbaumwolle, verbunden mit 28 487 Pud roher Seide, repräsentirte einen Werth von 6 528 790 Rubel, welchen demnach jene der Eisenbahn fernstgelegene Provinz durch dieselbe vereinnahmte. Die auf Fergana bezüglichen Zahlen beweisen übrigens, wie sehr der Anbau fremder und besonders amerikanischer Baumwollenarten zunimmt, und man hofft in der That, durch dieselben den Bedarf der Fabriken Rußlands bald vollständig decken zu können.

Afrika.

— Nachdem Otto Ehlers die Geschenke des deutschen Kaisers an den Häuptling Mandara von Dschagga abgeliefert hatte, machte derselbe im März dieses Jahres den Versuch, nach dem Manjara-See, im Südwesten des Kilimandscharo, vorzudringen. Er gelangte aber nur bis Aruscha, wo er sich durch die Feindseligkeit der Eingeborenen und durch die Rücksicht auf die Kranken seiner Begleitmannschaft zur Umkehr genöthigt sah. Bezüglich seiner Kilimandscharo-Besteigung erklärt er, daß er in einem Irrthume begriffen gewesen sei, wenn er seiner Zeit geglaubt habe, es sei ihm gelungen, den höchsten Gipfel zu erklimmen.

— Um die Erfolge der ersten Morgen'schen Expedition (Vergl. „Globus“, Bd. 57, S. 240) wirthschaftlich auszubeuten, hat die Firma Woermann in Hamburg nicht bloß eine Reihe von neuen Faktoreien in Kamerun errichtet, sondern sie hat auch eine besondere Expedition unter der Führung des Hauptmanns a. D. E. v. Hartmann entsandt, die damit beauftragt ist, einen geregelten direkten Handelsverkehr mit den Bewohnern des Binnenlandes einzuleiten.

Südamerika.

— Wie wir vernehmen, ist Dr. Wilhelm Joest von seiner Reise nach Südamerika zurückgekehrt. Seine Forschungen erstreckten sich vor allen Dingen auf Surinam, nebenbei aber auch auf Französisch- und Britisch-Guyana sowie auf Venezuela und Westindien. Aus allen diesen Gebieten hat er reiche ethnologische Sammlungen heimgebracht. In der letzten Zeit hatte der Reisende viel vom klimatischen Fieber zu leiden.

Allgemeines.

— In den Tagen vom 11. bis 15. August findet zu Münster in Westfalen die 21. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft statt. Auf dem Programme steht insbesondere eine Inaugenscheinnahme der Hünengräber von Listringen, sowie Ausflüge nach Handorf und Westbevern.

— Dem „Scottish Geographical Magazine“ (Vol. VI, p. 265) entnehmen wir die folgende Neuberechnung der Areale, welche die verschiedenen Höhenstufen des Landes sowie die verschiedenen Tiefenstufen der Meere einnehmen. Es liegen danach

1) von dem Lande:

					engl. Quadratmeilen
unter dem Meeresspiegel					331 600
zwischen	0	und	600	engl. Fuß	14 354 150
„	600	„	1 500	„ „	14 915 300
„	1 500	„	3 000	„ „	10 318 800
„	3 000	„	6 000	„ „	9 105 400
„	6 000	„	12 000	„ „	3 245 000
„	12 000	„	18 000	„ „	1 224 600
„	18 000	„	24 000	„ „	178 400
über			24 000	„ „	8 150
				insgesammt	53 681 400

2) von den Meeren:

					engl. Quadratmeilen
zwischen	0	und	100	Faden	10 582 900
„	100	„	500	„	7 706 500
„	500	„	1000	„	6 761 200
„	1000	„	2000	„	30 501 300
„	2000	„	3000	„	81 092 000
„	3000	„	4000	„	6 463 800
unter			4000	„	181 600
				insgesammt	143 259 300

Bücherschau.

— Herbert Howe Bancroft, History of Utah. San Francisco 1889. — Der vorliegende stattliche Band des großen Bancroft'schen Werkes hat der Natur der Sache nach vorwiegend entdeckungs- und besiedelungsgeschichtlichen Inhalt, so daß ein kurzer Hinweis darauf an dieser Stelle gerechtfertigt erscheint. Zuerst führt uns der Verfasser zurück in jene Zeiten, in denen ein Francisco Vasquez de Coronado, ein Pedro de Tobar und ein P. Juan de Padilla die Gebirgsschluchten und Einöden in der Nachbarschaft des Großen Salzsee als die ersten Sendlinge Europas durchstreiften. Dann zeigt er uns das Territorium Utah als den Schauplatz des abenteuernden Treibens eines James Bridger und anderer kühner Trapper, die sich hier gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mitten unter den Indianern niederließen. Endlich skizzirt er die Geschichte des sonderbaren Mormonenvölkchens, und wie sich dasselbe seit 1847 in und um Salt Lake City, Ogden, Brigham, Logan ꝛc. Stätten zu bereiten verstand, die alsbald den Neid der „Gentiles“ („Heiden“) erweckten. In den Schlußkapiteln bespricht er in eingehender Weise die Bevölkerungsstatistik sowie die wirthschaftlichen Hilfsquellen und die Produktions- und Verkehrsverhältnisse des Territoriums. Wir gedenken auf diese Schlußkapitel, die für uns besonders interessant sind, gelegentlich zurückzukommen.

— Die hygienischen Verhältnisse der größeren Garnisonsorte der österreichisch-ungarischen Monarchie. IV. Kaschau. Mit zwei Linearskizzen im Text, einer Umgebungskarte und 13 weiteren graphischen Beilagen. Wien, Hof- und Staatsdruckerei 1890. 12°. 154 S. — Eine sorgfältig ausgeführte Monographie der ungarischen Freistadt, durch die Schilderungen der Stadt und ihrer Umgebung, durch die sorgfältig ausgeführte Karte und die beigegebenen graphischen Darstellungen der Grundwasserschwankungen ꝛc. auch für den Nichtmilitär von Interesse. Die Mortalitätsziffern sind im Verhältniß zu den geradezu schauerlichen sanitätspolizeilichen Zuständen auffallend niedrig.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Die letzte Reise des Generals von Prshewalski.

Von Professor Dr. F. Marthe.

II.

(Mit einer Karte und zwei Abbildungen.)

Vom 9. Februar bis zum 1. April 1885 hatte der diesmalige Aufenthalt am Lob-Nor gedauert und Gelegenheit geboten, die vormaligen, fast in demselben Jahresabschnitt (vom 16. Februar bis 1. April 1877) gemachten Beobachtungen über das dortige Klima, den Vogelflug und andere, den Frühlingsanfang begleitende Erscheinungen zu vervollständigen. Wir führen, mit Uebergehung der Einzelheiten, hier nur die Worte an, in denen Prshewalski selbst seine meteorologischen Beobachtungen zusammenfaßt: „Die allgemeinen Charakterzüge dieses Klimas sind frühe Wärme, noch lange Zeit mit Kälte abwechselnd, mächtige Stürme nur aus Nordost kommend, beständige Staubatmosphäre, häufige Bewölkung und Mangel an wässerigen Niederschlägen.“ Eine Zeit der Stürme beginnt namentlich bald nach der Tag- und Nachtgleiche und hält noch den April und Mai hindurch an. Das war nun die Zeit, in welcher der Marsch in der *terra incognita* vom Lob nach Chotan ausgeführt wurde, und so lösten sich während desselben hauptsächlich zwei Witterungszustände ab, entweder große Hitze bei Windstille oder Sturm mit Kälte gepaart; dabei Tag für Tag Staub in der Luft, fein wie Mehl, so daß er überall eindringt, z. B. in festgeschlossene Chronometer und andere Instrumente, zuweilen so dicht, daß sich der Tag in Nacht verkehrte, und die weißen Zelte auf kaum 2 m Entfernung nicht mehr zu erkennen waren. So wurde und wird hier mitten im Kontinente und im Bereiche eines ausgesprochen trockenen Klimas die Fernsicht leider ebenso erschwert, wie es ähnlich an nebel- und regenreicher Küste zur Zeit der Frühlingsstürme geschehen mag!

Bei dem Weiler Wasch-Schari stieß man zuerst auf den Rand jenes Sandmeeres, welches wohl den ganzen, vom Jarkendflusse und dem Tarim im Westen, Norden und Osten umschriebenen Raum erfüllt, aber auch über die linke Seite dieser Flüsse sich noch weit erstreckt, namentlich nach Osten hinaus, der ausgedehnteste und unzugänglichste Sandbereich, den man in Mittelasien kennt, gegen 1000 km lang und 400 km auf dem Meridian von Kerija breit. Der Prozeß der Versandung schreitet hier immer weiter vor, und so werden nach Prshewalski's Aussage jetzt schon 23 Städte und 360 Dörfer genannt, die in dem Raume zwischen Chotan, Aksu und dem Lob-See unter dem Sande begraben sein sollen. Noch heutigentages gehen die Bewohner der übrig gebliebenen Oasen von Nija, Kerija, Chotan &c. zur Herbst- und Winterzeit in die Sandwüste, um die durch Stürme wieder entblößten Trümmerstätten auf- und nach Schätzen abzusuchen. Ihre Bemühungen sind nicht umsonst; sie finden zuweilen darin Gold und Silber und stoßen auf noch unversehrt gebliebene Hütten, in denen sich Filzdecken und Kleidungsstücke vorfinden, nur daß letztere bei der Berührung in Staub zu zerfallen pflegen. Den Rückweg sichern sich solche Besucher der Wüste dadurch, daß sie entweder auf Kameelen oder auf dem eigenen Rücken Stangen mitschleppen, die sie auf den höchsten Sandhügeln einstecken und mit bunten Wimpeln an der Spitze ausputzen. So sollte ein besonders kühner —

Freund von Alterthümern nördlich von Nija bis zum Tarim vorgedrungen sein.

Etwa 60 Werst westlich von Wasch-Schari stieß man auf den Mittellauf des Tschertschen-Darja, der hier im flachen Bett mit schmutzigem Wasser auf schlüpfrigem Boden seicht dahinfließt, seine Wasserfläche höchstens 60 bis 75 m breit bei 60 cm Tiefe, während die Entfernung von Ufer zu Ufer 200 bis 400 m betragen mag. An Fischen ist er nicht arm; fünf Arten derselben wurden gefangen: Schizothorax chrysochlorus, Aspiorrhynchus Prshewalskii, Nemachilus jarkandensis, N. Stoliczkai, N. bombifrons n. sp. — die beiden letzteren nicht im Lob-Nor zu finden. Den Fluß begleitet ein ärmlicher Streifen von Baum- und Buschvegetation, der an der zuerst berührten Stelle 8 bis 10 Werst oder Kilometer Breite hatte, weiter westlich, flußaufwärts, sich auf 2 bis 3 km einengte und endlich kurz vor Tschertschen die zuerst gefundene Breite wiedererlangte. Einziger Vertreter des Baumwuchses ist der Tugrak (Populus diversifolia), ein meistens krank und krumm erscheinendes Baumgewächs von 30 bis 40, zuweilen sogar 50 Fuß Höhe, bei 2 bis 3, selten 4 Fuß Dicke; die Rinde ist meistens aufgesprungen, oft bei alten, hohlen Exemplaren herunterhängend, mit Staub bestreut; an den Bruchstellen wittert statt des Saftes ein weißer Salzanflug heraus; das Holz ist untauglich zu Zwecken der Bearbeitung. Besonders ungestalt erscheinen die alten Bäume, denen fast immer die Spitze und ein Theil der Aeste abgebrochen sind. Zuweilen ist ein am Wüstenrande stehender Baum schon halb oder ganz mit Sand überschüttet, ja man findet wohl eine ganze Gruppe von Bäumen, die wahrscheinlich beim Aufhören unterirdischer Wasserspeisung vertrocknet sind, und ihrer Aeste beraubt nun gleich kahlen Säulen dastehen; indem sie bei der trockenen Luft nicht verfaulen, zerfallen sie zuletzt in sich zu einer mit Staub und Sand überdeckten, besonderen geologischen Schicht. Neben den Tugrak gedeihen bald vereinzelt, bald haufenweise Tamarix laxa und T. elongata — letztere vorherrschend —, ferner Halostachys caspia; überall sieht man niedriges Röhricht und im Sande Karelinia caspia. An den besseren Stellen, am Flußufer selbst und auf kleinen, hie und da im Flusse auftretenden Inseln trifft man Hippophaë rhamnoides, seltener Eleagnus, häufig dagegen sind Kendyr, Djantak (Alhagi camelorum) und die Glycyrrhiza uralensis; hie und da endlich fällt eine Asparagus sp. (wilder Spargel) und Sphaerophysa salsula auf. Alle diese Gewächse, ob Baum oder Strauch, kraut- oder grasartig, sind mit Lößstaub dicht gepudert, so daß man sich bei jeder Berührung derselben beschmutzt. Der sandgemischte Lößboden unter ihnen ist bald mit einer festen Salzkruste überzogen, bald locker wie Asche. Unter den Tugrak liegen ganze Haufen trockener Blätter und durch Stürme heruntergebrochener Aeste und Zweige, welche, wenn der Wind dazwischen fährt, wie Steine klappern. An dieser freudlosen Ufervegetation war noch in der zweiten Hälfte des April kaum eine Spur von Grün wahrzunehmen, obwohl die Hitze schon bis 30,8° C. im Schatten sich erhob; nur an den wenigen feuchteren Stellen zeigten sich junge Triebe am Schilfe, ja verstohlen blühten Tugrak und Hippophaë, in der letzten Aprilwoche auch Tamarix. Wie eine matte Scheibe stand die Sonne in der Staubatmosphäre und brannte doch unbarmherzig.

Aermlich war am Tschertschen, trotzdem der Durchzug namentlich der kleineren Vögel in diese Zeit fiel, auch das Thierleben. Noch am häufigsten zeigte sich die Antilope subgutturosa; bemerkt wurden ferner Spuren des Maralhirsches; auch Hasen kamen vor und eine neue Art des Gerbillus lepturus; wahrscheinlich giebt es auch Wölfe und Füchse dort, wie sich auch Tiger zuweilen in diese Gegend verirren. Zu den ständigen Vögeln gehören Podoces Biddulphi, Passer Stoliczkai, Picus leptorrhynchos und Rhopophilus deserti; ferner wurden nistend gefunden: Lanius isabellinus, Sylvia minuscula?, Cypselus apus und Upupa epops. Sumpf- und Wasservögel wurden äußerst selten angetroffen, wie es in solcher Gegend auch nicht anders sein konnte. Ueberhaupt hörte man die Stimmen irgend eines Vögleins nicht nur am Tage, sondern selbst in frischer Morgenstunde nur ausnahmsweise; Grabesstille herrschte am Ufer des Flusses, wie in der Flugsandwüste. Bei solcher Dürftigkeit der Natur konnten die zoologischen und botanischen Sammlungen vom Lob-See bis zur Erreichung des Tschertschen und diesem entlang nur geringen Zuwachs erhalten. Dem Herbarium z. B. wurden hier nur sechs Pflanzenblüthen einverleibt; es waren die vom Tugrak, zwei Tamarisken, Hippophaë, Taraxacum corniculatum und Utricularia vulgaris — letztere aus einem kleinen See, einem Ueberschwemmungsrest des Tschertschen.

Etwa 63 km vor Tschertschen änderte sich der Charakter des Flusses und seines Thales. Das letztere erweiterte sich, der Tugrakwald verschwand, seine Stelle nahmen Tamarisken und Sanddornbüsche (Hippophaë rhamnoides) ein, Rohrsümpfe und leidlich gute Weidegründe traten auf, im Flusse — Steingeröll; man näherte sich eben dem von der Oase ab ins Gebirge führenden Oberlaufe. Nun auch zeigten sich wieder menschliche Niederlassungen — das Dörfchen Tatran, acht Familien umfassend! Hier, 38 km vor Tschertschen, wurde ein Rasttag gehalten, bis hierher kamen den Russen auch einige Bewohner der Oase entgegen und geleiteten dieselben dahin. Am 26. April zogen die gern gesehenen Gäste hier ein, von dem Kreis- und dem Ortsvorstande, dem Hakim und dem Aksakal, feierlich eingeholt. Wieder hatte Prshewalski einen Erfolg zu verzeichnen, dessen er sich freuen konnte; er betrat als erster Europäer nach Marco Polo den Ort, den dieser Ciarcian genannt hatte, und den manche Kommentatoren fälschlich auf Karaschar bezogen hatten.

Freilich dürfte die heutige Oase Tschertschen wohl einen anderen Anblick darbieten, als vor sechs Jahrhunderten Ciarcian. Dieselbe liegt in der absoluten Höhe von 1250 m zu beiden Seiten des Flusses, 63 km von seinem Austritte aus dem Gebirge entfernt, sie bildet eine kleine Lößfläche, die ringsum von Flugsand umgeben ist, und deren größerer Theil sich auf der linken Seite des Flusses ausbreitet. Die jetzige Bevölkerung, 3000 bis 3500 Seelen stark, die sich über 600 Gehöfte vertheilen, hat sich erst im Jahre 1795 hier zusammengefunden, und zwar die einen von den südlichen Oasen Ostturkestans, Kerija, Chotan ꝛc., die anderen aus den nördlichen von Aksu bis Kaschgar herstammend, die ersteren vom Stamme Matschin, die anderen vom Stamme Ardbül, und da die letzteren unbeweibt kamen, alle Frauen nur vom Matschin-Stamme, der ein mehr mongolisches Gepräge trägt, während die Ardbül durch „semitische" Züge gekennzeichnet sind. Die Matschin halten sich für die Urbevölkerung und werden ja für die südliche Oasenreihe und für relativ jüngere Zeiten im Rechte sein, während ein weiteres Forschen in höheres Alterthum hinauf bekanntlich dort auf arische Siedler stößt, mit denen indeß die bunte Reihe der in die Sackgasse des Tarimbeckens verrannten Bevölkerungen schwerlich begonnen hat.

Eine zusammenhängende Stadt oder ein mit Mauern umgrenzter Ort ist in der Oase Tschertschen so wenig vorhanden, wie in mancher anderen. Die Lehmhütten liegen, wenn auch nicht weit, aus einander auf den einzelnen „Farmen" (wie Prshewalski sich ausdrückt), dazwischen in kleinen Streifen die vorzüglich bearbeiteten Felder, bewässert mit einem Netze von Kanälen, längs deren, wie dicht an den Hütten, allerlei Bäume — Weiden, Pappeln, Tugrak, Eleagnus —

angepflanzt sind. Außerdem sieht man Gärten, in denen Aepfel, Aprikosen, Pfirsiche, Maulbeeren, Birnen, Reben, Granatbäume gezogen werden; am besten gedeihen nach Aussage der Eingeborenen die drei erstgenannten, am wenigsten die Granaten, die im Winter, ebenso wie die Rebstöcke, mit Erde zugedeckt werden. Von Getreidesorten werden Weizen, Gerste, Reis gesäet, ebenso Mais, Bohnen, Luzerne, Tabak gebaut, endlich Arbusen, Melonen, Mohrrüben, Zwiebeln. Die Körnerfrüchte gedeihen gut, obwohl ihnen Frühlingsfröste und Stürme, welche die Felder mit Sand überwehen, nicht zuträglich sind; aus beiden Ursachen leidet auch der Gartenbau. Bei Ankunft der Reisenden in den letzten Tagen des April blühten Apfel-, Pfirsich-, Maulbeerbäume, die Aprikosen hatten die Größe einer Haselnuß; Gerste und Weizen ragten zwei bis drei Zoll hoch aus dem Boden, aber die Spitzen der jungen Pflänzchen waren erfroren; die



P. Sprigade.

Luzerne hatte drei bis fünf Zoll Höhe; zur Aussaat von Mais und Reis wurden die Felder eben hergerichtet. Pappeln, Weiden, der wilde Oelbaum hatten schon ihre Blätter entfaltet. Die Getreidefelder könnten hier, wie in anderen Oasen Centralasiens, wegen ihrer Kleinheit und sorgfältigen Bearbeitung eher als Getreidegärten bezeichnet werden; aber jede Familie sorgt nur für den eigenen Bedarf, ein Ueberschuß wird nicht erzielt, eher stellt sich zuweilen Mangel ein.

Von wildwachsenden Pflanzen zeigten sich die nämlichen, wie am Tschertschen entlang, dazu kamen dann Ephedra vulgaris, Nitraria Schoberi (in geringer Menge) und Agriophyllum gobicum? Die Vogelwelt war in der Oase gleichfalls nur schwach vertreten.

Ein furchtbarer Sturm, der sich am Tage nach Ankunft der Russen erhob und mit geringen Unterbrechungen eine volle Woche hindurch anhielt, hinderte die Weiterreise. An den beiden ersten Tagen wehte der Sturm aus NO, an den beiden folgenden aus SW, um an den drei letzten wieder die Richtung aus NO anzunehmen. Besonders kräftig waren die Stöße desselben am dritten Tage, als nach einstündiger, ab und zu unterbrochener Windstille plötzlich die Windsbraut aus entgegengesetzter Seite daherstürmte. Da

füllte sich die Luft so dicht mit Staub und Sand, daß ein ganzer Tag in völliger Finsterniß verfloß; mit Mühe gelang es, die Zelte durch Haltseile zu sichern, das ganze Lager mit Einschluß der Kameele, die ganze Tage angebunden still liegen mußten, wurde mit einer dicken Schicht von Sand und Staub überschüttet; unmöglich war es, gegen den Wind zu gehen, zu athmen, die Augen aufzuschlagen.

Neben, und zwar meist nördlich der jetzt bebauten und bewohnten Oasenfläche sind die Spuren einer ehemaligen Kulturfläche vorhanden, die sich über 7 bis 8 km von Nord nach Süd und über 2 km breit von West nach Ost erstreckt, mit Resten von Thürmen, Hütten, alten Bewässerungskanälen besetzt ist, und jetzt in völliger, theilweise mit Lößsandhügeln bedeckter Wüste liegt. Nach den Erzählungen der Eingeborenen sind dort die Ueberreste einer älteren und einer jüngeren — indessen angeblich auch schon vor 900 Jahren zerstörten — Stadt zu finden, und es ist interessant zu vernehmen, was für Dinge an diesen alten Kulturstätten von modernen Schatzgräbern der Erde enthoben werden. Da sind es Gold- und Kupfermünzen, Silberbarren von flach-vierkantiger Form und bis $4^1/_2$ russisches Pfund schwer (nahezu 2 kg), Goldverzierungen an den Gewändern, die nicht aus Baumwolle, sondern Schafwolle verfertigt sind, engen Schnitt zeigen und immer, wie früher erwähnt, verwest sind; ferner Edelsteine (Türkise und (?) Diamanten), Perlen, eiserne Werkzeuge, wie z. B. Spaten, auch Kupfergeräth, Schmiedeschlacken und schon in der älteren Stadt Glasscherben, während der jüngern Stadt brauchbare Ziegelsteine entnommen werden. Man stößt ferner auf Grabgewölbe oder einzelnstehende hölzerne Särge und in beiden auf Leichen, die sich vermöge der Trockenheit der Luft und des Bodens in der Regel sehr gut erhalten haben, ohne einbalsamirt zu sein. Die Männer sind von hohem Wuchs und tragen langes Haar, die Frauen einen oder zwei Zöpfe. Ein Grabgewölbe wurde einst hier geöffnet, welches 12 Männerleichen in sitzender Stellung enthielt. Ein anderes mal fand man in einem Sarge ein junges Mädchen, dessen Augen mit goldenen Ringen geschlossen, und dessen Kopf vom Kinn bis über die Schläfe weg mit einer Goldplatte umwunden war; bekleidet war der Körper mit einem langen wollenen, aber engen Gewande, das vollkommen verwest, aber auf der Brust mit einigen dünnen Goldstrahlen (Durchmesser etwa 25 mm) verziert war, die Füße hatte man nackt gelassen. Das Holz der Särge ist nach Versicherung der Eingeborenen zuweilen so gut erhalten, daß es noch wieder verarbeitet werden kann. Mit den Leichen werden in den Grabhügeln auch Knochen von Pferden und Schafen gefunden.



Männer aus der Oase Tschertschen.

Spuren alter Niederlassungen sollen sich am ganzen Mittellauf des Tschertschen-Darja entlang finden, und zwar stets auf der westlichen Seite, in einer Entfernung von 5 bis 15 km vom jetzigen Flußbett, das sich folglich nach Osten hin verschoben haben würde. Ein altes, sandverschüttetes Flußbett soll auch an manchen Stellen neben Ruinen erkennbar sein.

Der Weitermarsch von Tschertschen nach Kerija führte am Nordfuße der reichlich 425 km langen Gebirgsstrecke dahin, welche in WSW-Richtung unmittelbar die Hauptkette des mittleren Kuenlun fortsetzt und von Przhewalski das Russengebirge genannt worden ist. Wild, erhaben, schwer zugänglich zeigt sich dieses Randgebirge des Tibetan-Plateaus nach der Seite des Tarimbeckens, kürzer und sanfter wird sicher sein Abfall zur Hochebene nach Süden sein. Die erhabensten, mit ewigem Schnee bedeckten Theile gehören dem Osten an und liegen zwischen den Flüssen Tschischgan und Kerija. In der Nähe des letzteren ragt ein gewaltiger, gletschergekrönter Gipfel auf, den Przhewalski auf mehr als 6000 m Höhe schätzte und zum Gedächtniß „des für Rußland unvergeßlichen Kaisers Alexanders II." den „Berg des Zar-Befreier" nannte. Indessen andere, vielleicht nicht minder hohe Gipfel stehen an den Quellen des Tschischgan- und Nija-Darja, während in der Osthälfte des langen Russengebirges fünf Schneeberge theils gesehen, theils erkundet wurden. Leider hinderte die Staubfüllung der Luft aber nur zu sehr die Aussicht und die topographische Aufnahme; ein Regenfall, der unerwartet am 1./13. Juni erfolgte und für einen halben Tag die Luft reinigte, enthüllte plötzlich dem erstaunten Auge des Reisenden die Riesenkette der Schneeberge in der Westhälfte des Russengebirges, deren

Erfassung ihm sonst wahrscheinlich, wie er selbst ausspricht, entgangen wäre. Sechs größere Flüsse strömen reißenden Laufes vom Randgebirge nach Norden herab, alle in wilden, fast unzugänglichen Schluchten dahineilend — nicht nur im Gebirge, sondern zum Theil auch nach Austritt aus demselben. Hier dacht sich von dem 2400 bis 2700 m hoch liegenden Fuße des Gebirges eine ebene Böschung bis zum 1200 bis 1300 m hoch gelegenen Rande der Sandwüsten ab, und in diese mit den Zersetzungsprodukten des Gebirges überdeckte Böschung haben sich die ungestümen Gewässer „trancheenartige“ Betten bis 250, ja 300 m Tiefe eingeschnitten, so daß der Reisende an die ähnlichen Thalbilder im Oberlaufe des Gelben Flusses, die er im Jahre 1880 beobachtete, erinnert wurde. Natürlich verflachen sich jene Laufgräben zur Sandwüste hin mehr und mehr, bis schließlich Fluß und Thal unter der alles ausgleichenden Sanddecke verschwinden.

Als vorherrschendes Gestein im Russengebirge oder wenigstens am Nordhange desselben ergab sich Granit, außerdem fanden sich Syenit, Quarzit, kieselige und kaltig-thonige Schiefer (weitere und genauere Angaben fehlen). Reich ist das Gebirge auch an Gold und Nephrit. Eine dicke Lößschicht verdeckt und verhüllt in den unteren und mittleren Höhenstufen, ähnlich wie am Altyn Tag, mit Ausnahme scharfer Felsvorsprünge, alles Gestein. Da das Russengebirge indessen den Altyn Tag an Höhe überragt, ja nicht



Frauen von Tschertschen.

selten die Schneelinie erreicht und überhaupt den ungeheuren Schneemassen Tibets näher liegt, so erhält es sicherlich im Sommer mehr Regen als jenes Gebirge, und so entwickeln sich hier leidliche Alpenweiden in dem Höhenbereich von 3050 bis 3750 m; auch in dieser Beziehung ist wiederum die Westhälfte der Russenkette vor der östlichen bevorzugt. Trotzdem muß das Russengebirge als ein nach Flora und Fauna armes bezeichnet werden. Baumwuchs fehlt ihm ganz und gar; Sträucher finden sich, jedoch nur im Grunde der Schluchten des Außenrandes, und zwar Tamarix Pallasii, Myricaria germanica var. squamosa, Caragana pygmaea? var. Hedysarum sp., Nitraria Schoberi, Lycium turcomanicum. Auf den Bergwiesen gab es einige Arten von Unkräutern, ferner Artemisia und die in den nordtibetanischen Gebirgen gewöhnlichen Arten, wie Androsace, Astragalus, Allium, Iris, Statice, Saxifraga, Rheum 2c. Von Säugethieren wurden am nördlichen Rande dieses Randgebirges nicht viele erbeutet, es waren Arctomys himalayanus, Hasen und Lagomys rutilus? Näher dem Kamm und auf dem Südabhange sollen auch die größeren tibetanischen Wildpretarten, die Bergschafe und Bergstiere (Argal und Jak), nicht fehlen. Die Vogelarten waren dieselben, wie im Altyn Tag, vermehrt um einige sommerliche Species und ferner mit der Veränderung, daß hier der tibetanische Ullar (Megaloperdix tibetanus), wie es schien, durch den Meg. himalayensis ersetzt war. Die relative Armuth an Vögeln wird sich theils durch den Mangel an Wald- und Buschvegetation, theils durch die Lage dieses Gebirges zwischen zwei Wüsten — einer oberen und einer unteren — erklären. Jedenfalls muß dasselbe gleich dem

Altyn Tag nach dem Charakter seiner Vogel- und Säugethierfauna zu Tibet gerechnet werden, während in dieser Beziehung die zur Sandwüste verlaufende, nördliche Böschungsebene mit ihren originellen Schluchten zum Tarimbecken zu verweisen ist. Die im Russengebirge wohnende Bevölkerung vom Stamme der Matschin hat ihre Wohnungen im Löß eingegraben, weshalb man wirkliche Lehmhütten nur in den spärlichen Gebirgsdörfern, und auch hier nicht immer, antrifft.

Ein von künftigen Forschern zu lösendes Problem bietet der schneebedeckte Gebirgszug, der nach Aussage der Eingeborenen etwa in der Gegend des Kerija-Durchbruchs sich nach SO hin vom Russengebirge abzweigen und 30 Tagereisen lang erstrecken soll. In die Winkelspitze zwischen beiden Gebirgen soll eine große salzige Ebene eingebettet sein, welche türkisch als „rothe Salzebene" („Kisil Tus") bezeichnet wird. Von Pässen über das Russengebirge ließ sich nur so viel in Erfahrung bringen, daß ihrer wenige, und daß sie nur mühsam für Pferde, Esel oder Jak, nicht aber für Kameele zugängliche Saumpfade seien; das Wo derselben aufzuklären war nicht möglich. Ferner vernahm man, daß längs des Südfußes der Russenkette schon in den Zeiten vor Dschingis-Chan eine fahrbare Straße vorhanden gewesen sei, welche von Jarkend auf das Plateau hinanstieg und nach Ueberwindung eines Passes in dem eben erwähnten, neu erkundeten Hochgebirge am Fuße der Russenkette dahinging, um schließlich im Osten Ssining, vielleicht über Gas, zu erreichen. (Man vergleiche hierzu „Globus", Bd. 54, S. 204.) An diese Straße sollte damals eine andere, gleichfalls fahrbare, sich angeschlossen haben, welche das Russengebirge entweder in der Schlucht des Tolan-Chodscha oder des Bostan-Tugrak durchschnitt. Beide seien längst aufgegeben und unbrauchbar geworden, aber Ueberreste von Wagentheilen, Räderspuren, Kameelgerippen fänden sich dort gelegentlich noch immer.

Von der Oase Tschertschen, in welcher man nie einen Wagen bemerkt hatte, sondern die Leute immer nur auf Pferden, Eseln oder zuweilen Kühen hatte reiten sehen, gehen auch keine Fahrstraßen aus, sondern nur Saumwege, und solcher giebt es nach Kerija zwei, einen oberen und einen unteren. Der letztere ist der kürzere und führt stets am Rande des Flugsandes dahin, der andere, längere, zieht dem Fuße des Gebirges entlang, jener etwa 320 km, dieser 420 km lang. Der nördliche, durchaus ebene, bietet sowohl Futter für die Kameele wie auch Feuerungsmittel, aber nur weniges und dabei schlechtes Wasser, ferner furchtbare Hitze und Insektenplagen zur Sommerzeit. Auf dem südlichen höheren Wege fehlt es nicht an Wasser, wohl aber an Futter, und ein schwerer Uebelstand sind die Uebergänge über die engen Steilschluchten. Trotzdem wurde dieser gewählt. Aber der erste Marsch war ein höchst anstrengender; es mußten etwas über 90 km ohne Wasser bei glühender Hitze und in einem (allerdings allmählichen) Anstiege von reichlich 1500 m zurückgelegt werden. Die ersten 21 km (20 Werst) führten noch durch Flugsand; in den nächsten 21 lag der Pfad in einer breiten Regenrinne, deren Boden aus Steingeröll, Sand und Löß bestand, ebenso die anliegenden Flächen mit hie und da zusammengewehten Sandhügeln. Der Sand verlor sich, je näher dem Gebirge; dafür mehrten sich Steingeröll und größere Geschiebe in den trockenen Regenbetten. Pflanzenwuchs fand sich in den Rinnen nur spärlich und ärmlich: Calligonum, Ephedra, Reaumuria, sehr selten Tamarix. Diese Sträucher wurden, je näher den Bergen, um so dürftiger; im Gebirge traten Caragana pygmaea? var. und Lasiagrostis splendens auf. Von Wild gab es oder wurden nur Bergschafe (Pseudois sp.) angetroffen, als Vertreter der Vogelwelt nur Podoces Hendersoni, der hier neu auftrat, während Pod. Biddulphi unten in der Tarim-Sandwüste zurückgeblieben war.

Eine der ersten Stationen auf der eigentlichen „Bergstraße" war das Goldbergwerk Kopá, in dem 500 Arbeiter beschäftigt sein sollten, theils im erzwungenen Dienste der Regierung (namentlich Abgabenschuldner aus den Nachbaroasen), theils im Lohne unternehmender Sarten stehend; viele Diebstähle und Betrügereien sollen sowohl bei den Beamten wie bei den Arbeitern hier vorkommen, aber äußerst selten Zank und Streit und noch niemals Todtschlag, was Prshewalski nicht nur aus dem friedlichen Charakter der Leute, sondern auch durch das Fehlen des Branntweins erklärt. Vermöge des maßlosen, auf Schritt und Tritt den russischen Reisenden hemmenden Mißtrauens der Chinesen konnte derselbe weder über die Art noch den Ertrag des Betriebes Aufklärung erlangen. Die nächst zu passirende Schlucht, die des Flusses Moldscha, war mit drei Terrassenabsätzen ihrer Wände 240 bis 300 m tief eingeschnitten und am Boden noch 280 bis 430 m breit, während das Gewässer selbst 10 bis 12 m breit und 30 bis 60 cm tief war; stellenweise erweiterte sich das Bett auf das Doppelte, aber damals (am 17. Mai) war durchaus noch Niedrigwasser. Der Boden des Flusses und der Schlucht überhaupt ist mit groben Geschieben übersäet; wo kleinere Ebenen frei geblieben sind, zeigten sich diese mit dichtem Gesträuch der Myricaria germanica var. squamosa überwachsen, in deren Schatten oft Quellen vortrefflichen Wassers entspringen. Außerdem fanden sich hie und da Nitraria Schoberi, Tamarix, Salix microstachya?, Lycium turcomanicum, Lasiagrostis u. a. Es war hier die erste Stelle, an der in jenem Frühlinge eine größere Zahl (14) von Arten blühender Gewächse gesammelt werden konnte, während die benachbarten, aus Granit und Kieselschiefer bestehenden Berge völlig unfruchtbar waren. Um so erquicklicher erschien das auf einer kleinen grünen Wiesenfläche aufgeschlagene Lager! Die auf dem weiteren Marsche erreichte und überschrittene Schlucht des Flusses Bostan-Tugrak war 210 bis 240 m tief eingeschnitten, am Boden nur 100 bis 120 m breit und hier zunächst mit senkrechten Wänden von 60 bis 90 m Höhe eingefaßt. Diese letzteren bestanden aus einem Konglomerat von größeren und kleineren Geschieben nebst Sand, cementirt durch Löß; zuweilen sind reine Lößschichten von einigen Metern Mächtigkeit dazwischen, an anderer Stelle sieht man mächtige Steinblöcke aus der Wand hervorragen und überhängen, sehr häufig ist die steile Wand mit Querspalten durchsetzt, überall sind Spuren der Verwitterung unverkennbar. Der mit Geröll ganz übersäete Boden der Schlucht ist größtentheils unfruchtbar. Es kostete viele Mühe, die Kameele an den Steilwänden solcher Thäler oder Thalstufen in die Höhe zu bringen. Infolgedessen und infolge des unzureichenden oder mit Lößmehl bestreuten, ungesunden Futters wurden die Kräfte dieser Thiere erschöpft, allmählich mußten 19 zurückgelassen werden, und die übrig bleibenden 45 waren auch nur im schlechten Zustande. Ein weiter folgendes Thal von 240 bis 300 m Eintiefung hatte in seinem steinigen Grunde nur 20 bis 40 m Breite, ja stellenweise sogar nur 6 bis 10 m, so daß der Fluß (Tolan-Chodscha) wie in einem Korridor dahinfloß! Dennoch soll in dem oberen Stück des Tolan-Chodscha-Thales einst jener Fahrweg zum Hochplateau, von dem oben die Rede war, hinaufgegangen sein.

Bald nach Ueberwindung des letzterwähnten Cañons schlug der Weg eine mehr nordwestliche Richtung ein, um die Oase Nija zu erreichen. Vorher jedoch wurden, noch in größerer Gebirgsnähe, zwei Quellen passirt, von denen die westlichere, genannt Ssuget Bulak, d. h. Quell, eine alte Grabstätte zur Seite hatte, auf der 20 alte, durch mächtigen Wuchs hervorragende Weiden (Salix alba var.?) standen. Zwar betrug die Höhe derselben nur 12 bis 15 m, aber bemerkenswerth war die Dicke ihrer Stämme. Diese

erhoben sich gar nicht hoch über den Erdboden, theilten sich sogar bei einigen sofort in Theile, welche schlangenartig gewunden, neue Wurzeln treiben, aber sieben derselben waren doch wahre Riesenstämme, der eine hatte 13 m, der andere 11,1 m Umfang an der Wurzel, ein dritter bedeckte mit seinen fünf gewundenen und zur Erde geneigten Stämmen eine Fläche, die 135 Schritt im Umfange maß. Inmitten der Wüste lebendige Zeugen vergangener Jahrhunderte! Je mehr man sich im sanften Abwärtssteigen der Oase Nija näherte, desto kleiner wurde das Steingeröll und zuletzt war es reiner Kies, auf dem ganzen Wege aber blieb die Dürftigkeit des Pflanzenwuchses die nämliche, nur hie und da ragten kleine Sträucher der Reaumuria, Sympegma? und Ephedra hervor.

Die Oase Nija liegt 1400 m über dem Meeresspiegel an dem gleichnamigen Flusse, und zwar 53 km unterhalb seines Austrittes aus dem Gebirge. Derselbe läuft noch 75 km weiter in die Sandwüste hinein, bis er endlich verschmachtet, er ist im Frühjahr (noch Ende Mai) wasserarm, schwillt aber im Sommer, wenn die Gebirgsregen fallen und die Gletscher schmelzen, sehr bedeutend an. Die Oase soll 1000 bis 1200 Höfe zählen, also wohl eine Bevölkerung von 5000 bis 6000 Seelen, alles Matschin, die aber physisch und moralisch infolge des dem Hause entfremdenden Handwerks der Goldgräberei sehr verkommen sind. Namentlich herrscht unter ihnen die Syphilis, die von den Chinesen eingeschleppt sein soll, die viele Frauen und Männer arg entstellt hat, und zu deren Ausrottung gar nichts geschieht. Ueberhaupt erscheinen die in weiße Baumwollengewänder — in Tschertschen waren es farbige — gekleideten Leute von Nija klein und schwächlich. Indessen die Hauptbeschäftigung derselben ist, wie in allen Oasen, der Ackerbau. Die Obst- und Getreidearten sind dieselben, wie in Tschertschen, nur Reis kommt noch hinzu (Przhewalski widerspricht sich hier selbst!). Von den Baumfrüchten waren Ende Mai die (weißen und schwarzen) Maulbeeren schon reif, die Aprikosen zwar noch grün, aber zu voller Größe entwickelt, die Pfirsiche hatten die Größe einer kleinen Walnuß erreicht; der Weinstock, der wilde Oelbaum und Zizyphus vulgaris standen in Blüthe. Die Feldfrüchte zeigten infolge der aus Wassermangel ungenügenden Berieselung keinen guten Stand, Weizen und Gerste hatten nur stellenweise 30 cm Höhe, die Luzerne 15 cm; Zucker- und Wassermelonen waren eben erst gesäet worden. Neben dem Ackerbau wird in der Oase Viehzucht getrieben; auf den benachbarten sumpfigen Weiden finden Schafe, Esel, Kühe und zum Theil Pferde ihre Nahrung. Die Stätte der erwähnten Goldgräberei liegt gerade am Austritt des Nija aus dem Gebirge und heißt Sorgak[1]); hier sollen sich je nach der Jahreszeit 700 bis 1000 Arbeiter beisammen finden. Ein Punkt von gerade entgegengesetztem Charakter, das Grabmal des in ganz Ostturkestan hochverehrten Heiligen Imam Schaffer-Ssadyk, zu welchem die Wallfahrer von weither sich begeben, liegt 63 km unterhalb der Oase, an demselben Nija-Darja, schon mitten in der Sandwüste. Zu dem Markttage, der alle zehn Tage in der Oase abgehalten wird, bringen Händler aus Kerija schon russische Waaren, wie Zucker, Streichhölzer, Webstoffe ꝛc. Zur Ausfuhr in die Ferne liefert die Oase nichts; nur nach den Goldminen von Sorgak bringt man von ihr aus Vieh und etwas Brot.

Die wildwachsende Flora der Oase ist ärmlich, doch konnten 17 Arten blühender Gewächse hier gesammelt werden. Im Flusse wurden zwei Arten von Fischen gefangen (Schizothorax chrysochlorus und Nemachilus bombifrons), während man keine in den bisher überschrittenen Bergströmen wahrgenommen hatte.

[1]) Auf der Karte steht irrthümlich Sograk.

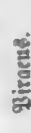
Skizzen aus Athen.

Von Alexander Braunschild.

(Mit drei Abbildungen.)

Bei strömendem Regen war ich spät abends in Athen angekommen, durch Pfützen und Morast über holperiges Pflaster nach dem Hotel gefahren, und vergebens hatte ich in der trüben Dämmerung nach einer Spur von „Palla's hochgethürmter Stadt“ gespäht. Mit um so größerem Entzücken begrüßte ich am anderen Morgen beim Erwachen die Akropolis, die, umflossen vom goldenen Strahl des Frühlichts, sich meinen überraschten Blicken darbot. Selbstvergessen stand ich am weitgeöffneten Fenster, athmete mit Wonne die reine erfrischende Morgenluft und schaute hinauf zu dem schimmernd in den tiefblauen Aether emporsteigenden, säulenbekrönten Felsengipfel, der Hochburg aller Kunst und Bildung.

Doch lange litt es mich nicht im Hause. Ich mußte die ehrwürdigen Reste der Antike in der Nähe bewundern, die geweihten Stätten edelster Kultur ungesäumt besuchen. Rasch durchschritt ich den weiten Platz vor dem Hotel, und nach wenig Augenblicken war ich in einem schattigen Orangenhain, der an plätschernden Springbrunnen vorüber nach dem königlichen Schlosse führte. Die blüthenüberschütteten Bäume hauchten süßen berauschenden Duft aus, die Wasser spielten farbensprühend in der Sonne, der weiße Marmor der Residenz und der umliegenden Paläste glänzte blendend aus dem dunkeln Laube hervor, und eine bunte, festtäglich geputzte Menge füllte plaudernd und lustwandelnd die Wege. Wahrlich! die alte hellenische Lebensfreudigkeit war dem attischen Boden noch nicht entschwunden, wenn sie auch in neue Form sich kleidete. Vielgestaltig und rasch wechselnd wie die Bilder eines Kaleidoskops zog es in fröhlichem Gewimmel an einem vorüber. Hier Offiziere in blitzblanken Uniformen; dort ehrsame Bürger mit Frau und Kind im Sonntagsstaat; muthwillige Metzger und Bäckerjungen, die Cigaretten im Munde, indeß die Füße über den Rand des Bassins hinabhingen und lustig im Wasser plätscherten; Kindermädchen, die hübschen braunen Gesichtchen unter riesigen weißen Hauben halb versteckt, ihre kleinen Schutzbefohlenen an der Hand, die, arme unschuldige Opfer der Mode, in ihren Volants und Flottants sich kaum zu rühren wagten; Typen aus dem Volke in kurzen bordenbesetzten Jäckchen und bauschigen Weiberröcken; Touristen aller Länder, an dem Feldstecher und Bädecker und einer gewissen geschäftsmäßigen und eilfertigen Neugierde weithin kenntlich — kurz, eine unerschöpfliche Fülle interessanter und charakteristischer Erscheinungen. Athen ist eben nicht mehr, wie einst, ein Haufen zerfallener Marmortrümmer, sondern eine moderne



Piraeus.

Hauptstadt voll rührig aufstrebenden Lebens. Es wird nach allen Seiten von der Tramway durchschnitten, ist der Knotenpunkt dreier wichtiger Eisenbahnlinien, und bereits machen die alten türkischen Bollwerke Miene, sich in elegante Boulevards zu verwandeln. Ueber all diesen Neubauten sind die Ruinen, der höchste Stolz und Ruhm Athens, gewissermaßen in den Hintergrund getreten, und wer nicht genau weiß, wo sie zu finden sind, mag lange nach ihnen umherirren. Wenn Byron heute statt im Jahre 1812 hier lebte und dichtete, so wären seine Thränen um die verwaiste, verödete Stadt Athene's wohl weniger oder — mehr.

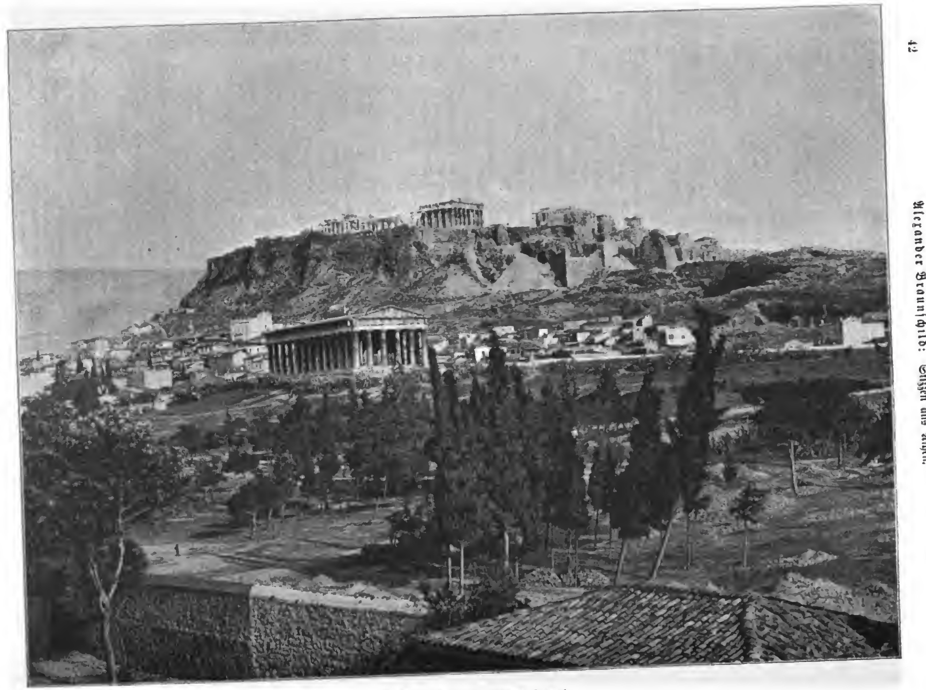
Im Schatten herrlicher Laubgänge durchwanderte ich den Hofgarten und folgte dann einem Pfade, der an der Seite eines kleinen stillen Friedhofes über sanft abfallenden Kiesgrund sich nach einem Bächlein hinabsenkte. Eine schöne Brücke aus weißem Marmor überspannte in unverhältnißmäßig weitem Bogen das schmale Rinnsal, und längs des Ufers zog sich eine Reihe stattlicher Platanen hin. Eine Schaar Enten tummelte sich in der spärlichen Fluth, und weiter oben, wo ein paar ärmliche Hütten standen, knieten etliche Weiber und schöpften Wasser. Jenseits befand sich eine kleine Kaffeeschänke, vor deren Thür ein halbes Dutzend Burschen in der Sonne lungerten und behaglich ihren billigen Labetrunk schlürften. Mit Staunen und Ehrfurcht las ich die Aufschrift der Bude: „Zum Ilissos". So war dies Bächlein der weltberühmte Ilissos, der seit den Tagen des Kekrop's ein so wichtiger Faktor im Leben Athens gewesen. An der Stelle des dürftigen Kaffeehäusleins erhob sich vielleicht einst der Tempel der Musen, und unter dem Schatten der Vorfahren dieser Platanen haben Sokrates und Plato sich allabendlich in weisen Gesprächen ergangen. Ein ansehnlicher Fluß aber war der Ilissos selbst in jener Zeit nicht, und eigenthümlicher Weise ist er unweit seines Ursprungs im Hymettos — der langen grauen Felsenmasse, die etwa 8 bis 10 km östlich von der Brücke sich zeigt — stärker als bei Athen, wo er sich Phaleros und dem Meere zuwendet, das er jedoch nicht erreicht. Ich kostete ein paar Tropfen der heiligen Fluth, die dem Auge zwar lauter, dem Gaumen aber keineswegs rein erschienen, und suchte mir dann den Weg zu den anderen Denkmälern am Ilissos, der „so reich an Ehren als arm an Wasser ist".

An ein paar armseligen Gerstenäckern vorüber gelangte ich in einen länglichen, rings von hohen Terrassen umschlossenen, großen Kreis. Ich stand am Orte der von Theseus gegründeten panathenäischen Spiele, im Stadion. Kümmerliches Gras und Kies bedeckten den Boden der Arena, hier und dort war eine vom Regen der letzten Nacht gefüllte Pfütze, in einer derselben lag ein todter Hund. Wenige Trümmer: ein Säulenstumpf, etliche verstreute Marmorblöcke, der Rest einer halbkreisförmigen Mauer mahnten inmitten der allgemeinen Verwahrlosung an die frühere Bedeutung des Platzes. Wo einst die Marmorsitze der Zuschauer sich aufbauten, war nun blumiger Rasen, und nur schmale geradlinige Pfade, auf denen weidende Ziegen umherkletterten, deuteten ihre Stelle an. Einzelne Vertiefungen und Lücken ließen jedoch erkennen, in welcher Weise die anscheinend natürlichen Anhöhen fundamentirt und aufgeführt waren. Am nördlichen Längsende ist eine breite, tiefe Nische angebracht, in welche die Ueberwundenen sich geflüchtet haben sollen, während die Sieger unter dem Jubel des versammelten Volkes ihren Oelzweig oder Dreifuß empfingen.

Ich ließ mich unfern der zerfallenen Mauer, dort, wo einst, der Auslaufsseite gegenüber, der Lieblingspunkt der Athener gewesen, nieder, und dachte der Zeit, da diese Wildniß der Schauplatz gymnischer Wettkämpfe war. „Hier flogen sie alle mit einem male dahin durch die stäubende Laufbahn, versuchten darauf im mühsamen Ringen die Kräfte, zeigten, wer im Sprunge von allen der beste, die Scheibe zu werfen der beste, und im Kampfe der Faust die anderen besiegte." Mitten in meinen klassischen Reminiscenzen wurde ich von einem Trupp junger Bürschchen überrascht, die in munterem Laufe vom Flusse heraufstürmten. Ohne meiner Gegenwart zu achten, tummelten sie sich eine Weile unter lautem Scherz und Gelächter umher, bis sie unversehens im Gras versteckt eine Kanonenkugel fanden und sofort ihre Kraft daran erprobten. Ein solcher Fund ist in der Nähe der Ruinen keineswegs selten und stets ein trauriges Memento der türkischen Zerstörungswuth. Sie hoben einer nach dem anderen die Kugel auf und schleuderten sie so weit sie konnten, und wenn deren Schwere auch ihren Anstrengungen nur geringen Erfolg gestattete, so war es doch hübsch anzusehen, wie diese moderne griechische Jugend in engen Hosen und gestärkten Hemden sich mit Kraftübungen an der nämlichen Stätte vergnügte, die Zeuge so vieler ruhmreicher Triumphe früherer Geschlechter gewesen. Ich konnte mich kaum enthalten, in ihr Kalo (Bravo) und lustiges Jauchzen einzustimmen. Doch störte ich sie nicht, sondern verließ unbemerkt das Stadion und schlenderte ein paar Hundert Meter weiter, bis ich an die Ruinen des olympischen Zeustempels kam.

Auf einer kahlen Fläche, die den Soldaten als Exerzierplatz dient, erheben sich die edlen Reste dieses herrlichen Prachttempels. Wer kennt ihn nicht? Unzählige male ist er vervielfältigt worden in Holzschnitt und Gips, Zucker und Chokolade, Seife und Pappe und last not least in Stein und Marmor; denn wo es galt, einen großartigen Bau in korinthischem Stil zu errichten, haben unsere Architekten den Tempel des olympischen Zeus zum Vorbild genommen. Noch ragen seine feinkannelirten Säulen hoch empor, und an ihre mächtigen Sockel gelehnt, blickt man bewundernd hinauf nach den blättergeschmückten reichen Kapitälen oder hinüber nach der Stadt und dem Schlosse, über welches der schön geformte Lykabettos sich schützend zu neigen scheint. In der Ferne breitet sich das sonnbeglänzte Meer aus, und aus der funkelnden Fluth taucht, von kleineren Inseln, wie von Trabanten umgeben, Aegina auf, der „Dorn im Aug' Athens", wie Perikles die unbequeme dorische Nachbarin nannte. Dicht nebenan aber baut sich die Akropolis mit ihren Tempeln und Thoren auf. Es ist still und einsam am Fuße des steilen glatten Felshügels, welcher diese Wunderwerke der hellenischen Kunst trägt, und das Getümmel der im Norden der Akropolis gelegenen Stadt dringt nicht hieher. Gen Süden schweift der Blick über ödes Land, dessen Einförmigkeit nur die Felsen mit dem Denkmal des Philopappus, die Sternwarte und einige kleinere Gebäude unterbrechen, bis zu dem 8 km entfernten, alten Hafen Phaleron hin. Gruppen massiger Aloën begleiten die Fahrstraße, hie und da steht zwischen verwitterten Mauerresten ein Feigenbaum, und rechts zeigt sich ein kleines Gebüsch von früchtebeladenen Johannisbrotbäumen. Zahlreiche Spuren, wie Säulenbasen, Steinstufen, Gräber, weisen darauf hin, daß die Stadt sich einst auch nach dieser nun völlig verlassenen Seite der Burg erstreckte.

Das Plateau der Akropolis hat einen Flächeninhalt von ungefähr 1300 Fuß, und dieses ganze Terrain ist mit weißen Marmorfragmenten jeder Gestalt und Größe förmlich überschüttet. Gebälk und Fries, Kranzgesims und Säulen-Trümmer, Blöcke und Platten, Kapitäle und Basen, Statuen ohne Kopf und Glieder ohne Rumpf, liegen in Massen umher, und überall sproßt und wuchert dazwischen blühendes Unkraut. Goldaugige Maßliebchen, graziöse purpurfarbene Mohnblumen und flammende Kaktusblüthen bekränzen noch im Zerfall die unvergleichliche Schönheit griechischer Kunst, und zahllose Bienen und Schmetterlinge schweben um die verstümmelten Bruchstücke. Bei jedem



Die Akropolis und der Theseus-Tempel.

Schritt stößt man im eigentlichen Sinne des Wortes auf die reizendsten Details, und mit Bewunderung und Bedauern hebt man bald ein paar Mutuli, ein noch schwache Spuren der Farbe und Vergoldung zeigendes Kymmationtheilchen der Decke, bald ein feingemeißeltes Handgelenk oder ein paar Zehen auf. Jahr um Jahr haben die Türken, welche den Parthenon zum Pulvermagazine erniedrigten, aus diesen Kunstschätzen Kalk gebrannt; aber wie viele Schöpfungen des hellenischen Geistes sie auch in roher Unwissenheit zu Staub verwandelt haben, noch bleiben genug übrig, um ihm unsterblichen Ruhm zu sichern. Leider wurde mir, vermuthlich des Festtages wegen, das Betreten der Ruinen selbst versagt, und vergebens hielt ich meinen Obolos — die Besichtigung des Parthenons, in dem einst Perikles Tausende von Talenten verwahrte, wie der übrigen Tempel ist nämlich zur öffentlichen Einnahmequelle geworden — bereit.

So mußte ich mich denn mit den Trümmern begnügen, welche die Südseite der Anhöhe bedecken, und nachdem ich lange unter ihnen geweilt, stieg ich hinab zu dem etwa 50 Fuß unterhalb befindlichen steinernen Odeion. Mit der Front gegen die Straße gewendet, steht der für die Entwickelung der antiken Theateranlage so wichtige Bau in seinem mittleren Theile noch aufrecht. Die massiven Mauern haben gleich der großen, noch immer halb mit Wasser gefüllten Cisterne nebenan, trotz mancher Beschädigung durch Feuer, Geschosse und Erdbeben alle Anstürme der Natur- und Menschengewalt überdauert. Es ist ein imposanter Rest einer herrlichen Vergangenheit, und die oberen Sitzreihen bieten eine entzückende Rundschau über das hellenische Land und Meer.

Weit und breit keine Menschenseele, nur zuweilen rollte ein staubumhüllter Wagen die Straße entlang. Träumerisch gleichsam ruhten die hellblinkenden Häuser des Piräus, überragt von den Masten des Hafens, in der heißen Mittagssonne. Südlich streckt sich der Berg Laurion weit in die See vor, und aus dem glühenden Dunst, der über dem Aegäischen Meere lag, tritt das „Glückseiland" Salamis deutlich hervor, während Aegina sich halbverschleiert zeigte und Hydra wie ein ferner Schatten erscheint. Jenseits schimmern die Schneeberge von Morea herüber und begrenzen wie eine Reihe seltsam zugespitzter plötzlich erstarrter Wolken den Horizont. Hier erst, angesichts des „inselumwogenden" Meeres und des in seiner Verödung noch so schönen Landes versteht man die Verse, die zum Preise Attika's auf dieser Bühne erklungen.

Nur wenige Schritte trennen das Theater vom Areopag, an den nach Aeschylos' Wort „des Volkes Ehrfurcht und ihre Schwester Furcht sich knüpft". Es ist ein einzeln stehender, massiger rother Felshügel, der sich nördlich bis zu den Häusern der Stadt hinabsenkt. Kein moderner Bau verunziert den Areopag, und kaum wird man es je wagen, ihn zu praktischen Zwecken herabzuwürdigen. In den Stein gehauene Stufen führen zum Gipfel empor, auf welchem nach Athene's Satzung „des Ares weises Volksgericht" sich versammelte. Noch erkennt man, wo die Altäre, an denen sich die Greise zum heiligen Rechtsspruch vorbereiteten, gestanden sind. Diese göttergeweihte Stätte war es auch, wo der Apostel Paulus zu „den Männern von Athen" redete. Aber die von Menschen erdichteten und erschaffenen „Götzen" waren damals noch zu mächtig, als daß seine Worte tiefen Anklang bei den Athenern gefunden hätten, und „Paulus ging mitten unter ihnen hinweg". Nur Dionisios und einige wenige hingen ihm an, und es dauerte lange, bis das Christenthum auf attischem Gebiete feste Wurzeln schlug.

Aber ehe man noch ein paar Hundert Meter weiter gegangen, steht man einem antiken Tempel gegenüber, der den endlichen Triumph des Evangeliums über den Olymp bezeugt. Siegreich hat sich hier das Kreuz im Innern der Cella aufgepflanzt und der Kultus des Gottessohnes den des nationalen Halbgottes verdrängt. Dieser Umwandlung dankt wohl das Theseion zumeist seine vorzügliche Erhaltung. Zu Ehren der im Jahre 476 oder 469 v. Chr. auf Geheiß Appollo's von Skyros heimgeführten Asche Theseus' von Kimon errichtet, prägt sich in diesem herrlichen Prachtbau aus weißem pentelischem Marmor zum ersten male der dorische Stil in seiner ganzen Vollendung aus. Viel des plastischen Schmuckes ist geraubt und nach fremden Museen verschleppt worden, aber immer noch entzückt an der ursprünglichen Stelle eine reiche Fülle von Skulpturen den Besucher. Die Umgebung dagegen stimmt nur wenig zu dem erhabenen Eindruck des Baues. Der Olivenhain, der das Heiligthum umschattete, ist verschwunden bis auf einzelne altersschwache und verkrüppelte Bäume, die sich mit den nackten Wurzeln an den nördlichen Hang festklammern. Doch selbst ihnen entzieht die Eisenbahn den Boden und benutzt ihn für ihre Stationsgebäude und Schienennetze. Auf der Südseite aber, wo einst „im lauschigen Thalgrund die Nachtigall flötete", erschallt nun die heisere Stimme des Unteroffiziers, der seine Rekruten drillt: denn auch hier ist die „krokosgeschmückte heilige Au" zum staubigen Exerzierplatz geworden. Vor dem Tempel selbst, fast unter den Säulen des Pronaos stehen in langen Reihen kleine eiserne Tische und Stühle, und auf einen Wink eilt aus dem nahen Restaurant ein Kellner mit weißer Schürze, die Tasse auf der flachen Hand, herbei, um im Schatten des ehrwürdigen Theseion den Kaffee zu serviren. So richtet sich denn, gleich Kindern, die in Abwesenheit der Großen allein im Hause schalten, die Neuzeit mit wenig Umständen auf diesen klassischen Stätten ein.

Noch blieb mir eine der denkwürdigsten zu besichtigen, der Pnyx, ein mächtiger, dem benachbarten Areopag ähnlicher Felshügel — der Herrschersitz des alten Volkes von Athen. Mit einem Flächeninhalt von fünf- bis sechstausend Quadratmetern bot er den größten Volksversammlungen Raum, und viele Tausende lauschten zugleich den Worten des Demagogen, der von der Höhe der Bema (Tribüne) herab den Leidenschaften des Volkes schmeichelte und seinen Ehrgeiz aufstachelte. Dort fand Aristophanes das Urbild seines zornigen, zänkischen, unerträglichen kleinen alten Demos und all der Scenen, welche mit so viel Witz und Laune die Verirrungen der Demokratie ewigem Gelächter preisgeben.

An einen anderen Sittenrichter Athens erinnern die drei zum größeren Theil künstlichen Felshöhlen, welche man in dem südlich von der Akropolis gelegenen Hügel zeigt. Eine derselben soll das Grab des Sokrates gewesen sein, wahrscheinlicher aber war sie sein Gefängniß. Zwei der Höhlen messen bei einer Höhe von acht Fuß etwa zwölf Fuß im Quadrat, und die eine ist überdies mit einem kleinen Nebenraum versehen, wohin der hinter den starken Eisenstäben Eingesperrte sich vor neugierigen Blicken flüchten konnte. Hier, angesichts der in ihrer vollen Pracht und Schönheit, gewissermaßen im Glanze ihrer Mittagshöhe strahlenden Akropolis mag der edle Philosoph während „der dreißig Tage" seine unsterblichen Gespräche mit den geliebten Schülern gehalten haben, und wohl möglich, daß in diesem Kerker „der beste, vernünftigste und geachtetste Mann" seine Seele ausgehaucht hat.

Nachdem die Tradition den Namen Sokrates einmal an diese Räumlichkeit geknüpft hat, ist sie geschäftig, es mit Reminiscenzen an ihn zu füllen. Einen kleinen Garten am Fuße des Hügels bezeichnet sie als den des Sokrates, und das Haus daneben trägt eine auf blauem Hintergrunde gemalte Büste des großen Weisheitslehrers mit der herrlichen Stirn und der häßlichen Nase, sowie die seiner Verthei-



Die Akademie der Wissenschaften zu Athen.

digungsrede entnommene Inschrift: „Ihr Athener wäret ein träges und schläfriges Volk, wenn die Götter nicht zuweilen einen von meinesgleichen unter Euch sendeten, um Euch aufzurütteln.“ Ein erhabenes Wahrzeichen in der That für ein — Wirthshaus; denn nichts anderes als das Schild zum „Garten des Philosophen Sokrates“ sind Bild und Worte. Ich konnte nicht umhin, einzutreten, und dem Gedächtniß des ruhmreichen griechischen Weisen einen Becher — leider gar unwürdigen — Weines zu weihen.

Steigt man vom sogenannten Grab des Sokrates aufwärts zum Gipfel des Hügels, so gelangt man an das Denkmal des Philopappus. Nur die Dankbarkeit der Athener rettete den Namen dieses ruhm- und thatenlosen Abkömmlings der früheren syrischen Könige vor der Vergessenheit. Zu Ehren seines durch große Freigiebigkeit vielfach um die Stadt verdienten Geschlechtes, das von Pompejus aus Syrien vertrieben, eine Zuflucht hier gefunden hatte, errichteten sie dem Philopappus ein achtzig Fuß hohes prächtiges Marmordenkmal und hießen den ganzen umliegenden Stadttheil nach ihm. Nun ist es bis auf kaum dreißig Fuß eingestürzt, und die wenigen noch vorhandenen Säulen und Statuen sind zerschmettert und verstümmelt von den türkischen Geschossen, denen sie unzählige male als Zielscheibe gedient. So trieben die Barbaren mit dem Monumente des Philopappus ihr Spiel wie das Schicksal einst mit dem enterbten Fürsten selber, „dem es“, wie Chateaubriand sagt, „die Würden eines Bürgers von Athen und eines römischen Konsuls zu einer Zeit verlieh, wo beide zu leeren Titeln herabgesunken waren, gleichsam als wollte es der Majestät des Volkes und der Könige in einer Person spotten“.

Sinnend lenkte ich meine Schritte der Stadt zu, als mir die feierlichen Klänge eines Trauermarsches entgegenschallten. Ein langer Leichenzug bewegte sich die Solonstraße hinab. Die Vorhut bildete wie überall die liebe Gassenjugend, ihr folgte die Musik, dieser ein Mann, der den glänzend weißen, mit einem riesigen schwarzen Kreuze geschmückten Sargdeckel trug, dann kam, von Knaben mit brennenden Wachskerzen und Priestern umgeben, die Leiche selbst, zwischen Blumen hoch aufgebahrt, so daß das starre Antlitz in der klaren Luft wie eine scharfgeschnittene Camee erschien, und endlich zu Fuß und zu Wagen das sehr zahlreiche Trauergeleite. An den Ruinen der Akropolis und des Zeustempels vorüber zogen sie nach dem großen Cypressenfriedhofe im Südosten der Stadt.

Ich aber wanderte nach der entgegengesetzten Richtung, um noch den Lykabettos zu besuchen. Etwa dreihundert Meter hoch, ist er der bedeutendste der Felshügel Athens und zugleich der einzige, den die moderne Stadt in ihr Bereich gezogen hat. Gen Süden und Westen ist sein Fuß völlig bebaut, und vom Rathhause führt eine schöne breite Straße mit stattlichen Häusern aus weißem Marmor die Höhe hinan, bis der plötzlich allzu steil emporstrebende Felsgipfel sich wie ein Riegel vorlagert. Im Schatten blühender Orangen und Mandelbäume hielt ich vor einem der Cafés ein Weilchen Rast und betrachtete die großen Wasserwerke, welche seit Jahrhunderten für die Wohlfahrt Athens sorgen. Dann klomm ich auf den vielfach gewundenen, wohlgehaltenen Wiesen- und Bergpfaden vollends zur Spitze des Lykabettos empor. Hier umfaßt man mit einem Blick die ganze Stadt und Umgebung. Ein großartiges, ergreifendes Bild: im Vordergrunde das einst so gesegnete attische Gestade, nun bis auf einzelne düstere Pinien und Cypressen und weniges bläulich schimmerndes Olivengebüsch seines Baumschmuckes entkleidet; im Hintergrunde das sonnige „inselbestreute“ Meer im Glanze seiner ewigen unzerstörbaren Schönheit, rings umrahmt von fernen, mit ihren Schneekuppen bis zum wolkenlosen Firmamente aufragenden Bergen. Zu Füßen des Beschauers aber, an den Hang des Lykabettos geschmiegt, zeigt sich Athen mit der Akropolis und den Ruinen, den rothen und weißen Dächern seiner Häuser und Paläste, mit seinen Thürmen, Fabrikschloten, Straßen und Eisenbahnen. Der Lärm der Dampfmaschinen, das Geräusch des Straßengewühls, das Klopfen und Hämmern der an den zahlreichen Neubauten beschäftigten Arbeiter, der taktmäßige Schritt der exerzirenden Truppen tönt hinauf und bezeugt — gleichsam der kräftige Pulsschlag des neuerstandenen Lebens — das Gedeihen des neuhellenischen Staates, und die Handels- und Kriegsschiffe drüben im Piräus künden seine Zukunft.

Joinville, der Hauptort der deutschen Kolonie Dona Francisca in der brasilianischen Provinz Santa Catharina.

Von J. von Goerne.

Aus einem, den „Annalen für Hydrographie“ entnommenen Bericht eines deutschen Handelsschiffes über das Städtchen Joinville in Brasilien ergiebt sich des Interessanten und Wissenswerthen so viel, daß es bei den heutigen vielseitigen Kolonialbestrebungen, die von deutscher Seite ausgehen, sicherlich von Nutzen sein kann, den Blick auf jene Gegenden zu lenken.

Anfangs der fünfziger Jahre vom „Kolonisationsvereine von 1849 in Hamburg“ mit Hilfe der brasilianischen Regierung auf dem Landbesitze des Prinzen von Joinville gegründet, umfaßt die Kolonie Dona Francisca jetzt ein Gebiet von 25000 ha, welches zum größten Theile gut bewässerte, anmuthige Hügellandschaften enthält. An Fahrwegen sind bereits gegen 500 km vorhanden, andere Straßen sind im Bau; so die von der Regierung begonnene Serrastraße, welche die Ausfuhr des Viehs und des Maté-Thees (Paraguaythees) aus dem Innern und die Salzeinfuhr, besonders nach Paraná, erleichtern soll. Das Klima ist ein gemäßigtes und weist eine mittlere Jahrestemperatur von 20,6° C. auf.

Der Boden bedarf zwar in den Bergen der Düngung, jedoch lohnt er meist den Anbau genügend. Letzterem unterliegen hauptsächlich Mais, Reis, Tabak, Zuckerrohr, Kartoffeln und einzelne Knollengewächse.

An industriellen Einrichtungen sind Matémühlen, Zuckersiedereien, Sägemühlen, Gerbereien, Brauereien, Faßbindereien und selbst eine Glashütte unweit San Bento vorhanden. Die Gesammtausfuhr erreicht jährlich etwa den Betrag von 1500000 Mark; theils geht dieselbe aus den genannten Industrien hervor, theils besteht sie aus Branntwein, Stärke, Tapioka, Mandiokamehl, Bohnen, Cigarren, Tabak, Butter, Leder, Silberwaaren, Möbeln u. s. w.

Die Einwohnerzahl belief sich im Jahre 1883 auf 18000, von denen 15000 — vorzugsweise protestantische — Deutsche sind.

So viel im allgemeinen über das Land, in welchem das Städtchen Joinville etwa 15 Seemeilen stromaufwärts von der Küstenstadt San Franzisco idyllisch schön in einem Thale liegt. Die Mehrzahl der 2000 Einwohner von Joinville sind, obwohl brasilianische Bürger, Deutsche, oder doch deutscher Abkunft, und zwar Deutsche im vollsten Sinne des Wortes.

Die Straßen, schnurgerade, breit und rein gehalten, sind von hübschen Häusern mit Gärten, die sich in bester Ordnung befinden, eingefaßt.

In den Schulen, welche recht gut sind, wird bis jetzt nur deutscher Unterricht ertheilt; selbst die Kinder geborener Brasilianer reden deutsch.

Zur Errichtung der Schulen wurden von den Kolonisten die Mittel nicht nur aufgebracht und jene dann weiter unterhalten, sie bauten auch die beiden Kirchen, eine evangelische und eine katholische, selbst und sorgen für ihren Bestand.

Zwei Zeitungen, welche wöchentlich je zweimal erscheinen, werden gut geleitet und besitzen inner- und außerhalb der Kolonie einen beträchtlichen Leserkreis.

Die Vereinsbildung ist natürlich, wie das da, wo Deutsche wohnen, nicht anders sein kann, lebhaft im Schwunge; es bestehen ein landwirthschaftlicher Verein, ein Schulverein, ein Sängerbund, ein Schützenbund, ein Dilettantenverein mit seinem Liebhabertheater, eine Freimaurerloge u. s. w.

Kurz, deutsche Sitten und Gebräuche finden sich wohl selten in der Fremde so erhalten und gepflegt wie in Joinville.

Außer den oben erwähnten industriellen Unternehmungen ist jedes Handwerk in der Kolonie vertreten. Da es gelungen ist, die Korbweide einzuführen, so ist das Material für Flechtarbeiten, welche nach Santos und Rio de Janeiro ausgeführt werden, vorhanden. Ebenso werden Möbel, aus inländischem Holze gefertigt, in die anderen Provinzen Brasiliens verschickt.

Auch mehrere Gerbereien bestehen in Joinville; als Lohe benutzen sie die Blätter des Mangobaumes. Die Brauereien brauen ein gutes Bier, und eine Anzahl von Ziegeleien hat vollauf Beschäftigung.

Die Direktion der Kolonie ist im Besitz einer Maschinenwerkstätte mit Eisengießerei, welche gute Erzeugnisse auf den Markt bringt. — Gartenfrüchte gedeihen in Massen: Butter, Käse und Rindfleisch von guter Beschaffenheit sind zu mäßigen Preisen zu haben. Diese Preise unterscheiden sich von denen des nächsten Hafenortes San Franzisco so wesentlich, daß Schiffe, welche ihre Mundvorräthe ergänzen wollen, besser thun, diese in Joinville einzukaufen. Bisher wurde der Waarenverkehr zwischen beiden Plätzen freilich nur durch Kutter und Schooner von 25 bis 50 Tonnen Gehalt auf dem bis Joinville schiffbaren Flusse aufrecht erhalten. Passagiere werden mit dem kleinen Dampfer „Dona Francisca“ dreimal in der Woche befördert. Derselbe bringt auch gleichzeitig die Post, welche regelmäßig zweimal wöchentlich, einmal von Norden, das andere mal von Süden, mit den brasilianischen Postdampfern in San Franzisco anlangt. Die Dauer der Fahrzeit von letzterem Orte bis Joinville beträgt etwa zwei bis drei Stunden. Die Segelschiffe brauchen bei günstigem Winde drei bis vier Stunden. Einem fleißigen, strebsamen deutschen Einwanderer bietet die Kolonie Joinville, wenn er die harte Arbeit gewöhnt und entschlossen ist, auch in Zukunft keine solche scheuen zu wollen, Alles das, was er sich wünscht. Ein solcher Mensch, sei er Landmann oder Handwerker wird zweifellos stets sein gutes Auskommen finden. Noth, und infolge davon Bettelei wird nirgends gefunden. Allerdings kommen auch Leute nach Joinville, die durch Nichtsthun oder „Handeltreiben“ in möglichst leichter Weise zu Gelde kommen wollen, namentlich Polen und Juden. Da ihnen dies aber nicht gelingt, verlassen sie die Kolonie bald in Unmuth wieder und stellen deren Verhältnisse anderwärts möglichst schlecht dar.

Die ersten Ansiedler, welche meist erst nach einer Reise von 70 bis 90 Tagen aus Deutschland, bei oft geringwerthiger Kost und Mangel an Trinkwasser — sie fuhren ja noch mit Segelschiffen von mangelhafter Ausrüstung — eintrafen, waren genöthigt, ihre Hütten im Urwalde zu erbauen und so lange von dessen Erzeugnissen zu leben, bis es ihnen gelungen war, ein Stück Land urbar und ertragefähig zu machen. Diese Ersten haben hart und schwer gearbeitet und manchmal mit Gefahr ihres Lebens für ihr Dasein gekämpft. Der Erfolg ist ihnen dann aber nicht ausgeblieben, viele von ihnen sind jetzt wohlhabende Bürger der Kolonie, andere wieder Beamte oder Richter.

Jetzt liegen die Verhältnisse für Einwanderer von Anfang an bequemer und angenehmer wie damals. Zunächst machen sie die Ueberfahrt von der Heimath mit den zweckmäßig eingerichteten, prachtvollen Dampfschiffen für den Preis von 55 Mark in vier Wochen. Während dieser Seereise führen sie ein so gutes Leben, wie es ihnen vordem vielleicht nie beschieden war. In San Franzisco finden sie dann einen kleinen Dampfer bereit, der sie mit Sack und Pack nach Joinville hinaufbefördert.

Auch hier werden sie gastlich empfangen, und im Stationshause finden die Einwanderer zwei Tage lang unentgeltlich Aufnahme. Alsdann ist für fernere Verpflegung und Wohnung eine geringe Zahlung in diesem Hause zu leisten. Der Ankömmling, der so plötzlich in die neuen Verhältnisse eintritt, hat also sicheren Schutz und Aufenthalt für die Zeit, in der er sich umsehen kann, entweder eine passende Beschäftigung als Handwerker zu suchen oder vom Kolonialverein oder der Regierung ein Stück Land zur Kolonisation zu pachten. Wie schon bemerkt, treffen aber auch jetzt noch hin und wieder Leute ein, welche glauben, daß sie ein Leben, wie sie es an Bord auf der Ueberfahrt geführt, fortsetzen könnten, daß sie, ohne zu arbeiten, schnell zu Reichthum gelangen würden, und daß die Regierung und der Kolonialverein die Verpflichtung für sie zu sorgen hätten. Diese Art von Leuten täuscht sich allerdings ganz gewaltig. Denn wer in der Kolonie nicht fleißig arbeitet, wird ebensowenig wie in der Heimath etwas vor sich bringen. Reich, nach europäischen Begriffen wird dort überhaupt fast keiner. Der wohlhabende Kolonist besitzt seine Ländereien oder sein Geschäft: hierin ist sein ganzer Reichthum begründet, und er muß ihn scharf hüten, um ihn nicht wieder einzubüßen. Die Folge aber ist, daß deshalb auch jeder Kolonist gern auf seiner Scholle verweilt und sich und seine Familie redlich durch die Welt bringt.

Wie gesagt, mit irdischen Gütern reich gesegnet nach Deutschland heimgekehrt, um daselbst dauernd zu bleiben, ist wohl noch keiner von ihnen, wohl aber reisen viele zum Besuche, oder aus geschäftlichen Gründen in die alte Heimath. Wer es vermag, schickt gern seine Söhne zur Ausbildung nach Deutschland.

Im übrigen leben alle glücklich und zufrieden in der neuen Heimath, wenn auch schon bei manchem alten Deutschen hin und wieder der Wunsch rege wird, sein altes Vaterland noch einmal wiederzusehen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der russische Meteorolog Kiersnofski hat die Windgeschwindigkeit im Russischen Reiche zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht und ist dabei zu folgenden interessanten Ergebnissen gelangt: Die größten Geschwindigkeiten (im Mittel 6,3 m in der Sekunde) kommen in den Ostseeprovinzen vor. Auch an dem Weißen Meere, an dem Kaspi-See, an den nordrussischen Seen und in der Steppe sind die Geschwindigkeiten groß. In den Walddistrikten und im Kaukasus sind sie dagegen gering. Gegen das Innere von Asien nimmt die Geschwindigkeit der Winde ab, bis sie in Transbaikalien ihr Minimum (1,5 m in der Sekunde) erreicht. Weiter nach Osten, gegen den Stillen Ozean hin, nimmt die Geschwindigkeit dann wieder zu. — In der jährlichen Periode fällt das Maximum ziemlich allgemein in den Winter, das Minimum in den Sommer. Durch ein Maximum im Frühjahre und ein Minimum im Sommer oder Herbste sind die Kaspi-Gegend, der Ural, Westsibirien und Centralasien ausgezeichnet. In Ostsibirien fällt das Minimum in den Winter. In der täglichen Periode ist ein Zusammenhang zwischen den Schwankungen der Windgeschwindigkeit und der Bewölkung unverkennbar. Die stärksten täglichen Schwankungen fallen in die hellere Jahreszeit — in Ostsibirien in den Winter, in den übrigen Gegenden des Landes aber in den Sommer. Im allgemeinen wächst die Amplitude mit der Klarheit des Himmels gegen Osten hin, und auf dem Lande ist sie größer als auf dem Meere (Vergl. „Nature“, Vol. 42, p. 65 f.).

— In den mecklenburgischen Waldungen, besonders in Eichenwäldern, finden sich riesige Epheustämme. Für die stärksten Stämme galten bisher zwei in der Nähe von Bützow gefundene, der eine von 46, der andere von 57 cm Umfang. Sie werden aber weit übertroffen durch einen Epheu bei Waren, der in der Höhe von 83 cm über dem Boden einen Stammumfang von 74 1/2 cm, also einen Durchmesser von nahezu 25 cm hat. Die Eiche, welche er mit seinen Zweigen umspannt, ist leider im vorigen Winter gefällt worden; ein Stück des Stammes ist dem Maltzan'schen Museum in Waren überwiesen worden.

Asien.

— Von den russisch-mongolischen Handelsbeziehungen wird neuerdings berichtet, daß die Zahl derer, welche sich im sibirischen Handelsstande ausschließlich mit dem Geschäfte nach der Mongolei befassen, zwar noch keine große ist — sie dürfte, Handelsherren und Handlungsgehilfen zusammengerechnet, nur etwa 100 Mann umfassen —, aber dieses Kontingent ist doch im stetigen Wachsthume begriffen. Ebenso wächst stetig der russische Handelseinfluß auf die mongolische Bevölkerung, indem es ihm gelingt, derselben mancherlei neue Bedürfnisse und Gewohnheiten beizubringen. So z. B. wird jetzt in der ganzen nördlichen Mongolei sowohl in den Lamaklöstern wie in den fürstlichen Zeltlagern die Winterwohnung stets mit einem aus Rußland bezogenen eisernen Ofen geheizt. Ferner beginnen die chinesischen Bekleidungsstoffe den russischen zu weichen, namentlich haben sich die billigeren Sorten Baumwollenzeug gut eingebürgert, ebenso unechter Sammet. Es wird ferner in diesem Zusammenhange erwähnt, daß an vielen Orten, gleichsam als ob auch durch russischen Einfluß bedingt, das Heumachen — die Vorbedingung zu gewissermaßen winterlicher Stallfütterung — und sogar der Ackerbau üblich wird. Ueberhaupt, heißt es, macht die seßhafte Lebensweise mit jedem Jahre in der Mongolei größere Fortschritte, die Zahl der seßhaft bewohnten Plätze mehrt sich, die Ackerflächen erweitern sich, und die Lamaklöster verwandeln sich allmählich in Dörfer und Handelscentren.

Afrika.

— Ueber den Sklavenhandel in der ostafrikanischen Interessensphäre Deutschlands und die Mittel zu seiner wirksamen Bekämpfung spricht sich der Reichskommissar v. Wißmann in einem neuerlichen Berichte an das Auswärtige Amt wie folgt aus: Wie unzureichend zur Verhinderung des Sklavenexports nur die Ueberwachung der Küste durch Fahrzeuge der Reichsmarine ist, beweist der Umstand, daß, obgleich englischerseits seit zehn Jahren Sklavenüberwachungsschiffe an der Insel stationirt waren, der Export doch nichtsdestoweniger bis zur Besetzung der Küste durch die Schutztruppe fortgesetzt wurde. In ganz Afrika fand der Hauptexport von Sklaven auf der Strecke von Lamu im Norden bis zum Zambesi im Süden statt. Nördlich an der Küste der Somali war der Export ein bei weitem geringerer, hauptsächlich wohl deshalb, weil die Somali und Abessinier aus dem Innern kommende Sklaven selbst absorbirten. Deutschland hat den größten Theil der erwähnten Küste besetzt und damit die moralische Verpflichtung übernommen, gegen den, die innerafrikanischen Länder entvölkernden Handel vorzugehen. Das Verhältniß der aus Afrika ausgeführten Sklaven zu denen, die in den Küstenländern aufgekauft werden, ist heutzutage schon ein geringes. Der Plantagenbau, der von den Arabern und arabisirten Küstenleuten ausgeführt wird, ist demjenigen auf Zansibar und Pemba mindestens gleichstehend an Bedeutung, so daß auch der Sklavenverbrauch, der den Arabern bis zum heutigen Tage allein den Plantagenbau ermöglicht, ein entsprechender ist. Es ist also die Küste einmal der Sammelpunkt zum Export bestimmter Sklaven, und andererseits verbraucht die Küste selbst ein großes Kontingent. Aus diesen Gründen ist offenbar der wirksamste Punkt, die Sklavenwirthschaft zu unterbinden, die Küste selbst. Die Erfolge, die das Reichskommissariat in dieser Richtung bis heute erzielt hat, sind große. Ich erwähne, um dies am besten darzulegen, den Punkt, daß mir Eingeborene Araber und Küstenleute, die sich besonders mit dem Sklavenhandel befaßten, zur Bestrafung ausgeliefert haben. Wenn wir überall erst so weit gekommen sind, daß sich die Eingeborenen an uns um Schutz wenden, und daß wir diesen Schutz zu gewähren stark genug sind, dann wird auch von keiner Seite mehr gewagt werden, Sklaven zu fangen und zu transportiren. Die Sklavenjagden zu unterdrücken, kann uns nur dadurch gelingen, daß wir den Transport derselben zur Küste und den Handel damit unmöglich machen. Gejagt werden die Sklaven in den unglücklichen Gegenden, wo sich der Eingeborene nur mit Speer und Bogen gegen die unmenschlichen Räuber wehren kann. Um in diesen Ländern den gejagten Eingeborenen Schutz zu gewähren, müßten wir durch eine Reihe von Stationen eine Verbindung bis in jene weiten Gebiete hinein ermöglichen. Diese Länder liegen fast ausschließlich innerhalb der Grenzen des Kongostaates, aber der Abzug der gejagten Sklaven geht fast ausschließlich nach Deutsch-Ostafrika und wird über einige ganz bestimmte Straßen geleitet, an denen sich die Sklaven-

händler Stützpunkte geschaffen haben, wie Tabora und Ujidji. Tabora ist der bedeutendste Knotenpunkt solcher Straßen. Die im Nordwesten des Victoriasees zusammengetriebenen Sklaven, die aus dem Innern des Kongostaates kommenden (die bei weitem größte Zahl), und viele, westlich vom Nyanza-See gejagte treffen auf ihrem Wege nach der Küste in Tabora zusammen, und ist daher dieser Ort der wichtigste zur Ueberwachung. Der nächstbedeutendste Punkt Cinja liegt an den drei großen Seen, und würde mit der Ueberwachung dieser, die hier durch ein bewaffnetes kleines Dampffahrzeug außerordentlich erleichtert wird, von Deutschland aus Alles gethan sein, was sich gegen diese afrikanische Pest überhaupt thun läßt, und, was mehr sagen will: es würde zweifellos von Erfolg gekrönt sein. Bis jetzt habe ich nur eine Station und einen Beobachtungsposten im Innern errichten können, die erste ist Mpuapua, der Engpaß, durch den die größte afrikanische Sklavenkarawanenstraße hindurchführt, und wo ich auch im stande bin, mit Gewalt meine Maßnahmen zu unterstützen. Der andere am Kilimandscharo ist vorläufig nur ein Beobachtungsposten, da es mir meine Mittel nicht erlauben, auch hier eine entsprechende Truppe zu stationiren. Aus den im Eingange dieses Berichtes angeführten Gründen, und weil ich von der Küste aus die Sklavenjäger durch Ueberwachung des Imports von Waffen und Munition schwächen kann, ist jedenfalls die Besetzung der Küste zunächst der wichtigste Schritt. Es sind die Araber, welche man mit einem Worte als die Partei der Sklavenjäger bezeichnen kann, durch solche Maßnahmen schon jetzt geschwächt. Ihr Ruf der Unüberwindlichkeit ist nach den Vorgängen an der deutschen Küste zerstört und dadurch am besten ein weiteres Vorgehen gegen das Innere vorbereitet und die Unterdrückung dieses schrecklichen Menschenhandels in Wege geleitet, die zum Erfolge führen müssen, wenn ihr natürlicher Fortgang nicht durch Entziehung der nothwendigsten Mittel unterbrochen wird.

Nord- und Mittelamerika.

— Der Werth der kanadischen Bergwerksproduktion belief sich im Jahre 1889 auf 19284000 Dollars (gegen 15259000 Doll. im Jahre 1888). Die Kohle figurirt in dieser Zahl mit 5571000 Doll., das Eisen mit 2710000 Doll., das Gold mit 1116000 Doll., der Asbest mit 424000 Doll., die Phosphate mit 312000 Doll.

— Das kanadische Eisenbahnnetz hatte im Jahre 1889 eine Gesammtlänge von 12628 engl. Meilen, seit dem Jahre 1879, wo nur 6484 Meilen vorhanden waren, hat es sich also fast genau verdoppelt. Das Gleiche war auch bezüglich der beförderten Reisenden (1889: 12151000) und Güter (1889: 17929000 Tonnen) der Fall. (Vergl. „Colonies and India", No. 929, p. 14.)

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Ueber die Strömungen und Eisbewegungen im Nördlichen Eismeere und in der Bering-See hat E. Simpson am Bord des Vereinigten Staaten-Dampfers „Thetis" eine Reihe von bemerkenswerthen Daten gesammelt. Danach geht eine Strömung, die besonders auf amerikanischer Seite sehr stark ist, und die bei gleichgerichteten Stürmen bisweilen fünf Knoten zurücklegt, in der Bering-See gegen Norden, um sich nach Passirung der Beringstraße fächerförmig auszubreiten und im Nordwesten in die Drift der „Jeannette" und in die ostgrönländische Strömung überzugehen. Im Anadyr-Golfe ist eine südwestlich gerichtete Gegenströmung zu beobachten. An der Nordküste sind die Strömungen völlig von den Winden beherrscht. Von den Walfischern werden besonders die plötzlich und ungemein launisch auftretenden „witch currents" („Hexenströme") gefürchtet; dieselben sind wohl nicht Gezeitenströme, sondern sie hängen wahrscheinlich mit der Bewegung tiefgehender Eismassen in dem seichten Wasser zusammen. Um den 10. Oktober sperrt sich die Beringstraße in der Regel mit Eis, so daß es für die Schiffe rathsam ist, sich vorher aus diesen Gewässern zu entfernen. Die Bewohner des Cap Prinz Wales unterhalten dann über das Eis, obzwar unter beträchtlichen Gefahren, einen Verkehr mit der Diomed-Insel.

— Der wissenschaftlichen Kenntniß des Indischen Ozeans, und insbesondere auch der Kenntniß seiner Fauna, wird durch die Fahrten des englisch-indischen Seeuntersuchungs-Dampfers „Investigator" eine erhebliche Förderung zu theil werden. Derselbe hat sowohl in der Tiefsee als auch in den seichteren Küstengewässern des Arabischen Meeres eifrig mit dem Netze gearbeitet, und die Ergebnisse seiner Fänge behufs genauerer Bestimmung an das naturhistorische Museum zu Kalkutta abgeliefert. Die gefundenen Thierformen sind zum Theil völlig neue, und einige davon zeigen merkwürdige Anklänge an die Formen der westindischen Meere, die der amerikanische Dampfer „Blake" aus der Tiefe herauf brachte.

Allgemeines.

— Der Dampfer „Moor", von der englischen Union-Gesellschaft, hat die Reise von Kapstadt nach Southampton im Mai und Juni d. J. in 17 Tagen 1 Stunde 5 Minuten zurückgelegt. Es ist dies die schnellste Fahrt, die zwischen den beiden genannten Häfen ausgeführt worden ist.

Bücherschau.

— Henry Drummond, Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Chartum". Mit 10 Abbildungen. Gotha. F. A. Perthes. 8°. 253 S. — Des Verfassers „Tropical Africa" hat in England großes Aufsehen gemacht und im ersten Jahre vier Auflagen erlebt: die deutsche Ausgabe ist gegen die vierte englische durch zwei Kapitel vom Verfasser vermehrt worden, beide bestimmt, das deutsche Publikum für die Ansprüche der „African Lakes Company" auf den Schire und Nyassa gegenüber Portugal und für die Antisklavereibewegung zu erwärmen. Das Ganze ist kein zusammenhängender Reisebericht und noch weniger eine übersichtliche Schilderung Innerafrikas, sondern eine Reihe unzusammenhängender, allerdings flüssig geschriebener und gut übersetzter Zeitungsartikel über sehr verschiedene, auch rein naturwissenschaftliche Themata. Neu und nicht unrichtig ist, daß Drummond eine Besserung der innerafrikanischen Zustände von der Ausnutzung des Elephanten und der Erschöpfung der Elfenbeinvorräthe erwartet, weil die Araber ihre Sklavenjagden wesentlich nur deshalb ausführen, um Träger für das nach der Küste zu schaffende Elfenbein zu erhalten.

Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Pomba's Relief von Italien.

Von Professor Dr. A. Penck.

Hat die Geographie als Wissenschaft ihrer Aufgabe durch Feststellung des Thatbestandes und durch Aufhellung von Wechselbeziehungen und Ursachen der einzelnen Erscheinungen genügt, so hat sie als Lehrgegenstand vor allem darnach zu trachten, die auf dem Wege der Forschung gewonnenen Ergebnisse zu veranschaulichen und Vorstellungen von ihnen zu wecken. Bildliche und plastische Wiedergabe des Erdganzen und einzelner seiner Theile, Landkarten, Reliefs und Globen sind die ureigentlichen geographischen Anschauungsmittel.

Die Größe der Dimensionen des Erdkörpers gegenüber den Maßen der Unebenheiten seiner Kruste bewirkt eine wesentliche Erschwerung solch bildlicher, namentlich aber der plastischen Wiedergabe des Erdballes. Ist doch bekannt, daß das ganze Ausmaß der Unebenheiten der Erdkruste, vom höchsten Gipfel bis zum tiefsten Punkte des Meeres gerechnet, knapp $1\frac{1}{2}$ Tausendstel des Erddurchmessers ausmacht, sodaß selbst auf sehr stattlichen Globen eine plastische Darstellung von Meeresräumen und Festländern unmöglich ist, und daß selbst Reliefs einzelner Länder sich gewöhnlich einer Ueberhöhung der Erhebungen schuldig machen müssen, um ein plastisches Bild des Landes zu gewähren. Dadurch wird aber das Relief verzerrt, die Vorstellung, die es erweckt, ist eine falsche, und der Werth als Unterrichtsmittel ist kaum ein minimaler. Mit Recht beginnt man derartige überhöhte Reliefs aus den Lehrmittelsammlungen zu verbannen, und beschränkt sich mehr und mehr darauf, durch Reliefs kleiner Gebiete eines Bergmassivs, einer Berggruppe, eines Seebodens, eines Gletschers &c. einzelne morphologische Typen der Erdkruste wiederzugeben.

Wenn aber lediglich kleine, ja kleinste Theile der Erdkruste plastisch wiedergegeben werden können, so bleibt dann die Aufgabe ungelöst, körperliche Abbildungen größerer Theile der Kruste zu schaffen, und es darf direkt ausgesprochen werden, daß wir trotz bester Einprägung von Zahlen und Maßverhältnissen doch eine nur sehr dürftige Vorstellung von dem gegenseitigen Verhältnisse von Höhen und Flächen der Erdkruste haben, namentlich aber dürften nur diejenigen, welche in stereometrischen Vorstellungen förmlich leben, in der Lage sein, sich ein Bild von dem Antheile der Erdkruste zu machen, welcher von größeren Ländern eingenommen wird.

Die lebhafte Anerkennung, welche Hauptmann Lingg's großes Profil durch Europa gefunden hat, hat zur Genüge erwiesen, wie willkommen für den Unterricht bereits Schnitte durch die Erdkruste sind, welche die Krümmung des Meeresniveaus und die Höhen der Berge in gleichem Maßstabe wiedergeben. Aber wie ein Profilschnitt durch ein Land immer nur ein schwacher Ersatz für eine wirklich plastische Darstellung ist, so ist die Verwendbarkeit des so außerordentlich mühevoll durchgeführten und gewissenhaft genauen Lingg'schen Profiles immer nur eine beschränkte.

Unter solchen Umständen kann es nur mit Freude begrüßt werden, wenn endlich einmal der Schritt gewagt wird, ein ganzes Land im Relief so wiederzugeben, wie es sich wirklich aus großer Entfernung dem Auge darstellen würde, nämlich in einer bestimmten, für alle drei Dimensionen gleichen Verkleinerung. Cav. Cesare Pomba hat diese Aufgabe für sein engeres Vaterland Italien gelöst, er hat ein Relief geplant, welches die Krümmung der Erdoberfläche sammt allen ihren Protuberanzen im Bereiche der

italienischen Halbinsel wiedergiebt, und im Vereine mit Enrico Fritzsche hat er das Werk ausgeführt.

Das Relief „L'Italia nel suo aspetto fisico. Relievo a superficie curvo" im Maßstabe von 1 : 1000000 erweckte bereits die Aufmerksamkeit der Besucher der allgemeinen Ausstellung zu Turin im Jahre 1884. Dalla Vedova würdigte dasselbe in einem Aufsatze der italienischen Geographischen Gesellschaft [Boll. (2) IX, 724], welcher der Aufmerksamkeit Günther's nicht entgangen ist, und letzterer scheint der einzige Autor deutscher Zunge zu sein, welcher des Reliefs gedenkt (Geogr. Jahrb. X, 1884, S. 349 bis 350). Allein bislang war kein Exemplar des Werkes über die Alpen gelangt, bis vor wenigen Monaten durch die außerordentliche Güte Pomba's dem geographischen Institute der Universität Wien eines gewidmet wurde. Selbst schauen kann man nunmehr das, was zwei Schriftchen Pomba's ausführten, und daraus wiederum nur entnehmen, wie wenig selbst genaue Maßangaben Vorstellungen zu machen ermöglichen. Nicht viele Leser von Pomba's Schrift werden wirklich das Relief geistig so erschaut haben, so wie es sich darstellt, nämlich als einen großen Schild von beinahe 2 qm Fläche, dem man auf den ersten Blick kaum ansieht, wodurch er sich auszeichnet. Denn die kugelförmige Krümmung der Reliefsfläche hebt sich kaum hervor. Aber wie sollte dem auch anders sein. Beträgt doch die Wölbung des Meridianes bei dem gewählten Maßstab kaum 5 cm bei einer Länge von über 1,5 m. Es ist der erste Eindruck, den man erhält, der, vor einer äußerst sanft gewölbten Ebene zu stehen, die einem wenig geblähten Segel gleicht.

Dieser Eindruck dürfte von nicht geringer Bedeutung für den geographischen Unterricht sein. Man kann ohne weiteres daraus beweisen, mit welchem Rechte man ein Land auf einer Plankarte darstellen kann, ja zwei Eigenthümlichkeiten der meisten Karten, welche dem Anfänger oft Kopfzerbrechen bereiten, stellen sich gleichfalls naturgemäß dar, nämlich die Krümmung der Parallelen gegen Süden, die der Meridiane gegen Osten bezw. Westen, so wie es z. B. Bonne's Entwurfsart zeigt. Es ist dies ja ganz natürlich. Steht das Relief senkrecht, so befindet sich der Zuschauer im Zenith von Rom, er sieht Italien in einer Zenithalprojection. Die Ebenen der Parallelkreise verlaufen schräg zur Horizontalebene, und ihre Schnittlinien mit der Kugeloberfläche erscheinen dem Auge nach Süden gekrümmt. Steht man einen Meter vor dem Relief, so hat man ein Bild Italiens wie aus 1000 km Höhe, geht man weiter und weiter, so erlangt man mehr und mehr den Eindruck, den eine orthographische Horizontalprojektion gewähren würde.

Die große Fläche des Reliefs ruht auf einem Träger, und ist auf demselben derart drehbar, daß sie aus der vertikalen Stellung unschwer in die horizontale Position gebracht werden kann; eine Klemmschraube ermöglicht alle denkbaren schrägen Lagen zu fixiren. Führt man eine solche Drehung aus, so ergeben sich die verschiedensten neuen Eindrücke. Macht der Rahmen des Reliefs mit der Horizontalen einen Winkel von 48°, so hat Italien die Lage, welche es haben würde, wenn man sich die Erdachse als eine senkrechte vorstellt und aus größerer Entfernung gesehen, hat man ein Bild des Landes vor sich, wie man es von der Ebene des Aequator aus vor sich hätte, nämlich in einer orthographischen Aequatorialprojektion. Da sieht man nun mit einem male, wie die Parallelen nicht mehr südlich gekrümmt sind, sondern geradlinig und zwar horizontal verlaufen. Bei solcher Aufstellung des Reliefs hat ferner der Beschauer aus größerer Entfernung fast das gleiche Bild von Italien vor sich, wie ein Beobachter auf der Sonne dann, wenn diese zur Zeit der Aequinoctien in der Ebene des Aequators steht, und der Sehstrahl hat nahezu dieselbe Richtung wie der Sonnenstrahl.

Dreht man nunmehr das Relief langsam so weit, bis sein Rahmen mit der Horizontalebene einen Winkel von 71° bildet, so hat man wiederum aus größerer Entfernung Italien so vor sich gesehen, wie die Sonne zur Zeit der Sommersonnenwende. Während der Drehung sah man die Bildfläche des Reliefs förmlich wachsen; man wird eindringlich gewahr, wie die Sonnenstrahlen steil auffallen und wie dieselbe Fläche Landes nunmehr von einem weit größeren Strahlenbüschel als früher getroffen wird. Jetzt dreht man zurück und bringt nach und nach den Rahmen in einen Winkel von nur 25° mit der Horizontalebene. Welch verändertes Bild nun. Wie ein flaches Pult liegt Italien da, es erscheint dem fernen Beobachter als eine kleine Fläche, die ein kleines Seh- und also auch Sonnenstrahlenbündel absorbirt. Hat man die Drehung vorgenommen beim Scheine einer Lichtquelle, deren Strahlen durch einen Spiegel horizontal gerichtet werden, so kann man durch wechselnde Beleuchtung des Reliefs bei den verschiedenen Positionen zwischen den Grenzwinkeln von 25° und 71° mit der Horizontalebene sich die verschiedene Intensität der Beleuchtung und Erwärmung Italiens während eines Jahres eindringlich veranschaulichen.

Das frappanteste Bild aber wird unzweifelhaft dann gewonnen, wenn man den Rahmen des Reliefs, also den Horizont von Rom, horizontal stellt. Nunmehr sieht man die Krümmung der Erdoberfläche gewaltig hervortreten. Wie ein flaches Gewölbe liegt das Land da. Betrachtet man dasselbe von der Südwestseite des Reliefs und bringt das Auge hier dicht an dasselbe heran, so sieht man vor sich eine gewölbte, blaue Fläche — das ist das Mittelländische Meer. Hebt man nunmehr das Auge ein wenig, so sieht man über diese blaue Fläche allmählich Berge hervorragen — es sind die von Sardinien und Korsika: hebt man das Auge weiter, so erscheinen grüne und gelbe Flecken in der blauen Meeresfläche — es sind dies die genannten Inseln; und endlich tauchen weiße Spitzen auf — die Gipfel der Alpen. Aber welch winzige Erhebung stellt dieses große Hochgebirge im Vergleiche zu der gewaltigen Wölbung des Erdballes dar! Kaum 5 mm hoch erheben sich seine Gipfel, während die Wölbung des Reliefs, wie oben schon erwähnt, 50 mm ausmacht. Welch ein Zwerg ist der größte Vulkan Europas, der Aetna! Als ein Kegel baut er sich, 3 mm hoch, auf einer Fläche von 9 qcm auf, wie ein Wärzlein sitzt er auf dem großen Gewölbe.

So unbedeutend sind die Unebenheiten der Erdkruste, daß sich Pomba veranlaßt sah, dieselben durch ein Kolorit ersichtlich zu machen. Grün ist das Tiefland von unter 300 m Höhe, verschiedene Abstufungen von Braun bezeichnen das Hochland von 300 bis 3000 m, weiß sind die Dreitausender, und diesem, allerdings nur annäherungsweise durchgeführten Kolorit ist der plastische Eindruck des Reliefs zu danken, dasselbe wirkt dann, wenn es vertikal gestellt ist, genau wie eine Wandkarte mit farbigen Höhenschichten — die eigentliche Unebenheit tritt zurück.

Nach mancher Richtung wäre es gewiß wünschenswerth gewesen, wenn nicht bloß die Landoberfläche, sondern auch der Meeresboden im Relief wiedergegeben worden wäre. Dabei wäre jedoch eines nicht zum Ausdrucke gelangt, nämlich die ganz entschiedene Wölbung des Meeresspiegels, und es wäre auch nicht ersichtlich geworden, wie sich die Normalniveaufläche, auf die wir unsere Karten projiciren, gegenüber den Unebenheiten des Landes verhält. Was aber im einzelnen die Krümmung des Meeresspiegels anbelangt, so ist namentlich beachtenswerth, daß dieselbe sich zwischen den in einem Abstande von 2° gezogenen Parallelen und Meridianen nicht besonders fühlbar macht. Ein Zweigradtrapez der Erdoberfläche erscheint nahezu als eben, und dieser Eindruck ge-

staltet sich zu einer glänzenden Rechtfertigung der für die Spezialkarten Oesterreich-Ungarns, des Deutschen Reiches und Italiens gewählten Projektionsart; er läßt erkennen, daß selbst vier Blätter der neuen Karte Mitteleuropas 1 : 200000 des militärgeographischen Instituts zu Wien zusammengeklebt eine Ebene bilden.

Alles in allem muß gesagt werden, daß Pomba's Relief von Italien ein Unterrichtsmittel ersten Ranges ist, das keinem geographischen Institute fehlen sollte; denn es veranschaulicht wie kein zweites Werk die Geringfügigkeit der Unebenheiten der Erdkruste sowie den kleinen Antheil, welchen unsere Kulturländer an der Oberfläche des Erdballes haben. Es wird aber auch von jedem Geologen erfolgreich betrachtet werden, denn es zeigt die ganze Kette der Alpen auf der Erdwölbung aufsitzend, es zeigt Vesuv und Aetna, die vulkanischen Seen des mittleren Italien, und überall spricht es dieselbe Sprache. Die Unebenheiten der Erdkruste, auf deren Vorhandensein sich die kühnsten Hypothesen aufbauen, verschwinden gegenüber der Erdwölbung. Eine nur kleine Aenderung der gesammten Erdgestalt würde einen größeren Effekt haben, als eine Erhebung der Alpen. Dabei muß in Anbetracht der soliden Ausführung des Ganzen der Preis des schönen Werkes als ein verhältnißmäßig niedriger bezeichnet werden [1]. Möchte derselbe begünstigen, daß das Pomba'sche Relief in weitesten Kreisen die verdiente Würdigung findet, möchten aber auch die Anregungen, welche Pomba in seinen Erörterungen: „Sul nuovo rilievo d'Italia. Schiarimenti e considerazioni dell' autore" für die Ausführung ähnlicher Arbeiten giebt, auf fruchtbaren Boden fallen!

[1] Das Modell ist durch die Kunst- und Buchhandlung von Paravia in Turin zum Preise von 225 Francs zu beziehen.

Der Zuckerbau auf Kuba.

Von Baron H. Eggers.

(Mit vier Abbildungen.)

Der Zucker ist eins der wenigen tropischen Produkte, welches in neuerer Zeit mit Erfolg auch in kälteren Gegenden erzeugt wird, und zwar in einem Umfange, der den älteren Pflanzstätten eine Zeit lang sogar verderblich zu werden drohte.

Es war dies bei der fast universellen Anwesenheit des Zuckers im Pflanzenreiche kaum anders zu erwarten, wie denn ja auch bereits seit geraumer Zeit neben dem Rohr- und Rübenzucker ein nicht unbedeutender Theil des Zuckerbedarfs durch den hauptsächlich aus Mehlstoffen hergestellten Traubenzucker, als Dextrin, Glukose u. s. w. gedeckt wird.

Der tropische Rohrzucker wird indeß, schon seiner höheren Güte wegen, kaum je vom Rüben- oder irgend einem anderen bekannten Zucker verdrängt werden, besonders nicht, nachdem die betreffenden Länder die durch Abschaffung der Sklaverei verursachte Desorganisation der Arbeit allmählich überwunden haben, und es wird voraussichtlich immer ein Wettkampf in der Erzeugung dieses wichtigen Nahrungs- und Genußmittels zwischen den beiden Produktionsgebieten bleiben, die sowohl in wirthschaftlicher wie in kulturgeschichtlicher Hinsicht von hohem Interesse sein muß. Zu den bedeutendsten Rohrzucker produzirenden Ländern gehört bekanntlich Kuba, indem diese Insel fast ein Fünftel des jährlich auf der ganzen Erde verbrauchten Zuckers produzirt, und gerade hier zeigt sich die Lebensfähigkeit des tropischen Zuckerbaues im glänzendsten Lichte, da wenige Länder in dem Maße wie diese herrliche Insel zu gleicher Zeit von Bürgerkriegen, Mangel an Arbeitskraft und korrumpirter Verwaltung heimgesucht worden ist.

Trotz aller dieser Hindernisse erzeugt Kuba jährlich 600 bis 700 Millionen kg Zucker im Werthe von über 200 Millionen Mark, die Melasse und den größtentheils im Lande selbst konsumirten Rum ungerechnet, und es könnte, wenn die Verhältnisse es gestatteten, ohne Schwierigkeit seine Produktion verdoppeln, da bis jetzt nur höchstens ein Drittel der Insel nutzbar gemacht worden ist, und fast die Hälfte noch vom Urwalde bedeckt wird [1].

Im Gegensatz zu den übrigen westindischen Inseln wird der Zuckerbau auf Kuba fast nur auf großen Plantagen betrieben, die jährlich 1 bis 2, ja bis 5 Millionen kg erzeugen, während auf den englischen Inseln Jamaica, Antiqua und Barbados eine Plantage mit einer jährlichen Ernte von $\frac{1}{2}$ Million bereits für sehr groß gilt. Dieses Verhältniß bewirkt einen bedeutenden Unterschied sowohl im Anbau wie besonders auch in der Verarbeitung der Ernte, indem die Plantagen von geringem Umfange sich mit den alten Maschinen, die nur zum Theil das Rohr auszupressen vermögen, sowie mit dem sehr mangelhaften Einkochen des Saftes in offenen Kesseln begnügen müssen, während man auf den großen überall die zwar kostbaren, aber auch viel rationelleren Apparate, wie die Vakuum-Pfanne und die Centrifugen, eingeführt findet.

Das bedeutende Kapital, das in diesen Anlagen steckt, ist zum großen Theil amerikanisch, obgleich auch andere Fremde, wie Franzosen und Engländer, sich häufig am kubanischen Plantagenbau betheiligt haben, besonders in dem östlichen Theile der Insel, welcher französischen Pflanzern, die zur Zeit des Sklavenaufruhrs vor fast 100 Jahren auf Haiti hier einwanderten, den größten Theil seines Emporkommens verdankt.

Neben vielen Kaffeeplantagen im Gebirge legten diese Pflanzer auch Zuckerplantagen in den Ebenen an, namentlich um die Stadt Santiago herum und im Distrikte Guantanamo, der nach und nach mit großen Pflanzungen übersäet worden ist und jetzt bereits etwa 50000000 kg Zucker jährlich erzeugt.

Eine der bedeutendsten Plantagen ist hier La Soledad, auf welcher ich mich im vorigen Jahre einige Zeit lang aufhielt und somit die schönste Gelegenheit hatte, mit allen den Zuckerbau betreffenden Verhältnissen bekannt zu werden.

La Soledad gehört neben mehreren anderen Plantagen dieser Gegend der angesehenen Familie Brooks, deren Begründer ein englischer Kaufmann in Santiago war, und deren Mitglieder noch jetzt, wie dies hier zu Lande sehr gewöhnlich vorkommt, zu gleicher Zeit Kaufleute, Bankiers und Plantagenbesitzer sind. Zwei derselben haben sich nach in Europa gemachten sorgfältigen Studien besonders der Verwaltung der Plantagen gewidmet und dieselben so sehr

[1] Kuba ist $1\frac{1}{2}$ mal so groß wie Bayern, hat aber nur $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner, ist also fast sechsmal dünner bevölkert.

emporgebracht, daß z. B. die genannte Soledad allein jährlich über 4 Mill. kg Zucker produzirt.

Das freundliche Wohnhaus dieser Plantage liegt mit seinem Garten und den kleineren Nebengebäuden freundlich im Schatten mächtiger Ficus-Bäume, hier „Laurel de India" genannt. Dicht daneben befinden sich die Wohnungen der Beamten, Ingenieure, Zuckersieder, Mayordomos u. s. w., etwas mehr entfernt sieht man den großen, aus vier langen Gebäuden zusammengesetzten Baracón, wo zur Zeit der Sklaverei abends alle Plantagenneger eingesperrt wurden, weshalb Thüren und Fenster alle auf den inneren Hof kehren. Noch etwas mehr entfernt zeigen sich schließlich die großen, aber leicht gebauten, hölzernen Schuppen und Gebäude, wo die Maschinen, Lagerräume u. s. w. sich befinden. Im Norden ist der Gesichtskreis von einer Reihe ferner, mittelhoher Gebirge begrenzt, die einer Mauer ähnlich sich dahinziehen, und die den zum Theil mit Kaffeeplantagen besetzten Distrikt von Yateras bilden. Im Westen sieht man die bewaldeten Höhen von Tiguabo und noch weiter zurück die Gebirge der Gran Piedra. Gegen Süden und Osten dagegen schweift das Auge über die scheinbar unbegrenzte Ebene, wo über den grünen Feldern nur einzelne Kohlpalmen oder die hohen Schornsteine der Plantagen sich scharf gegen die helle, blaue Luft abheben.

Der Anbau des Zuckerrohres in diesem Theile Kubas ist verhältnißmäßig neu, und noch immer wird hier, wie auch in anderen Gegenden der Insel, die Ausdehnung der angebauten Bodenfläche durch Rodungen des Waldes erweitert. Eine wirkliche Rodung kann man das hier gebräuchliche Verfahren freilich kaum nennen, indem der Wald zwar gefällt, und nachdem das Holz einigermaßen trocken geworden ist, verbrannt wird, die Stümpfe aber stehen gelassen werden, und die großen Stämme, die sich nicht leicht verbrennen lassen, auf der Erde liegen bleiben, wo sie erst nach



Eisenbahnbrücke auf La Soledad.

Jahren dem Zahn der Zeit zum Opfer fallen und langsam vermodern.

Eine Folge dieser primitiven Urbarmachung ist die, daß der Pflug selbst in alten Zuckerrohrfeldern fast nirgends Verwendung finden kann, und die Bearbeitung des Bodens somit eine äußerst dürftige bleiben muß.

Nachdem der Wald gefällt und soweit wie möglich verbrannt ist, pflanzt man gleich darauf die jungen Setzlinge des Zuckerrohrs mit Hilfe der Haue oder einer eisernen Stange nach ausgesteckter Linie in Löcher und jätet das Feld, besonders im Anfange, mehrere male mit der Haue und der Machete — dem säbelartigen Waldmesser, das sowohl als Arbeitsgeräth wie als Waffe der unablässige Begleiter jedes Kubaners auf dem Lande ist —, bis das junge Zuckerrohr eine solche Höhe und Dichtigkeit erreicht hat, daß es selbst das Unkraut beherrschen kann.

In den neueren Distrikten ist bei der unglaublichen Fruchtbarkeit der tiefen schwarzen Erde von Düngung keine Rede, ebensowenig wie von einer Erneuerung der Pflanzung.

Dem scheinbar unerschöpflichen Boden entnimmt man eine Ernte derselben Pflanze nach der anderen in ununterbrochener Reihenfolge, ohne der Erde etwas anderes zurückzugeben als einen Theil der Blätter — den sogenannten Cojollo, der auf dem Felde liegen gelassen wird, während ein großer Theil davon als Viehfutter verabreicht wird.

Die einzige Pflege des Feldes nach der Ernte besteht darin, daß man etwa entstehende Lücken in der Bewachsung durch Pflanzung neuer Setzlinge ausfüllt, mit der Haue die Erde um die alten Wurzeln häufelt und das Feld einige mal von Unkraut säubert. Im übrigen läßt man den Himmel sorgen und erwartet hoffnungsvoll die Ernte, die im Februar anfängt und im Mai oder Juni endet.

Das Rohr wird mit kurzen, breiten, auf dem Rücken mit einem Haken versehenen Messern oder mit der Machete umgehauen und entweder auf zweirädrigen Ochsenkarren oder

auf kleinen Eisenbahnen, die auf großen Plantagen sogar von Lokomotiven, gewöhnlich aber mit Zugthieren befahren werden, zur Mühle befördert. Hier wird dasselbe mittels eines breiten Bandes ohne Ende unter die riesigen Walzen gebracht, wo es gequetscht und möglichst vollkommen ausgepreßt wird. Diese Mühlen haben gewöhnlich nur drei Walzen, in neuerer Zeit indeß auch fünf, wodurch das Rohr zum zweimaligen Passiren der Walzen gezwungen wird.

Eine ganz neue Verbesserung endlich ist noch der Rohrschneider, eine Kombination rotirender, scharfer Stahlscheiben, die das Rohr zerkleinern, bevor es unter die Walzen läuft, um eine noch vollkommenere Auspressung desselben zu erzielen.

Der ausgepreßte Saft, Guarápe genannt, läuft als ein ununterbrochener Strom schmutzigen, aber sehr süßen Wassers, das von den Arbeitern gern getrunken wird, durch verschiedene Siebe, in welchen die gröberen Fragmente des Rohres zurückbleiben, zu den Reinigungsbehältern, wo derselbe mit Kalk versetzt und durch Dampf erhitzt wird. Die nach und nach an der Oberfläche sich ansammelnden Unreinlichkeiten werden abgeschäumt, und der gereinigte Saft in die Eindickungsapparate des Triple Effet gepumpt. Hierauf wird der bereits ziemlich dicke Saft im Vakuum bis zur Krystallisation eingekocht und schließlich in großen flachen eisernen Behältern zur Abkühlung einige Tage stehen gelassen.

In den Centrifugen wird darauf die Melasse von den Zuckerkrystallen geschieden, indem die letzteren als vollkommen trockene Körnchen herausgeworfen werden, während die Melasse in große Behälter abläuft, um später hauptsächlich zur Destillation von Rum verwendet zu werden.



Der Baracón auf La Soledad.

Der trockene Zucker wird gleichzeitig durch ein kleines Paternosterwerk mit flachen Schaufelkästchen in die Höhe gehoben und in einen Behälter entleert, von wo aus er durch einen Trichter im Boden desselben sogleich wieder in Säcke hinabfällt, die auf einer Waage stehen. Sobald ein Sack bis auf 100 kg gefüllt ist, wird der Trichter abgesperrt, der Sack fortgeschafft und ein leerer an dessen Stelle hingestellt, worauf mit dem Füllen wieder fortgefahren, und in dieser Weise der Zucker in kürzester Zeit centrifugirt, verpackt, gewogen und zum Versandt fertig gemacht wird.

Das ausgepreßte Zuckerrohr, die Bagasse, fällt in der Mühle unter die Walzen und wird von hier in kleinen Kippwagen, die auf Schienen laufen, in den Batey, den großen freien Platz neben der Fabrik, geführt, wo dieselbe von Weibern zum Trocknen ausgebreitet wird, was bei der tropischen Sonnenhitze schnell geschehen kann.

Sobald die Bagasse trocken ist, wird dieselbe mit Pferderechen zusammen gekehrt und durch Ochsen zu den Feuerstellen geschleppt, um als Brennmaterial unter den Dampfkesseln verwendet zu werden, die den für den ganzen Betrieb nothwendigen Dampf erzeugen. Somit bietet das Zuckerrohr nicht nur den Rohstoff, sondern auch die zur Bearbeitung desselben erforderliche Betriebskraft, indem nur in seltenen Fällen Holz oder Kohle zu Hilfe genommen werden muß.

Dies ist besonders der Fall, wenn regnerisches oder auch nur trübes Wetter während der Ernte eintritt, bei welchem die Bagasse nur sehr schwer trocknet, weshalb eine neu erfundene Vorrichtung, mittelst welcher die grüne oder feuchte Bagasse zur Feuerung verwendet werden kann, falls dieselbe sich bewähren sollte, von großer Bedeutung für den Pflanzer sein wird.

Es liegt auf der Hand, daß eine Landwirthschaft wie die im obigen geschilderte, und bei welcher nicht einmal die

Abfälle dem Boden zurückgegeben werden, der reine Raubbau ist, infolge dessen mit der Zeit das Land erschöpft werden muß, wie dies auf den meisten anderen westindischen Inseln geschehen ist, wo man längst zur Düngung und sorgfältigen Bearbeitung der Erde hat greifen müssen.

Vorläufig ermöglicht das erwähnte Verfahren indessen den Zuckerbau auf Kuba, da es sehr fraglich ist, ob derselbe sich hier halten könnte, wenn er große Auslagen für Bearbeitung und Düngung tragen müßte, namentlich da der kubanische Pflanzer zwar in hohem Grade von der Natur begünstigt, desto mehr in anderer Hinsicht aber von Schwierigkeiten umgeben ist, indem einerseits die Arbeiterverhältnisse sehr viel zu wünschen übrig lassen, und andererseits die Erpressungen einer korrumpirten und willkürlichen Administration seinen Gewinn sehr beeinträchtigen.

Bei der hohen Bedeutung, welche die Zustände auf Kuba für den Weltmarkt, besonders hinsichtlich des Zuckers und zum Theil auch des Tabaks haben, wird es nicht ohne Interesse sein, die hierauf bezüglichen Verhältnisse etwas näher zu beleuchten.

Kuba war bekanntlich eins der letzten Kulturländer, wo die Negersklaverei abgeschafft wurde, indem dies erst 1880, nach Beendigung des langwierigen Bürgerkrieges, stattfand. Obgleich diese Maßregel selbstverständlich von eingreifender Bedeutung für den Plantagenbau sein mußte, war die Wirkung doch keine so umfassende, wie man vielleicht erwarten möchte. Theils hatten nämlich sehr viele Sklaven, besonders im östlichen Theile der Insel, während des zehnjährigen Krieges sich der Knechtschaft entzogen, theils bildeten dieselben auf Kuba nicht in demselben Umfange die Hauptmasse der Arbeiter, wie z. B. auf den englischen Inseln in Westindien.

Von der ganzen Bevölkerung waren nur 220000 oder etwa 1/7 Sklaven, der Rest waren freie Leute aller Farbennuancen, vom tiefsten Schwarz bis zum Hellgelb oder Weiß. Die letzteren Farben kommen in nicht unbeträchtlichem Umfange vor, vertreten durch die zahlreichen, mehr oder weniger unvermischten, Nachkommen der seit Entdeckung der Insel eingewanderten Spanier, ähnlich wie auf den Nachbarinseln Santo Domingo und Portorico. Auf letztgenannter Insel



Ochsenkarren mit Zuckerrohr.

werden dieselben Jibaros genannt, auf Santo Domingo und Kuba dagegen Guajiros, beides indianische Wörter von ungewisser Bedeutung[1]).

Die Guajiros bilden einen beträchtlichen Theil der ländlichen Bevölkerung Kubas und kennzeichnen sich leicht durch ihr Aeußeres: blasse Farbe, glattes Haar, nicht selten indianische Gesichtszüge, die von der Vermischung mit den Ureinwohnern herrühren, und kräftige, gedrungene Gestalt. Dabei sind sie von großer Ausdauer in der Arbeit und bei Mühseligkeiten, gastfrei und eheliebend, aber auch sehr unzuverlässig und unstät, dem Spiel leidenschaftlich ergeben, rachgierig und eifersüchtig und endlich auch sehr unwissend und unreinlich.

Ihre Hauptleidenschaften sind das Spiel, die Hahnenkämpfe und der Tanz, für welche sie oft an einem Tage das durch wochenlange harte Arbeit Erworbene daraufgehen lassen. Gewöhnlich besitzt deshalb auch der Guajiro so gut wie nichts. In seiner Hütte, die er mit geringer Mühe aus dem Stamme und den Blättern der Oreodora (Palma de yagua) aufbaut, findet man höchstens einige irdene Töpfe, eine Hängematte (hamáca) und vielleicht einen selbstverfertigten Stuhl mit ledernem Sitz, die sogenannte Butáca.

In dieser Hinsicht wie in vielen anderen unterscheidet sich der Guajiro sehr von dem Neger, der mehr Sinn für Häuslichkeit zu haben scheint, seine Hütte mit Betten, Porzellan- und Glaswaaren auszustatten liebt, ja sogar zuweilen Blumen bei seiner Wohnung anpflanzt, was bei dem Guajiro, ebenso wie bei den noch übrigen wenigen Indianern, ganz undenkbar wäre. Der Neger ist auch kein Spieler wie der Guajiro, sondern sucht im Gegentheil sich etwas zu ersparen, weshalb es auch bereits vorkommt, daß gewesene Sklaven sich ein kleines Besitzthum erworben haben, auf welchem sogar weiße Guajiros, die nie Sklaven waren, als Tagelöhner arbeitend angetroffen werden können!

Von großem Nutzen für den Neger ist sein Weib, das ebensowohl wie der Mann im Felde arbeitet, was bei dem Guajiro nie vorkommt, indem dessen oft schöne Frau sich nur mit häuslichen Arbeiten, oder höchstens mit Waschen, beschäftigt.

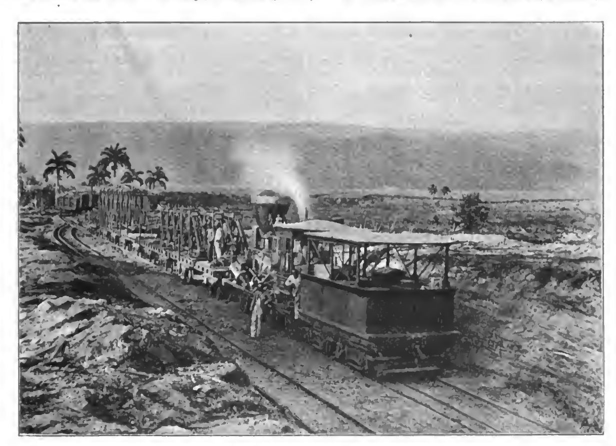
Neben den auf der Insel geborenen Guajiros giebt es noch eine andere Klasse weißer Arbeiter, die nicht ohne Be-

[1]) Auf Kuba wird das Wort Jibaro für den in den Wäldern vorkommenden verwilderten Hund gebraucht. Das J lautet im Spanischen bekanntlich wie Ch.

deutung für die Arbeitsverhältnisse auf der Insel ist. Es sind dies die zahlreichen spanischen Soldaten, die theils schon während ihrer Dienstzeit als Rebajados (Urlauber), theils nach Beendigung derselben als Licenciados (Verabschiedete) auf den Plantagen Dienste nehmen und wie die anderen Arbeiter im Felde thätig sind. Wegen ihrer größeren Zuverlässigkeit und militärischen Disziplin werden sie auch oft als Feldhüter (Guardacampos), Nachtwächter (Serenos) oder wohl sogar als Unteraufseher (Capotaz) verwendet.

Einen nicht unbedeutenden Bruchtheil der Arbeiterbevölkerung Kubas bilden schließlich noch die Chinesen, von denen nach und nach etwa 60 000 auf der Insel eingeführt worden sind, um nach definitiver Abschaffung der Einfuhr von Sklaven aus Afrika — die insgeheim noch bis zu den fünfziger Jahren stattfand — den Ausfall in der Arbeitskraft der Insel zu decken. Wie auch anderswo finden diese ebenso geschmeidigen wie konservativen Asiaten sich überall leicht in die gegebenen Verhältnisse und sammeln sich oft durch ihre große Sparsamkeit bedeutende Summen. Da sie körperlich schwächer sind als die Neger und Guajiros, werden sie nur selten zur Feldarbeit verwendet. Dagegen sind sie wegen ihrer höheren Intelligenz und Zuverlässigkeit von großem Nutzen beim Warten der Maschinen, der Centrifugirung und dem Abwiegen des Zuckers u. s. w. Auf den Plantagen halten sie sich gewöhnlich nur während der Ernte auf, leben hier in einer gemeinschaftlichen Wohnung für sich und geben sich mit den anderen Arbeitern fast gar nicht ab.

Ihre Mußestunden scheinen sie hauptsächlich dem Genusse



Eisenbahn auf La Soledad.

des Opiums zu widmen, wovon man die Spuren nur allzusehr an ihren ausgemagerten Körpern wahrnimmt.

Nach Beendigung der Ernte ziehen die meisten in die Städte, wo sie sich als Tagelöhner, Wärter oder auch durch Waschen ernähren, aus Mangel einer Beschäftigung wohl auch an ihren Ersparnissen zehren, um sich zu Anfang der nächsten Ernte wieder auf einer Plantage zu verdingen.

Für alle diese heterogenen Arbeiterelemente herrscht auf Kuba nach Abschaffung der Sklaverei die vollständigste Freizügigkeit, nur bedingt durch den Besitz der jährlich zu erneuernden Cedula, eines Kopfsteuerscheines, der gegen eine, nach verschiedenen Steuerklassen festgesetzte Abgabe, von jedem erwachsenen männlichen Einwohner ohne Ausnahme gelöst und immer mitgeführt werden muß.

Infolge dieser großen Freiheit herrscht deshalb auch eine große Freiheit in allen Arbeitsverhältnissen, da der Besitzer kein Mittel hat, um den Arbeiter auf der Plantage zurückzuhalten, die Lebensbedürfnisse gering sind, und die Anzahl der Arbeiter die Nachfrage nicht befriedigen kann.

Zum Theil wird diesem Uebelstande dadurch abgeholfen, daß die verschiedenen Arbeiten im Felde, sowohl das Anpflanzen neuer Rodungen wie das Reinhalten der älteren, gegen eine gewisse vereinbarte Summe an Kontrahenten vergeben werden, und die Zahlung nur nach und nach, in dem Maße wie die Arbeit fortschreitet, geleistet wird.

Diese Kontrahenten sind entweder einfache Arbeiter, die für sich allein oder mit mehreren Genossen zusammen ein Stück Feld übernehmen, oder größere Unternehmer (Contratistas; oft Franzosen oder Amerikaner), die für eigene Rechnung die erforderlichen Leute zusammen bringen und die Arbeit mit diesen ausführen.

Ein Theil der Arbeit auf den Zuckerplantagen, wie das Umhauen des Rohres, der Transport zur Mühle und die Verarbeitung des Saftes, wird doch gewöhnlich im Tagelohn ausgeführt, obgleich auch hierbei zuweilen Vereinbarungen nach Anzahl der Fuhren oder nach der Menge des verarbeiteten Zuckers stattfindet.

Der Tagelohn auf Kuba ist allen dortigen Preisen gemäß sehr hoch; zur Zeit der Ernte im vorigen Jahre betrug derselbe 4 Mark bis 4 M. 40 Pf., während er auf dem gegenüber liegenden Jamaica nur 1 Mark, auf einigen Inseln, wie z. B. St. Vincent und Tobago, sogar nur 70 bis 80 Pf. betrug. Ein bedeutender Theil des Lohnes wird nicht baar ausbezahlt, indem auf allen Plantagen ein Kaufladen, die Tienda, vorhanden ist, wo der Arbeiter einen begrenzten Kredit genießt, den er auch reichlich benutzt, und deshalb bei der jeweiligen monatlichen Auszahlung gewöhnlich nur einen geringen Saldo zu seinen Gunsten hat, der obendrein sobald wie möglich im Spiel oder beim Tanze verjubelt wird.

Sowohl infolge der unbeschränkten Freizügigkeit wie infolge des unstäten Charakters der meisten Arbeiter sind dieselben zum Theil immer auf der Wanderung begriffen und verbringen selten eine ganze Ernte auf derselben Plantage. Mit den beiden unentbehrlichen Dingen, der Hängematte und Machete — in den meisten Fällen das einzige irdische Besitzthum des kubanischen Landarbeiters — beladen, zieht er von einer Plantage zur andern, wie ihn die Lust treibt. Ist die Cedula in Ordnung, läßt die reitende Gendarmerie, die Guardia civil, welche den Polizeidienst auf dem Lande verrichtet, ihn gewöhnlich ungestört, und auf den Plantagen, wo es gewöhnlich an Arbeitern fehlt, nimmt man den wandernden Gesellen immer zuvorkommend auf.

Es läßt sich denken, daß die im obigen geschilderten Verhältnisse den Plantagenbau in nicht geringem Maße erschweren, besonders nachdem der Preis des Zuckers in den letzten sechs Jahren so sehr gefallen ist, und es zeugt in glänzender Weise für die Fruchtbarkeit der Insel, daß die Besitzer dennoch unter gewöhnlichen Umständen fortwährend einen Ueberschuß erzielen. Noch mehr muß man hierüber staunen, wenn man sieht, in welchem Umfange der Plantagenbau, fast die einzige Reichthumsquelle der Insel, von der Verwaltung sowohl direkt wie indirekt gebrandschatzt wird. Die hohen Steuern aller Art lasten fast alle in letzter Instanz auf dem Zuckerbau, während die Preise des Zuckers sich nach der Lage des Weltmarktes richten müssen und nicht nach dem jeweiligen Bedarf des Pflanzers gestellt werden können.

Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben der Insel werden auf 230 Mill. Mark veranschlagt, also auf ebensoviel als die des fast viermal so stark bevölkerten Bayerns. Während die Einnahmen ohne Zweifel diese Höhe erreichen oder besser gesagt, wahrscheinlich noch viel mehr betragen als veranschlagt, werden dennoch die Ausgaben nie dadurch gedeckt, indem einfach ein großer Theil der eingehenden Gelder verschwindet, und die Ausgaben zum Theil mit werthlosen Schuldscheinen u. dergl. vorläufig abgemacht werden. Die Gehälter und Löhnungen fast aller Beamten, sogar der armselig besoldeten Schullehrer, wie auch fast immer der Armee, sind gewöhnlich vier, fünf, ja acht bis neun Monate rückständig, wie denn überhaupt die Zustände auf Kuba in vieler Hinsicht an die der Türkei erinnern. Es liegt auf der Hand, daß Korruption und Bestechung zur Tagesordnung gehören, wie denn überhaupt die Beamten, vom Generalkapitän bis zum letzten Schreiber, ihre Anstellungen auf Kuba hauptsächlich dazu benutzen, um sich zu bereichern, indem sie dem Meistbietenden dienstbar sind, und gegen angemessene Vergütung, wenn nothwendig, ein Auge zudrücken.

Infolgedessen ist auch die allgemeine Sicherheit auf der Insel, trotz der zahlreichen Polizei und der vielen Truppen, eine sehr geringe, und Raub und Mord kommen fast alltäglich vor, nicht am wenigsten in der Hauptstadt Havana und deren Umgegend [1]). Auf der Plantage Soledad kamen im vorigen Jahre allein vier Morde vor, von denen nur einer ermittelt wurde, indem der Thäter wahrscheinlich kein Geld besessen hat, um sich unsichtbar zu machen.

Die Besitzer der Zuckerplantagen leiden nicht wenig unter diesen Zuständen, ja es kommt sogar nicht selten vor, daß bewaffnete Räuber dieselben aufgreifen und ins Gebirge schleppen, um ein hohes Lösegeld von ihnen zu erpressen. In der Provinz Cienfuegos, wo diese Art von Erpressung, die Plájio genannt wird, und die nach dem Gesetz mit dem Tode bestraft werden sollte, am häufigsten vorkommt, sollen die meisten Plantagenbesitzer sich gegen einen jährlichen Tribut mit den hervorragendsten Räubern abfinden, um Sicherheit für sich selbst und ihr Eigenthum zu erwerben. Denn die Banditen haben in der Brandstiftung ein fast ebenso wirksames Mittel zur Erpressung, als wenn sie des Pflanzers selbst habhaft werden. Nichts ist nämlich leichter, als zur Zeit der Reife unbemerkt die trockenen Zuckerblätter anzuzünden und dadurch einen großen Theil der Ernte zu vernichten. Dies geschieht auch häufig aus Rache, und kaum fürchtet man auf dem Lande in Kuba etwas so sehr, als die plötzlich aufsteigende kleine Rauchsäule, die ein Feuer im Zuckerrohr andeutet. Glücklicherweise brennt das Rohr nur schwierig während der feuchten Nachtstunden, weshalb ein Brand eigentlich auch nur gefährlich ist, wenn derselbe in der heißen Tageszeit und bei einigermaßen starkem Winde eintrifft.

Sobald ein Feuer bemerkt wird, sind alle umliegenden Plantagen verpflichtet, ihre ganze Mannschaft sogleich dahin zu senden, die Dampfpfeifen der Fabriken heulen das bekannte Alarmsignal — den Silbato — und die Guardia civil eilt herbei, um während der Löscharbeiten Ordnung zu halten. Das Löschen eines Feldbrandes sucht man hauptsächlich dadurch zu bewirken, daß man das Zuckerrohr in einem breiten Gürtel vor dem Feuer umhaut und womöglich die Erde aufhackt.

Das angebrannte Rohr kann, wenn dasselbe gleich verarbeitet wird, noch etwas Zucker geben, verdirbt aber bereits nach wenigen Tagen. Trotzdem, daß die bewaffneten Guardacampos, besonders zur Zeit der Ernte, unablässig die Felder durchstreifen, kommt es doch fast nie vor, daß der Urheber eines solchen Brandes ermittelt wird, indem die über manneshohen dichten Zuckerpflanzen einen Menschen vollständig verbergen, weshalb auch die immer wiederkehrenden Brände von dem Pflanzer fast wie ein unvermeidliches Uebel betrachtet werden.

So lange Kuba unter spanischer Herrschaft steht, ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Zustände auf der Insel sich bessern werden, und man kann es den Kubanern kaum verdenken, daß sie es versucht haben, eine unabhängige Republik zu bilden, obgleich es sehr fraglich erscheint, inwiefern

[1]) Die nachstehende wortgetreue Uebersetzung aus der in Santiago erscheinenden Zeitung „El triunfo“ vom 6. März 1889 mag als ein Beleg unter vielen dienen: „Entsetzliches Verbrechen. Am Nachmittage des Sonnabend fand man auf dem Landgute S. José in der Gemeinde Songo, Lucas Alayo, Lorenzo, Augustina und Barbara Bueno und Juan Freire erhängt vor. Es scheint, daß dieselben zuerst ermordet und darauf alle an einem Baume aufgehängt wurden, und daß die Unmenschen, welche dies schreckliche Verbrechen begingen, sich dem Raube überließen, indem die Koffer des Hauses, welches die Opfer bewohnten, erbrochen und ihr Inhalt in Unordnung vorgefunden wurde. Das Gericht hat sich an den Ort der That begeben und wird — das hoffen wir — übermenschliche Anstrengungen machen, damit dies entsetzliche Verbrechen nicht unbestraft verbleibe. Dies verlangt das aufgeregte öffentliche Gewissen. Bis jetzt wissen wir noch nichts betreffs der Thäter.“

dies ein Fortschritt sein würde. Wenn die höheren Klassen in Kuba jetzt weniger an Unabhängigkeit denken und sich mit einer lokalen Selbstverwaltung (autonomia) unter spanischer Oberhoheit begnügen möchten, hat dies hauptsächlich seinen Grund in der Klassenfrage, indem das Uebergewicht der Farbigen nur durch die Abhängigkeit von Spanien und die infolgedessen fortdauernde spanische Einwanderung verhindert wird.

Die Gefahr eines neuen Bürgerkrieges auf der Insel scheint demnach nicht sehr dringend. Dagegen scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß Kuba ebenso wie Mexiko in nicht sehr ferner Zukunft in den Besitz Nordamerikas übergehen wird, indem trotz der Verschiedenheit in der Sprache und der Nationalität sowohl die gemeinsamen Interessen als auch der Drang zur Ausbreitung von Seiten der großen Republik den Ausschlag geben werden.

Die letzte Reise des Generals von Przhewalski.

Von Professor Dr. F. Marthe.

III.

(Mit zwei Abbildungen.)

Mit Nija beginnt im SO jene lange Reihe von Oasen, die in verschiedenen Abständen von einander dem Fuße des Kuen-lün, Pamir und Tienschan entlang liegen, alle vielfach unter einander ähnlich, aber in der Größe je nach der Wasserfülle, welche der örtliche Fluß zur Berieselung des an sich ergiebigen Lößbodens liefert, verschieden. In allen wird Acker- und Gartenbau getrieben und zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht. Die künstlichen Kanäle, die Grundlage des ganzen Betriebes, kreuzen und vertheilen sich über jede Oase in einer für das ungewohnte Auge wahrhaft erstaunlichen Weise. Bald liegen sie neben einander, bald in hölzernen Rinnen über einander, bald rauscht ihr Inhalt in eben solchen Rinnen über die flachen Dächer der Hütten hinüber. Ueberall bringt das Wasser hier Leben, es tränkt nicht nur den Boden, sondern es befruchtet ihn auch mit Lößschlamm. Die Hauptkanäle werden meistens schon viele Kilometer oberhalb der Oase abgeleitet, und der Fluß durchströmt nun die letztere in einem tieferen Niveau, als das der mit seinem Wasser gespeisten Felder und Gärten ist. Zuweilen sind die Feldstreifen terrassenartig über einander geordnet, an tiefster Stelle befinden sich die am meisten des Wassers bedürftigen Reisfelder. Ueber die gleichmäßige und gerechte Nutzung des Wasservorraths wacht in aller Strenge ein besonderer Beamter, der Mirab. Die den Kanälen zur Seite gepflanzten Bäume werden sorgsam gepflegt und wachsen schnell. Die Pappel giebt nach sieben oder acht Jahren schon einen zum Bauen tauglichen Balken und erlangt in 30 bis 35 Jahren bei einer Höhe von 30 m an zwei Klafterspannen Umfang. Die zum Brennen zu verwendenden Bäume werden in 4 m Höhe über dem Boden abgeschlagen, und die Stümpfe sodann, um das Austrocknen zu verhüten, mit Lehm beschmiert. Bald schlagen sie wieder aus und schmücken sich, namentlich die Weiden, mit einer dichten, schönen Krone. Einen wichtigen Bestandtheil der täglichen Nahrung bildet im Sommer das frische Obst, im Winter das getrocknete; daß unter diesen Mandeln und Pistazien fehlen, bemerkt unser Gewährsmann ausdrücklich, vielleicht aber auch Feigen, die wir nirgends bei ihm erwähnt finden.

Aber so freundlich alle diese Oasen aus der Wüste hervorlugen, in ihnen herrscht doch infolge von Uebervölkerung Armuth und Noth. Dies gilt namentlich von der südlichen Reihe, Chotan, Tschira, Kerija und den benachbarten kleineren. Hier kommen auf die Familie von fünf bis sechs Seelen $1\frac{1}{2}$ bis 2 ha Land, oft genug weniger — ein Verhältniß, das allerdings durch die reichen Erträge, durch die zwiefache Aussaat im Laufe eines Sommers und endlich durch die Mäßigkeit der Eingeborenen etwas ausgeglichen wird. Dennoch lebt ein großer Theil derselben von der Hand in den Mund und schlägt sich nur mühsam im Frühjahr bis zur neuen Ernte durch. Nicht nur, daß dann unreife Aprikosen mit reifen Maulbeeren gemischt in vielen Familien die tägliche Nahrung bilden (wie man später reife Aprikosen und Pfirsiche mit ihren Kernen zur Füllung des Magens genießt), die russischen Reisenden sahen auch, wie manches Familienhaupt lange vor der Ernte auf seinem Feldstückchen die etwas entwickelteren Gerstenähren ausraufte und eine oder zwei Hände voll den Seinigen heimbrachte. Man kann ferner in diesen Oasen unter Maulbeerbäumen Esel oder Ziegen angebunden sehen, welche den ganzen Tag auf die vereinzelt zur Erde fallenden Beeren angewiesen sind, oder man findet Esel und einzelne Schafe auf einer äußerst winzigen Fläche mit kaum bemerkbarem Futter angepflockt, ja man begegnet zuweilen Besitzern, welche mit einem Stock Blätter von einer Weide schlagen, die dann von ein paar ihnen nachfolgenden Schafen und einem Esel gefressen werden. Wenn man zu dem nicht beneidenswerthen Loose vieler Eingeborener noch die völlige Despotie aller Machthaber, ungeheure Abgabenlasten und die Bedrückungen der Chinesen hinzunimmt, so erkennt man, wie wenig süß das Dasein dem größten Theile der Oasenbewohner inmitten der so lieblich anmuthenden Gärten ihres heimathlichen Erdenwinkels gemacht wird. Man muß sich wundern, daß unter solchen, seit Jahrhunderten andauernden Zuständen nicht grobe Laster, wie der Hang zum Stehlen und Morden oder andererseits eine völlige Apathie und Passivität dem Volkscharakter eingeimpft worden sind.

Auf dem Marsche von Nija nach dem nahezu 200 km entfernten Kerija machte die Karawane einen fünftägigen Halt in der kleinen Oase Jassulgun, um hier den in Tschertschen krank zurückgelassenen und nun nachkommenden Dolmetscher abzuwarten. Die Ansiedlung bestand nur aus acht Höfen, die um einen großen und tiefen, mit Weiden und einigen Pappeln bepflanzten Teich lagen, und deren Ackerfeld zusammen etwa 10 ha Landes bedeckten; neben den Hütten gab es, wie gewöhnlich, kleine Gärten, und auch außerhalb derselben noch Aprikosen- und Maulbeerbäume von 15 m Höhe und 60 cm Durchmesser im Stamm. Es war ein wahrhaft idyllisches Leben, das hier im Schatten der herrlichen Maulbeerbäume unter den gutmüthigen, bescheidenen und unverdorbenen Dörflern an dem zu mehrmaligem Bade während des Tages einladenden Weiher geführt werden konnte. Die zutraulichen Leute ließen sich und ihre Heimstätten gern photographieren und baten nur, dies nicht den Chinesen zu verrathen. Ueber deren hinterlistige Verfügungen in betreff der russischen Gäste machten sie interessante Enthüllungen. So hatte man nicht nur verboten,

sich mit den letzteren einzulassen und ihnen auf etwaige Fragen die richtigen Antworten zu geben, sondern auch befohlen, überall die Kameele und theilweise die Pferde ins Gebirge wegzuführen und sodann, um die Spuren zu vertilgen, hinterher auch die Schafe. Ferner hatte der chinesische Oberbeamte zu Kerija, da er erfahren, daß die Russen von dort aus nach Tibet vordringen wollten, den Befehl erlassen, daß die Straße im Gebirge, darunter auch eine Brücke, zerstört werden solle. Ebenderselbe hatte den Einwohnern zu Kerija die noch vorhandenen Getreidevorräthe wegnehmen und in acht Hütten aufschütten lassen, an diese sodann eine Mine gelegt, welche bei einem etwa nach Ankunft der Russen ausbrechenden Aufstande in die Luft fliegen sollte. Noch vorher hatte er an den kleinen, im Gürtel getragenen Messern der Einwohner die Spitzen abbrechen lassen, um selbst diese unschädlich zu machen. (Das Waffentragen ist den Eingeborenen von Ostturkistan überhaupt verboten.) Wie ferner die Chinesen und auch die Eingeborenen überzeugt waren, daß in den großen Kisten, welche die Sammlungen enthielten, lauter Soldaten versteckt seien, so hatten die ersteren noch eine Menge alberner Gerüchte und Verleumdungen auf Kosten der Russen in Umlauf gesetzt.

In dem friedlichen Jassulgun ging der Mai a. St. zu Ende, dessen erste Hälfte (13. bis 27.) am Fuße des Gebirges in einer Seehöhe von 2400 bis 2750 m, die zweite (28./5. bis 12./6.) in den Oasen Nija und Jassulgun verlebt worden war. Infolgedessen waren die Temperaturen beider sehr verschieden. Zwar brachte auch die erste keine Nachtfröste mehr, aber doch Erniedrigung der Wärme bis + 2,4° bei Sonnenaufgang und + 13,5° um 1 Uhr mittags. Mit der Ankunft in Nija am 17./29. Mai begann beständige Hitze, bei Sonnenaufgang 5,8 bis 25°, um 1 Uhr mittags 26,0° bis 37,8° und nur an vier Tagen weniger als 30,0°. Bewölkter Himmel war im ganzen Monat vorherrschend, besonders in der ersten Hälfte, dazu dichte Staubatmosphäre. Nur einmal gab es — in der Oase Nija —



Einwohner von Polu.

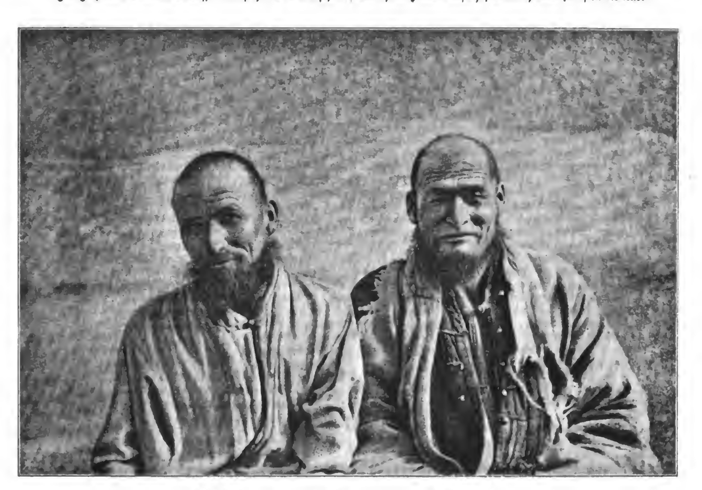
schwachen Regen, hier auch wurde einmal am nördlichen Horizonte Wetterleuchten wahrgenommen. Aber auch im Hochgebirge fielen sicherlich keine starken Regen, weil sich sonst die Gebirgsbäche wasserreicher hätten erweisen müssen. So stark war die Trockenheit der Luft, daß in Hühnereiern, die man eine Woche lang aufbewahrt hatte, das Weiße beträchtlich eingetrocknet war. Die Nordostwinde hatten nicht mehr ein solches Uebergewicht wie im April. Meistens auch traten die Winde stoßweise in den heißen Tagesstunden auf, und nicht selten gab es während derselben (von 11 bis 4 Uhr) kräftige Wirbel. Diese folgten dem Winde und flogen in der Regel rascher bergauf als thalwärts. Von acht Stürmen kamen vier aus NO, vier aus westlicher Gegend; und daß hier nicht mehr, wie am Lob, die Nordoststürme, sondern die westlichen vorherrschen, ließ sich indirekt auch daran erkennen, daß in der Gegend von Nija nach Kerija die Sanddünenwälle ihre hohle und steile Seite meistens nach Osten, nicht nach Westen gekehrt hatten.

Am 1./13. Juni brach die russische Karawane mit ihrem wiedergewonnenen Dolmetscher auf, und als sollte sie von ihrem Wüstenidyll nur die angenehmsten Erinnerungen mitnehmen, geschah es, daß in der Nacht vorher, nachdem am 12. ein furchtbarer Weststurm gerast hatte, ein kräftiger Regen fiel, der noch mit Unterbrechungen bis Mittag am 13. anhielt und die Luft so reinigte, daß zum ersten male seit dem Lob-Nor sich der klare blaue Himmel zeigte, und daß die Riesenkette des Russengebirges sich in ihrer ganzen Majestät weithin dem Auge enthüllte, ja noch jenseits derselben jenes schneeige Hochgebirge auftauchte, das sich, wie schon erwähnt, 30 Tagemärsche weit nach SO auf dem Hochplateau erstrecken soll.

Die Oase Kerija liegt 1430 m hoch auf der linken Seite des gleichbenannten Flusses, der seit dem Austritt aus dem Gebirge bis dahin 53 km zurückgelegt hat. Die Oasenfläche mißt 15 km von Nord nach Süd, hat 8 km größte Breite, und ist mit 3000 Gehöften des Stammes der Matschin besetzt. Diese zeigen dieselbe syphilitische und moralische Verkommenheit, wie die zu Nija, und wieder soll die unhäusliche Goldsucherarbeit zu Kopá, Ssorgak und anderen Orten daran Schuld sein. So ist hier auch

Gold nebst dem Jüstein (= Nephrit) allein Gegenstand der Ausfuhr. Größere, beständig offene Kaufmannsgeschäfte giebt es auch in dieser Oase nicht, aber zwei Tage lang (Donnerstag und Freitag) in jeder Woche wird von Kaufleuten, die von einer Oase zur anderen ziehen, Markt gehalten, und zwar werden viele russische Waaren feilgeboten, wie denn auch unter jenen Jahrmarktshausierern sich russische Unterthanen aus Westturkestan, die sogenannten Andidschaner, befinden. Russische Papierrubel und Silbermünzen cursiren dabei ohne Anstand.

Der Fluß von Kerija übertrifft alle sonstigen vom Russengebirge herabkommenden Gewässer und steht nur dem Tschertschen nach; an der Furt, wo man ihn überschritt, betrug seine Breite 18 bis 27 m und seine Tiefe 60 cm bei Mittelwasser, während er in den heißeren Tagesstunden, etwa von 9 bis 3 oder 4 Uhr, stets infolge Zulaufs vom Gebirge stark anschwoll. Sein rasch fließendes Wasser ist im Sommer schmutzig und ergießt sich dann noch 160 km gerade nördlich in die Sandwüste hinein, etwa bis zum Parallel des auf der linken Seite des Chotan-Flusses isolirt stehenden Masar Tag, von dessen Ostspitze der Kerija nur 65 bis 75 km fern bleiben soll. Bis dahin begleiten den Fluß Dschungel und Tugrakwald, und wird er im Winter von Hirten mit ihren Heerden besucht; weiter hinaus soll sein trockenes



Blondhaarige und blauäugige Matschin aus dem Kerija-Gebirge.

Bett fast bis an den Tarim sich verfolgen lassen, ja noch etwa 125 km unterhalb der jetzigen Oase sollen Spuren einer alten Fähre, mit der man dort bei Hochwasser über den Fluß setzte, wahrzunehmen sein. Neuerdings ist etwa 20 km unterhalb der Oase ein Kanal auf der rechten Seite des Flusses angelegt worden, der sich, wie es hieß, 7 km weit erstreckt, und der eine Bodenfläche, auf der 5000 bis 6000 Familien Unterhalt fänden, zu bewässern vermag. Hier soll eine Stadt gegründet werden, und in der That begann man damals schon mit der Errichtung von Hütten und Kramläden auf der erkorenen Stelle.

Die Flora und Fauna von Kerija war so arm, wie die aller übrigen Oasen; nur zehn blühende Arten im ganzen wurden hier, zu Oi-Tugrak und Jassulgun, während der ersten Hälfte des Juni gefunden. Es waren Lactuca tatarica, Cynanchum acutum, Peganum Harmala, Lathyrus sativus?, Melilotus suaveolens, Lepidium latifolium? Orobanche sp., Albagi camelorum, Astragalus sp. und noch irgend eine Doldenpflanze. Im Flusse fing man nur eine Fischart, Nemachilus jarkandensis.

Der Aufenthalt in Kerija dauerte sechs Tage und brachte allerlei Verdruß. Der russische Forscher hatte die Absicht, von hier aus wieder einen Vorstoß auf das tibetanische Plateau zu machen, wollte sich zu dem Zwecke mit Pferden statt der Kameele und mit sonst nöthigen Vorräthen versehen, stieß aber überall auf den geheimen Widerstand der chinesischen Behörden, die den Einwohnern noch vor Ankunft der Russen geradezu verboten hatten, diesen Lebensmittel zu liefern und überhaupt mit ihnen in Verkehr zu treten. Erst die Drohung des russischen Generals, daß

er sich alles, was er brauche, auf dem Wege der Gewalt verschaffen werde, machte die Chinesen etwas gefügiger, und so konnten schließlich 30 Last- und Reitpferde miethsweise beschafft und die übrige Ausrüstung besorgt werden; nur über den richtigen, zum Uebergange über das Gebirge einzuschlagenden Weg war eine verläßliche Auskunft nicht zu erlangen. So marschirte denn Prshewalski mit einem Theile seiner Leute selbständig darauf los, indem er auf ähnlicher, unmerkbar sich hebender Sand- und Geröllebene, wie einst von Tschertschen aus, sich dem Fuße des schnee- und eisbedeckten Hochgebirges in südsüdöstlicher Richtung von neuem näherte. Leider wurde seine Karawane durch geheime Boten der Behörden überwacht, die auch den Bewohnern der Gebirgsdörfer untersagten, den Russen mit richtiger Auskunft Hilfe zu leisten. So mußten diese sich in kleine Trupps auflösen, welche das Gebirgsgelände auf verschiedenen Linien aufzuklären suchten. Ausgangspunkt war das in 2700 m Seehöhe gelegene Dorf Atschan am Flusse gleichen Namens. Im Thale desselben ging der General selbst mit drei Begleitern aufwärts, kam aber vom Biwak aus nur 10 km weit; da verengten sich die steilen Thalwände zu einem so schmalen Korridor, in dessen Tiefe der Fluß über riesige Steintrümmer dahinrauschte, so daß mit den Pferden weiteres Vordringen unmöglich war. Die Gesteinsarten dieser Schlucht bestanden aus Granit und kalkigem Thonschiefer, sämmtlich mehr oder weniger verwittert und mit Löß überstreut, der auch den ganzen unteren und mittleren Höhengürtel des Gebirges einhüllt. Der Außenrand des letzteren ist völlig unfruchtbar, und erst in nahezu 3000 m Erhebung zeigen sich vereinzelte Büsche von Wermuth und mehr am Boden der Schlucht Dyrissun (Lasiagrostis splendens). Außerdem waren in der durchrittenen Strecke bemerkt worden: Berberis Kaschgarica, Caragana pygmaea? var., seltener Rosa Beggeriana und Clematis orientalis var. tangutica — alle diese Sträucher in Blüthe stehend, während blühende Staudengewächse nicht wahrgenommen wurden. Somit erwies sich das Russengebirge an seinem Westende noch ebenso pflanzenarm wie im Osten, und das Gleiche läßt sich von seiner Fauna sagen, selbst bezüglich der Vögel.

Da sich in jener Gegend nirgends eine Pforte nach dem Süden hin finden ließ, so mußte der Ein- und zugleich der Ausgang nach Tibet weiter westlich versucht werden, und so marschirte die aus 15 Reit-, 22 Lastpferden und 5 Eseln sich zusammensetzende Karawane in den Vorbergen auf einem Pfade dahin, der von Natur nichts weniger als bequem war, und den die Chinesen kurz vorher zu besserem Beinbrechen noch besonders hatten herrichten lassen. Dies erfuhr Prshewalski noch in Atschan und schrieb sofort dem Oberbeamten zu Kerija, daß er von ihm ungesäumt die Wiederherstellung des Weges verlange. In der That hatte der Brief Erfolg; dieselben Matschin, die wenige Tage vorher die Straße ungangbar gemacht hatten, mußten sie jetzt vor den Russen her wieder reinigen! Man kann sich denken, unter welchen Verwünschungen gegen die hohe Obrigkeit die Arbeit geleistet wurde, und die Stammeshäupter scheuten sich auch gar nicht, dem russischen General zu sagen: „Gieb Befehl, wir schlagen die Chinesen noch heute todt!“ Aehnliche Anträge waren ihm schon in Kerija gestellt worden, ja, wo immer es möglich war, erklärten die Eingeborenen in ganz Ostturkistan, daß sie sehnlichst unter den „weißen Zaren“ zu kommen wünschten, um sich derselben Gerechtigkeit zu erfreuen, wie sie im russischen Turkistan durch das russische Regiment hergestellt sei. Ein interessanter Beitrag zur Relativität menschlicher Begriffe und Verhältnisse!

Auf dem Marsche nach Westen wurde der Fluß von Kerija in einer Seehöhe von 2500 m überschritten; wieder war es eine enge Schlucht, in deren Tiefe der Fluß, 20 bis 25 m bei mittlerem Wasserstande breit und fast 1 m tief, zwischen mächtigen Steinblöcken dahinrauschte. Beim Hochwasser, wie es zur Sommerzeit regelmäßig eintritt, erhöht sich das Niveau des Wassers zuweilen um 2 m; jedenfalls ist das Durchwaten dann unmöglich, und es tritt dann dieselbe Art des Uebersetzens ein, wie sie in ganz Tibet und noch im Himalaya üblich ist; an einem hoch über dem Wasser von Ufer zu Ufer gespannten Seile hängt ein beweglicher Ring, der vermittelst anderer Seile nebst dem sich daran festhaltenden Passagier hinübergezogen wird. Weiter aufwärts wird die Kerija-Schlucht unzugänglich, wie die oben erwähnte von Atschan. Indessen ist der Quellbereich dieses Flusses ökonomisch wichtig durch seinen Reichthum an jenem Jüstein oder Nephrit, der bekanntlich in China so hoch geschätzt und theuer bezahlt wird. Bisher kannte man als Hauptfundstätte desselben die Berggegenden im Quellgebiete des Flusses von Chotan, am Kara-Kasch und Jurun-Kasch. Prshewalski nun gelang es, eine Reihe anderer Stellen zu erfahren, an denen der kostbare Stein gleichfalls vorkommt. Es sind der westliche Altyn Tag und besonders die Gegenden am Wasch-Darja und am Tschertschen-Darja, ferner das ganze Russengebirge, namentlich aber die Striche an den Flüssen Kara-muran und Moldscha, endlich auch das Kerija-Gebirge. Die Eingeborenen gaben an, daß man Streifen oder Adern, selten größere Klumpen dieses Gesteins in den mittleren und noch öfter in den höheren Lagen des Gebirges, zuweilen in der Nähe des ewigen Schnees antreffe, gelegentlich auch stoße man auf nephritführende Geschiebe in den Betten der Gebirgsgewässer. Die Nephritsucher gehen ihrem Geschäfte nur im Sommer nach, indem sie mit sehr primitiven Werkzeugen größere oder kleinere Stücke desselben aus den aufgefundenen Adern herauszubrechen suchen, zuweilen erhitzen sie die zu bearbeitende Stelle des Felsens durch Feuer. Nur in den Gebirgen bei Chotan wird der Nephrit auch durch Stollenbau in alluvialem Boden gewonnen. Schwarzer und rother Nephrit kommt nach Versicherung der Eingeborenen in ihren Bereichen nicht vor, dagegen giebt es grünen, milchweißen und buttergelben, deren Werth sich in der angegebenen Reihenfolge steigert, so daß der buttergelbe als der kostbarste obenan steht.

Vom Kerija-Thale bog man in eines seiner linksseitigen Nebenthäler, das des Kurab, ein und stieß hier in 2500 m Seehöhe auf das von 50 Familien bewohnte Dorf Polu, unter dessen Bevölkerung ein Theil tibetanischen Ursprunges sein sollte. Die Leute, welche von heiterer Sinnesart waren, Gesang, Musik und Tanz liebten, betrieben theils Ackerbau (Weizen, Gerste, Erbsen — ihre Produkte), theils Viehzucht, sie besaßen ziemlich viel Schafe, im geringeren Maße Kühe und Pferde. Die letzteren sind zwar klein von Wuchs, aber doch kräftig und ausdauernd. Durch die Chinesen ist die Zahl derselben stark vermindert worden, indem sie nach der Wiedererwerbung von Ostturkistan, um künftige Aufstände zu erschweren, den Einwohnern theils die Pferde lebend wegnahmen, theils sie geradezu tödteten. Von einigen in Polu übrig gelassenen Stuten stammte der vorhandene Bestand her. Bei dem volle fünf Tage währenden Aufenthalte in diesem Gebirgsdorfe befreundeten sich dessen lebenslustige Bewohner mit den munteren Kosaken so sehr, daß der Abmarsch derselben mit lauten Klagen und mit Thränen von seiten des weiblichen Theiles begleitet ward.

Da Prshewalski vernahm, daß in der Schlucht des Kurab eine, wenn auch schwierige, Straße nach Tibet hinaufführe, auf welcher denn auch im Jahre 1871 ein „Pundit“ von Ladak nach Kerija hin und zurück gewandert war (und auf der nur wenige Monate nach Prshewalski der Engländer Carey von Tibet herüberkommen sollte), so machte er mit

zwei Kosaken wieder eine Recognoscirung flußaufwärts, die indessen nicht viel bessere Erfolge hatte, als kurz zuvor jene im Atschanthale. Es ergab sich in der engen und steilen Schlucht die völlige Unmöglichkeit, mit Lastpferden, wie man sie für einen weiteren Abstecher hätte beladen müssen, durchzukommen, ganz abgesehen davon, daß stellenweise wieder sehr frische und deutliche Spuren chinesischer „Wegeverbesserung“ sich vorfanden. Auch Carey erklärt in seinem Berichte (Proceed. R. G. Soc., 1887, p. 732) die Engschlucht des Flusses von Pola, den sogenannten „Schwefel-Roß-Paß“, für so schwer passirbar, daß man die Hoffnung aufgeben müsse, hier eine Handelsstraße von Ladak nach Ostturkistan ausmünden zu sehen, obwohl der Weg auf dem Plateau, abgesehen von den Athembeschwerden, die für Menschen und Thiere durch seine durchschnittliche Höhenlage von 4800 m bedingt seien, keine besondere Schwierigkeiten darbiete.

Unterdessen war der Juni a. St. zu Ende gegangen, und wir empfangen die gewöhnliche Monatsübersicht über die Witterung desselben. Das erste Drittel, die Zeit vom 13. bis 23. Juni n. St., war in der Oase Kerija auf einer Seehöhe von 1400 bis 1450 m zugebracht worden, die letzten 20 Tage bis zum 13. Juli am Nordsaume des Russen- und des Kerija-Gebirges in 2400 bis 3000 m Höhe über dem Meeresspiegel. In der Oase herrschte, wie es zu erwarten war, beständige Hitze, welche jedoch nicht 33,7° um 1 Uhr mittags und 24,3° bei Sonnenaufgang überstieg. Im Gebirge ließ die Hitze zwar nach, immer jedoch brannte bei klarem Wetter die Sonne gar mächtig, und das Thermometer erhob sich um 1 Uhr mittags auf 26,9° im Schatten. Kühl wurde es bei Regen- und (in den oberen Regionen) bei Schneefällen; so zeigte das Thermometer am 11. Juli um 1 Uhr mittags nur 8,9° und am folgenden Morgen, nach einer regnerischen Nacht, sogar nur 3,9° in etwa 3150 m Seehöhe, doch trat immerhin kein Nachtfrost selbst auf dieser Höhe ein. Bewölkung des Himmels gab es häufig und Staub in der Luft immer, selbst bei schwachem Winde. Oft trat Windstille ein; eine entschieden vorherrschende Windrichtung konnte nicht konstatirt werden, wenn auch die Südwinde, bald nach Osten oder Westen abweichend, sich häufiger als andere bemerken ließen. Vom Mai unterschied sich der Juni sehr scharf dadurch, daß er gleichsam wie nach langen Geburtswehen, die sich in der Frühlingsbewölkung des Himmels kundgegeben hatten, endlich den Regen brachte. So wurden im ganzen Juni zehn Regentage beobachtet, freilich meist nur mit schwachen Schauern und größtentheils während der Gebirgsreise. Starke Regengüsse gab es nur zwei mal, am 13. Juni und am 11. Juli, wo dann einige Stunden lang die Luft staubfrei wurde, und der blaue Himmel erschien. Schwache Regen begannen stets als schmutzige infolge des von den Tropfen aufgefangenen Lößstaubes. Ja einmal wurde die Beobachtung gemacht, daß statt der Regentropfen kleine trockene Schmutzkügelchen in der Größe von Mohnkörnern niederfielen. Das Barometer pflegte vor dem Regen nicht zu fallen, sondern zu steigen, wahrscheinlich weil ausschließlich Südwinde von dem kalten tibetanischen Plateau her den Niederschlag brachten. Gewitter und Thaubildungen gab es nicht während des Juni a. St., dagegen war die Trockenheit der Luft auch im Gebirge mit Ausnahme der Regentage sehr groß.

Prshewalski nennt die Gebirgskette, welche vom Kerija-Flusse bis zum Jurun-Kasch, dem östlichen Quellarme des Chotan-Flusses, sich erstreckt, das Kerija-Gebirge und schildert dasselbe als eine 170 km lange, steile, stark vergletscherte Felsmauer, die besonders in ihren mittleren und westlichen Partien ungeheure Eismassen trägt, aus denen einzelne Spitzen bis 5800, ja 6000 m absoluter Höhe emporragen. Das Hauptgebirge beginnt eigentlich erst auf der Höhenstufe von 3350 m, während von 3350 bis 2400 m ein Vorgebirgsgürtel in 15 bis 20 km Breite vorgelagert ist. Diese beiden Bereiche eines und desselben Gebirges stehen im scharfen Gegensatze zu einander. In dem oberen Bereiche, dem der eisbedeckten, unersteiglichen Massivs, wurden bis zur Höhe von 4000 m hinauf als Gesteinsarten festgestellt: Kalk, Marmor, Schiefer, Granit, Syenit, Serpentin, Antikolith (?) und Lydit, und in dem Striche von 3350 bis 4000 m liegen auch die Alpenwiesen. Höher hinauf verschwindet der Pflanzenwuchs, ungeheure Schuttflächen erscheinen als Zeugen der Verwitterung, oder das zerfurchte Gestein ist mit Löß überdeckt. In der obersten Region endlich breiten sich die Gletscher aus, deren unterste Grenze Prshewalski zwar nicht persönlich zu erreichen und barometrisch zu bestimmen vermochte, die er aber nach der Analogie des Nanschan und anderer tibetanischer Gebirge bei 4700 bis 4850 m glaubt ansetzen zu können. Die aus dieser großartigen Gletscherwelt nach dem Tarimbecken hinabströmenden Gewässer sind nicht gerade bedeutend, vielleicht weil dort mit Ausnahme des regenbringenden Sommers eine große Trockenheit das ganze Jahr hindurch herrscht. Was die eben erwähnte Vorgebirgsregion anlangt, so besteht dieselbe aus langen Kämmen und Wällen, die vom Hochgebirge auslaufen und durch tiefe Thalschluchten von einander getrennt sind. Der Boden ist hier von sedimentärer Bildung und mit Löß überdeckt. In der Region von 3350 bis 3000 m tragen diese Ausläufer infolge der reichlichen Sommerbenetzung noch treffliche Weiden, welche immer magerer werden, je weiter man hinabsteigt. Indem die Thalschluchten allmählich flacher und breiter werden, finden sich in ihnen auch Felder und Ackerfluren nebst den Dörfern der Bergbevölkerung, der Matschin. Selbstverständlich dacht sich vom Fuße des Gebirges nach Norden jene Schotter- und Geröllebene ab, welche aus dem Verwitterungsschutt des Gebirges allmählich sich aufgehäuft hat, und in der die Flüsse bei niedrigem Wasserstande versinken, um endlich am Rande der Sandwüste in den Oasen wieder aufzutauchen.

Die Vegetation des Kerija-Gebirges ist dürftig; ihren Hauptcharakterzug bildet einmal der gänzliche Mangel an Blumen, sodann eine große Armuth an Sträuchern und das Vorwalten des Gras- und Kräuterwuchses, namentlich alpiner Arten. Dabei ist der Vegetationsgürtel im ganzen schmal und beschränkt sich auf den Rayon von 2400 bis 4000 m, wo der Boden aus dem durch die Staubatmosphäre angewehten Löß besteht. Wenn die oberen Partien zwischen 3000 bis 4000 m reichlicher bewachsen sind als die unteren, so muß doch bemerkt werden, daß sich sogar im Juli nirgends hier ein zusammenhängender Blüthenteppich selbst von kleineren Dimensionen wahrnehmen läßt, und es mag ferner noch hervorgehoben werden, daß sich hier, wie auf allen Gebirgen Centralasiens, immer die nach Norden gekehrten Abhänge besser begrünt zeigen, als die dem direkten Sonnenstrahl ausgesetzten südlichen. Der ärmlichen Flora entspricht die dürftige Fauna. In der unteren Hälfte der pflanzentragenden Region (etwa von 2400 bis 3300 m) ist das verbreitetste Säugethier ein Murmelthier (Arctomys himalayanus); zum Winter kommt eine Species von Bergschafen (Argals), die im Sommer den obersten Gürtel beweiden, hinzu; dagegen scheinen Hasen und sonstige kleine Nager in den Vorbergen durchaus zu fehlen. In der oberen Hälfte halten sich in größerer Menge Wildschafe der Gattung Pseudois Nahoor, denen eine Pantherart (Irbis sp.) nachstellt, außerdem lebt dort in dem Schotter- und Steingeröll der Alpenmarder (Mustela alpina) und ein Pfeifhäschen (Lagomys rutilus?).

Die Matschin des Gebirges stellen eine Rasse dar, in welcher mongolische und arische Züge mit Vorwalten der letzteren hervortreten, sie unterscheiden sich zwar von ihren Stammesgenossen in den Oasen durch größere Sittlichkeit, sind aber, wie diese, von kleinem, höchstens mittlerem Wuchs und schwächlich gebaut; die vorherrschende Farbe des Haares und der Augen ist schwarz, doch sind blaue oder graue Augen und kastanienbraunes, blondes, ja ganz rothes Haar nicht gerade selten. Die Wohnungen sind in den Löß meistens mit der Front nach Süden eingegraben und mit wenigem hölzernem Geschirr von grober Arbeit (Schalen, Löffel, Kellen, Trögen, Kannen) ausgestattet; dazu ein eiserner Kochkessel, eine kupferne Theekanne, einige Siebe, eine eiserne Ofenschaufel, eine Nachtlampe in Schuhform, in der Talg oder Hammelfett gebrannt wird, endlich der Ketmen, eine Art Schaufel — darin besteht das ganze Inventar einer Lößhütte am Kuenluen!

Die Hauptbeschäftigung der Gebirgsmatschin bildet die Viehzucht, und zwar halten sie vorwiegend Schafe, weniger Ziegen, noch weniger Rindvieh; Pferde sind gleichfalls, wie schon oben erwähnt wurde, selten und werden durch Esel ersetzt. Von den Schafen sind zwei Arten vorhanden, die eine mit grober Wolle, Kylkschaf genannt, eine andere mit feinem Vließ, Gyrde, welche als die eigentliche Gebirgsrasse betrachtet wird. Diese letzte wurde erst in der westlichen Hälfte des Keria-Gebirges angetroffen, und es muß dahingestellt bleiben, ob sie östlicher gar nicht oder nicht so häufig gehalten wird. Beide Arten sind mittelgroß und tragen einen kleinen länglichen Fettschwanz. Die große Steppenrasse mit dem dicken Fettschwanz würde nicht wohl zum Klettern geeignet sein, sich auch das kräftige Anhängsel in den Felsklippen leicht beschädigen. Die Wolle der beiden vorkommenden Arten ist von weißer Farbe, nur Schnauze und Ohren erscheinen manchmal schwarz, zuweilen auch der ganze Kopf, ja ausnahmsweise sieht man auch völlig schwarze Thiere. Die Ziegen geben ein vorzügliches Flaumhaar, aus dem in Chotan sogenannte Kaschmirshawls und ein Stoff, welcher Daká heißt, hergestellt werden. An geeigneter Stelle treiben die Bergbewohner auch Ackerbau; ihr Hauptgetreide ist Gerste, die noch bis 3000 m Höhe gedeiht, demnächst Weizen, dazu seltener Erbsen, die nebst dem Weizen bis 2400 m fortkommen.

Die Matschin des Gebirges wie die der Ebene in den Oasen sind ein merkwürdig geschwätziges Volk — eine Eigenschaft, die vielleicht bei den Männern desselben noch mehr als bei den Weibern hervortritt; außerdem erscheinen sie als vergnügungssüchtig, insofern sie gern sich gegenseitig zu besuchen und mit Musik, Gesang und Tanz zu unterhalten pflegen. Bei der Leichtigkeit der Ehescheidung im Islam ist es keine Seltenheit, daß eine Matschinfrau ihren sechsten oder siebenten Mann hat; in der zweiten oder dritten Ehe leben die meisten; freilich beginnen sie die eheliche Laufbahn schon im Alter von 12 bis 15 Jahren, wie denn auch die Männer vom 16. Jahre ab heirathen. Geschiedene Gatten können schon am nächsten Tage eine neue Ehe eingehen. Verwandtschaft bildet kein Hinderniß, so daß der Onkel die Nichte oder der Neffe die Tante heirathen darf, nur unter leiblichen Geschwistern ist die Ehe ausgeschlossen. Die vorherrschenden Krankheiten im Gebirge sind solche, die von Erkältungen herrühren: rheumatische Fieber, Zahn- und Leibschmerzen; selten sind Augenkrankheiten und Syphilis, die in den Oasen grassiren; auch Kröpfe sieht man nur hier, nicht im Gebirge.

Kürzere Mittheilungen.

Die Luisiaden- und D'Entrecasteaux-Inseln.

Der Engländer Thomson, welcher im Herbste 1888 die an der Ostspitze Neuguineas gelegenen Archipele der Luisiaden und D'Entrecasteaux-Inseln besucht hatte, hat in der Londoner Geographischen Gesellschaft einen Bericht über seine Reise erstattet. Da derselbe manche wichtige Bemerkung über die Völkerkunde, die Geologie und die Naturgeschichte dieser bisher nicht häufig besuchten Inseln enthält, so wollen wir im Folgenden das Bemerkenswertheste aus Thomson's Beobachtungen mittheilen.

Die größte der Luisiaden, Rossel Island, liegt im Südwesten des Archipels; sie ist 72 km lang und zwischen 6 und 16 km breit; sie besteht hauptsächlich aus Schiefer, der vielfach von Quarzadern durchsetzt wird. Der Osten ist gebirgig und gipfelt in dem fast 1000 m hohen Berge Rattlesnake, dessen höhere Theile wohl bewaldet sind. Im übrigen besteht die Insel aus niedrigen mit Gras bedeckten Hügeln. Die Eingeborenen erklärt Thomson für gefährliche Kopfjäger; in ihrer äußeren Erscheinung bilden sie eine Art Zwischenform zwischen den Papuas von Neuguinea und denen der Salomonsinseln. Ihre Sprache dagegen steht gänzlich isolirt da und hat keine Beziehungen zu den Idiomen Neuguineas, noch zu denen des östlichen Polynesien. Das ursprünglich in Gebrauch gewesene Steinbeil ist neuerdings durch eiserne Geräthe verdrängt worden, welche sich die Eingeborenen aus dem Material gestrandeter Schiffe herzustellen wissen. Ein Dorf, in welchem sich Thomson gelegentlich eines Streifzuges durch die Insel etwas länger aufhielt, fand er sauber und mit guten Wegen versehen. Die Häuser, auf einer 160 cm hohen Plattform errichtet, zeigen die Form umgestürzter Boote.

Die zweite der Luisiaden, welche Thomson besuchte, war St. Aignan Island oder Misima. Etwa 50 km lang und von wechselnder Breite — am Ostende gegen 15 km — hat sie einen Flächeninhalt von mehr als 250 qkm. An ihrem Westende erhebt sich eine gegen 1100 m hohe Bergkette, Lalia genannt und aus Schiefergestein bestehend. Der Osten dagegen zeigt ein unregelmäßiges System von Hügeln, zwischen denen die vorhandenen Gewässer tiefe und schmale Schluchten eingegraben haben. Diese Hügel sind aus gehobenem Korallengestein aufgebaut, das seinerseits mit schieferigen Konglomeraten gemischt erscheint. In der Mitte der St. Aignan-Insel endlich findet man Hügel aus Kalkstein, mit zahlreichen Höhlen, also eine Art Karstgebiet, dem auch die Eigenschaft verschwindender Flußläufe nicht fehlt. So beobachtet Thomson, daß ein Bach in eine Höhle sich ergoß, deren Oeffnung die Form eines regelrechten Bogens hat. Am Ende der Höhle fällt der Bach in einen schmalen dunklen Tunnel von etwa 5 km Länge. Die Eingeborenen von St. Aignan Island sind theils echte Papuas, theils näheren sie sich, hauptsächlich wegen des straffen Haares, den Malayen.

Von den Luisiaden wandte sich Thomson nach der D'Entrecasteaux-Gruppe, die ja erst durch die Reise J. Moresby's mit dem „Basilisk" etwas näher bekannt, neuerdings aber von Dr. O. Finsch besucht worden ist. Die östlichste Insel der Gruppe, Normanby, ist etwa 900 qkm groß und durchaus gebirgig. Die betreffende Gebirgskette ist schmal und von der Form eines rechten Winkels, aber mit ungleich langen Schenkeln, zeigt tief durchfurchte Abhänge und einige breite Thäler; die höchsten Theile mögen vielleicht 1100 m

erreichen. Der Südosten Normanbys besteht aus Thonschiefer, unterbrochen von weißem krystallinischem Quarz, aber ohne Beimischung von Eisen oder sonst einem Metall. Spuren von Gold wurden in den Bächen gefunden. Am Nordende der Insel ist die Formation theilweise vulkanisch, aber hauptsächlich aus Kalk bestehend, und in einigen Flußbetten bemerkt man breite Strecken von Basalt und Kieselsteinen. Die Berge an der Dawson-Straße unterscheiden sich bezüglich ihrer geologischen Formation sehr von denen der übrigen Theile; sie scheinen nämlich eine Art Porphyr zu enthalten und außerdem von Zinnadern durchsetzt zu sein. Normanby ist gut bevölkert. Thomson, der doch nur wenige Meilen in das Innere eindrang, kam durch nicht weniger als 31 Dörfer, die sich sämmtlich durch Sauberkeit auszeichneten, ebenso bemerkte er, wie bereits seine Vorgänger, die mit großer Sorgfalt bebauten Aecker. In naturgeschichtlicher Beziehung ist Normanby insofern von Bedeutung, als es die Ostgrenze der Verbreitung des Wallaby sowie einer der Entrecasteaux eigenthümlichen Vogelart (Manneodia) bildet. Was die Bevölkerung anbelangt, so ist sie in sprachlicher Beziehung ebenso zersplittert wie diejenige Neuguineas; infolgedessen findet auch zwischen den einzelnen Stämmen kein Verkehr und kein Waarenaustausch statt. So kann es vorkommen, daß man an einer Stelle den Tabak und den Gebrauch von Pfeifen kennt, während 25 km davon entfernt beides so unbekannt ist, daß die Leute, denen Thomson Tabak gab, diesen in einen mit Wasser gefüllten Topf legten, um dann von der Mischung zu trinken.

Die größte von den D'Entrecasteaux-Inseln ist Fergusson. Bei einer Länge von 48 km und einer Breite von 27 km hat sie einen Flächeninhalt von 1300 qkm. Ihre Gebirge zerfallen in drei Gruppen: das Kilkerran-Gebirge, an der Nordostecke, gegen 2000 m hoch; die etwas niedrigere Maybole-Kette im Nordwesten; und ein niedriges Gebirge in der Südwestecke. Letzteres, bisher ohne Namen, ist von Thomson nicht näher untersucht worden. Die beiden erstgenannten Erhebungen bestehen aus glimmerartigem Thonschiefer nebst Adern weißen Quarzes. Der Südosten der Insel sowie die diesem vorgelagerten Eilande Goulvain und Welle sind von vulkanischer Formation; Thomson bemerkte zwei erloschene Vulkane und mehrere heiße Quellen. Dank der Fruchtbarkeit der zersetzten vulkanischen Gesteine, zeigte sich der Südosten von Fergusson gut bevölkert.

Auch Goodenough-Insel, die westlichste der D'Entrecasteaux-Gruppe, wurde von Thomson besucht. Diese enthält ein stattliches Gebirge, welches von Norden nach Süden verläuft und etwa in der Mitte seine bedeutendste Höhe mit zwei Spitzen von reichlich 2200 m erreicht. An der Ostseite befindet sich eine Ebene von etwa 12 km Breite. Die geologische Formation ist Thonschiefer mit viel Glimmer und Quarz. Im Osten zeigen sich auch Spuren vulkanischer Thätigkeit, u. a. ein kleiner Krater, der dem Anscheine nach erst seit kurzem erloschen ist. A. O.

Die Kolhs in Tschota-Nagpur.

Einem Vortrage des Missionsinspectors Dr. Beyer, in dem dieser Herr vor der Berliner Abtheilung der Deutschen Kolonialgesellschaft über seine siebenjährige Wirksamkeit unter dem dravidischen Stamme der Kolhs berichtete, entnehmen wir Folgendes: Das Land [1]) gehört dem gebirgigen Nordostabfalle des Dekhan an und liegt weitab von den großen Verkehrsadern; die nächste Eisenbahn ist noch 150 englische Meilen entfernt, so daß man sich beim Reisen auf das Pferd und den Palankin angewiesen sieht. Das Gelände hat im Durchschnitt 2000 Fuß Seehöhe, abgesehen von den aufgesetzten Bergzügen, deren Gipfel sich bis 3000 Fuß und darüber erheben. Die fruchtbaren Ebenen sind wasserreich und liefern bereitwillig zwei Ernten im Jahre; das Gebirge trägt noch den grünen Wälderschmuck, die Heimath unzähliger giftiger Schlangen, blutdürstiger Tiger und vereinzelter Elephanten. Das feuchtheiße Klima erzeugt neben anderen Tropenkrankheiten gefährliche Fieber; doch gelang es Dr. Beyer durch anhaltenden prophylaktischen Chiningenuß eine gewisse Fieberfestheit zu erzielen.

Die in Tschota Nagpur ansässigen Dravidas besitzen einen minder stark ausgeprägten negroiden Typus als ihre südlichen Stammesbrüder, weisen aber trotzdem manche den Afrikanern verwandte Züge auf, wie z. B. eine ungeheuerliche Gespenster- und Hexenfurcht. Allein das genügt noch nicht, daraufhin die ethnographische Stellung der von den asiatischen Rassen so merklich abweichenden Dravidas näher zu fixiren. Den Einflüssen jener, dem Menschen stets übelgesinnten furchtbaren Wesen schreiben die Kolhs Unglück, Krankheit und Tod zu und suchen deshalb die Geister durch allerlei, oft recht kostspielige Opfer bei guter Laune zu erhalten (Vergl. „Globus", Bd. 56, S. 62). Die Zauberer nehmen noch heutigen Tages unter den heidnischen Kolhs eine bedeutende Stellung ein. Vermeintliche Hexen bringt man vor Gericht und macht ihnen den Prozeß. Eigenthümlich ist der Glaube an die Abstammung von verschiedenen Thieren, nach denen die Kolhs auch ihre Geschlechter benennen. Was A. Jakobsen von den Indianern an der Nordwestküste des nördlichen Amerikas erzählt, gilt uneingeschränkt auch von den Dravidas in Tschota Nagpur. Kein Mann darf ein Mädchen desselben Geschlechtes zur Frau nehmen; nicht Adler und Adler, nicht Wolf und Wolf dürfen die Ehe eingehen, sondern immer nur Personen ungleicher Herkunft.

Hindus und Mohammedaner trachten seit langem, die freien Bauern Tschota Nagpurs unter das Joch der Leibeigenschaft zu zwängen und lassen zur Erreichung dieses Zweckes kein Mittel unversucht. Dem haben sich seit beinahe 50 Jahren die Missionare, voran die Deutschen, nach Kräften widersetzt, und es ist erstaunlich, welche guten Früchte die Kulturarbeit unserer Glaubensboten bei den sonst so tiefstehenden Kolhs gezeitigt hat. Man zählt heute 35000 Anhänger der Deutschen und 12000 Anhänger der englischen Mission, die in vielen regelrecht organisirten Gemeinden leben. Dabei offenbart sich ein augenfälliger Unterschied in dem Aussehen der christlichen Dörfer, verglichen mit den heidnischen, etwa wie sich in Rußland die deutschen Ortschaften vortheilhaft vor den russischen auszeichnen. Neben dem Ackerbau liegen die Kolhs leidenschaftlich der Jagd ob, die in dem wildreichen Lande gelegentlich fette Erträge liefert. Als Waffen dienen Bogen, Pfeile und Tigeräxte, seltener Flinten, da die Regierung das Führen eines Gewehres von besonderer Erlaubniß abhängig macht. Die deutsche Mission war jederzeit bestrebt, nicht bloß die moralischen Eigenschaften, sondern auch die soziale Lage ihrer Pfleglinge zu heben. Das ist ihr im allgemeinen trefflich geglückt; denn beinahe in jedem Dorfe sind jetzt Leute, die lesen und schreiben können und als Polizeibeamte, Schreiber, Handwerker, Drucker zc. ihr Brot zu verdienen wissen. Ja neuerdings haben einige befähigte Schüler der Mission das englische Staatsexamen gemacht, um Aerzte zu werden, und ein anderer hat Griechisch erlernt, in der Absicht, sich zum höheren geistlichen Berufe auszubilden.

H. S.

[1]) S. die Blätter 90, N. E. Quarter sheet (Chota Nagpore and Rewah) und 101, Chota Nagpore, and portion of Siruja etc. des „Indian Atlas".

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die im Auftrage der Uferstaaten von schweizer Ingenieuren vorgenommenen Tiefenlothungen im Bodensee haben ergeben, daß die größte Tiefe des Sees 252 m unter Mittelwasser beträgt und zwischen Immenstadt und Uttwill, also ziemlich genau in der Mitte des Sees liegt (nicht, wie man bisher annahm, zwischen Friedrichshafen und Rohrschach). Im Ueberlinger-See lothete man bis 140 m (nahe bei Ueberlingen). Von der Insel Lindau nach dem Kloster Mehrerau in Vorarlberg zieht sich ein förmlicher Bergrücken quer durch den See, über dem die Wassertiefe nur eine sehr geringe ist.

— Die amtlichen Erhebungen vom 31. Dezember 1889 haben für das Königreich Belgien eine Bevölkerung von 6093798 Seelen ergeben. Die Provinz Brabant zählt 1119160, Hennegau 1058752, Ostflandern 952835, Lüttich 751005, Westflandern 741637, Antwerpen 687699, Namur 339800, Limburg 224474 und Luxemburg 218436. Die Stadt Brüssel hatte ohne ihre Vororte 182275, mit den Vororten aber 477398 Einwohner.

— Die englische Bergwerksproduktion bezifferte sich im Jahre 1889 auf 189634000 Tonnen, wovon 176917000 Tonnen auf Kohlen, 8271000 Tonnen auf Eisenerze und 4416000 Tonnen auf andere Mineralien zu rechnen waren. Zu der Kohlenproduktion trugen die Distrikte Durham, Yorkshire und Lincolnshire, Südwales, Midland und Newcastle zusammen etwa 60 Prozent (jeder Distrikt $12^1/_2$ bis 11 Proz.) bei, zu der Eisenerzproduktion Durham allein 68 Prozent und Staffordshire 16 Proz. Die Gesammtzahl der im Bergbau beschäftigten Arbeiter betrug 563735. Die Entwickelung des englischen Bergbaues in den letztverflossenen zehn Jahren ergiebt sich aus der folgenden Tabelle:

Es wurden gefördert (in Tonnen):

im Jahre	Kohlen	Eisenerze	andere Mineralien	zusammen
1880	146969000	11665000	2833000	161467000
1881	154184000	11859000	2917000	168960000
1882	156500000	11505000	3329000	171334000
1883	163737000	11495000	3531000	178763000
1884	160758000	10412000	3703000	174873000
1885	159351000	10109000	3764000	173224000
1886	157518000	8863000	3626000	170010000
1887	162120000	7570000	3360000	173050000
1888	169935000	8635000	4090000	182660000
1889	176917000	8271000	4446000	189634000

Afrika.

— Die Stockholmer Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, eine wissenschaftliche Expedition nach Kamerun auszurüsten, deren Führer Yngve Sjoestedt sein soll. Das Hauptziel der Expedition bildet die faunistische und insbesondere die entomologische Erforschung des westlichen Kamerun-Gebirges.

— Die belgische Kongo-Handelsgesellschaft steht im Begriffe, eine größere Expedition unter der Führung von Alexander Delcommune auszusenden, um den äußersten Südosten des Kongostaates, und namentlich die Landschaften zwischen dem Tanganyika-, Bangweolo- und Moero-See (Katanga) zu erforschen sowie Handelsbeziehungen mit denselben zu knüpfen. Außer Delcommune, der auf eine 17 jährige afrikanische Reiseerfahrung zurückblickt, werden als Mitglieder der Expedition der schwedische Lieutenant Hackanson, Dr. Briart, De Santschoff, Marcel de Roest d'Alkemade, N. Didderich und Protsch genannt.

— In neuerlichen Auseinandersetzungen vor der Wiener Akademie der Wissenschaften sucht Professor Eduard Sueß die Schilderungen, welche die neuen Reisenden bezüglich der physischen Geographie Ostafrikas entwerfen, in sein geniales System einzufügen. Anknüpfend an Teleki, Höhnel, Borelli, Stanley und Andere weist er darauf hin, daß Ostafrika in seinem Baue durch eine ganze Reihe großer Grabenversenkungen charakterisirt ist, die in gewisser Weise die Fortsetzung des erythräischen sowie des Todten-Meer-Grabens bilden. Der Nyassa liegt in einer meridionalen Grabenversenkung, die wahrscheinlich zugleich den Leopoldsee mit umfaßt. In einem anderen, älteren Graben — seiner Fauna nach zu schließen — liegt der Tanganyika. Eine gemeinsame Grabenversenkung nehmen ferner der Albert-See und der Albert-Edward-See ein; und ebenso auch weiter im Osten der Maniara-See, der Naiwascha-See, der Baringo-See und der Rudolf- und Stefanie-See. Als die echte westliche Begrenzung des erythräischen Grabens ist der östliche Abbruch des abessinischen Hochlandes zu betrachten, so daß also das Afarland als ein Theil jenes Grabens gelten muß.

Bücherschau.

— Dr. A. Prinzinger, Zur Namen- und Volkskunde der Alpen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Bayerns. Mit zwei Tafeln. München, 1890. Th. Ackermann. 8°. 72 S. — Der Verfasser vertritt die Ansicht, daß die Boier keine Kelten gewesen seien, sondern Germanen; daß die Markomannen ein Theil dieses Volkes gewesen seien, der, um der Römerherrschaft zu entgehen, auswanderte, später aber in seine alten Sitze zurückkehrte und dort mit den zurückgebliebenen Stammesgenossen das Baiernvolk bildete. In der vorliegenden Arbeit beschäftigt er sich besonders mit dem Salzkammergut; er weist nach, daß die vier großen Bergstöcke dieses Gebietes — Tennengebirge, Göll, Untersberg und Staufen — „erzdeutsche“ Namen schon in den ältesten Urkunden haben und somit auch schon in vorrömischer Zeit gehabt haben müssen. Beachtenswerth ist sein Grundsatz, daß die volksthümliche Namensform für den Forscher wichtiger ist, als die urkundlich belegte, da bei den Urkunden die Willkür des Schreibers freien Spielraum hat. Den vielbestrittenen Namen Untersberg erklärt er als den Berg des Unter, des Herrn der Zwerge und anderer unheimlicher Wesen, im Gegensatz zum Ober, d. h. Gott. Ob dieser Gegensatz wohl den vorrömischen Bewohnern zum klaren Bewußtsein kam? Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Sklaverei und Sklavenhandel in alter und neuer Zeit.

Von Dr. Emil Jung.

So paradox der Satz auch klingen mag, so bleibt es doch wahr, daß die Knechtschaft eines Theils der menschlichen Gesellschaft durch den anderen mit einem Fortschreiten menschlicher Kultur Hand in Hand gegangen ist. Mit dem Seßhaftwerden und dem Ackerbau regt sich die Begierde nach Sklavenarbeit. Jägerstämme, die nur unter beständiger Anstrengung sich und ihre Familien ernähren, können Unfreie in ihrem Haushalt nicht verwenden. Die im Kampf Gefangenen werden getödtet, die Weiber freilich mögen eine Verwendung als Ehefrauen oder Arbeiterinnen im Haushalt des Siegers finden, denn in dieser Periode menschlicher Entwickelung fällt alle häusliche Arbeit auf die Schultern des weiblichen Geschlechtes. Hirtenstämme pflegen ihre menschliche Beute nicht zu behalten, sie verkaufen dieselben mit Ausnahme weniger, denen sie die Wartung ihrer Heerden und den geringen Ackerbau übertragen, der unter den bestehenden Verhältnissen betrieben werden kann. Auch wo Fischfang Hauptnahrungsquelle ist, treffen wir schon hin und wieder Sklaverei, wie an der Nordwestküste Amerikas bei den Kodjaken und Koloschen, sowie bei den Aht der Vancouverinsel. Gerade im Verhältniß wie seßhaftes Leben die Völker an ihre Wohnplätze bindet und Ackerbau mehr und mehr die primitiveren Erwerbsquellen zurückdrängt, während die kriegerischen Neigungen noch in voller Kraft bestehen, nimmt auch das Verlangen zu, die schwere Arbeit des täglichen Broterwerbs auf die Schultern von Sklaven abzuwälzen.

In diesem Stadium menschlicher Entwickelung darf dem Institut der Sklaverei eine civilisatorische Bedeutung nicht abgesprochen werden. Die Sieger zwangen die von ihnen Unterworfenen zu regelmäßigem, arbeitsamem Leben, trotz der Abneigung, welche die menschliche Natur ursprünglich gegen eine solche fühlt. Peschel[1]) giebt zu, daß die Unfreien der Zucht und namentlich des Zwanges zur Arbeit bedurften, sowie daß sie selbst unter dem Druck viel besser gedeihen und ein großer Theil ihrer Leistungen nach der Freisprechung für das Gesammtwesen verloren ging. Ohne Zwang war die Menschheit zu keiner Zeit zum Fortschritt zu bewegen, sie würde ohne denselben im Stillstand beharrt haben und mußte nach seiner Aufhebung unzweifelhaft eine rückläufige Richtung einschlagen. Aus freier Entschließung hat sich nirgends auf der Erde der Mensch zur beschwerlichen Arbeit des Ackerbaues oder des Gewerbes gewandt. Dazu bedurfte es einer „ehernen Nothwendigkeit“. In der Jetztzeit ist die treibende Kraft der Kampf ums Dasein, in den Anfängen menschlicher Gesittung der Wille eines Herrn. Ueberall wohin wir blicken, wurden die Kulturfortschritte bewirkt durch den Zwang, welchen die Starken auf die Schwachen ausübten, strenge Disciplin allein vermochte aus dem rastlos umherschweifenden Jäger und Nomaden einen seßhaften Ackerbauer, einen geschickten Handwerker zu machen. Der freie Krieger und der unfreie Arbeiter waren anfänglich die nothwendigen, sich gegenseitig ergänzenden Glieder der menschlichen Gesellschaft, einer den anderen stützend und fördernd, und beide neben einander hergehend, ohne aus der ihnen zugewiesenen Sphäre herauszutreten und in die andere hinüberzugreifen. Ein solches Verhältniß war durchaus verschieden von den späteren bis in unsere Zeit hineinreichenden Zuständen, welche auf den einen Stand alle Lasten überwälzten, während sie dem anderen mühelosen, üppigen Lebensgenuß auf Kosten des ersten sicherten.

[1]) Vergl. O. Peschel, Völkerkunde, S. 315 ff.

Bringt aber auch der Zwang zur Arbeit gewisse Vortheile mit sich, so erscheinen diese doch, um mit Peschel zu reden, jedem veredelten Herzen zu theuer erkauft, weil jeder Zwang diesem gehässig ist. Aber auch die Wirkung auf die Betheiligten, Herren wie Knechte, war eine durchaus verderbliche. Dem Sklaven ging das Gefühl seiner Menschenwürde, wenn er dasselbe überhaupt besaß, sicherlich allmählich verloren, während die Gewohnheit absoluter Herrschaft nicht anders als verderblich auf die Eigenthümer der Sklaven wirken mußte und die Moral der jüngeren Generation durch die tägliche Berührung mit einer erniedrigten und verachteten Klasse unablässig untergraben wurde. Es bedarf kaum des Hinweises auf die Störung des ehelichen Verhältnisses durch die Anwesenheit von Sklaven innerhalb des Haushalts. Historiker haben nicht gezögert, die harten, ja barbarischen Sitten der alten Zeit auf das Institut der Sklaverei zurückzuführen, indem jeder Mann aus den höheren Ständen dadurch zu einem kleinen Tyrannen gemacht wurde und inmitten der Schmeichelei, Unterwürfigkeit und tiefen Erniedrigung seiner Sklaven heranwuchs. Die nicht seltenen Ausnahmen rauben solcher Schilderung keineswegs das Gepräge der Wahrheit. Beispiele von gütiger Fürsorge der Herren für seine Untergebenen, von selbstloser Ergebenheit der letzteren für den ersten waren nicht selten, aber das Uebele der ganzen Institution läßt die Waage tief zu Ungunsten derselben sinken.

1. Die alte Zeit.

Bei den Hebräern war die Sklaverei eine uralte Institution, wie wir aus dem Fluche schließen können, den Noah unmittelbar nach der Sintfluth über Ham und Kanaan aussprach. Ebenso war der Sklavenhandel alt eingebürgert, obgleich die mosaische Gesetzgebung die Todesstrafe auf Menschenraub setzte [1]). Doch scheint sich dies nur auf Stammesangehörige zu beziehen. Fremde durch Fang oder Kauf als Sklaven zu erwerben, war ganz gewöhnlich, und es stand dem Herrn völlig frei, diese zu verkaufen oder zu vertauschen, und sein Strafrecht über dieselben erstreckte sich bis zur Todesstrafe selber. Am Laubhüttenfest zu Jerusalem, auf dem Frühlingsmarkte bei der Terebinthe zu Hebron und bei anderen Festen, großen wie kleinen, waren Sklaven ein Hauptartikel. Namentlich zeichneten sich die Phönizier als eifrige Sklavenhändler aus. Palästina und Syrien lieferten das größte Kontingent, und die syrischen, durch Unterwürfigkeit und Anstelligkeit ausgezeichneten Sklaven nahm man am liebsten. Syrische Sklavinnen wurden weithin als Kammerzofen, Tänzerinnen und Sängerinnen verschickt [2]). Im Makkabäerkrieg bietet Nikanor neunzig Juden für einen Centner, d. h. für eine Mark pro Kopf „in den Städten am Meer“ aus; freilich ehe er sie gefangen hatte [3]). Der Prophet Amos droht Israel die Strafe Gottes an, weil sie die Gerechten um Geld und die Armen um ein Paar Schuhe verkaufen [4]). Nach Movers [5]) waren die Preise nach unserem Geld für fünfjährige Mädchen 8 Mark, für Knaben desselben Alters 12 bis 13 Mark, für Jünglinge 50 Mark, für Jungfrauen 25 Mark, für Männer 120 Mark, für Frauen 75 Mark pro Kopf. Daß die Sklaverei auch zu Jesus Zeiten bestand, beweist dessen Gleichniß im Evangelium Matthäi 18, 25, wo der Herr seinen Schuldner und sein Weib und seine Kinder verkaufen läßt, um sich aus dem Erlös bezahlt zu machen. Indessen sollte ein solcher Schuldner mehr als Diener als als Sklave behandelt werden und seine Freiheit im Halljahr oder Jubeljahr, also nach siebenmal sieben Sabbathjahren, wieder erlangen.

In Aegypten, Chaldäa, Arabien und im ganzen der alten Welt bekannten Osten bestand überall das Institut der Sklaverei, und der Handel mit Sklaven in diesen Ländern war ein sehr bedeutender. Sklavenmärkte gab es an verschiedenen Orten. Besiegte Feinde wurden in die Sklaverei abgeführt. Aus mehreren ägyptischen Monumenten ersehen wir, daß es dort 1600 v. Chr. Negersklaven gab. Die Sklaverei vererbte sich von Vater und Mutter auf die Kinder, und die Gewalt des Herrn über seine Sklaven war eine unumschränkte. Nur eigenes Interesse, kein Gesetz beschränkte seine Befugnisse; der Herr, der seine Sklaven tödtete, ging vollkommen straflos aus.

Die ganze soziale Ordnung des klassischen Alterthums, ja das so hoch gepriesene politische Freiheitsgefühl und der republikanische Sinn des Griechen und Römer forderten die Unfreiheit Anderer, die Sklaverei, als Unterlage und Folie.

Bei den alten Griechen finden wir die Sklaverei und den Sklavenhandel bereits zu Homer's Zeiten als althergebrachte Einrichtung. Man behielt die Kriegsgefangenen theils zur Dienstleistung in dem eigenen Hausstande, theils verkaufte man sie, wie dies Achilleus mit den Söhnen von Hekale that, die fortgeführt wurden „jenseits der verödeten Salzfluth, hin gen Samos und Imbros und zur unwirthlichen Lemnos“, oder man behielt sie, bis sie ausgelöst wurden, wie derselbe Achilleus die Mutter der Andromache, welche er zwar wegführte „mit anderer Beute des Krieges, doch befreit er sie wieder und nahm unendliche Lösung“. Eumäos, der „göttliche Sauhirt des Odysseus, war Sohn des Königs Ktesios von Syria, wurde von phönizischen Seeleuten geraubt und kam durch Kauf in die Hände des Laertes.

Man bedurfte im Heroenzeitalter einer großen Zahl von Sklaven, denn außer der häuslichen Bedienung lag ihnen auch die Verfertigung der meisten Geräthschaften ob, die im Hause gebraucht wurden. Ebenso hatten sie sämmtliche Kleidungsstücke, Wäsche, Decken, prächtige Gewänder, die den Fremden als Gastgeschenke überreicht wurden, zu verfertigen, und Sklavinnen, die in der Anfertigung kunstreicher, weiblicher Arbeiten erfahren waren, wurden hochgeschätzt [1]).

Das Loos der Sklaven scheint in jener heroischen Periode keineswegs ein hartes gewesen zu sein, standen diese doch nach Geburt und Bildung ihren Herren oft völlig gleich. Man vertraute ihnen wichtige Obliegenheiten an und schenkte ihnen nach verdienstlichen Leistungen „Haus und eigenes Gut und ein liebenswürdiges Eheweib“, wie dies der eben genannte Eumäos von Odysseus erwartete. Freie Jungfrauen theilten dieselbe Arbeit mit den Sklavinnen, die auch durch die Kleidung sich nicht von ihren Herrinnen unterschieden. Und wie wir die Sklavinnen der Nausikaa nach gemeinsam beendigter Arbeit an dem Mahle und an den Spielen mit der Fürstentochter theil nehmen sehen, so finden wir auch die Hausfrau oft in traulicher Unterhaltung sitzend im Kreise ihrer mit weiblichen Arbeiten beschäftigten Mägde. Besonders hochgeehrt wurden alte treue Diener und Dienerinnen; Penelope wird von ihrer alten Schaffnerin „mein Kind“ angeredet. Des Eumäos haben wir schon gedacht. Das drückende und demüthigende des Verhältnisses wurde bei den Hellenen, die in dieser Beziehung weit über anderen Völkern des Alterthums standen, meist entfernt. Allerdings gab es auch harte Herren, wie die Freier im Hause des Odysseus; wenn aber Homer das Loos der in die Sklaverei Geführten als ein bejammernswerthes schildert, so bezieht sich dies hauptsächlich auf den Fall höher gestellter Personen, namentlich durch den

[1]) Mose 21, Vers 16.
[2]) Andree, Geographie des Welthandels, 1877.
[3]) Makkabäer 8, 11.
[4]) Amos, 2, 6.
[5]) Movers, Das phönizische Alterthum.

[1]) Wernicke, Geschichte des Alterthums, S. 220.

Krieg verwittweter Frauen auf der niederen gesellschaftlichen Stufe. Doch weiß auch er, daß die Knechtschaft den Menschen moralisch zu Grunde richtet.

Schon je die Hälfte der Tugend entrückt Zeus' waltende Vorsicht
Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet.

In der historischen Zeit sehen wir bei den Griechen fünf Quellen der Sklaverei: Geburt, indem das Kind in den Stand seiner Eltern eintritt; Verkauf von Kindern durch freie Eltern; Kriegsgefangenschaft; Menschenraub und endlich Handel.

Die erste Quelle war keine ergiebige. Sklavinnen waren meist seltener als Sklaven, und eine Eheschließung zwischen Sklaven kam weniger aus ökonomischen Gründen zu stande als zur Belohnung für getreue Dienste, wie uns Xenophon [1]) belehrt, denn in der Regel stellte sich das Aufziehen eines Sklaven bedeutend theurer als der Kauf eines solchen.

Nicht viel ergiebiger war der Verkauf von Kindern durch deren Eltern. In Attika durften übrigens Kinder gar nicht verkauft werden, und in Theben war es nicht gestattet, dieselben auszusetzen, was sonst überall in Griechenland den Eltern freistand. Die Folge davon war, sagt Ingham [2]), daß diese Kinder oft in eine Knechtschaft geriethen, die schlimmer war als der Tod selber, wie man aus den Lustspielen von Plautus und Terentius sehen kann, denn es ist wohlbekannt, daß dieselben griechische, nicht römische Sitten darstellen. Freie Leute verkauften bisweilen sich selber aus Armuth und bis auf Solon hatte der athenische Gläubiger das Recht, den zahlungsunfähigen Schuldner in die Sklaverei zu verkaufen.

Durch Kriegsgefangenschaft wurden nicht nur Asiaten und Thraker zu Sklaven gemacht, auch Griechen vom Festlande sowohl als von den Inseln wurden in den vielen Kriegen, welche unablässig zwischen den einzelnen Staaten entbrannten, von ihren eigenen Stammesgenossen ihrer Freiheit beraubt. Spartaner erlitten dieses Schicksal nach der furchtbaren Niederlage durch die Tegeaten in Arkadien; Gelon verkaufte einen großen Theil der Einwohner von Megara Hybläa, nachdem er die Stadt unterworfen hatte, in Platää, Chios, Melos wurden die Männer, soweit sie sich nicht durch Flucht retten konnten, getödtet, Frauen und Kinder aber in die Sklaverei verkauft. Athenienser wurden auf Samos zu Sklaven gemacht, ebenso in Sicilien nach der mißglückten Expedition unter Nikias und Demosthenes; 7000 Athenienser wurden damals nach Syrakus geschleppt und fanden meist in den Steinbrüchen bei allzu harter Arbeit ihren Tod. In dem furchtbaren Bürgerkriege auf Korkyra schickte die jeweilig siegende Partei die Besiegten in die Knechtschaft, soweit dieselben nicht sofort ermordet wurden. Der spartanische Feldherr Kallikratidas sprach sich zwar sehr entschieden gegen den Verkauf von Griechen als Sklaven durch Griechen aus, blieb indeß selber seinem Grundsatze in den Kämpfen gegen Athen nicht immer getreu. Dagegen scheinen Pelopidas und Epaminondas niemals einen Griechen in die Sklaverei geschickt zu haben, während Philipp von Macedonien noch vor Einnahme von Olynthos sämmtliche Gefangenen verkaufte und Alexander die Einwohner von Theben, 30000 an der Zahl, zu Sklaven machte; nur die Nachkommen des Dichters Pindar, die Priester und die Gastfreunde der Macedonier blieben verschont.

Seeräuber trieben in dem so zahlreiche Schlupfwinkel bietenden Griechischen Meere ihr Unwesen unausgesetzt, und sie waren es, welche fortwährend die Strandbewohner wegschleppten, entweder um sie auf den Sklavenmärkten zu verkaufen oder auch um ein Lösegeld zu erpressen. Nach athenischem Gesetz wurde, wer einen so Gefangenen auslöste, dessen Eigenthümer, bis das Lösegeld in Münze oder Arbeit erlegt war. Die „Andrapodistä" führten Kinder selbst aus den Städten fort, um dieselben als Sklaven aufzubringen.

Schon sehr früh hatte sich bei den Griechen ein völlig geregelter Sklavenhandel herausgebildet, der hauptsächlich durch Zufuhren aus Syrien, Pontus, Lydien, Galatien und vor allem aus Thracien genährt wurde. Aegypten und Aethiopien lieferten Neger, welche als Luxussklaven sehr beliebt waren; auch aus Italien kamen einige Sklaven. Die Asiaten waren sehr begehrt, weil sie sich am fügsamsten zeigten und an luxuriöse Haushaltung gewöhnt waren. Aber am höchsten schätzte man Griechen, die man für fremde Herren suchte. Das eigentliche Griechenland und Ionien lieferte den Fürsten des Orients Beischläferinnen, Spielerinnen und Tänzerinnen. Die Hauptsklavenmärkte waren Cypern, Samos, Ephesus, Delos und vor allem Chios; auch in Athen war ein wichtiger Markt, Kyklos genannt, weil die zu verkaufenden Sklaven im Kreise die Käufer umstanden, und der Staat zog ein nicht unbedeutendes Einkommen aus der zu zahlenden Verkaufssteuer. Die auf Sklavenmärkten Gekauften wurden als Hausdiener verwandt, während die Kriegsgefangenen die schwere und grobe Arbeit zu verrichten hatten. Wenigstens war es anfänglich so.

Der peloponnesische Krieg bewirkte in der Lebensweise der Athenienser eine völlige Aenderung. Die Landeigenthümer lebten fortan in Athen und überließen die Bearbeitung und Verwaltung ihrer Güter ausschließlich Sklaven. Es gab Sklaveneigenthümer, welche ihre Sklaven als Handwerker, Wechsler u. s. w. selbst beschäftigten oder dieselben vermietheten, um in Bergwerken oder Fabriken zu arbeiten — auch zur Bedienung in Privathäusern als Köche, Flötenspieler oder für weniger sittliche Zwecke. Auch der Staat besaß Sklaven. Athen hatte 1200 skythische Bogenschützen als eine Art Polizeitruppe; Sklaven wurden auf der Flotte und im Heere verwandt, in der Regel als Nichtkombattanten, nur ausnahmsweise wurden sie in die Reihen der Krieger zugelassen. Auch die Tempel besaßen Sklaven und Sklavinnen, meist Geschenke, darunter die Hierodulen von Korinth und Eryx in Sicilien, ebenso wurden obrigkeitlichen Personen für ihren Dienst Sklaven zugewiesen.

Die Behandlung der Sklaven war bei den Griechen humaner als bei den Aegyptern und Juden. Demosthenes spricht wiederholt von der guten Behandlung, welche den Sklaven in Athen zu theil wurde, Plautus hält es für nöthig, den römischen Zuschauern bei seinen Schauspielen zu erklären, daß die von ihm den Sklaven eingeräumte, römischen Sitten so fremde Freiheit in Athen der gewöhnliche Zustand war. Doch sehen wir bei Aristophanes und Plautus, daß körperliche Züchtigung nichts ungewöhnliches war selbst bei Haussklaven, während die in Werkstätten beschäftigten ein härteres Loos hatten, und auf den Landgütern die Sklaven nicht selten zusammengekettet wurden. Doch war der Herr, wenn er den Sklaven grausam behandelte, gezwungen, denselben zu verkaufen, ja er verlor selbst seine Rechte auf ihn. Den Herrn, welcher seinen Sklaven getödtet hatte, traf in Athen die Verbannung, die Tödtung eines fremden Sklaven dagegen wurde wie die eines freien Menschen bestraft.

Dagegen war es gesetzlich gestattet, Sklaven zu foltern, wenn deren Herren keinen Einspruch erhoben, und Aristophanes zählt in den „Fröschen" die verschiedenen Arten der Tortur auf; eine Entschädigung für eine dabei erlittene Verstümmelung oder ernstliche Verletzung erhielt nicht der Sklave, sondern vielmehr — wenn überhaupt — der Herr.

Daß die Sklaven Versuche machten, ihre Freiheit wieder zu gewinnen, ist natürlich. Man vermied es daher, solche

[1]) Xenophon, Oeconomicus 9, 5.
[2]) Encyclopädia Britannica, vol. XXII.

derselben Nationalität in größeren Mengen neben einander zu setzen, auch Fesseln legte man ihnen an, um eine Flucht zu verhüten, und brannte ihnen Zeichen ein, wenn ein solcher Versuch gemacht war. Auslieferungsverträge bestanden zwischen mehreren Staaten, auch eine Art Gegenseitigkeitsversicherung zwischen mehreren Sklaveneigenthümern. Wie geneigt die Sklaven waren, ihr Joch abzuschütteln, beweisen die Desertionen von Sklaven aus Athen, als die Spartaner Dekeleia besetzten. In den Bergwerken von Laurium brechen wiederholt Aufstände von Sklaven aus, ebenso auf Chios.

Was die Zahl der Sklaven in Griechenland anlangt, so haben wir darüber keine sicheren Angaben. Für Athen vermitteln der Census des Demetrius Phalereus 21000 Bürger, 10000 Fremde und 40000 Sklaven. Korinth soll damals 460000, Aegina 470000 Sklaven besessen haben. Andere halten diese Angaben, soweit sie die Sklaven angehen, für zu hoch gegriffen. Böckh freilich berechnet die Zahl der attischen Sklaven noch immer auf 365000, während Letronne nur 100000 bis 120000 zugeben will und Hume sogar 40000 als Maximum annimmt. Eine ins einzelne gehende Berechnung giebt Wallon[1]), indem er für ganz Attika die Haussklaven auf 40000, die beim Landbau beschäftigten auf 35000, für die Bergwerke auf 10000, für Fabrikation und Handel auf 90000 annimmt. Dazu kommen noch 6000 alte arbeitsunfähige Leute, 20000 Kinder unter zwölf Jahren, endlich die öffentlichen Sklaven, darunter die erwähnten 1200 skythischen Polizisten. Er erhält somit eine Sklavenbevölkerung von 188000 bis 203000 Seelen, der er 67000 freie Athenienser und 40000 Fremde gegenüberstellt. Die Sklaven wären danach noch immer dreimal so stark gewesen als die freien Athenienser. Auch die oben angegebenen Zahlen für Korinth und Aegina werden als zu hoch bezeichnet.

Diesen drei Städten standen hinsichtlich in Stärke ihrer Sklavenbevölkerung an nächsten Megara, Chios und Rhodos, in weiteren Abstande Milet, Phokäa, Tarentum, Sybaris und Kyrene.

Die Heloten von Sparta, die Klaroten von Kreta und die Penesten von Thessalien dürfen nicht als Sklaven bezeichnet werden, sie müssen vielmehr als Leibeigene gelten. Die Heloten waren nicht Eigenthum einzelner Bürger, sie gehörten dem Staate, welcher sie den Familienhäuptern zu Dienstleistungen zuwies, um diesen als Hausgesinde zu dienen, bei den öffentlichen Mahlzeiten aufzuwarten und die Ländereien zu bebauen. Sie hatten den Eigenthümern der letzteren eine bestimmte Quote des Ertrags abzuliefern, hatten ihre eigenen Wohnhäuser und Familien und konnten nicht aus Sparta hinaus, ja vielleicht überhaupt nicht verkauft werden. Zu Kriegszeiten zogen sie als Leichtbewaffnete mit ins Feld, in besonderen Fällen aber auch als Hopliten, wie Thukydides erzählt. Auch konnten sie als Belohnung für ausgezeichnete Dienste die Freiheit erlangen, ohne aber dadurch Vollbürger zu werden. Die freigelassenen Heloten heißen Neodomoden. Aber zum Bürgerrecht wurden sie nur ausnahmsweise zugelassen, wie das z. B. nach den bedeutenden Verlusten der Spartaner im zweiten Messenischen Kriege geschehen sein soll. Ihre Lage war im allgemeinen eine sehr gedrückte, wenn sie auch über den eigentlichen Sklaven standen. Aufstände, wie nach der Zerstörung Spartas durch ein Erdbeben 464 v. Chr., waren daher natürlich, und um so gefährlicher, da die Heloten bei weitem die Mehrzahl bildeten; nach Schätzungen standen 323000 Heloten nur 32000 Spartanern gegenüber. Daher die verzweifelten Maßregeln der letzteren gegen die ersteren, wie die Vertilgung von 2000 Heloten während des peloponnesischen Krieges, sowie das verrufene Institut der Kryptina, wonach die Ephoren bei ihrem Amtsantritt den Heloten jedesmal den Krieg erklärten, so daß ihre Tödtung erlaubt war.

Wie in Sparta die Heloten, so konnten auch die Sklaven in anderen griechischen Staaten ihre Freiheit erlangen, ohne aber damit in die vollen Rechte der Bürger einzutreten. Wenigstens wurde Sklaven nur für ganz außergewöhnliche Dienste das volle Bürgerrecht ertheilt, wie das mit denen geschah, welche sich in der Seeschlacht bei den arginusischen Inseln gegen die Spartaner oder bei Chäronea gegen Philipp von Macedonien ausgezeichnet hatten; sie wurden in die Klasse der sogenannten Platäer aufgenommen. Sonst trat der Freigelassene in eine Stellung zwischen den Freigeborenen, dessen Clisus er wurde, und den Sklaven. Verletzte der Freigelassene seine Pflichten gegen seinen Patronus, so konnte ihn dieser verklagen, und fiel die Entscheidung ungünstig aus, so wurde er wiederum zum Sklaven. Uebrigens scheint es zu keiner Zeit in Griechenland viele Freigelassene gegeben zu haben. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Richters, Die Sklaverei im griechischen Alterthum.

Quer durch Armenien.

(Mit fünf Abbildungen.)

Die alte Feste Diarbekr mit ihren dunklen Häusern und Mauern aus Basaltfels, und den Tigris, in dem sich ihre Thürme spiegeln, hinter uns lassend, gelangen wir durch eine eintönige und dünnbevölkerte Kalksteingegend nach der byzantinischen Ruinenstätte von Medja-Farkin und von da an den Wildstrom Batman-Su, den wir auf einer von den Persern erbauten einbogigen Brücke überschreiten (S. Abbildung 1). Auffällig sind in dieser Gegend zahlreiche erratische Blöcke und Moränenablagerungen, die auf eine ehemalige Vergletscherung von den armenischen Gebirgen her hindeuten.

Der inmitten reicher Quellen gelegene freundliche Ort Hasu ist beinahe ausschließlich von Armeniern bewohnt. Die Kurden haben daselbst nur ihre Winterhütten, im Sommer weiden dieselben ihre Heerden auf den umgebenden Plateaus. Räubereien und Gewaltthaten, die von den mohammedanischen Kurden an ihren christlichen Mitbürgern verübt werden, gehören auch heute noch keineswegs zu den Seltenheiten — trotz der türkischen Garnison, die Hasu in seinen Mauern einschließt.

Ueber die Fußhügel des Charsan-Gebirges, die aus Gebirgsschutt zusammengesetzt und von tief eingegrabenen Wildstrombetten durchschnitten sind, geht es von da weiter gegen Nordosten. Der thierische Hauptbewohner dieses Landstriches scheint das sogenannte Erd-Eichhörnchen zu sein, eine Ziefelmaus, deren Pfeifen allerwärts bei unserem Herannahen ertönt. Den Nahr-Jedichanson, einen Zufluß des Bitlis-Stromes, finden wir von Regengüssen stark geschwollen,

so daß wir Mühe haben, mit unseren Maulthieren und unserer Reiseausrüstung heil hindurch zu kommen. Mit Hilfe von einigen Kurden aus dem nahegelegenen Dorfe gelingt das Unternehmen aber doch. Jenseits des Stromes fällt uns auf einer Anhöhe ein über und über mit Kleiderfetzen behangener Dornbusch auf: es ist ein Heiligthum der mohammedanischen Bevölkerung, die an dem Busche diese Art Opfer darbringt, um dadurch Erlösung von allerlei Uebeln — von Unfruchtbarkeit der Frauen, von Krankheiten der Pferde, von Mißernten ꝛc. — zu erlangen. Hier und da



Brücke über den Batnan-su.

stoßen wir auch auf künstlich behauene Steinplatten, auf denen Dolche oder Lanzen eingegraben sind: sie bezeichnen die Gräber von Kurdenkriegern oder Kurdenräubern, die man hierselbst bestattet hat. Die lebende Kurdenbevölkerung verhält sich den Fremden gegenüber wenig gastfreundlich, um so weniger als sie immer geneigt ist, dieselben für türkische Beamte zu halten; im allgemeinen ist es aber ein stattlicher, schöner Menschenschlag, namentlich was die Frauen anbetrifft.



Wan-See und Nimrud-Berg.

Die Hauptnahrung derselben bildet der Kaimak — eine durch künstliche Verdampfung entstandene kondensirte Milch —, der Yaurt — einfache saure Milch — und der Burghul — ein gekochter Weizenmehlteig nach Art der italienischen Polenta.

Gegen Bitlis hin wird die Landschaft wilder und interessanter zugleich, und wir befinden uns bald in jenem Labyrinth von Schluchten, das man als das Defilé von Bitlis bezeichnet, und das durch die daselbst üblichen Kurdenüberfälle bis auf den heutigen Tag übel berüchtigt geblieben ist. Selbst unter der Bedeckung von Zaptiehs gilt der Durchzug durch den Engpaß für ein gefährliches Wagstück. Die Natur ist darin von einer düsteren Großartigkeit, und an mehreren



Armenierinnen.

Stellen fühlt man sich an die berühmte „Gorge de Trient“ in den savoyischen Alpen erinnert. Da der Pfad in traurigster Verfassung ist, müssen die Maulthiere ihrer Lasten entledigt und leer hindurchgeführt werden, während die Mannschaft der Karawane die Kisten und Ballen unter großen Mühsalen ihnen nachschleppt. Man begreift, daß einheimische Räuber unter solchen Umständen an diesem Orte leichtes Spiel haben.

Endlich wird der Weg besser, und entlang dem Bitlis, dessen hochgeschwollene Fluthen das Thal durchtosen, ziehen wir unbehelligt und ohne irgend welche Abenteuer zu bestehen weiter. Verschiedene Brückenreste, die aus der persischen Zeit herrühren, bezeugen, daß die Straße einst eine viel begangenere gewesen ist. Heute begegnen uns nur ab und zu ein paar Kurdenfamilien, die ihre Schafe und Ziegen auf die Bergweiden hinauftreiben, um erst im September wieder herunter zu steigen in das Thal. Das harmlose, friedliche Bild, das sie gewähren, steht sehr im Gegensatze zu den Schauergeschichten, die man uns von dieser Gegend erzählt hat. Die Ruinen eines einsamen Khans, bei dem wir unser Lager aufschlagen, weisen ebenfalls auf die bessere persische Aera zurück.



Im Serail von Diarbekr.

In der Nähe von Bitlis wird Basalt allmählich das herrschende Gestein, und aus demselben hervor brechen an verschiedenen Orten warme Mineralquellen, eine davon als ein förmlicher kleiner Geyser.

Bitlis liegt in einem von Süd nach Nord verlaufenden engen Thale, dort wo mit diesem letzteren mehrere Nebenthäler zusammenstrahlen. Etwa 60 m über der Stadt, deren Höhe über dem Meeresspiegel 1420 m beträgt, erhebt sich auf einem isolirten Basaltfelsen das feste Schloß, das einst ein Hauptbollwerk der Kurden bildete, und über die beiden wilden Ströme, die sich innerhalb der Stadt zum Bitlis-Su vereinigen, führen zahlreiche steinerne Brücken, die sämmtlich nur einen Bogen haben. Ungefähr 2000 kurdische und 1000 armenische Familien machen die Bevölkerung aus. Der Bazar macht einen verlassenen und ärmlichen Eindruck, und von irgend welchem schwungreichen Verkehre kann in demselben keine Rede sein.

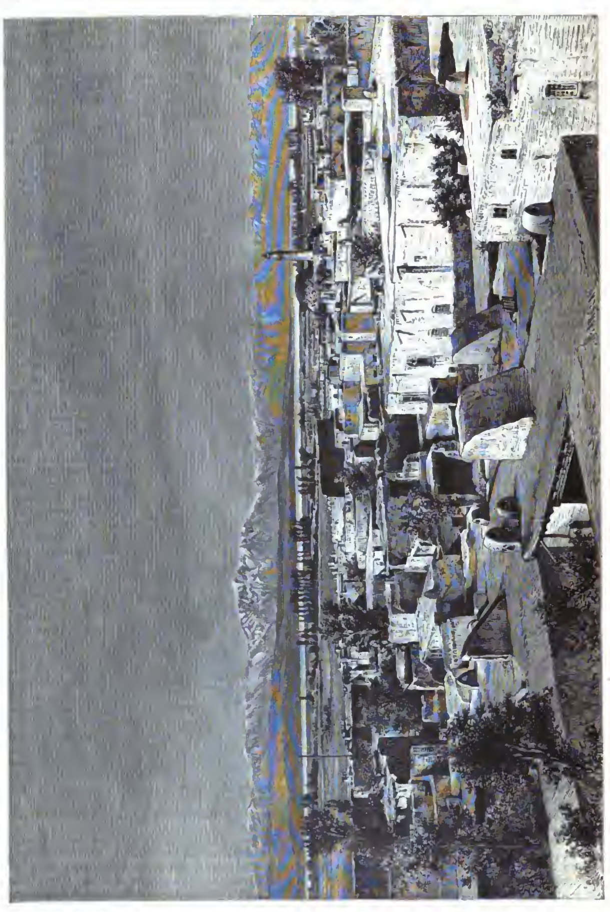
Von Bitlis geht es wieder steil bergauf, und bald befinden wir uns auf dem Plateau, das das Thal von Bitlis von dem Wan-See scheidet. Es ist belebt von zahlreichen Schafheerden, die von kurdischen Hirten mit Hilfe von riesigen gelbhaarigen Hunden gehütet werden. Sonst gewahren wir nur noch große Schaaren von Vögeln, besonders von Holztauben, Staaren und Goldammern. Einige Khans am Wege, die für die Unterkunft der Reisenden sorgen sollen, finden wir verlassen. Im Norden ragen die Höhen des Nimrud-Dagh empor, am Fuße dunklen Eichenwald, auf dem Gipfel aber strahlenden Schnee tragend.

Endlich senkt sich der Pfad wieder, und bei dem armenischen Flecken Tadwan oder Tatiwan, dessen armselige Hütten von hübschen Fruchtgärten umgeben sind, erreichen wir die Ufer des Wan-Sees, die an dieser Stelle einen prächtigen Anblick gewähren (S. Abbild. 4). Allenthalben verräth sich der vulkanische Ursprung des Sees, und auch der Sand des Strandes ist zum Theil aus Obsidian- und Bernsteinfragmenten zusammengesetzt. Als einzige Spur des Verkehrs, der über den See hinweg getrieben wird, erscheint uns ein einsames Segelboot, das zum Holztransport benutzt wird, und mit dem man das ansehnliche Binnenmeer je nach dem Winde in 3 bis 12 Tagen durchmessen kann.

Uns an das südliche Ufer des Sees haltend, kommen wir nach dem Dorfe Almadine, dessen armenische Bewohner in primitiver Weise Garten- und Ackerbau treiben. Drei Paar Ochsen bedürfen sie in der Regel vor dem Pfluge, um in den Feldern ihre Furchen zu ziehen. Die Frauen tragen den üblichen armenischen Kopfschmuck als ihr Haupterkennungszeichen (S. Abbild. 3).

In Akawank oder Sawetschchan statten wir dem armenischen Erzbischof einen Besuch ab. Derselbe bedauert, uns in seinem bescheidenen Hause keine Unterkunft gewähren zu können; er ermöglicht uns aber die Inaugenscheinnahme des berühmten Klosters Aktamar, das auf einer Insel liegt; einst soll die letztere in fester Verbindung mit dem Seeufer gestanden haben, heute ist sie aber durch das Umsichgreifen des Sees 4 km davon entfernt.

Der See liegt 1625 m über dem Meere, und seine ungemessenen Tiefen sind sicherlich sehr bedeutend. Seine Ausdehnung beträgt 3690 qkm, dieselbe ist aber durch ähnliche Vorgänge wie bei Akawank im steten Wachsen begriffen. Ganze Uferstrecken tauchen hinab unter seinen Spiegel, und auch andere



Wan und das Jupakiar-Gebirge.

Halbinseln verwandeln sich im Laufe der Zeit in Inseln [1]). Das Wasser ist in einem hohen Grade salzig, und aus diesem Grunde beherbergt es im allgemeinen keine Lebewesen in sich. Nur vor den Mündungen seiner wasserreicheren Zuflüsse, wo die Salzlösung hinreichend verdünnt ist, tummeln Schaaren der sogenannten Wanse-Sardine (Squalius maxillaris), die von den Seeanwohnern in den Monaten März und April eifrig gefangen wird. Vor den Flußmündungen ist infolgedessen auch die Vogelwelt am stärksten vertreten.

Fahrzeuge von schwerfälliger Bauart, mit denen der See befahren wird, gewahrt man entlang dem ganzen Ufer nur höchst selten. Die amerikanische Mission unterhält für ihre Zwecke eine Dampf-Yacht darauf.

Auf der Ostseite des Sees treten neben den vulkanischen Felsarten wieder in ausgedehntem Maßstabe Kalksteine auf. In ihrem Gebiete liegt namentlich das malerische Dorf Norkiegh mit seinen schönen Schloßruinen.

Die Ebene von Wan, in die wir hiernach hinabsteigen, macht den Eindruck, als ob sich der See in dieser Richtung in einer früheren Periode viel weiter landwärts erstreckt hätte. Sie ist beinahe überall sumpfig und von einer großen Zahl von Wasserläufen durchschnitten. Große Flüge von Casarca-Enten treiben darauf ihr Wesen und bieten uns eine willkommene Jagdbeute.

Endlich halten wir unseren Einzug in die Stadt Wan. Dieselbe ist von einer krenelirten Mauer umgeben, durch die drei Thore hindurchführen, und im Süden erhebt sich auf einem hohen, isolirten Felsen die weithin sichtbare, halb verfallene Citadelle. Mitten durch die Stadt fließt ein kleiner Bach dem See zu. Die Häuser sind trotz des Ueberflusses an anderen Bausteinen meist aus Lehmziegeln erbaut — wohl ein Nachklang der alten assyrischen Kultur —, und die Straßen sind eng, krumm und schmutzig. Die hervorragendsten Gebäude sind der Konak des türkischen Generalstatthalters, das Militärhospital, der Erzbischofspalast sowie mehrere Kirchen und Moscheen. Den bei weitem freundlichsten Stadttheil bildet Aykestan — die „Gärten von Wan", deren Frucht- und Schattenbäume durch ein Labyrinth von Wassergräben reichlich bewässert sind. Auch eines öffentlichen Parkes — des sogenannten „Khorkor" — darf sich Wan rühmen. Die Bazare sind klein und ohne Bedeutung.

Die Zahl der Bewohner mag 32000 betragen, wovon etwa 75 Prozent dem armenischen Christenthume und 25 Prozent dem Islam anhängen. Unter den Industriezweigen, welche bei denselben im Betriebe sind, verdient nur die Stickerei, die Ziegenhaarweberei und das Juweliergewerbe besondere Erwähnung.

Am Seeufer gewinnt man durch Verdunstung des Wassers an der Sonne Soda. Der daselbst belegene und von der Stadt etwa 1 km entfernte Hafen heißt Avantz, ist wenig über einen Meter tief und nur durch einen einfachen Wellenbrecher geschützt. Was die Geschichte der Stadt angeht, so ist es zweifellos, daß dieselbe in das graueste Alterthum zurückreicht. Die Armenier nennen Wan die „Stadt der Semiramis" (Schamiramakert), und ihre Sage schreibt namentlich die erste Festungsanlage auf dem erwähnten steilen Felsen sowie die ersten schönen Gartenanlagen dieser berühmten assyrischen Herrscherin zu. Sicher ist es, daß die Archäologen Schulz, Texier, Deyrolle u. a. assyrische Inschriften von höchstem Alter daselbst gefunden haben. In den Nummulitenkalkfelsen sind auch zahlreiche Grabkammern eingegraben, dieselben enthalten aber leider keinerlei Sarkophage mehr.

Das Vilayet, dessen Hauptstadt Wan ist, zählt nach Mark S. Bell insgesammt 340000 Einwohner, wovon 137000 armenische Christen, 73000 Nestorianer und 130000 Mohammedaner sind. (Schluß folgt.)

[1]) Es handelt sich hierbei offenbar um ein periodisches Steigen und Fallen des Wasserstandes. Vergl. Dr. R. Sieger, Die Schwankungen der hocharmenischen Seen seit 1800 (Wien 1888), S. 1 ff.

Die letzte Reise des Generals von Prshewalski.

Von Professor Dr. F. Marthe.

IV.

In lebhaften Farben schildert Prshewalski die Schwierigkeiten des Weitermarsches von dem oben genannten Polu. Derselbe vollzog sich in dem obersten Bereich der Vorgebirgszone, in einer Höhe von 3000 bis 3300, ja 3600 m, immer dicht am Fuße des Hauptgebirgskammes, der wie eine unersteigliche Mauer zur Seite des Weges emporstieg. Die Schwierigkeiten lagen theils in dem Terrain, in dem ewigen Wechsel von Hoch und Tief beim Durchschneiden der zahlreichen Querthäler und Bergwälle, theils in dem Wetter, das in unausgesetzten Regengüssen bestand, infolge deren die durchnäßten Lasten der Saumthiere schwerer, die steilen Abhänge der Schluchten schlüpfrig, die wilden Bergwässer noch wilder, der landesübliche Brennstoff, der Mist (Argal), unbrauchbar wurden. So kam es, daß in 28 Tagen nur 140 km zurückgelegt werden konnten. Was die so außergewöhnliche Erscheinung der Regen anlangt, so begannen dieselben in den letzten Tagen des Juni (n. St.) und wurden immer stärker im Juli; so waren denn auch die 25 Tage vom 11. Juli bis 5. August (n. St.) allesammt Regentage. Zur Mehrung der Niederschläge trug offenbar der Umstand bei, daß in der dünnen Luft des Hochgebirges die Feuchtigkeit, zumal wenn die Sonne auf kurze Zeit hindurchblickte, sehr rasch verdunstete, und daß diese Dünste an den benachbarten Schneebergen sich abkühlen und in neuen Regen verwandeln konnten. Daher geschah es auch, daß selbst bei nördlicher, aus der heißen Wüste kommender Windrichtung Regen fiel; ihn nährten die im Vorgebirgsgürtel bis zu 1800 m Höhe noch vorkommenden und alsbald wieder verdampfenden Niederschläge. In den Höhen über 3600 m gab es selbstverständlich nur Schnee statt des Regens. Windstille war in den Regentagen vorherrschend. Gewitter kamen nicht vor, während es in der Regenperiode des Sommers 1884 weiter im Osten nicht daran gefehlt hatte. Scharfer Hagel fiel mit Regen gemischt zweimal.

Die Temperatur wurde durch die andauernde Trübung des Himmels stark herabgedrückt, so daß das Thermometer mehrmals um 1 Uhr mittags nur 7,2° und niemals mehr als 16,7° zeigte. Dafür gab es unter der Wolkenhülle in 3350 m Seehöhe noch keine Nachtfröste. Diese Sommerregen sind nach Aussage der Eingeborenen eine jährlich wiederkehrende Erscheinung und halten bis Ende August (n. St.) an — zuweilen noch darüber hinaus; man kann sie offenbar nur von jenem Südwestmonsun Indiens herleiten, der nach den früheren Beobachtungen Prshewalski's sogar noch am obern Hoangho und am Kukunor sich verspüren läßt, dessen Reich sich hiernach von den Pamirhöhen etwa bis zum Meridian der Stadt Lan-tschan am Gelben Flusse erstreckt, und dessen Nordgrenze im allgemeinen auf dem 37. Grade nördl. Br. verläuft, bei Chotan und Kerija auf den 36. Grad herabsinkt und am südöstlichen Ende fast bis zum 40. Grade aufsteigt. (So hat es nach den sämmtlichen Reisebeobachtungen Prshewalski's der russische Geograph Wenjukof dargestellt in den „Comptes rendus des séances de l'Académie des Sciences de Paris", 1885, 28. Dezember.)

In der 1350 m über der See gelegenen Oase Tschira, die nach mehrtägigem Absteigen aus dem Gebirge am 2./14. August erreicht wurde, und die etwa 1000 bewohnte Hütten zählt, giebt es außer den Matschin, der Hauptbevölkerung, noch sogenannte Kul, d. h. Sklaven. Die Vorfahren derselben sollen einst als Kriegsgefangene aus Baltu (d. h. Baltistan) herübergebracht sein, haben dann bei Einführung des Islam die Freiheit erhalten und sich mit den Matschin verschmolzen, ohne jedoch den alten Namen einzubüßen. Die Oase Tschira ist berühmt durch ihre Obstgärten, in denen u. a. auch die Sophora japonica gedeiht. Selbstverständlich ist das Obst billig; man erkaufte z. B. für $^1/_{10}$ Rubel (25 bis 30 Pfennig) 220 vorzügliche Pfirsiche und erhielt für dasselbe Geld nahezu 8 kg Weintrauben!

Von Tschira ab über Chotan bis zum Tarim fallen die Reisen Prshewalski's und des ihm stets auf dem Fuße nachfolgenden englischen Reisenden Carey zusammen, so daß man die Angaben des Einen durch die des Anderen zu kontroliren vermag, doch sind natürlich die Mittheilungen des russischen Forschers viel ergiebiger als die in den Rahmen eines Vortrages zusammengedrängten des englischen. So empfangen wir von dem ersteren ein weit großartigeres Bild dessen, was wir uns unter dem Namen Chotan-Oase vorzustellen haben. Es ist dies eine Landschaft von etwa 750 qkm Flächeninhalt und 330 000 Seelen Bevölkerung. Das ganze kleine Reich zerfällt in vier Kreise oder Bezirke, liegt in dem Niveau von 1350 bis 1300 m und erstreckt sich, von der rechten Seite des Jurun-Kasch, des östlichen Quellflusses, beginnend, bis über die linke Seite des Kara-Kasch hinaus, der den westlichen Quellarm des Chotanflusses bildet. Die vier Bezirke heißen von Ost nach West: Ssampulá, Jurun-Kasch (beide auf der rechten Seite des Jurun-Kasch), Chotan oder Iltschi (auf der linken Seite) und Kara-Kasch (auf der linken Seite des gleichnamigen Flusses). Der Bezirk Ssampulá, der eigenthümlicherweise noch dem Verwaltungsbereich von Kerija zugetheilt ist, besteht aus 15 Gemeinden, unter denen eine, des Namens Changui, hervorgehoben zu werden verdient. Ein nicht geringer Theil ihrer männlichen Bevölkerung hatte helleres Haar (auch eine Blondine unter der weiblichen wurde zufällig wahrgenommen), und es ging die Sage, daß diese Gemeinde, aus 130 Höfen bestehend, von den Nachkommen des Helden Rustem-Dagestan herstamme. Die Sage, welche durchaus an die von Hildebrand und Hadubrand erinnert, lautete: Rustem-Dagestan hatte einen Sohn, der noch ein Kind war, als er ihn und die Mutter im heutigen Ostturkistan verließ, um sich auf einen fernen Kriegszug zu begeben. Jahre vergingen, und der Knabe wuchs zum Jünglinge heran, der sich und die Mutter mit der Anpflanzung von Melonen erhielt. Als Rustem-Dagestan nach langer Abwesenheit heimkehrte, konnte er die Seinigen nicht wiederfinden, bis ihm endlich der Zufall zu Hilfe kam. Eines Tages traf er bei seinen Nachforschungen einen ihm unbekannten Jüngling an, mit dem er sich in einen Kampf einließ; er besiegte ihn und wollte ihn schon tödten, als er von dem Besiegten die flehentliche Bitte vernahm: „Schone den Sohn des Rustem-Dagestan!" Da erkannte der Vater hocherfreut seinen Sohn, und von diesem entstammte später eine zahlreiche Nachkommenschaft, die sich an dem Orte des so glücklichen Zusammentreffens niederließ. Dieser Ort, der anfangs Magan hieß, wurde später Changui genannt.

Der Monat August a. St. (13. August bis 12. September n. St.), der in dem Oasenbereiche von Tschira und Chotan in einer gleichmäßigen Höhe von etwa 1350 m über dem Seespiegel zugebracht wurde, zeichnete sich noch durch große, beständige Hitze aus, welche im Schatten um 1 Uhr mittags bis auf 35,3° C. stieg, während der Sandboden in der Oase Tschira bis auf 68,5° erwärmt war! Ueber dieses Maß ging nur eine, am 8. August n. St. 1871 um 2 Uhr nachmittags im Ordoslande gemachte Beobachtung hinaus, bei welcher eine kahle, etwas gegen die Sonne geneigte Lehmfläche sich auf 70° C. erhitzt zeigte. Die mittlere Temperatur des August a. St. war dann auch noch hoch — 24,1° C. —, und selbst die Nächte waren noch heiß und schwül, zumal bei dem meist bewölkten Himmel, der es jedoch nur dreimal zu leichten Regenschauern kommen ließ. Gewitter gab es nicht, auch keine Stürme; nur zweimal erhob sich der Wind zu mittlerer Stärke, der ungewöhnliche Staubwolken aufwirbelte. Indessen auch bei mäßigem Winde war die Luft voll von Staub, der sich eigentlich niemals niederschlug, so daß weder das fernere Kerija-Gebirge, noch die näher gelegene Telelik-Kette jemals von den Oasen aus erblickt wurden. Die Winde kamen fast ganz ausschließlich aus West, vorherrschend jedoch waren die Windstillen; der letzteren gab es unter 93 Beobachtungen (dreimal täglich) 65, Wind aus West 21, N. W. 3, S. W. 2, S. 1, O. 1 mal. Nur am Ende des bezeichneten Monats trat eine geringe Temperaturerniedrigung ein, bis auf + 23,8° bei Tage und 18,3° bei Nacht. Spuren des Herbstes waren jedoch noch gar nicht zu bemerken, das Laub der Bäume auch noch völlig grün und in keiner Weise entfärbt. Weintrauben, Melonen und Arbusen (Wassermelonen) waren reif, die Pfirsiche schon abgeerntet, Orangen, Aepfel und Birnen standen der Reife ganz nahe, Mais und Baumwolle nicht mehr so fern, der Reis dagegen war noch grün. Gerste und Weizen waren längst eingebracht, und an Stelle der ersteren nochmals Mais ausgesäet worden, während die Weizenfelder mit Hirse oder Rettig bepflanzt worden waren.

Als man am 10. September n. St. den Jurun-Kasch, den östlichen Quellfluß des Chotan-Darja, passirte, war das Hochwasser desselben, das in der zweiten Hälfte des Mai n. St. zu beginnen und mit Ende August oder Anfang September (n. St.) zu endigen pflegt, schon vorüber. Das ungefähr 1 km breite Flußbett war größtentheils mit Geröll und Kieseln angefüllt, der Fluß selber nur einige 30 m breit und reichlich $^1/_2$ m tief, während er beim sommerlichen Hochwasser über 1 m Tiefe erlangt. Im Winter soll er, wie man erfuhr, stellenweise bis auf den Grund zufrieren. Man betrat nun das Gebiet des eigentlichen Chotan oder Iltschi mit der ebenso benannten, seit alter Zeit her bekannten und doch aller Baudenkmäler ermangelnden Hauptstadt. Die Hauptbevölkerung bilden auch hier die Matschin, neben ihnen giebt es in geringer Menge Ardbül und außerdem gewisse Fremdlinge, wie Afganen, Hindu, Andischaner (von

denen etwa 30 den russischen Landsmann sehr erfreut begrüßten) — alle ohne Ausnahme Mohammedaner, wenn auch ihr Glaubenseifer nicht sehr stark sein soll. Unglaublich billig ist in der übervölkerten Oase die menschliche Arbeit. So beträgt der Jahreslohn für einen Arbeiter neben voller Verpflegung nicht mehr als 32 Tenge (tónge = 3 Rubel 20 Kop.; d. h. etwa 7 Mark oder höchstens 10¼ Mark unseres Geldes). Verkauf in die Sklaverei ist gar nicht selten; die Kinder armer Leute werden von den Reicheren, auch von fremden Händlern und von Chinesen aufgekauft, Knaben im Alter von 5 bis 12 Jahren zum Preise von 50 bis 200 Tenge (5 bis 20 Rubel), Mädchen gleichen Alters, wenn sie nicht besonders hübsch sind, um drei- und vierfach geringere Summen! Um so theurer ist der zum Ackerbau taugliche Grund und Boden. Es hieß, daß eine Fläche, auf der 1 Tscharyk (= 7,5 kg) Weizen ausgesäet werden könne, mit ungefähr 230 Tenge bezahlt werde, wonach sich 1 Hektar auf etwa 2700 Tenge = 270 Rubel = 570 bis 870 Mark stellen würde. Die Preise der Lebensmittel waren zur Zeit folgende: je 7,5 kg (1 Tscharyk) Mais kosteten 4 Tenge (0,80 bis 1,30 Mk.), Reis 9 T., Weizen — 4½ T., Gerste — 3½ T., Weizenmehl (ungesiebt) — 5½ T., Maismehl (ungesiebt) — 4½ T., je 1 Gin (0,60 kg) Hammelfleisch — 1 T., Hammelfett — 1½ T., ein Huhn — 1 bis 2 T., 100 Eier — 6½ T., eine Ente — 2 bis 3 T., ein Hammel — 15 bis 30 T., eine Ziege — 10 bis 25 T., eine Kuh — 80 bis 100 T., ein Arbeitsochse — 150 bis 200 T., ein Pferd — 150 bis 1000 T., ein Esel — 150 bis 200 T. Alle Lebensbedürfnisse sind, weil der Ernteertrag zur Ernährung der Gesammtbevölkerung nicht ausreicht und durch Einfuhr ergänzt werden muß, theurer als in den nächstbenachbarten Oasen, z. B. Tschira, ja in Chotan schon theurer als in Ssampula. Baumwolle wird in Chotan wenig gebaut, weil sie infolge der Eigenschaften des zur Berieselung dienenden Wassers kein gutes Produkt liefert, desto mehr blüht die Seidenindustrie und die Wollweberei; ferner werden in Chotan auch Kupfergeräthe und Musikinstrumente hergestellt, alles jedoch in Hausarbeit, nur in der Seidenindustrie giebt es einige größere Unternehmer, welche 20 bis 30 Arbeiter fabrikmäßig beschäftigen.

In Chotan, wie überhaupt in Ostturkistan, geht aller Handel hauptsächlich nach Rußland, weniger nach Indien über Ladak und am wenigsten nach dem eigentlichen China. Nach außen gehen als wichtigste Produkte des Matschin-Landes: Gold, Nephrit, Seide, Schaffelle und Teppiche — das Gold vorzugsweise nach Indien, wohin auch Seide, Ziegenhaar (von der sogenannten Kaschmirziege), Schaffelle und Teppiche gebracht werden; Nephrit neben einigem von Beamten und Händlern veruntreuten Golde fast ausschließlich nach China, endlich nach Rußland rohe und verarbeitete Seide, Teppiche, Filzdecken und Schaffelle. Die Einfuhr nach Chotan und dem östlichen Turkistan überhaupt besteht hauptsächlich aus russischen Manufakten der Textilindustrie, besonders Baumwollenstoffen, demnächst Zucker und Zündhölzchen, in geringerem Betrage sind es Tuche und Wollenstoffe, Galanteriewaaren, Eisenwaaren, Farben und Stearinlichte. Aus Indien kommen Thee (dessen Einfuhr indessen jetzt verboten zu sein scheint), Farben, Arzneien, Zucker, endlich auch Manufakte, unter denen aber nur indisches Nesseltuch, Brokat und gewisse Baumwollenstoffe von einiger Bedeutung sind. Aus China werden Thee, Porzellan, gewisse Holzgeräthe und Kleiderstoffe, besonders solche, die wieder für Chinesen bestimmt sind, eingeführt. Die russischen Waaren kommen meist über Kaschgar, einige auch über Aksu, die indischen über Ladak und Jarkend. Der Handel selbst geht auf Kredit oder durch Waarentausch vor sich, und die Haupthändler sind Ssarten aus Russisch-Turkistan — die sogenannten Andischaner, deren in Chotan 100 bis 200 sich aufhalten sollen. Ihnen hat die Errichtung des russischen Konsulats zu Kaschgar, die im Jahre 1882 erfolgte, einen äußerst wichtigen Rückhalt verschafft. Zur weiteren Sicherheit dieser Ssarten ist neuerdings in fünf Hauptplätzen (Kaschgar, Jangi-Hissar, Utsch-Turfan, Aksu und Chotan) die Einrichtung getroffen worden, daß sie aus ihrer Mitte „Aelteste der Kaufmannschaft“ erwählen, die nun mit dem Konsul zu Kaschgar in offizieller Verbindung stehen.

Nachdem Prshewalski mit dem chinesischen Oberbeamten von Chotan noch einen Strauß bestanden hatte, den er durch kühnes Auftreten [1]) bis zur demüthigen Abbitte desselben zu führen verstand, brach er am 17. September n. St. zum Weitermarsch auf, der jedoch am ersten Tage nur 10 km weit ging — bis an den Nordrand der Oase, wo sich bei günstigem Wetter Gelegenheit bot, eine astronomische Längenbestimmung auszuführen, wie sie bei dem Staubwetter seit dem Lob-See nicht wieder möglich gewesen war. Der von Chotan 9⅓ Werst fast genau nördlich gelegene Punkt wurde bestimmt zu 37° 12,2′ nördl. Br. und 79° 56,4′ östl. Länge von Greenwich. Vier Werst nördlich von diesem Punkte war es mit dem Oasenlande völlig zu Ende, begannen sich rechts und links die Flugsandhügel zu zeigen, die von hier aus ununterbrochen bis zum Tarim sich fortsetzen. Auf dem Wege am Jurun-Kasch entlang begegnete man öfter kleinen Partien von Lasteseln, welche mit Holz, Rohr und den weichen Blatttheilen einer Rohrkolbenart (Typha sp.) beladen waren und ihre Fracht 70 Werst weit zum Verkauf nach Chotan zu befördern hatten. Der letztgenannte Artikel wird zu Stuckaturzwecken verwendet, wobei je 1 Gewichtstheil der Typha mit 20 Gewichtstheilen Kalk vermischt werden soll. Der Jurun-Kasch zeigte sich nach Ablauf der sommerlichen Hochfluth unterhalb des großen Oasenbereiches nur noch unbedeutend, höchstens 20 bis 30 m breit und 15 bis 20 cm tief; nicht selten soll er im Herbst und Frühjahr sogar ganz eintrocknen und im Winter bis auf den Boden zufrieren, aber das Wasser, das im Sommer trübe erscheint, war jetzt klar. Das Thal des Flusses mitten in der Flugsandwüste war 2 bis 3 km breit und bald nach dem Austritt aus der Oase mit niedrigem Gebüsch bestanden, das sodann tiefer abwärts höher und dichter wurde; es bestand aus Tamarix, Halimodendron, Apocynum u. a., auch Tugrakbäume traten auf und bildeten unterhalb der Oase Tawek-Kel förmliche Waldstreifen, während sie oberhalb von den Bewohnern der Chotan-Oase abgeholzt waren.

Tawek-Kel nannte sich die letzte, etwa 80 km unterhalb der Chotan'schen gelegene Oase, die sich reichlich 10 km weit dem Jurun-Kasch entlang ausdehnte und von etwa 500 Familien, darunter $^{1}/_{10}$ vom mongolischen Stamme der Dulanen, sonst Matschin, bewohnt war. Diese Ansiedlung ist erst im Jahre 1839 gegründet worden und zählte damals 1000 bis 1200 Familien, indessen nicht nur die politischen Wirren der 60er Jahre, sondern namentlich auch der Wassermangel trieb die meisten trotz der Fruchtbarkeit

[1]) Es war eine bewaffnete Demonstration, die gemacht wurde. Zehn Kosaken der Bedeckungsmannschaft, mit ihren Gewehren und jeder mit zehn Patronen ausgerüstet, durchwandelten unter Führung der beiden Lieutenants, welche Prshewalski bei sich hatte, zuerst die Straßen der mohammedanischen Stadt und schritten sodann durch das offene Thor in die befestigte Chinesenstadt hinein, machten hier Rast, erquickten sich an einem Imbiß von Wassermelonen, die sie gekauft hatten, und zogen dann singend heimwärts! Keiner der vorher sehr übermüthigen und zuchtlosen chinesischen Soldaten wagte es, den Russen auch nur ein böses Wort nachzurufen.

des Bodens wieder hinweg. Als die russische Reisegesellschaft in den letzten Tagen des September hier anlangte, gab es zwar noch täglich eine Hitze von 28,2° im Schatten, aber die Nächte waren schon ziemlich kühl, und auch in dem sich gelb färbenden Laube mancher Bäume verrieth sich das Nahen des Herbstes. Grün war das Laub noch an den der Früchte beraubten Obstbäumen, die Trauben hingen zum Theil noch an den Rebstöcken, der Mais stand fast überall noch auf dem Felde, die Baumwolle wollte eben reifen. Erstaunlich billig waren wieder Obst und Weintrauben, 7½ kg der letzteren kosteten nur 1 Tenga (20 bis 30 Pf.), und für dasselbe Geld erhielt man 20 Dutzend große Pfirsiche!

Nach einigen Tagemärschen war die Stelle erreicht, an der sich der Jurun-Kasch mit dem Kara-Kasch zum Chotan-Darja vereinigt, der noch 275 km in fast meridionaler Richtung bis zum Tarim zurückzulegen hat, aber nur mit der sommerlichen Hochfluth sein Ziel wirklich erreicht, sonst größtentheils wasserleer daliegt. So sah man denn auch in jenem Jahre das offene Wasser etwa 25 km unterhalb der gleich zu erwähnenden Gebirgsecke des Masar-Tag endigen. Indessen zeichnete sich das 10 bis 20 m breite, trockene Rinnsal des Flusses in dem bis 2 km breiten Sandbette desselben immer noch mit 30 bis 60 cm Tiefe deutlich ab, bis es sich endlich an einer, Bedelik-utal genannten Stelle gänzlich verlor, woraus sich ergiebt, daß sich der Fluß in jedem Sommer auf der letzten Strecke seinen Weg bis zum Tarim von neuem bahnen muß. Die auffällige Verbreiterung des Flußbettes an jener Stelle ist natürlich die Folge der die Durchbruchsarbeit einleitenden Stauung des Wassers. Seßhafte Anwohner des Chotanflusses giebt es nicht, ja nicht einmal Hirten mit ihren Heerden wurden angetroffen, nur ganz vereinzelt stieß man auf einige Jäger und Vogelsteller; die letzteren suchen Habichte und Falken in Netzen zu fangen, um diese Vögel zur Jagd abzurichten und sie an die in Ostturkistan noch nicht ausgestorbenen Liebhaber der Vogelbeize zu verkaufen.

Eine interessante Erscheinung stellte sich in dem Höhenzuge des Masar-Tag dem Auge dar. Mit steilem Absturz endigt derselbe am linken Ufer des Chotanflusses, seine Breite beträgt in diesem östlichen Endstück 1½ bis 2 km, die relative Höhe etwa 150 m, aber frappant ist seine Zusammensetzung aus zwei ganz verschiedenfarbigen, parallelen Schichtungen, die südliche — rother Thon mit häufigen Gipsadern durchsetzt, die nördliche — weißer Alabaster; an einer etwa 25 km westlich vom Flusse gelegenen Stelle soll Feuerstein gewonnen werden, der nach Chotan zum Verkauf gebracht wird. Der in die Sandwüste sich verlierende zweifarbige Höhenrücken soll bis Maral-baschi am Kaschgarflusse zu verfolgen sein, nackt und kahl von Anfang bis zu Ende, mit Sand überschüttet, und seine rothe Seite besonders stark verwittert. An seinem östlichen Absturz stehen die Trümmer zweier Grabgebäude (Masar), daher der Name.

In den Busch- und Walddickichten, welche mehr oder weniger breit auch das trockene Chotanbett noch säumten, waren die Spuren von Maralhirschen, Tigern und Wildschweinen keineswegs selten, aber trotz aller Mühe und förmlicher Treibjagden konnte weder ein Hirsch noch ein Tiger erlegt werden, und es gelang nur, einen einzigen Eber zu schießen. Ueber den Tiger und seine Lebensgewohnheiten bringt Prshewalski bei dieser Gelegenheit einen Exkurs, dem wir einige Punkte im Folgenden wörtlich entlehnen: „Diese königliche Katze wurde im Bereich meiner centralasiatischen Reisen nur in der Dsungarei und in Ostturkistan von mir angetroffen. In der ersteren sind die Tiger ziemlich gewöhnlich im Ilithale, sporadisch ferner finden sie sich in den Schilfdickichten am Nordfuße des Tiën-schan, wie z. B. bei der Stadt Schicho oder am Sumpfe Mukurtai und anderwärts, indeß im allgemeinen sind die Tiger in der Dsungarei nicht zahlreich. Unvergleichlich häufiger tritt dieses Thier in Ostturkistan auf, wo ihm ausgedehnte Dschungeln eine sichere Zuflucht bieten, auch das warme Klima, die Fülle der Wildschweine und der Hausthiere ein bequemes Leben sichern. In der Nachbarschaft der größeren Oasen, wie Chotan, Tschira, Kerija, wo dichteres Gehölz meistentheils ausgerottet ist, werden Tiger kaum vorkommen, um so mehr halten sie sich am Tarim, am Lob-Nor und an den Flüssen von Chotan, Jarkend und Kaschgar. An Wuchs stehen diese Tiger nicht hinter ihren indischen Gebrüdern zurück, ihr Fell jedoch hält die Mitte zwischen der kurzen Wolle des Thieres der Tropengegenden und dem ziemlich langen und dichten Haar der Exemplare aus dem Amurgebiete. Die Hauptnahrung des Tigers bilden außer den Kühen und Schafen der Eingeborenen die Wildschweine, die sich, gäbe es keine Tiger in Ostturkistan, ins Ungemessene vermehren würden, weshalb die dortige mohammedanische Bevölkerung mit dem Dasein der die „heidnischen“ Schweine vertilgenden Raubthiere gar nicht so unzufrieden ist. Unter Umständen fängt der Tiger auch Hirsche, Hasen, junge Gänse und Enten, ja wir hörten, daß man im Magen einiger im Sommer gefangener Exemplare sogar Fischgräten gefunden habe. Nach allgemeiner Anschauung der Ostturkistaner fällt der Tiger, selbst (?) wenn er hungrig ist, die Menschen nicht an; begegnet er einem, so stellt er sich, als sähe er ihn nicht und drückt sich still auf die Seite; wohl aber wirft er sich, wenn verwundet, auf den Schützen, faßt ihn mit den Zähnen und bearbeitet ihn mit seinen Tatzen. Gewöhnlich indeß sucht man den Tiger nicht durch Schießen, sondern durch vergiftetes Fleisch zu erlegen.

Interessant ist der letzte monatliche Wetterbericht, den wir von Prshewalski empfangen. Er gilt der Zeit vom 13. September bis zum 12. Oktober, d. h. dem September alten Stils, der von der Oase Chotan aus in dem langen Flußthale des Jurun-Kasch und des Chotan-Darja bis zum Punkte Bedelik-utal, in der Seehöhe von 1340 bis 1000 m zugebracht wurde. „Die völlig außergewöhnliche Eigenthümlichkeit dieses Monats bestand in dem ganz und gar klaren Wetter, welches 16 volle Tage hindurch, vom 24. September bis zum 10. Oktober, anhielt. Von Staub in der Luft gab es während dieser Zeit keine Spur, blauer Himmel überwölbte den gesammten Gesichtskreis, hell schien die Sonne, hell funkelten bei Nacht die Sterne. Niemals hatten wir während unseres ganzen Aufenthaltes im Tarimbecken etwas Aehnliches erlebt. Es war ein Wunder, welches erstlich durch die andauernde Windstille, die den Staub zum Niedersinken brachte, zweitens durch das Aufhören der tibetanischen Regen und damit aller Gewölkbildung bedingt war.“ Letztere, fügt Prshewalski hinzu, dürfte auch im Sommer wohl nicht tief in die Sandwüste vom Gebirge aus vordringen. Das klare Wetter und die Windstille erzeugten aber eine mächtige Tageshitze, welche fast den ganzen September hindurch andauerte und im Anfange dieses Monats bis 32°, am Ende 28,9° um 1 Uhr mittags im Schatten erreichte, und niemals in dieser Beobachtungsstunde unter 23,2° bis zum 10. Oktober heruntergirg. Aber nicht so sehr die Hitze an und für sich, als vielmehr der in der trockenen Luft fürchterliche Sonnenbrand brachte eine wahre Höllenpein. Nach Sonnenuntergang fiel die Temperatur bei der starken Wärmeausstrahlung sehr rasch, und so gab es am 29. September den ersten Nachtfrost (— 0,8°), am 3. Oktober schon — 4,1° und überhaupt bis zum 12. Oktober sechs Nächte mit Frost. Die Kontraste der Tages- und der Nachttemperatur waren dabei sehr stark, so stieg am 29. September das Thermometer

von — 0,8° bei Sonnenaufgang bis auf + 25,6° um 1 Uhr mittags, am 3. Oktober von — 4,0° bis auf + 24,3°, und der lockere nackte Boden in einer kleinen Waldlichtung erhitzte sich am letzterwähnten Tage bis auf + 56,0°. Sehr hoch war auch unter der stechenden Sonne die Temperatur des Wassers in dem seichten Flusse, am 19. September + 24,8°, am 28. September + 22,9°, am 5. Oktober noch + 23,2°. Kurz, jener September alten Stils, dessen Mitteltemperatur sich auf + 15,3° stellte, erinnerte mit seiner Witterung gar nicht an einen Herbstmonat, sondern vielmehr an den Juli Nordrußlands. Regen und Gewitter fielen nicht vor, aber in den letzten kalten und klaren Nächten kam es einige male zu reichlicher Thaubildung; nur zweimal, am 20. September und am 10. Oktober, wehte ein etwas stärkerer Wind, und zwar aus Westen, der sofort dichten Staub aufwirbelte und in der Luft schwebend erhielt.

Am 29. Oktober wurde der Tarim erreicht, nachdem man von dem Punkte (Sil genannt), wo der Chotan-Darja verlassen wurde, 25 km in nordwestlicher Richtung durch Tograkwald zurückgelegt hatte. Eine Fähre vermittelte den Uebergang kurz unterhalb der Stelle, an der sich der Aksu- und der Jarkend-Darja zum Tarim vereinigen. Beide kommen aus gletscherreichen Gebirgen, aber der erstere, obwohl der kürzere oder vielmehr gerade darum (weil noch weniger ver„wüstet") ist der wasserreichere, dessen Namen die dortigen Flußanwohner zunächst auch noch weiter gelten lassen. Trotzdem wollen wir das vereinigte Gewässer Tarim zu nennen fortfahren. Die Breite desselben betrug an der Fährstelle beim damaligen niedrigen Wasserstande etwa 170 m, die Höhe der Uferkämme 2 m, so daß der Fluß hier nicht, wie in seinem Unterlaufe, in einem trogförmigen Bette dahinströmt; als Maximum der Tiefe ergab sich an der Fähre 1,60 m, im Durchschnitt lag sie bei 1 m, während sie im Sommer um 2 m und darüber ansteigen soll. Die Geschwindigkeit der Strömung belief sich am Nordufer auf 48¾ m (160 Fuß) in der Minute, die Temperatur des Wassers ebendort um 1 Uhr mittags am 19. und 20. Oktober auf + 11,9° und + 11,2°. Da der Tarim an seinem Ende, wie früher erwähnt, 4 bis 6 m Tiefe besitzt, so wird der Fluß vom Anfang bis zum Ende mit Dampfern, die nicht ganz 1 m Tiefgang haben, selbst bei Niedrigwasser befahren werden können. Ja auch der Jarkend-Darja scheint nach seinen Tiefenverhältnissen an der Mündung und nach eingezogenen Erkundigungen bis zur Einmündung des Kaschgar-Darja und im Sommer selbst höher hinauf für solche Dampfer noch zugänglich zu sein. Der Aksu-Fluß dürfte denselben nur bis in die Nähe der Stadt Aksu zu gehen verstatten. Der letzte linke Zufluß des Tarim, der Kontsche-Darja, wird bis zur Stadt Kurla, vielleicht sogar bis zum See Bagarasch, fahrbar sein. Kurz, nach den Messungen und Erfahrungen Prshewalski's enthüllt sich uns in jenem so kontinentalen Stromsystem des Tarim ein Netzwerk von Wasserstraßen, deren Werth und Bedeutung sicher das nächste Jahrhundert erproben wird.

Folgen wir unserem Führer noch auf der letzten kurzen Wegstrecke, welche dem linken Ufer des Aksu-Flusses aufwärts ging. Während sich, wie man erfuhr, auf der rechten Seite desselben, wiewohl in einem ziemlichen Abstande vom Flusse, Ansiedlungen bis an den Jarkend-Fluß hinziehen, stieß man auf der linken Seite zwar hin und wieder auf Spuren alter Kultur, erreichte aber erst nach einer Strecke von 28 km beim Dorfe Matan den Südrand der Aksu-Oase, welche eine der größten und reichsten in Ostturkistan ist. Die Bevölkerung derselben wurde von den Eingeborenen wiederholt zu 56 000 Familien, d. h. auf etwa 300 000 Seelen angegeben, der Mehrzahl nach Ardbül, neben ihnen eine nicht unbeträchtliche Zahl Sarten, die aus Chokand eingewandert sind (gegen 10 000 Familien). Alle haben bei dem fruchtbaren Boden und der reichlichen Wassermenge, wodurch eine zwiefache Aussaat in einem Jahre ermöglicht wird, ihr gutes Auskommen. Die Hütten, welche aus Lößlehm errichtet sind, lugen aus prächtigen, fruchtreichen Obstgärten hervor. Hin und wieder sah man den Reis noch auf den Feldern stehen; das Wetter war überhaupt trotz der bis — 10° gehenden Nachtfröste um die Mitte des Oktober noch sehr schön, die Tageswärme stieg bis + 20,2° im Schatten. Bei der wieder eingetretenen Klärung der Atmosphäre begann sich vom Dorfe Maton ab der über 200 km fern gelegene Hauptgipfel des gesammten Tiën-schan, der Chan-Tengri, wenn auch zunächst noch im nebelhaften Umrisse, dem Auge zu offenbaren; schon nach zwei kurzen Tagemärschen zeichnete sich seine gewaltige Masse mit ihrer mächtigen Schneekuppe vollständig klar ab, und noch andere Schneeriesen tauchten im Osten und Westen derselben auf. Die Stadt Aksu selbst liegt am Nordrande der Oase, 15 km östlich vom Flusse, in einer Seehöhe von 1000 m, und besteht außer dem von etwa 10 000 mohammedanischen Familien (also circa 50 000 Menschen) bewohnten Hauptorte noch aus zwei kleineren, mit hohen Mauern umschlossenen Chinesenstädten, neben denen übrigens, 10 km südlich von Aksu, noch zwei chinesische Soldatenstädte oder Festungen mit etwa 1000 Mann Besatzung vorhanden sind. In Aksu schloß Prshewalski seine Wegaufnahme, da von dort ab bis zur russischen Stadt Karakol — dem heutigen Prshewalski — schon der russische Kapitän Sunargulof 1877 eine solche ausgeführt hatte. Am 28. Oktober war Aksu erreicht worden, und schon am 30. wurde der Weitermarsch in westlicher Richtung fortgesetzt. In einer etwa 1 m tiefen Fuhrt wurde alsbald der 50 m breite Aksu-Fluß überschritten, später der etwa ebenso breite und tiefe Tauschkan-Darja, der, in seinem Oberlaufe Aksai genannt, in der Nähe des Hochgebirgssees Tschatyr-Kul im Tiën-schan seinen Ursprung hat, und bis kurz vor jener Fuhrtstelle eine im ganzen östliche Richtung inne hält. Ihm liegt südlich zur Seite die Oase Utsch-Turfan, deren Grenze 7 km westlich von der Fuhrt betreten wurde. Diese Oase beherbergt, wie es hieß, nur 3600 Familien, unter denen, ähnlich wie das schon von Aksu und Chotan behauptet worden war, das weibliche Geschlecht ziemlich stark das männliche an Zahl überbieten soll. (Eine Folge der Kriegswirren seit den Zeiten Jakub-Begs?) Das Städtchen, welches den Mittelpunkt der Oase bildet, liegt 1340 m über dem Seespiegel und besteht natürlich wieder aus einem chinesischen Theile, einer sogenannten Festung, und einem mohammedanischen. Das Oasenland erstreckt sich noch 15 km westwärts von der Stadt, aber schon vorher schwenkte der russische Forscher rechts ab, überschritt nochmals den Tauschkan-Darja und marschirte nun nordwärts, oder genauer in nordwestlicher Richtung, auf das Gebirge zu, hinter welchem die Heimath winkte. Eine etwa 30 km breite, steinige, wasserlose Glacis-Ebene, eine Schutthalde ähnlicher Art, wie man sie an der Südseite Ostturkistans am Nordfuße des Kuen-Lun überall kennen gelernt hatte, mußte auch hier allmählich erklommen werden, bis man an den Ausgang einer Gebirgsschlucht gelangte, welche mit 60 bis 90 m hohen, steilen Konglomeratwänden eingefaßt war. Hier zog sich der Weg in die Höhe zum Bedel-Passe, der am 10. November 1885 überschritten, und dessen Seehöhe barometrisch zu 4175 m (13 700 Fuß) bestimmt wurde. Gleich dahinter liegt die gegenwärtige russische Reichsgrenze. Die vierte centralasiatische, leider für immer auch letzte Reise Prshewalski's war ruhmvoll beendet.

Kürzere Mittheilungen.

Die Expedition des Dr. Karl Peters.

In einem aus Nyagezi in Usukama datirten Briefe an die Deutsche Kolonialgesellschaft, die bekanntlich das Dr. Peters'sche Unternehmen jederzeit am eifrigsten gefördert hat, spricht sich der Reisende über den allgemeinen Verlauf seiner Expedition wie folgt aus:

„Ich darf über die Schwierigkeiten hinweggehen, welche ich durch die Lage der ostafrikanischen Verhältnisse in Zansibar und an der Küste gefunden habe. An Stelle der großen Unternehmung, wie sie geplant war, mußte eine kleine Expedition treten, weil es mir schlechterdings unmöglich war, in Zansibar Träger zu erhalten. Ich habe nicht einen einzigen Zansibar-Träger in meiner Expedition gehabt; selbst meine Privatdiener, welche jahrelang mir treu gewesen waren, wichen vor den Einflüssen zurück, welche seitens der Araber angestrengt wurden, das deutsche Unternehmen auf Centralafrika zu hintertreiben. Ich hatte nicht einen einzigen Diener aus Zansibar.

Ich konnte in Dar-es-Salaam und Bagamoyo mit Erlaubniß des deutschen Reichskommissars, des Herrn Hauptmann Wißmann, und durch Vermittelung der katholischen Mission im ganzen 70 Mann beschaffen. In Lamu und Witu habe ich diese Anzahl zeitweilig auf etwa 90 Mann gebracht. Desertionen haben sie indeß sehr schnell auf 60 Pagasi vermindert, und dies ist durchweg die Maximalzahl geblieben. Heute verfüge ich über 43 Träger.

Von englischer Seite wollte man meine Expedition schlechtweg hintertreiben. Die Landung, trotzdem ich sie außerhalb des Blockadegebietes vornahm, wurde mir durch britische Kriegsschiffe erschwert; meine Waffen waren konfiscirt. Englische Expeditionen suchten mir den Weg zu verlegen." — — —

„So waren die Verhältnisse für mich, als ich die Tana-Route antrat. Diese Route hat ihre großen Schwierigkeiten. Zwei englische Expeditionen, die von Mr. Pigott und die von Mr. Smith, beide außerordentlich viel besser ausgerüstet als wir, sind diesen Schwierigkeiten erlegen. Ich vermuthe, daß die Expedition von Mr. Pigott diejenige war, welche Mr. de Winton im Frühwinter 1888 bereits am Baringo prophezeihte, und welcher ich auf ihrer Rückkehr von Emin Pascha begegnen sollte, wenn man mich noch abschickte. Begegnet bin ich ihren rückführenden Spuren schon früher; nur leider, daß sie weder die Aequatorialprovinz noch überhaupt den Baringo erreicht hatte. Sie kehrte bereits vor Umboi um, durch welches ich Anfang November 1889 zog, während ich selbst am Baringo erst am 6. Januar 1890 eintraf! Also noch ein leidliches Ende bis zum Baringo.

Die dritte englische Expedition, wenigstens in ihrem Hauptquartier, passirten wir in Kavirondo. Es war die von Mr. Jackson, welcher, wie seine Briefe nach Uganda, welche man mir zeigte, besagten, dort monatelang in „Hangen und Bangen" an der Schwelle zum Nil-Gebiet sich aufhielt, sich indeß nicht entschließen konnte, mit 500 Mann zum Schutze der christlichen Interessen nach Uganda zu marschiren. Mr. Jackson's Expedition war, wenn ich nicht irre, im Herbst 1888 von Mombas aufgebrochen, hatte vor uns demnach einen Vorsprung von 8 bis 9 Monaten.

Der Gang unserer Expedition ist von mir an anderer Stelle zu erzählen. Dem Vorstand der Deutschen Colonialgesellschaft möchte ich nur ausführen, weshalb ich glaube, daß dieses Unternehmen, welches von demselben so lebhaft unterstützt wurde, trotz des Abmarsches von Emin Pascha doch nicht als umsonst ausgeführt zu betrachten sein dürfte.

Zunächst darf ich aussprechen, daß ich glaube, die Expedition technisch durchgeführt zu haben. Ich war bis Wakore in Akola gelangt, von wo ich noch fünf bis sechs Märsche bis zum Nil-See Kodja hatte, von welchem aus, wie Emin Pascha mir bestätigen dürfte, unmittelbare Verbindung mit dessen ehemaliger Station Kodja und Foweira und dadurch mit Magungo und Wadelai war. Aber Emin war fort, wie ich in Wakore erfuhr. Ich hatte nun zu überlegen, wie ich meine Expedition in dem Geiste ihrer Veranstalter nutzbar machte.

Das Emin-Pascha Unternehmen war im Zusammenhange mit der großen anti-arabischen und Antisklavereibewegung hervorgerufen, als deren Vorkämpfer in Centralafrika Emin Pascha uns erschien. Nachdem seine Position gefallen war, fiel die zweite Entscheidung in diesem Gegensatz in Uganda, wo die christliche und arabische Partei mit einander rangen. Gelang es der deutschen Emin-Pascha-Expedition, hier entscheidend einzugreifen, so waren wir nicht umsonst nach Centralafrika marschirt. Deshalb ging ich in südwestlicher Richtung über den Nil und marschirte nach Uganda hinein. Unser Einmarsch hatte zur Folge, daß der König Mwanga mit den Missionaren an der Nyanza-Insel Bulingogwe nach der Residenz Mengo zurückkehrte und die christliche Partei sich in aller Form in der Herrschaft über Uganda festsetzte. Kalema hielt sich in Unjoro fern. Es war mir vergönnt, in die Regelung der neuen Verhältnisse mit einzugreifen und das schnelle Emporblühen des Landes in seinen Anfängen mit zu beobachten. Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die geschmackvollen Häuschen emporwuchsen und die breiten Wege wieder entstanden. Auf Wunsch des Königs blieb ich einen Monat in Uganda, und während dieser Zeit strömten die Einwohner massenweise in das verwüstete Land zurück.

Mit Unterstützung des Monseigneur Lourdel, Supérieur der katholischen Mission in Uganda, gelang es mir, Mwanga zu veranlassen, die Kongo-Akte anzunehmen und sich durch einen Vertrag zu verpflichten, sein Land dauernd den Weißen ohne Unterschied der Nationalität zu öffnen, ferner durch einen feierlichen Akt vom 16. März d. J. Handel und Ausfuhr von Sklaven zu verbieten. Durch diese beiden Akte durften wir Uganda als in das europäische System eingetreten betrachten, und damit war der sicherste Riegel gegen die Arabisirung dieser Gebiete auf friedlichem Wege vorgeschoben. Denn was hat der Araber da zu suchen, wo es kein schwarzes Elfenbein giebt? Gleichzeitig ließ ich durch meine Somalis die Waganda einexerziren, und es war mir möglich, trotzdem man meine Expedition genügend an der Küste geschwächt hatte, doch noch an 150 Pfund Pulver an die Christen Ugandas abzugeben — eine sehr werthvolle Spende in diesem pulverleeren Gebiete! 120 Pfund erhielt davon der König selbst.

Im Zusammenhange mit diesen Bestrebungen übernahm ich es, den arabischen Einfluß im Westen des Victoria Nyanza zu brechen. Es galt vornehmlich, den Araber Kimbulu aus Busiba zu entfernen, welcher den Verkehr und die Pulverzufuhr

von Unjaniembe nach Unjoro vermittelte. Ich fuhr mit 30 Booten westlich um den See. Kimbulu und der den Arabern ergebene Sultan Motembaa in Busiba (vor Karagwe) ergriffen bei unserer Annäherung die Flucht; das Land unterwarf sich dem christlichen Mwanga und erklärte sich zu dauernder Tributzahlung bereit. Zum Kampfe kam es demnach nicht, da ich mich auf das Abenteuer einer Verfolgung zum „ferneren Westen“ nicht einließ. Aber der Eindruck des plötzlichen Erscheinens meiner Expedition unter deutscher Flagge vom Norden her ist doch in all diesen Ländern sehr nützlich gewesen. —

Wenn ich noch erwähnen darf, daß unsere Expedition den Tana bis zu seiner Quelle aufgedeckt und hernach zum ersten mal das Land Moga durchzogen hat — zwei geographische Forschungen, welche früher oder später vorgenommen werden mußten —, so habe ich hoffentlich nachgewiesen, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft in unserem Unternehmen nicht eine gescheiterte Sache, sondern eine im Zusammenhang der geographischen und kulturellen Erschließung Afrikas immerhin nutzbringende Expedition mit ihren moralischen und materiellen Mitteln unterstützt hat.

Uns war es wohl möglich, trotz mancherlei Schwierigkeiten bis zu den Grenzen der Aequatorialprovinz vorzudringen; aber naturgemäß konnten wir in der Zwischenzeit nicht für den Gang der Entwickelung in diesen Gebieten verantwortlich gemacht werden.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Außenhandel Rußlands bezifferte sich im Jahre 1889 auf 1060766000 Rubel. Die Ausfuhr betrug 687085000 Rubel und die Einfuhr 373681000 Rubel. Britannien nahm an der gesammten Handelsbewegung mit 34 Prozent theil, an der Einfuhr aber nur mit 22 Proz., Deutschland an der gesammten Handelsbewegung mit 30 Proz., an der Einfuhr aber mit 33 Proz. Im übrigen waren an dem russischen Handel am stärksten betheiligt Frankreich (mit 5 Proz. an dem Gesammthandel und mit 9 Proz. an der Ausfuhr), die Niederlande (mit $4\frac{1}{2}$ Proz. an dem Gesammthandel und mit 12 Proz. an der Ausfuhr), Oesterreich-Ungarn (mit $4\frac{1}{2}$ Proz. an dem Gesammthandel und mit $7\frac{1}{2}$ Proz. an der Ausfuhr), Italien (mit $3\frac{1}{2}$ Proz. an dem Gesammthandel und mit 7 Proz. an der Ausfuhr) und Belgien (mit 3 Proz. an dem Gesammthandel und mit $6\frac{1}{2}$ Proz. an der Ausfuhr).

Asien.

— Der französische Botaniker A. Deflers ist von seiner Reise in Süd-Arabien zurückgekehrt und hat eine bedeutende Sammlung von lebenden und getrockneten Pflanzen an die betreffenden Pariser Institute abgeliefert. Weit in das Innere von Hadramaut einzudringen gelang ihm freilich infolge der Feindseligkeit der Bevölkerung nicht.

— Dr. Gustav Radde hat in diesem Sommer zusammen mit dem Geologen Dr. Valentin eine Expedition nach dem Karabagh-Gebirge ausgeführt. Im kommenden Herbste gedenkt er sodann in Gesellschaft des Großfürsten Alexander Michailowitsch eine achtmonatliche Reise nach Indien und den Sunda-Inseln zu unternehmen.

— Neben dem Projekte einer Eisenbahn über den Kaukasus durch das Ljachwa-Thal, den Roki-Paß und das Ardon-Thal taucht jetzt ein neues auf. Man will die Bahn von Dutchet an der grusinischen Heerstraße durch das Thal der pschawischen Aragwa führen, dann im südlichen Chewsuretien westlich vom Tebulos-Mta die Hauptkette überschreiten und von da ins Ardon-Thal hinabsteigen. Die Herstellung dieser Bahn soll bedeutend billiger zu stehen kommen als die zuerst projektirte, und die Länge des Haupttunnels würde dabei nicht mehr als vier bis fünf Werst betragen. Im gegenwärtigen Sommer wird eine Abtheilung Ingenieure die nöthigen Untersuchungen für die neue Linie anstellen.

— Das indische Eisenbahnnetz hat im letztvergangenen Jahre wieder einen Zuwachs von 869 engl. Meilen erhalten, so daß es jetzt im ganzen eine Länge von 16069 Meilen hat. Als die bedeutsamsten Fortschritte im indischen Schienenstraßenbau müssen die Herstellung des Khojak-Tunnels auf der Linie nach Belutschistan (Vergl. „Globus“, Bd. 57, S. 319) und die Eröffnung der Damodar-Brücke auf der Linie Bengalen-Nagpur bezeichnet werden. Die Kabul-Fluß-Bahn von Peschawer nach Afghanistan ist nunmehr vollständig aufgenommen und scheint keinerlei besondere Schwierigkeiten zu bieten; dagegen haben die Vornuntersuchungen zu einer Linie von Maudelay nach dem Salwen zu keinen günstigen Ergebnissen geführt, und wird die letztere infolgedessen noch längere Zeit auf ihre Ausführung zu warten haben.

Afrika.

— Nach dem „Mouvement Géographique“ ist es dem Hauptmann Becker gelungen, von dem Aruwimi zum Uölle vorzudringen und über die Hydrographie dieser Gegend weitere Klarheit zu schaffen. Der Reisende erreichte von dem Aruwimi aus zunächst den Itimbiri oder Loika, der in seinem Oberlaufe von den Eingeborenen Lubi oder Rubi genannt wird, und der den Rukatti (von links), den Tinnda (von rechts, unmittelbar oberhalb der Lubi-Fälle), den Tere (von links) und den Riketti (von rechts) aufnimmt. Dann folgte er dem Riketti, und nach einem dreitägigen Marsche befand er sich in Djabbir, eine Strecke aufwärts von Ali-Kobbo, wo Dr. Junker den Uölle zu Gesicht bekam. Die genannten Ströme sind alle reich an Wasserfällen und dadurch unschiffbar. Der Uölle hat eine Breite von 1500 m. — Hauptmann Roget, der Djabbir ebenfalls erreichte, hat daselbst eine Station des Kongostaates errichtet.

— Der eifrigste wissenschaftliche Sammler bei der Stanley'schen Emin-Entsatz-Expedition dürfte W. Bonny gewesen sein. Vor allen Dingen hat derselbe eine Anzahl Tagschmetterlinge, Käfer und Halbflügler heimgebracht und den englischen Fachgelehrten Henley Grose Smith, H. W. Bates und W. L. Distant zur genaueren Bestimmung und Untersuchung übergeben.

— Vor der „Pariser Geographischen Gesellschaft“ entwickelte R. Allain unlängst seine Ansichten über eine westliche Trans-Sahara-Bahn. Dieselbe soll von Kap Nun ausgehen und der bekannten Karawanenstraße über Tenduf, Bet-Abbas, Bir-Sus, Taudeni, Ouan und Arauan nach Timbuktu folgen. Als Hauptvorzug dieser Linie bezeichnet Herr Allain die Kürze, da sie nur 1750 km mißt, während es sich bei den Eisenbahnen von Algerien nach dem Niger um Strecken von 2600 bis 3600 km handelt. Die technischen Schwierigkeiten seien geringfügige, und die Handelsplätze, die in das Bereich der Bahn fallen würden, entwickelungsfähige. Zugleich besitze die Bahn auch eine hohe strategische Bedeutung. — Wir müssen gestehen, daß wir die algerischen „Transsahariens“ immer noch für aussichtsvoller und den kolonialpolitischen Interessen Frankreichs entsprechender halten.

Nord- und Mittelamerika.

— Einem Berichte aus Redding in Kalifornien zufolge hat der Mount Shasta im Juni d. J. durch den Einsturz eines Gipfels eine wesentlich andere Gestalt erhalten. Der Berg erschien plötzlich an der einen Seite wie glatt abgeschnitten. Ob der Zusammensturz mit dem Vulkanismus des Berges zusammenhängt oder eine einfache Wirkung der Atmosphärilien ist, konnte zuvörderst noch nicht aufgeklärt werden.

— Nach der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (12. Jahrgang, S. 465 f.) beträgt die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika insgesammt 230 984. Mehr als ein Drittel von dieser Zahl (80 565) kommt auf den Staat New-York, etwa ein Zwölftel (20 000, bezw. 18 580) auf die Staaten Pennsylvanien und Kalifornien. Im übrigen sind die Juden am zahlreichsten in Ohio (14 581), Illinois (12 625), Maryland (10 337), Massachusetts (8500), Louisiana (7538), Missouri (7380) und New-Jersey (5593). Die Tendenz des jüdischen Bevölkerungselementes, sich auf die großen Städte zu konzentriren, ist auch in Nordamerika eine sehr ausgesprochene. So kommen von den Juden des Staates New-York 75 Prozent (60 000) auf die Stadt New-York, von denjenigen Kaliforniens 86 Prozent (16 000) auf San Franzisko, von denjenigen Pennsylvaniens 65 Prozent (13 000) auf Philadelphia; und in Brooklyn leben 14 000, in Chicago 12 000, in Baltimore 10 000, in Cincinnati 8000, in Boston 7000, in St. Louis 6500, in New-Orleans 5000, in Cleveland 3500, in Newark 3500, in Milwaukee 2500, in Louisville 2500, in Pittsburg 2400, in Detroit 2080, in Washington 1500, in Newhaven 1000 und in Rochester 1000.

Australien und Polynesien.

— Auf eine Aufforderung des Statthalters von Britisch-Neuguinea, Sir William Mac Gregor, hat sich C. Hedley, vom Queensländer Naturhistorischen Museum, Ende März d. J. nach Port Moresby begeben, um diese Gegend bezüglich ihrer niederen Fauna näher zu untersuchen.

— Der Zinnbergbau Tasmaniens ist neuerdings sehr in Aufschwung gekommen, und namentlich die Mount-Bischoff-Mine liefert reiche Ausbeute. Nach dem Gutachten des Regierungsgeologen steht von dem Ringarooma-Distrikte, am Dorset-Flusse, eine ähnliche hohe Entwickelung zu erwarten.

Bücherschau.

— Dr. Heinrich von Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Hamburg 1890. — Der Verfasser dieses Buches sowie auch ein beträchtlicher Theil von seinem Inhalte ist den Lesern des „Globus“ wohlbekannt, und wir dürfen bei der Lektüre des Werkes eine gewisse Genugthuung darüber empfinden, daß dasselbe sozusagen aus den in unserer Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen herausgewachsen ist. Mit mehr Liebe und Hingabe an seinen speziellen Forschungsgegenstand und zugleich auch mit mehr Gründlichkeit und Methode als Dr. v. Wlislocki kann man bei seinen Studien nicht wohl vorgehen, und auf diese Weise darf man sich nicht wundern, wenn er einem das merkwürdige Zigeunervolk viel besser als irgend ein anderer Autor vor das geistige Auge zu stellen versteht, wie es von der Wiege bis zum Grabe leibt und lebt. Das Werk sei allen Freunden und Jüngern der Ethnologie angelegentlich empfohlen.

— Dr. A. Birlinger, Rechtsrheinisches Alamannien. Grenzen, Sprache, Eigenart. Mit 12 Illustr. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. IV.) 4. — Eine sehr gelehrte und eingehende, aber nicht immer bequem zu lesende Arbeit. Alamannen, richtiger Alemannen geschrieben, ist dem Verfasser nur „eine Bezeichnung, eine Anrede der Stammesgenossen unter sich“, wie „Quirites“ bei den Römern und „Irminman“ oder „Irmindeot“ bei anderen Germanenstämmen; die Römer nahmen es irrthümlich für den Volksnamen, der immer Suebi hieß. Die Grenze gegen die Franken bildete ursprünglich der römische Limes, nach Chlodwig lief sie südlicher und blieb erhalten in der Bisthumsgrenze von Konstanz. Die Grenze gegen die Jutungen und später die Schwaben fiel mit der zwischen Konstanz und Augsburg zusammen. Untersuchungen über diese Grenzen und die Verbreitung einzelner charakteristischer Ausdrücke füllen den größeren Theil des Heftes und bringen viel Interessantes. Dankenswerth sind auch die eingehenden Beschreibungen der verschiedenen alemannischen Häuser, des Montavoner, des Allgäuer, des Kemptener, des Schwarzwälder, des Hauses in der Baar, denen ein paar gute Abbildungen beigegeben sind. Ko.

— Europäische Wanderbilder. Heft 164 bis 179. Zürich. Orell Füßli. Die neuesten Heftchen der „Europäischen Wanderbilder“ führen uns fast sämmtlich in das Ungarnland, und wir sind überzeugt, daß sie denen, die ihre geschickt gewählten und elegant ausgeführten Illustrationen anschauen und ihre flüssig geschriebenen Texte lesen, als touristisches Orientirungsmittel vorzügliche Dienste leisten werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1890.

Eine Monographie der Insel Nias.

Von Dr. Richard Andree.

Unter den Deutschen hat H. v. Rosenberg am ausführlichsten in seinem Werke über den Malayischen Archipel über die Sumatra westlich vorgelagerte Insel Nias gehandelt; wir besitzen einige Arbeiten der Holländer darüber, wissen aber im ganzen nicht viel von der durch eigenartige Natur und Bevölkerung ausgezeichneten Insel. Diesem Mangel hat sehr gründlich ein Italiener durch ein über 700 Seiten starkes, gut illustrirtes und mit Karten versehenes Werk [1]) abgeholfen, welches die Entdeckungsgeschichte, Geographie, Geologie, Flora und Fauna von Nias behandelt, besonders aber auf die Ethnographie näher eingeht. Namentlich die Südniasser schildert er, weil diese reinen Blutes sind, während die Bewohner des Nordens bereits theilweise mit Atjchinesen gemischt erscheinen.

Die Niasser sind im weitesten Sinne Malayen — welcher Gruppe aber sie zugehören, ist noch nicht entschieden; einige Autoren stellen sie zu den Battas. Jedenfalls sind sie äußerlich von den gewöhnlichen Malayen (im engeren Sinne) sehr verschieden. „Mongoloide Züge mit Hindubeimischung" heißt es, woraus allerdings nicht viel sich entnehmen läßt. Die Hautfarbe wechselt zwischen einem hellen Kastanienbraun, durch Braungelb bis zum Gelbweiß; die Haare sind schwarz oder dunkelbraun, der Mund groß und die Lippen stark, doch nur mittelmäßig vorgestreckt. Die Beine sind krumm und die große Zehe sehr beweglich. Namentlich im nördlichen Theile der Insel ist der Wuchs klein, da hier Modigliani das Mittelmaß der Männer zu 1512 mm fand, während dieselben im Süden 1590 mm erreichten. Die anthropologischen Verhältnisse der Niasser hat Modigliani nicht weiter erforscht, dagegen ist er sehr ausführlich in Bezug auf die ethnographischen.

Wenn schon Rosenberg ein sehr ungünstiges Bild vom Charakter der Insulaner entwirft, so tritt dieses bei Modigliani noch greller hervor. Er schildert sie als arge Egoisten, schurkisch, mißtrauisch, voller Aberglauben, aber mit gut entwickelter Intelligenz, sorglos, rachsüchtig und kriegerisch. Die Niasser theilen sich in fünf Stände oder Klassen: die Häuptlinge, die Zauberer oder Medizinmänner, die Notabeln, die gemeinen Freien, und die Sklaven. Die Häuptlingswürde ist in jedem Dorfe erblich; sie geht auf den ältesten Sohn über, doch nur unter der Bedingung, daß er den letzten Athemzug des sterbenden Häuptlings empfängt. Das ist die Hauptsache und der Grund verschiedener Zettelungen; andere drängen sich an das Sterbebett, um vom letzten Athemzuge des mit dem Tode Ringenden angehaucht zu werden, ja es entstehen darüber blutige Kämpfe unter den nach der Würde Strebenden. Diese selbst ist eigentlich nur während eines Krieges von größerer Bedeutung. Sonst ist die Handhabung der Justiz, der Vorsitz bei festlichen Akten und Ceremonien das Amt des Häuptlings, der auch einige kleine Naturalabgaben empfängt. Aeußeres Zeichen seiner Würde ist ein vergoldeter Helm von besonderer Form. Auch die Weiber des Häuptlings haben auszeichnende Kleider, sonst unterscheiden sie sich aber nicht von den gewöhnlichen Frauen. Die Justiz ist eine summarische; Verurtheilung zur Sklaverei wegen Ehebruch oder Schulden sind häufig. Ordalien, wie Feuerprobe, Wasserprobe u. s. w., wie bei anderen Naturvölkern, sind die Reinigungsmittel.

Die Eré oder Zauberer sind meist junge Leute, die man von bösen Geistern besessen glaubt. Sie werden von den älteren Zauberern auserwählt und in deren magischen

[1]) E. Modigliani, Un viaggio a Nias. Mailand, Fratelli Treves, 1890.

Künsten unterrichtet, spielen eine wichtige Rolle im Leben der Niasser und werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, wobei sie Augurien anwenden. Ihr Amt ist es, die glücklichen und unglücklichen Tage für die Jagd festzustellen; auch wann die Kopfjagden oder Kriege stattfinden sollen, wird von ihnen bestimmt. Weiter geben sie den Neugeborenen Namen und ebenso den Neuvermählten, denn diese wechseln bei der Hochzeit den bisherigen Namen. Bei Hochzeiten, Begräbnissen, Festlichkeiten, Geschäftsabschlüssen dürfen sie nicht fehlen. Man sieht, sie sind einflußreiche Leute. Die Deutung des Vogelflugs und die Untersuchung der Eingeweide der Opferthiere sind die Mittel, die sie bei ihren Orakeln anwenden[1]) — natürlich alles gegen Zahlung. Es giebt auch weibliche Eré, die namentlich bei der Niederkunft der Frauen um Rath befragt werden. Talismane, die am Dolchmesser oder Gürtel getragen werden, besitzt jeder gute Niasser; darunter ist am beliebtesten der Lelagri oder Blitzstein, ein eisenhaltiges Mineral.

Zu den „Notabeln" rechnet man die Verwandten der Häuptlinge und die reichsten Insulaner; sie halten alle Sklaven. In der Kleidung unterscheiden sie sich nicht vom übrigen Volke, den „gemeinen Freien", die allerdings keinen Sklaven besitzen, aber leicht solche werden können, denn die geringste Vernachlässigung bei Schuldzahlungen bringt sie schon dahin. Gerade schlecht werden die Sklaven nicht behandelt, aber ihr Herr kümmert sich auch nicht um ihren Unterhalt; dafür ist ihnen ein kleines Stück Feld angewiesen, das sie für sich bebauen. Alle Anstrengungen der Niederländer, die Sklaverei im Innern von Nias zu brechen, sind bisher gescheitert, und nur die Ausfuhr hat beschränkt werden können; doch meint der Verfasser, daß jährlich noch mindestens 250 Sklaven von Nias nach Atschin und anderen malayischen Ländern verkauft werden.

Die Frau nimmt in Nias eine sehr untergeordnete gesellschaftliche Stellung ein. So lange sie hübsch und jung, wird ihr noch geschmeichelt, sie wird „Blume" oder „Goldblatt" genannt; das hört aber sofort nach dem ersten Wochenbette auf, sie wird zum Lastthier, das alle groben Arbeiten auszuführen hat, und die Benennungen heißen nun „Bittere" oder „Köchin". Das Weib ißt, wie bei vielen Naturvölkern, nicht mit dem Manne zusammen und muß sich mit den Resten der Mahlzeit des letzteren begnügen. Vielweiberei besteht, wird aber in der That nur von den Reichen ausgeübt. Gesellschaftliche Unterschiede sind jedoch kein Ehehinderniß; man wählt die Frau gewöhnlich aus einem fremden Dorfe. Der Bräutigam zahlt dem Vater des Mädchens eine Summe und führt das Scheinspiel des Brautraubes auf. Der Sohn kann — abgesehen von der leiblichen Mutter — nach dem Tode des Vaters alle Frauen desselben heirathen. Während der Schwangerschaft eines Weibes sind die Verwandten desselben verschiedenen tabuartigen Gebräuchen unterworfen. Der Vater darf z. B. mit keinem Fremdling sprechen, weil sonst sein zukünftiger Sprößling nicht ordentlich reden lernt; er darf kein Holz spalten, weil sonst das Kind eine Hasenscharte bekommt u. s. w. Die Familien sind wenig zahlreich und haben gewöhnlich nur zwei oder drei Kinder. Keine zu haben gilt aber für ein Unglück, denn die Seele eines Vaters, dessen letzter Athemzug nicht von einem Kinde beim Sterben aufgefangen wird, gelangt niemals zur Ruhe.

Musik und Tanz werden gern von den Niassern geübt. Ihre Melodien sind wenig abwechselnd, die harfenartigen Instrumente sind gut gearbeitet. Sie besitzen auch die Flöte, welche sie mit der Nase spielen — ein ächt malayisch-polynesischer Zug — denn die Nasenflöte kehrt wieder in der ganzen Inselwelt auf Borneo u. s. w. und wird sehr vollkommen auf Fidschi gespielt. Die Philippinen und Madagaskar kennen sie auch.

Ausführlich schildert unser italienischer Autor die Behausungen; sie bieten nur in Einzelnheiten Abweichungen von den Pfahlhütten der Malayen und stehen in geraden, sich im rechten Winkel kreuzenden Straßen. Am Kreuzungspunkte wohnt gewöhnlich der Häuptling. Vor jedem Hause steht ein angeputzter Stein, dessen Größe nach dem Vermögen des Eigenthümers wechselt. Ersetzt wird er bei Häuptlingen durch grobe Statuen oder fein ausgeführte Ehrensitze, die mit Skulpturen (Krokodilen u. s. w.) bedeckt sind. Vielleicht können wir darin — Modigliani erklärt diese Steine nicht — Vorkehrungen zum Schutze gegen die bösen Geister erkennen, wie sie so häufig in Afrika in Gestalt von rohen Figuren oder Schädelpyramiden, und im nordischen Alterthum als Neidstangen vorkommen. Sie wären alsdann die Parallele zum Medusenhaupte, das ja auf griechischen Tempeln als Unglück wehrendes Schutzmittel angebracht wurde.

Dolchmesser und Lanze, eingehend beschrieben von Modigliani, bilden die Waffen der Niasser. Bogen und Pfeil fehlen. Dagegen ist der Schild, ähnlich dem der Dajaks, vorhanden. Geräthe stellt man aus Holz her. Die Töpferwaare ist grob und ohne Verzierung, dagegen zeigen die Flechtarbeiten eine vielfarbige hübsche Ausschmückung.

Was den Ackerbau der Niasser betrifft, so steht er auf einer niedrigen Stufe. Der Reis wird in überschwemmten Feldern gebaut, die mit einer einfachen Hacke aus hartem Holz oder Eisen bearbeitet werden. Vor der Saat brennt man die Felder ab. Auch beim Ackerbau spielt der Aberglaube eine große Rolle; der Arbeiter darf dabei keinen Betel kauen, sich nicht baden; während des Dreschens muß er einen besonderen Jargon reden. An einem Winkel des Feldes wird besonders für die „bösen Geister" gesäet, damit sie die Ernte nicht verderben. Hausthiere sind ein nicht bellender, sondern nur traurig heulender Hund, der Büffel, die Ziege, das Schwein und das Huhn.

Am schwierigsten, sagt Modigliani, sei die Religion der Niasser zu erforschen, und er stützt sich bei seinen Angaben auf die Nachrichten der Missionare Sundermann und Thomas. Der Glaube an gute und böse Geister bildet die Grundlage der niassischen Religion. Mit ihnen setzt man sich durch selbst hergestellte Götzen (Adu) in Verbindung, entweder unmittelbar oder durch Hilfe des Eré. Furcht vor den zahlreichen, überall vorhandenen bösen Geistern erfüllt stets das Gemüth des Niassers; die guten sind seltener. Die Geister bewohnen zum Theil andere Welten, zahlreich sind sie aber auf unserer Erde, wo sie sich in alle menschlichen Dinge einmischen. Es giebt auch neutrale Geister, wie den Lature, der indessen doch den Tod des Menschen verursacht, indem er seinen Schatten verzehrt. Der Ba-Uvando gehört

[1]) Lenormant hat in seinen „Geheimwissenschaften Asiens" die Behauptung aufgestellt, die Weissagung aus den Eingeweiden sei eine echt chaldäische Erfindung und von den Chaldäern erst zu den alten Kulturvölkern gelangt. Sollen nun auch die Niasser aus derselben Quelle geschöpft haben? Der Referent glaubt dieses bezweifeln zu müssen, denn diese Art der Hieromantie ist in der Alten und Neuen Welt weit verbreitet. Ist ein Basuto (Südafrika) krank, so wird, wenn der Sitz der Krankheit nicht zu erkennen, ein Ziegenbock erstickt, indem man seinen Kopf ins Wasser hält. Aus den Eingeweiden des so getödteten Thieres weissagt der Zauberer den Sitz der Krankheit (Merensky, Beiträge zur Kenntniß Südafrikas. Berlin 1875, 137). — Will ein Bewohner Unyoros (Centralafrika) auf Reisen gehen, so befragt er den Zauberer über die Zulässigkeit der Reise und macht ihm ein Geschenk. Aus den Eingeweiden eines rothen oder schwarzen Hahnes, dem lebend der Bauch aufgeschlitzt wird, erfolgt dann die Voraussage. Ist sie ungünstig, so unterbleibt die Reise (Emin Bei in Petermann's Mittheilungen 1879, 224). — Beim Sommersonnwendfeste der Inka-Peruaner brachte man ein Llama der Sonne zum Opfer, aus dessen Eingeweiden der Priester die Zukunft des Landes voraussagte (Prescott, Eroberung von Peru 1, 81). So noch vielfach.

zu den bösen; er ist eine Art Atlas, der die Erde auf seinen Schultern trägt und die Erschütterungen derselben verursacht — ein in ähnlicher Gestalt weit verbreiteter Glaube. Andere Geister bewohnen das Meer, die Flüsse und Wälder. Dazu gesellen sich Lokalgeister, wie der Bela, der den Menschen böses thut, weil die Menschen ihm die Kunst, Feuer zu machen, entwendeten. Als nämlich ein Mensch sich von ihm Feuer holen wollte, verlangte der Bela, er solle sich den Kopf mit einem Tuche bedecken, damit er nicht sähe, wie er dabei verführe. Der Mensch aber stülpt einen Korb über den Kopf, durch dessen Flechtwerk er den Vorgang beobachten konnte. Gegen jeden bösen Geist hat man aber das abwehrende Götzenbild, Adu, und die Kunst besteht nur darin, das richtige herzustellen.

Modigliani theilt auch die Schöpfungsgeschichte der Niasser mit, die einen eigenthümlichen und ursprünglichen Charakter zeigt. Die ersten Wesen, Geister wie Menschen, gingen aus Baumfrüchten hervor, die ihrerseits durch die Kondensation der Wolken entstanden. Sie bewohnten die acht übereinander liegenden Welten. Die Erde selbst ist die neunte durch einen Geist folgendermaßen geschaffene Welt: Sirao, ein Wesen der achten Welt, wollte seinen Sohn Lou Menana mit der schönen Silufe vermählen. Der letzteren war aber die achte Welt zu klein, deshalb ging sie auf die Ehe nicht ein. Um nun diesen Widerstand zu besiegen, gab ihr die Mutter Lou Menanas ein aus ihren Haaren genommenes Häutchen, mit welchem sie die noch mangelnden Theile des Globus herstellte, und nun wurde die Hochzeit gehalten. Doch auch in der vergrößerten Welt begannen die Menschen sich zu drängen, weil sie sich stark vermehrten. Eine neue mußte geschaffen werden, und damit betraute der alte Sirao einen seiner Unterthanen, Silauna. Er stieg aus der achten Welt herab und stieß auf eine dicke Wolke, in die er den Ring seiner Mutter und Blätter der Kokospalme legte, und so entstand die Erde. Der Ring verwandelte sich in eine Schlange, die heute noch die ganze Erde umgiebt, und in deren Rachen die Meereswasser sich zur Zeit der Stürme zurückziehen.

Der linguistische Theil des Werkes ist nicht so vollständig, wie der übrige; er beschränkt sich im wesentlichen auf ein Wörterbuch.

In dem Kapitel über den Ursprung der Niasser hebt Modigliani die Verschiedenheit zwischen den Bewohnern des Nordens und Südens hervor, welche sich bereits in den körperlichen Verhältnissen (siehe oben), aber auch in Sitten und Gebräuchen ausspricht. Das Kopfschnellen der südlichen Niasser ist im Norden unbekannt; im Norden begräbt man die Todten, im Süden setzt man sie in offener Luft aus. Auch Kleider und Sprache weichen in beiden Theilen von einander ab. Trotzdem sind mehr gemeinsame Züge als scheidende vorhanden. Die Battas auf Sumatra sind wahrscheinlich die nächsten Verwandten der Niasser. Nach ihren eigenen Stammessagen ist ihre Urmutter ein Mädchen von Sumatra, das von seinem Vater verstoßen wurde, weil es vor der Heirath schwanger wurde. In einem offenen Boote trieb es auf das Meer hinaus und landete bei Udjong Badok auf Nias; von ihr stammen die heutigen Bewohner. Andere Sagen weisen auf die Mentawei-Inseln, ja selbst auf Celebes als Ursprungsland hin.

Quer durch Armenien.

(Schluß. Mit fünf Abbildungen.)

Von Wan verfolgen wir zuerst die Straße, die nach Choi, in Persien, führt, und wir berühren dabei die Orte Artschag, Mollah-Hussen und Kasl-Göl. Von dem Wan-See entfernen wir uns mehr und mehr, und an den Hängen



Armenische Feldbestellung.

des Warradagh, die das Weidegebiet der Chamsedinli-Kurden bilden, steigen wir höher und höher, während wir den Chakdagh zu unserer Linken liegen lassen.

Das Dorf Artschag, das fast ausschließlich von ackerbautreibenden armenischen Christen bewohnt ist, liegt nahe bei einem von hohen Bergen eingeschlossenen See, der von meh-



Bajazet.

reren Bächen gespeist wird, der aber ebenso wie der Wan-See salziges Wasser enthält. Seine Bergumrandung zeigt nach dem Wan-See hin ihre einzige Unterbrechung. Kein Fahrzeug durchfurcht seine stille Fluth, nur zahlreiche Wildenten schwimmen darauf herum, und an seinem Ufer zeigen sich ein paar Reiher sowie eine Anzahl Schmetterlinge und Motten.

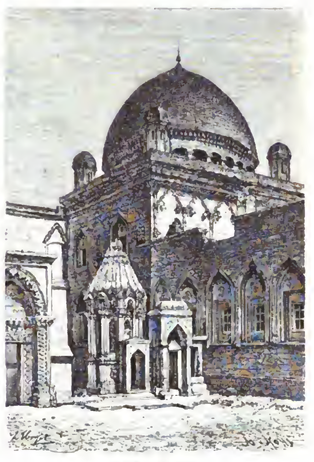
Bald durch Salzsumpf, bald durch Steinwüste geht es von da weiter nach Pergri oder Berkri. Links und rechts vom Wege liegen Weidegründe, auf denen wir ab und zu eine Heerde des genannten Kurdenstammes weiden sehen, vereinzelt zeigen sich auch kleine Baumgruppen und Ackerfelder. Der Boden der letzteren scheint ganz vorzüglich zu sein, seine Bearbeitung erfolgt aber auch hier mit einem sehr primitiven Pfluge. Es dürfte sich in der Methode der armenischen Feldbestellung seit Noah's Zeiten nicht gerade viel geändert haben.

Pergri ist ein Dorf der Haideranli-Kurden, deren Scheikh Mussa-Agha bis auf den heutigen Tag einen hohen Grad von Unabhängigkeit gegenüber der Türkei behauptet. Das feste Schloß von Pergri liegt heute freilich in Ruinen. Die Haideranli-Kurden treiben ebenso wie ihre Nachbaren, die Milanli- und Dagurli-Kurden, ausschließlich Viehzucht, und besonders besitzen sie große Schaf- und Pferdeheerden. Das Lager ihres Scheikhs, der uns mit großer Gastfreundschaft empfängt, befindet sich in der fruchtbaren Ebene von Abaga





Tataren aus Eriwan.



Die Bajaset-Moschee.

oder Alabaga, die einst dreihundert armenische und jessidische Ackerbaudörfer ernährt haben soll, bis der fragliche Kurdenstamm aus Persien hereinbrach, die friedlichen Dörfer verwüstete und an ihrer Stelle seine Zelte aufschlug. Heute reden von den Armeniern, die hier hausten, nur noch eine Anzahl Grabsteine, auf denen das Zeichen des Kreuzes eingemeißelt ist. Galläpfel aus den schönen Eichenwäldern, die die benachbarten Berge bedecken, bilden neben der Schafwolle und den Pferden die wesentlichsten Artikel, mit denen die Haideranli-Kurden nach außen hin Handel treiben. Ein Theil des Stammes lebt übrigens noch gegenwärtig auf persischem Gebiete, und derselbe macht sich durch gelegentliche Raubeinfälle im großen Stile, die er nach Türkisch-Armenien unternimmt, übel berüchtigt.

Aus der grünen Ebene von Abaga, die von zahlreichen Bächen durchrieselt wird, gelangen wir wieder in eine sterile Gegend, in der uns allenthalben kahles Basalt- und Trachytgestein entgegenstarrt. Wir befinden uns auf den Abhängen des Ala-Dagh, dessen beschneite Hochgipfel wir an manchen Orten überblicken. Der Weg, der nichts anderes als ein schlechter Saumpfad ist, führt hier immer hart an der persischen Grenze hin, und eine Reihe von Engpässen öffnen sich nach dieser Seite hinüber. Bergauf und bergab und über tief eingeschnittene Schluchten geht es unter glühendem Sonnenbrande vorwärts.

Endlich erhebt sich vor uns der majestätische Gipfel des Ararat, von dem wir schon lange vorher geträumt haben, und wir fühlen uns durch den Anblick, den uns der altberühmte Berg gewährt, für alle Mühsal reich belohnt. Nicht lange dauert es nun auch mehr, so ist die Stadt Bajaset erreicht, die ungemein malerisch an dem Sockel des Ararat gelegen ist (S. Abbildung 2).



Der Berg Ararat (von Igdir aus gesehen).

Von dem Sultan Bajaset I. begründet und mit einer schönen Moschee sowie mit einem prächtigen Palaste aus rothem Marmor ausgestattet — der in der Nähe gebrochen wird — war Bajaset früher einer der wichtigsten und stärksten Waffenplätze des Türkischen Reiches. Dem Andrängen und Anstürmen der Russen vermochte er aber auf die Dauer nicht zu widerstehen, russische Kugeln zertrümmerten die Mauern seiner Citadelle ebenso wie die Säulen seines Palastes, und im Jahre 1828 fiel die letztere vorübergehend in russische Hand. Den Türken zurückgegeben, hat sich die Stadt doch niemals wieder recht erholen können, um so mehr nicht, als auch Erdbeben sie mehrfach verwüstet haben. Die Bajaset-Moschee, die alle Wechselfälle der Zeiten am verhältnißmäßig besten überdauert hat, dient gegenwärtig als Kaserne (S. Abbildung 4). Die Einwohnerzahl beläuft sich nur auf etwa 2000. Die Dörfer der Umgebung sind theils von Armeniern, theils von Seylanli- und Tschelali-Kurden bewohnt.

Daß die Stelle, auf der Bajaset steht, übrigens bereits im grauesten Alterthume eine höhere Bedeutung besessen hat, bezeugen alt assyrische Inschriften, die daselbst entdeckt worden sind.

Unser nächstes Reiseziel ist nun Igdir, das erste Dorf jenseits der russischen Grenze. Auf dem Wege dahin, bei dem Dorfe Oyadin, das die armenischen und türkischen Bewohner zur Abwehr der räuberischen Kurdeneinfälle stark befestigt haben, genießen wir abermals einen herrlichen Ausblick auf den Großen Ararat, dessen weißer Schneekegel sich scharf von dem azurblauen Himmel abhebt. Auch den Kleinen Ararat, sowie den Sattel, der beide Berge mit einander verbindet, und an dem der armenischen und biblischen Sage nach die Arche des Noah hängen blieb, überschauen wir.

Daß der Berg, der uns durch die Geschichte und Sage, die sich an ihn knüpft, so uralt und ehrwürdig erscheint, geologisch betrachtet ein sehr junger Berg ist, der erst durch sehr späte vulkanische Ausbrüche aufgeschüttet wurde, verrathen uns nicht bloß die frischen Lavaströme, die von seinen Flanken herab unseren Pfad queren, sondern auch die vereinzelten Fumarolen, auf die wir stoßen, und aus denen warme Gase und Dünste emporsteigen. Auch wenn man seine Schmarotzerkegel anschaut, so beschleicht einen das Gefühl, als könnten sich die Kraterschlünde derselben jeden Augenblick von neuem öffnen, und neue feuerflüssige Massen und neue vulkanische Auswürflinge jeder Art an die Oberfläche gelangen lassen.

Aus den Schneefeldern des Gipfels steigen gegenwärtig beträchtliche Gletscher in das Thal herab, und im Laufe der Zeiten haben dieselben einen gewaltigen Betrag an Moränenschutt an unserem Wege aufgehäuft, inmitten dessen sich das abfließende Wasser hie und da zu kleinen Seen hat aufstauen lassen. Zum Theil ist der Moränenschutt von Lavaströmen überlagert, was ebenfalls auf die große Jugend der Eruptionen hindeutet. Nach Abich bildeten sich die beiden Ararats gleich dem Elbrus, dem Kasbek und dem Alagös erst seit der späten Tertiärzeit, und bezüglich der letzten Eruptionen darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie vor den Augen von Menschen stattfanden. Das Hauptmaterial, aus dem sich die beiden Kegel zusammensetzen, ist ebenso wie bei den anderen genannten Bergstöcken trachytische und doleritische Lava.

Gegen Igdir hin senkt sich das Gelände wieder, und zwischen einem Gewirr von überfüllten Wasserläufen und Kanälen und Morästen haben wir uns nach diesem russischen Grenzorte hin durchzuarbeiten. Dort werden wir von den russischen Militär- und Civilbehörden auf das freundlichste empfangen, und bei dem Mahle, das man uns zu Ehren giebt, fühlen wir uns wieder ganz im Bereiche der europäischen Civilisation. Nur die Gerichte, die man uns aufträgt, sind im wesentlichen noch armenisch. Im übrigen dauert unser Aufenthalt in Igdir nicht viel länger, als die unvermeidliche Zollrevision nöthig macht. Dann machen wir uns auf den Weg nach Eriwan, um von da aus noch einmal die ganze Pracht des Großen Ararat zu genießen (S. Abbildung 5). Die Straße windet sich auch hier zwischen Hügeln aus Moränenschutt hindurch, und in demselben gewahren wir vor allen Dingen zahlreiche Obsidiansplitter. Je weiter uns unsere guten Pferde darauf forttragen, desto besser angebaut wird aber die Gegend. Das russische Regiment hat eben den Räubereien der Kurden in wirksamerer Weise ein Ziel gesetzt als das türkische, und der armenische Landmann kann infolgedessen hier die Früchte seines Fleißes eher in Ruhe einbringen und genießen. Unfern der Straße liegt eins der größten Heiligthümer der armenischen Christen, Etchiniadsin, ein Kloster des heiligen Gregorius, und wir verfehlen nicht, demselben einen kurzen Besuch abzustatten.

Die Hauptstadt von Russisch-Armenien trägt in der Hauptsache persischen Charakter, indessen ist die Bevölkerung eine aus Armeniern, Persern, Kurden, Tataren (S. Abbild. 3) und Russen bunt gemischte. Die Häuser bestehen meist aus Lehmziegeln, jedoch findet sich unter ihnen ein in europäischer Weise geführtes Hotel, und die Russen haben auch durch eine Reihe von anderen Institutionen die europäische Civilisation hier mehr und mehr zur Geltung gebracht. Die Citadelle, deren Mauern ebenfalls aus Lehmziegeln bestehen, ist durch ihre Lage auf einem steilen Uferfelsen des Araxes außerordentlich stark.

Hinter Eriwan können wir noch einen letzten Abschiedsblick auf den Ararat sowie zugleich auch auf den Alagös werfen, und in rascher Fahrt — von den Kameelen und Maulthieren, die uns und unsere Lasten bisher getragen, haben wir nun ebenfalls definitiven Abschied genommen — geht es auf der großen Heerstraße weiter nach Tiflis.

Der Hauptsehenswürdigkeit am Wege — dem Gottscha-See, der im Gegensatze zum Wan- und Urmia-See süßes Wasser führt, und der von einer reichen Fauna belebt ist —, können wir unsere Aufmerksamkeit nur wenige Stunden widmen, und ebenso ist auch unser Aufenthalt in Tiflis nur ein kurzer. Die Eisenbahn trägt uns von da weiter nach Poti, und dort harrt unserer der Dampfer, der uns wieder nach Europa bringt.

Vergl. hierzu: E. Chantre, De Beyrouth à Tiflis (Paris 1881); Mark S. Bell, Around and about Armenia (The Scottish Geographical Magazine, vol. 6, p. 113 ff.); Th. Bryce, Transcaucasia & the Ararat (London 1878).

Die letzte Reise des Generals von Prshewalski.

Von Professor Dr. F. Marthe.

V. (Schluß-Aufsatz.)

Das letzte Kapitel des großen Reisewerkes, aus dem hier Bericht erstattet wurde, ist weniger geographischen als politisch-ethnologischen Inhalts, aber als Inbegriff der durch lange Erfahrung von dem Verfasser erworbenen Ansichten nicht minder interessant als alle früheren. Das ganze, umfangreiche Kapitel ist überschrieben: „Die gegenwärtige Lage der Dinge in Centralasien“ und zerlegt sich in sieben Abschnitte: Ursachen der schwachen Bevölkerung dieses Bereiches; allgemeine Charakteristik der dortigen Völker; geringe Anlagen derselben zum Fortschritt; Unsicherheit der chinesischen Herrschaft; Prestige Rußlands; das chinesische Heer; die russischen Beziehungen zu China. Wir werden daraus im folgenden noch einige hervorstechende Punkte anführen. Der ungeheure, etwa 120000 deutsche geographische Quadratmeilen umspannende Raum Centralasiens, der sich von den sibirischen Randgebirgen im Norden bis zum Himalaya im Süden, von der Meridionalkette des Chingan und von den an die Gobi und an Tibet grenzenden Gebirgen des eigentlichen China bis zum Pamir, dem westlichen Tiënschan und dem Tarabagatai im Westen erstreckt, ist von drei Hauptvölkern bewohnt: den Mongolen im Norden, den Tanguten oder Tibetanern im Süden und den Turkestanern im Westen, deren Gesammtzahl mit Einschluß der unter ihnen wohnenden Chinesen, Dunganen und (am Westrande) nomadisirenden Kirgisen sich auf höchstens 8 bis 9 Millionen Seelen belaufen wird. Die Vertheilung derselben würde, nebenbei bemerkt, etwa folgende sein: 3 bis 4 Millionen in der Mongolei, 1½ bis 2 Mill. in Tibet, 2 Mill. in Ostturkistan, ½ Mill. in der Dsungarei, 1 Mill. in den Oasen des östlichen Tiënschan und am Nordfuße des Nanschan. Diese verhältnißmäßige Geringfügigkeit der Bevölkerung wird dadurch bedingt, daß, wie zu ansässigem Leben nur die wenigen, am Fuße gigantischer Gebirge eingesprengten Oaseninseln dienlich sind, so auch für die Heerden der Nomaden nur verhältnißmäßig wenige ergiebigere Weidestrecken, und zwar meistens am Nord- und Ostrande, sich darbieten, während der ganze übrige Raum, etwa vier Fünftel des ganzen Bereiches, als Wüste bezeichnet werden muß, in der nur hie und da der so anspruchslose Nomade zu hausen vermag. Aber die überhaupt nutzbaren Strecken Centralasiens sind dafür auch seit uralter Zeit bewohnt worden. Die so günstigen Bedingungen für die Viehzucht — das trockene Klima, die Schneefreiheit im Winter, das Fehlen lästiger Insekten im Sommer, der Salzreichthum des Bodens, das nahrhafte, wenn auch unscheinbare Gras, die stellenweise guten Weiden, endlich das vergleichsweise hier geringe Maß der Wartung des Viehes — das alles mußte schon im grauen Alterthum die Menschen für das träge und doch den Lebensunterhalt genügend sichernde Hirtenleben gewinnen, bei welchem besondere individuelle Eigenschaften nicht erforderlich waren und der Kampf ums Dasein weniger aktiv als passiv zu bestehen war. So ist hier denn auch trotz des an manchen Stellen fabelhaften Wildreichthums die Stufe des Jägerlebens entweder ganz übersprungen oder bald überwunden worden. Aber ehemals, wie jetzt, waren dem Anwachsen der Nomadenbevölkerung enge Schranken gesetzt, und Auswanderungen nach Westen, große Viehseuchen, schonungslos die Besiegten ausrottende Kriege waren die Faktoren, welche von Zeit zu Zeit den Normalstand der Nomadenbevölkerung wiederherstellten. Jetzt sind alle zur Weide tauglichen Strecken besetzt, und das vorhandene Futter wird jährlich von den Heerden der Nomaden und dem Wilde bis auf den letzten Grashalm aufgezehrt. Aehnlich sind andererseits auch die verhältnißmäßig so winzigen Oasenfetzen am Fuße der beiden Hauptgebirgssysteme Centralasiens — des Tiënschan und des Kuenlun — seit grauer Zeit vollständig gefüllt; jeder bewässerbare Fleck Landes ist dort besetzt, kein Eimer Wasser wird unnütz weggegossen; die Bevölkerungszahl steht längst im Gleichgewicht mit der Bodenergiebigkeit.

So sehr nun die Völker Centralasiens sich nach Rasse, Sprache, Religion, Sitte von einander unterscheiden, so sind doch gewisse Charakterzüge allen gemeinsam. Als solche treten nach der unerfreulichen Seite hervor: starker Egoismus, Heuchelei, sittliche Ungebundenheit, Trägheit und Apathie. Abgesehen von den Nomaden, deren Leben in vollständigem Nichtsthun verläuft, ist auch bei der ansässigen Bevölkerung schlaffes, träges Wesen in allem, was sich nicht auf die Befriedigung der täglichen Lebensbedürfnisse bezieht, unverkennbar; in ganz Asien gilt gleichsam der Grundsatz, daß Zeit kein Geld ist; „gute Leute eilen nicht, das thun nur die schlechten, wie Diebe und Räuber“, so äußerten sich mehr als einmal Mongolen und Tanguten. Einen hervorstechenden Zug im Charakter der Asiaten bildet die moralische Lockerheit und Sinnlichkeit, die besonders bei den ansässigen stark hervortritt, die in der Frau nur eine Waare oder ein Arbeitsthier erkennt und das Familienleben auf dem rücksichtslosen Despotismus des Mannes gegen Frau und Kinder sich erbauen läßt. Eine gewisse Intelligenz, namentlich gesunder Verstand, läßt sich den Asiaten und besonders der ansässigen Bevölkerung Centralasiens nicht abstreiten, aber die Nomaden, vor allem die Mongolen, stehen in dieser Beziehung weit tiefer, ihre Denkfähigkeiten haben zum Theil einen rein kindischen Charakter; von echter Wissenschaft ist nirgends eine Spur zu finden. Als ein häßlicher Charakterzug der Asiaten muß endlich ihre Feigheit genannt werden. — Wenn es gilt, die guten Eigenschaften derselben aufzuzählen, ist wieder zwischen Nomaden und seßhafter Bevölkerung zu unterscheiden. Das Familienleben der ersteren ist inniger und in dem Verhältniß von Mann und Frau, Vater und Kindern humaner als bei der letzteren. Der Nomade ist überhaupt gutmüthiger und offener, die Gastfreundschaft gilt ihm als eine heilige Pflicht. Diebstahl ist selten, Redlichkeit in der Erfüllung eines gegebenen Versprechens wird selbst bei den räuberischen Tanguten geübt. Die Prostitution ist unter den Nomaden gänzlich unbekannt. Meistens leistet hier auch der Wohlhabendere dem Armen Hilfe, der Unterschied in der Lebensweise beider ist überhaupt nur ein geringer. An der seßhaften Bevölkerung ist der friedfertige Zug zu rühmen, der sie, zumal bei dem Nichtvorkommen von Trunkenheit, vor ernsteren Streitigkeiten und groben Vergehungen bewahrt. Auch hier ist Diebstahl eine Seltenheit, namentlich unter der Landbevölkerung, welche überhaupt, ganz wie in Europa,

sittenreiner erscheint als die städtische. Hohes Ansehen genießen hier, wie bei den Nomaden, die Alten, nach deren Rath die Gemeindeangelegenheiten entschieden werden. In dem Gemeindeleben überhaupt gilt das Wahlprinzip neben dem breiten Despotismus im Staatsganzen.

Die Frage, ob die Völker Centralasiens zur Aneignung europäischer Civilisation befähigt seien, beantwortet sich Prshewalski im ganzen verneinend. Was zunächst die Nomaden anlangt, so werden sie von der harten Natur ihrer Wüsten- und Steppenwildnisse, die nie und nirgends aktive Energie von ihnen verlangt, zur Passivität erzogen. Denn beständig Hitze und Kälte, Stürme und anderes klimatisches Ungemach zu ertragen, erfordert passives Wesen; ganze Monate im Schritt auf dem Kameel zu reiten und dabei Hunger und Durst zu ertragen, bedeutet passives Wesen, ja sein Lebelang eine und dieselbe öde Wüstenei vor sich zu sehen, erfordert passives Wesen. Hier würde ein thatkräftiger Charakter dem Individuum nicht nützlich, sondern eher schädlich sein, der stumpfe, derbe Meißel ist brauchbarer hier als die scharfe Schneide des Stahls. Unter solchen Lebenszuständen können sich auch die intellektuellen Fähigkeiten nicht entwickeln, daher war und ist der Nomade mit seinen Begriffen und Fähigkeiten im besten Falle ein Kind, meistens aber fast ein Idiot, er steht in der Regel rathlos jedem von dem gewöhnlichen Geleise abweichenden Vorfalle gegenüber. Ein äußerer Stimulus, der den Nomaden zur Aufnahme der sogenannten „Güter“ der Civilisation bewegen sollte, ist auch nicht zu entdecken. Seine Heerden verschaffen ihm ohne Mühe die Befriedigung seiner einfachen Lebensansprüche, und die Willkür seiner Beherrscher — der Chane, Fürsten ꝛc. — ist ihm weit weniger empfindlich, als z. B. die bittere Noth und harte Arbeit die despotisch auf den Arbeitermassen Europas lastet. Ja, der Nomade ist für die Metamorphose, welche das civilisirte Leben bedingen würde, überhaupt nicht geschaffen. Wie ein Schaf nicht zu den Verrichtungen eines Hühnerhundes dressirt werden kann, so ist der stumpfsinnige, faule und apathische Nomade nach dem ganzen Schlage seiner Natur unfähig, sich in einen energischen, civilisirten Menschen umzuwandeln; eine Krähe in Pfauenfedern, nichts besseres dürfte in wenigen Ausnahmefällen aus ihm hervorgehen! Wozu ihn auch aus seiner Sphäre, in der er glücklich in sich und für sich lebt, herausreißen? Nicht für alle Völker paßt ein und dasselbe Maß der sogenannten europäischen Civilisation. Wie in der Natur höhere und niedere Organismen neben einander existiren, so haben in der menschlichen Familie ältere und jüngere Brüder gleiches Recht auf selbständiges Dasein. Die übertriebene Vormundschaft der einen über die anderen führt nicht immer zu gutem Ende. Den lebendigen Beweis hierfür kann man an den russischen wie an den chinesischen Grenzen der Mongolei sehen. Die dort wohnenden Mongolen haben von ihren Nachbarn nur die schlechten Seiten des Lebens angenommen, ihre Einfachheit und Geradheit eingebüßt, die frühere Faulheit aber und andere Fehler durchaus beibehalten, so daß sie geradezu, und namentlich die begabteren unter ihnen, als vollständige Taugenichtse erscheinen.

Den Kulturvölkern Centralasiens möchte Prshewalski ebenso wenig Chancen zugestehen, daß sie dereinst den Pfad der europäischen Civilisation betreten und darin weitergehen könnten. Dabei leitet ihn der allgemeine Gedanke, daß es ganzen Nationen ebenso, wie dem Einzelmenschen, versagt sei, auf ein durchlebtes Entwickelungsstadium nochmals zurückzukommen. Die Kulturvölker Asiens aber seien alt, intellektuell und moralisch abgelebt, die wohl ihr passives Dasein fortsetzen könnten, aber einer geistigen Wiedergeburt nicht fähig seien [1]). Nur Japan befinde sich als Inselvolk in einer günstigen Ausnahmestellung; indessen werde erst die Zukunft lehren, ob der dortige jähe Uebergang zur Reform heilsame Früchte gezeitigt habe. China stehe den andringenden europäischen Neuerungen noch durchaus fremd gegenüber. Die Annahme gewisser technischer und militärischer Einrichtungen europäischer Art habe im Wesen noch nicht viel zu bedeuten, um aber weitere Zweige der europäischen Kultur dahin zu verpflanzen, sei doch ein ungeheurer Bruch mit den Gebräuchen, Begriffen und Lebensordnungen der Vergangenheit nöthig. Dazu müsse man bedenken, wie die Einführung der Maschinenarbeit hier Millionen armseliger Handarbeiter brotlos machen, die Eisenbahnen Millionen von Fuhrleuten, Trägern ꝛc. des Lebensunterhaltes berauben werden, denn die alsdann neu eingeführten Beschäftigungs- und Erwerbsarten dürften, so argumentirt unser Gewährsmann, schwerlich alle frei gewordenen Hände wieder beschäftigen. Der einzige Ausweg werde dann die Auswanderung von Millionen eines Volkes, das nirgends sich einem anderen einfüge, sondern überall ein neues China aufrichte. Wahrscheinlich werde sich China ähnlich der heutigen Türkei auf ein System des Lavirens legen, mehr scheinbar als wirklich europäische Reformen einführen und den „kranken Mann“ der Zukunft für Europa abgeben.

Von den eben entwickelten pessimistischen Ansichten, die sicherlich in mancher Beziehung zu weit gehen, werden wir auf einen realeren Boden versetzt, wenn wir diesen Kenner Asiens von der Unfestigkeit des chinesischen Regiments in Centralasien sprechen hören. Abgesehen von den chinesischen Beamten und Soldaten treten Chinesen dort theils als Kolonisten, theils als Kaufleute auf, doch ist ihre Zahl keine erhebliche; sie dürfte höchstens 200 000 betragen, wobei indessen die theils von echten Chinesen, theils von Dunganen dicht bevölkerten Oasen am Nordfuße des Nanschan, die ja auch noch der chinesischen Provinz Kansu zugehören, nicht mitgerechnet sind. Von den drei Haupttheilen Centralasiens — der Mongolei, Ostturkistan mit Dschungarei und Tibet — sucht China den ersteren mit Hilfe der einheimischen Fürsten und der einheimischen Geistlichen, der Lamas, in Zaume zu halten. Aber gerade hier hat in neuerer Zeit beim Volke eine starke Unzufriedenheit um sich gegriffen. Dasselbe hat zuerst durch Raubzüge der Dunganen, dann durch die Befriegung derselben, zuletzt durch die Kriegsrüstungen gegen Rußland wegen des Kuldscha-Distrikts viel zu leiden gehabt. Für die durchmarschirenden Truppen mußten Gespanne, zum Theil auch Proviant geliefert werden, ebenso wie das für die häufig durchreisenden Beamten geschieht. Dazu kamen mancherlei willkürliche Auflagen — obwohl die Mongolen Abgaben an China gar nicht zu zahlen haben —, ferner verschiedene Schädigungen durch Naturereignisse, bald zu große Trockenheit im Sommer, bald zu starke Kälte und Schneefälle im Winter, wodurch große Viehseuchen entstanden. So sind die Nomaden heutzutage stark verarmt und in dumpfer Gährung gegen die verhaßten Zöpflinge. Das Protektorat über Tibet erwarb China schon im 13. Jahrhundert, erweiterte es bei der Thronbesteigung der jetzigen Dynastie (1644) und befestigte es seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Wahl des Dalai-Lama, der von Peking her bestätigt werden muß, liegt jetzt ganz in der Hand Chinas, welches einen oder zwei Residenten in Lhassa hat, die die Isolirung des Landes und seines Oberhauptes klug zu erhalten wissen.

[1]) Zur Bekräftigung seiner Ansicht verweist Prshewalski auf Herbert Spencer, der in seiner Sociologie gleichfalls verknöcherten Gesellschaftsordnungen die Möglichkeit einer Metamorphose abspricht.

Ganz anders liegen die Dinge in Ostturkistan, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zusammen mit der Dsungarei unterworfen wurde, seit dem Jahre 1825 mehrmals sich empörte, unter Jakub-Bek über ein Jahrzehnt hindurch unabhängig war, indessen seit dem Tode des letzteren 1877 allmählich der chinesischen Herrschaft wieder anheimfiel. Wie nun diese ausgeübt wird, davon hat Przhewalski's Reisebericht mehr als einmal unterrichtet; wir empfangen hier des weiteren von ihm die Versicherung, daß die dem Volke auf gesetzliche und ungesetzliche Weise abgepreßten Abgaben geradezu die Hälfte seines Einkommens betragen! Er fügt hinzu: „In Ostturkistan arbeiten die Chinesen, wie absichtlich, selbst jeder Möglichkeit entgegen, daß sich das Volk beruhige, und daß folglich sich ihre Herrschaft befestige." Das Resultat also dieses Abschnittes würde sein, daß in der Mongolei und in Ostturkistan — den an das russische Reich grenzenden Gebieten — Chinas Herrschaft verhaßt und unsicher ist, während sie in dem das anglo-indische berührenden Tibet auf festeren Füßen steht!

Das Gegenstück hierzu bringt nun der „das Prestige" Rußlands in Centralasien darstellende Absatz. „Die nomadischen Mongolen, die Dunganen oder die chinesisch sprechenden Mohammedaner und die Bewohner Ostturkistans, namentlich diese, nähren die starke Hoffnung, Unterthanen des weißen Zaren zu werden, dessen Name ähnlich dem des Dalai-Lama bei den asiatischen Massen in der Glorie einer Zaubermacht erscheint; alle sind sie fest überzeugt, daß mit dem russischen Regiment ein besseres und sorgenfreieres Leben für sie angehen wird." Diese Ueberzeugung gründet sich auf die Thatsache, daß in Westturkistan, einst der Stätte eines argen, von einheimischen Herrschern geübten Despotismus, durch die Russen Gerechtigkeit und Sicherheit des Lebens und Besitzes eingeführt worden sind. Von den Mongolen heißt es, daß sie in der instinktiven Erkenntniß, zu einem selbständigen politischen Dasein nicht berufen zu sein, und nachdem sie alle Leiden chinesischer Verwaltung durchgemacht haben, von zwei Uebeln das geringere wählen, indem sie nach Rußland hinneigen, unter dessen Scepter sie auf eine mildere und gerechtere Verwaltung hoffen. So wenigstens sei die Stimmung unter den Nordmongolen, den Chalchas.

Eine höchst eingehende Darstellung widmet Przhewalski den chinesischen Heeresverhältnissen, wobei er eine Fülle von Beobachtungen, die er auf seinen Reisen als Fachmann anzustellen in der Lage war, mit einflicht. Aber wenn seine sonstigen Schilderungen chinesischer Verhältnisse schwarz gefärbt sind, so erscheint das chinesische Heerwesen bei ihm in den allerschwärzesten Farben. Bewaffnung, Verpflegung, Einübung der Soldaten, Bildung der Offiziere, Disziplin, Marschordnung, was man auch aus dem chinesischen Kriegswesen herausgreifen mag, es erscheint alles wie Hohn und Spott auf wirkliches Militärwesen, wie man es in Europa versteht. Daher würde ein Krieg mit China, wie Przhewalski in den „Beziehungen Rußlands zu China" ausführt, unzweifelhaft die günstigsten Aussichten auf Sieg eröffnen. Ein Krieg mit China aber sei unvermeidlich, um dasselbe zur redlichen und richtigen Ausführung der mit Rußland bestehenden Verträge, namentlich in Bezug auf den Handel, zu bringen; nur vor der Gewalt werde chinesischer Dünkel und Trugsinn, der jetzt den russischen Kaufleuten und Grenzbeamten so mancherlei Aerger und Hemmniß bereite, sich beugen. So schließt das vieljährige Friedens- und Forschungswerk eines Kriegsmannes — überraschend, und doch nicht unbegreiflich — mit einem Kriegsrufe! Welche Wirkung derselbe an den Tausenden russischer Leser und Bewunderer Przhewalski's mit der Zeit üben wird, ist ein Problem der Zukunft.

Sklaverei und Sklavenhandel in alter und neuer Zeit.

Von Dr. Emil Jung.

(Fortsetzung.)

Am besten und ausführlichsten sind wir über die Sklaverei bei den Römern unterrichtet. Man muß in der Geschichte der römischen Sklaverei zwei Perioden unterscheiden, „nicht nach dem untergeordneten Gesichtspunkte, wie die Gesetzgebung sich zu diesem Institut verhalten, sondern nach dem Zuschnitt und Charakter, den dasselbe zu verschiedenen Zeiten im Leben an sich trug" [1]). Die alte, unschuldige Sklaverei, wie Mommsen sie nennt, unterschied sich sehr wesentlich von der späteren, harten. Bis zum Ende der Republik waren die Sklaven die Gehilfen des Herrn, mit dem sie die Arbeit und das häusliche Leben theilten, also täglich in die intimste Berührung kamen. Auf den Landgütern arbeitete der Herr neben dem Sklaven, und wenn er mehr Land hatte, als er selbst bewirthschaften konnte, so setzte er den Sklaven als Verwalter oder Pächter über ein abgetrenntes Gut. Auf Cato's des Aelteren Tisch erschienen dieselben derben Speisen und Getränke, welche seine Sklaven erhielten, ja er ließ Kinder seiner Sklaven sogar durch seine Frau säugen, damit sie mit der Muttermilch zugleich eine Zuneigung für die Familie aufnahmen. Eheliche Verbindung zwischen seinen Sklaven gestattete der sehr ökonomische Mann aber nur gegen Herausgabe eines Theiles des Peculiums. Und er zögert nicht, in seiner Schrift „De agricultura" den Landwirthen anzurathen, alte Zugochsen wie alte Sklaven und ebenso die Kranken zu verkaufen. In dieser alten einfachen Zeit begnügte man sich mit wenigen Sklaven, selbst Konsule wurden nur von einer geringen Dienerschaft begleitet, wenn sie ins Feld zogen, und vielleicht nur ein Sklave wurde zur persönlichen Bedienung gebraucht. Aber der große Landbesitz und die fortwährende Abwesenheit der römischen Bürger in den beständigen Eroberungskriegen brachte nothwendig eine Nachfrage nach Sklavenarbeit mit sich, die nun in ausgedehntestem Maße durch die Schaaren von Kriegsgefangenen befriedigt wurde. Wie reichlich diese Quelle floß, mögen einige Angaben zeigen.

Nach dem Siege des Aemilius Paullus über den König Perseus wurden 150000 Gefangene verkauft. Bei Aqua Sextiae und Vercellae fielen den Römern 90000 Teutonen und 60000 Cimbern in die Hände. Cäsar verkaufte bei einer einzigen Gelegenheit 63000 Gallier. Terentius Varro machte 44000 Gefangene nach der Besiegung der Salasser in den Penninischen Alpen. Die Eroberung Jerusalems

[1]) Jhering, Geist des römischen Rechts.

lieferte den Römern 90000 Sklaven, nachdem schon ganze Schaaren durch Hunger und Noth und in den Kämpfen des Circus umgekommen waren.

Aber alles dies genügte immer nur für kurze Zeit, denn der Verbrauch an Menschen war ein ungeheurer, und eine Vermehrung der Sklaven aus sich selbst heraus fand nur in sehr geringem Maße statt, wenn auch Eheschließungen (contubernium) nichts ungewöhnliches waren und Columella in seinem Buche „De re rustica" meint, der Gewinn aus den Geburten sei für den Herrn ein genügender Grund, solche Verbindungen zu fördern. Ja, er rieth, die Fruchtbarkeit der Mutter durch Prämien zu belohnen und zu fördern. Varro giebt in seinem Buche „De re rustica" den gleichen Rath. So entwickelte sich denn, um der stetig steigenden Nachfrage nach Sklaven zu genügen, ein regelrechter Handel auf dem Markte von Rom, der seine Zufuhren aus Afrika, Spanien und Gallien, vornehmlich aber von Asien her, aus Bithynien, Galatien, Cappadocien und Syrien, bezog. Ein Eingangszoll (portorium), ein Achtel für Eunuchen, ein Vierzigstel für andere Sklaven, war bei der Ein- und Ausfuhr zu zahlen, ebenso zwei bis vier Prozent vom Verkaufspreise.

Auch Delos war ein großer Sklavenmarkt. Dorthin brachten die sicilischen Seeräuber ihre Beute; auch hörte der Handel nicht auf, wurde nur mehr versteckt betrieben, nachdem Pompejus 10000 Piraten im Kriege gegen diese Pest der Meere getödtet und 20000 zu Gefangenen gemacht hatte.

Aber es waren nicht bloß Fremde, welche in Rom als Sklaven arbeiteten. Der Gläubiger konnte seinen Gläubiger zu seinem Sklaven machen oder denselben „trans Tiberim" verkaufen. Ja, der Verkauf in die Sklaverei fand selbst als Strafe für leichte Vergehen statt, so für die Nichtzahlung der oft unerschwinglichen Steuern. Die Secessio in Montem Sacrum der Plebejer war vornehmlich hervorgerufen durch solche Härte. Und obwohl das Pötilische Gesetz den Gläubiger zur Befriedigung seiner Forderung auf das Besitzthum des Schuldners beschränkte, so finden wir Addicte infolge von Schulden noch während der Punischen Kriege. Weniger verwerflich erscheint die Sklaveri als Strafe für vergangene Verbrechen; Arbeit in den Steinbrüchen und Bergwerken war das Loos dieser Sklavenklassen.

Die Zahl der Sklaven, welche einzelne reiche Römer besaßen, war eine außerordentliche. Ganze Schaaren dienten nur zur Bedienung und Begleitung ihres Herrn. Cicero, der den mit der Zahl der Sklaven getriebenen Aufwand vielfach tadelt, meint, die geringste Zahl, welche ein anständiger Mann halten könne, sei zehn. Später stieg die Zahl der Sklaven ins Unglaubliche. Man hielt Tausende derselben; man mußte sie förmlich, wie die Soldaten, in Decurien abtheilen, um Ordnung in das Heer zu bringen, und die vornehmeren unter diesen Sklaven hielten sich oft selbst wieder Sklaven zu ihrer Unterstützung. Dem Angesehensten war die Aufsicht über das Hauswesen und die übrige Dienerschaft übertragen. Unter ihm gab es Aerzte, Kassirer, Schreiber, Vorleser, Dichter, Lehrer, Musiker, Schriftsteller, selbst Philosophen; sie bethätigten sich überhaupt in allen Gebieten des Wissens. Wir hören von mehreren biographischen und historischen Werken unter der Republik und in der ersten Zeit des Kaiserthums. Es brauchen hier nur die Namen des Tiro, des Sekretärs Cicero's, und des Hyginus, des Bibliothekars des Augustus, genannt zu werden, während Männer wie Livius, Andronicus, Cäcilius, Statius, Terentius, Publius Syrus, Phädrus und Epictetus einen noch viel höheren Platz beanspruchen.

Auch an Narren und Zwergen fehlte es nicht. Zu den geringeren Sklaven gehörten oft die angeketteten Thürhüter, welche die Aufsicht über die Wohn- und Schlafzimmer führten, die ihren Herrn beim Ausgehen begleiteten; andere gingen ihm voran, um ihm im Gedränge Platz zu machen, besonders groß aber war das Gefolge auf Reisen, wobei man in der späteren Zeit das unsinnigste Gepränge mit Vorreitern und Läufern trieb. Für geschickte Sklaven wurden bis zu 15000 Mark nach unserem Gelde bezahlt. Schauspieler und Wettkämpfer im Circus waren gleichfalls meistens Sklaven, ebenso die Gladiatoren. Die letzten wählte man gewöhnlich aus kriegerischen Völkern, wie den Samnitern, Galliern, Thrakern. Ganze Familien von Gladiatoren wurden von Spekulanten (oft Männer von hohem Rang) zur Ausmiethung gehalten.

Neben diesen städtischen Sklaven, der familia urbana, standen die weit zahlreicheren ländlichen, die familia rustica, über welche der villicus gesetzt war, in der Regel ein verheiratheter Mann, um ihn an sein Amt zu binden — bei der großen Ausdehnung der römischen Güter eine sehr verantwortliche Stellung. Hier wurden die Sklaven häufig in Ketten gehalten, die sie nicht einmal nachts im gemeinsamen Schlafraume, dem Ergastulum, ablegen durften. Als Strafe sandte man die Sklaven von der Stadt auf das Land, ließ sie an der Handmühle arbeiten und verbannte sie nach den Steinbrüchen oder Bergwerken, wo Männer und Weiber halbnackt unter der Pritsche ihrer Aufseher und bewacht von Soldaten sich plagten. Auch Spekulanten sandten ihre Sklaven in ganzen Abtheilungen hierher.

Neben den Privatsklaven gab es auch öffentliche, welche die verschiedensten Dienstleistungen zu verrichten hatten. Sie bekleideten die unteren Posten des öffentlichen Dienstes, wie die von Kurieren, Gerichtsdienern, Gefängnißwärtern Tempeldienern, und verrichteten auch viele der gröberen öffentlichen Arbeiten, wie den Straßenbau, die Reinigung der Abzugskanäle, die Instandhaltung der Wasserleitungen 2c.

War in der früheren Zeit der Republik die Zahl der Sklaven, welche zu einem einzelnen Haushalte gehörten, noch eine mäßige, so wuchs dieselbe später ins Ungeheure. Als Pedanius Secundus in seinem Hause ermordet wurde, tödtete man ungeachtet des mit einem Aufstande drohenden Volksunwillens, seine sämmtlichen Sklaven, 400 an Zahl, weil sie zur Zeit unter seinem Dach gewesen wären, ohne ihm beizustehen. Plinius berichtet, daß Cäcilius, ein Freigelassener, bei seinem Tode testamentarisch 4116 Sklaven hinterließ. Ueber die Gesammtzahl aller Sklaven in Italien sind sehr abweichende Schätzungen gemacht worden. Am glaubwürdigsten erscheint wohl die, welche die Zahl derselben zur Zeit des Kaisers Claudius auf 20832000 berechnet, während zur selben Zeit 6944000 Freie in Italien gelebt haben sollen.

Daß ein solches Zahlenverhältniß die herrschende Klasse nicht ohne Besorgniß ließ, ist leicht erklärlich. Und in der That ließen Aufstände der Sklaven nicht lange auf sich warten. Wir hören von einer Verschwörung der Sklaven 500 v. Chr. und von einer zweiten im Jahre 419; dann wieder kurz vor dem Sieg des Duilius zur See über die Karthager und zwischen den Schlachten am Trasimenischen See und bei Cannae. Das Anwachsen der Latifundien vermehrte die Zahl der Sklaven von Jahr zu Jahr und schuf eine beständig drohende Gefahr. An die Stelle der freien Plebejer traten auf dem Lande immer mehr die Sklaven. In Sicilien war das Loos der ländlichen Sklaven am härtesten; wie Mommsen meint, war dies eine Hinterlassenschaft der Karthager. Und hier war es auch, wo der erste wirklich ernsthafte Aufstand von Sklaven ausbrach.

Die Bestimmung des licinischen Gesetzes, wonach auf jede 500 Morgen eine bestimmte Anzahl freier Arbeiter angestellt werden sollte, blieb ein todter Buchstabe. Das Land wurde mit Schaaren von Sklaven — zum Theil sehr

rohen und sittlich entarteten Menschen — überschwemmt, deren Anwesenheit höchst gefährlich werden mußte. Und so brach denn auch 134 v. Chr. ein furchtbarer Sklavenaufstand in Sicilien aus, nicht ohne Verschulden der Eigenthümer, welche ihre Sklaven auf das schlechteste behandelten und verpflegten, und dabei deren Räubereien auf fremdem Gebiet wenn nicht ermunterten, so doch als ihre Ausgaben erleichternd stillschweigend guthießen. Empört durch die furchtbare Grausamkeit, mit der sie behandelt wurden, erhoben sich 70000 Sklaven unter dem Syrer Eunus, der sich zum König ausrufen ließ. Der Aufstand griff mit reißender Schnelligkeit um sich, und erst nach vierjährigem harten Kampfe gelang es den Römern unter Rupilius, denselben gänzlich zu überwältigen. Kleinere Aufstände folgten und dann die zweite Sklavenempörung in Sicilien unter Trypho und Athenio, welche erst nach hartem Kampfe durch den Konsul Aquilius niedergeworfen werden konnte. Dann kam der zweite Sklavenkrieg unter dem Thracier Spartacus, der 73 v. Chr. mit 78 thracischen und gallischen Sklaven aus einer Fechtschule zu Capua entsprang und binnen kurzem ein 120000 Mann starkes Heer versammelte, das erst nach mehreren Jahren durch Crassus in Lucanien zersprengt wurde. Sechstausend Gefangene ließ der grausame Sieger den Weg von Capua nach Rom entlang ans Kreuz schlagen, während fünftausend entkommene Sklaven, welche sich nach Oberitalien durchzuschlagen versuchten, dem gerade aus Spanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände fielen. In den darauf folgenden Bürgerkriegen wurden von jeder der jeweilig gegen einander kämpfenden Parteien Sklaven verwandt, so von Marius, später von Catilina, welcher letztere indeß später diese Bundesgenossen zurückwieß. Clodius und Milo verwendeten bei ihren Straßenkämpfen ganze Banden von Gladiatoren, und Cicero billigt in seiner berühmten Vertheidigungsrede für den letzteren dies Verfahren seines Klienten ausdrücklich. Im Kriege zwischen Pompejus und Cäsar kämpften Sklaven auf beiden Seiten, und Gladiatoren waren es, welche Cäsar's Mörder zum Kapitol geleiteten. Antonius, Octavius und Sextus Pompejus hatten Sklaven als Kämpfer in ihren Heeren; in welchem Umfange dies geschah, beweist eine Inschrift, welche Augustus auf dem Monumentum Ancyranum anbringen ließ, und welche besagt, daß er 30000 Sklaven ihren Herren zur Bestrafung überlieferte, weil sie entflohen waren und Waffen gegen den Staat getragen hatten. In der Kaiserzeit wurden Sklaven im Heere ganz regelmäßig verwendet, wie wir bei Tacitus lesen; auch fanden mehrmals Aufstände statt, wozu die Sklaven allerdings immer weniger Grund hatten, da ihre Lage sich immer mehr verbesserte, wenn auch die Gewalt der Herren noch bis in die späteste Kaiserzeit eine sehr große blieb. Erst das immer mehr sich ausbreitende Christenthum, namentlich die Kirche selber, schuf durchgreifende Besserung. Aber solche Scheußlichkeiten, wie das Werfen von Sklaven in die Fischteiche zur besseren Fütterung der Forellen, das noch zur Zeit des Augustus durch Vedius Pollio geübt worden sein soll, konnten doch nicht mehr vorkommen. Wir begegnen in der Geschichte Roms sogar einigen bemerkenswerthen Zügen edelmüthiger Hingebung von Sklaven für ihre Herren, welche ein sehr günstiges Zeugniß für das zwischen beiden Theilen bestehende Verhältniß ablegen. Während der Proskriptionen des Triumvirats verbarg ein Sklave seinen Herrn, als er die Mörder kommen sah, in einer Grotte seines Gartens, zog das Kleid desselben an und stellte sich furchtsam. Fast wäre ihm die Absicht gelungen, statt seines Herrn getödtet zu werden, aber ein anderer Sklave verrieth den Betrug, und so wurde der Herr niedergehauen. Das darüber aufgebrachte Volk ruhte nicht eher, als bis der Verräther ans Kreuz geschlagen wurde, der treue Sklave aber als Belohnung seine Freiheit erhielt. Ein anderer Sklave ließ sich in der Sänfte seines Herrn forttragen und wurde so statt desselben getödtet, während jener glücklich nach Sicilien entkam. Einer der Geächteten ruhte eben in seinem Landhause, als die Soldaten hereindrangen, da zog ihm der Sklave sein eigenes Kleid an, legte sich selbst, als wäre er der Herr auf das Ruhebett und ließ sich tödten, während der Herr als Sklave neben ihm stand. Solche Züge aufopfernder Treue sind um so schöner, je gewaltiger durch die Größe des Lohnes der Reiz für die Sklaven sein mußte, zu Verräthern an ihren Herren zu werden.

„Man hat sich das Loos eines römischen Sklaven“, sagt Ihering[1]), „wie das eines heutigen Negersklaven vorgestellt und sich zu der Annahme verleiten lassen, als ob das Institut erst später einen menschlichen Charakter angenommen habe, weil erst in der Kaiserzeit eine humane Anschauungsweise innerhalb der Gesetzgebung sichtbar wird. Das Verhältniß möchte in der That das entgegengesetzte gewesen sein“ [2]). Da, wie Kapp es ausdrückt, der Kriegsfuß in Rom das von vornherein gegebene völkerrechtliche Verhältniß war und die Beute die Wurzel des römischen Eigenthumsbegriffs, so war auch der römische Sklave nichts als eine Sache, als das absolute und unbeschränkte Eigenthum seines Herrn. Der Sklave konnte nichts besitzen, was er erwarb, gehörte gesetzlich dem Herrn. Die mildere Praxis gestattete ihm indeß aus Geschenken, zufälligen Erwerbungen oder als Theil seines Verdienstes ein Peculium anzusammeln. Aber der Sklave konnte weder klagen, noch Zeuge sein, wenigstens nur insoweit als ihm ein Zeugniß durch die Folter abgepreßt worden war. Angeklagte Herren konnten ihre Sklaven für die Erpressung solcher Zeugenaussagen anbieten oder zu demselben Zweck die Sklaven Anderer fordern. Waren die Sklaven durch die Folter beschädigt oder getödtet, so wurde der Eigenthümer desselben entschädigt. Also wie in Griechenland. Natürlich waren auch die gesetzlichen Strafen, soweit sie überhaupt gegen den Sklaven in Anwendung kommen konnten, für diesen andere und strengere als für den freien Mann. Die Todesstrafe wurde an dem römischen Bürger durch das Schwert oder das Herabstürzen vom Tarpejischen Felsen vollzogen, der Sklave wurde mit dem Beil enthauptet oder ans Kreuz geschlagen. Die Lex Cornelia belegte den Mord eines freien Mannes und eines Sklaven mit derselben Strafe, doch ging der Herr, welcher seinen eigenen Sklaven ermordete, straflos aus.

Denn dieses Tödtungsrecht, das dem paterfamilias sogar über seine Kinder freigegeben war, stand ihm hinsichtlich seiner Sklaven unbedingt zu. Wie er ihn nach Lust und Laune verheirathen, von Weib und Kind trennen, und aussetzen konnte, so durfte er ihn auch zum Kampf mit den wilden Thieren verurtheilen oder ihm in direkter Weise das Leben nehmen. Er durfte gerade soviel mit ihm thun, als er wollte. Allerdings machten auch in dieser Hinsicht der Censor und die öffentliche Sitte und Meinung ihren Einfluß geltend und führten die unumschränkte Gewalt in Wirklichkeit auf ein verständiges Maß zurück.

Aber die doch im Prinzip bestehende Rechtlosigkeit der Sklaven erfuhr eine Milderung erst unter den Kaisern. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit und guten Sitte wurde das Prinzip der gänzlichen Rechtlosigkeit der Sklaven bedeutend modifizirt. Schon bei Seneca, welcher meinte, man solle die Sklaven als Freunde behandeln und sehr energisch die Gladiatorenkämpfe tadelte und das Publikum, welches an ihnen Gefallen fand. Drängten sich doch die Frauen immer zu diesen blutigen Schauspielen, und waren sie es doch, welche nur zu oft pollice verso den unglücklichen

[1]) Wernicke, Geschichte des Alterthums.
[2]) Ihering, Geist des römischen Rechts.

Gladiatoren zum Tode verurtheilten, der nach ihrer Meinung nicht tapfer genug gekämpft hatte. Dio Chrysostomus, Trajans Berather, war der erste griechische Schriftsteller, welcher die Sklaverei als den Gesetzen der Natur zuwiderlaufend erklärte. Hadrian entzog den Herren das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven und schaffte auch die unterirdischen Gefängnisse ab. Antoninus Pius nahm sich der Sklaven ganz besonders an. Seit seiner Regierung konnte der Sklave unter gewissen Verhältnissen zum Testamentsvollstrecker ernannt werden und Verträge schließen, er stand unter dem Gesetz des sogenannten natürlichen Rechts, mußte also gewisse Ehehindernisse anerkennen, konnte vor allem freigelassen werden und nach erfolgter Freilassung wegen erlittener Mißhandlung klagbar werden.

Freilassung von Sklaven wurde schon in früheren Zeiten der Republik gewöhnlich. Der Herr war dabei nicht nothwendig ein Verlierer, denn er erhielt von dem Sklaven eine Geldsumme, für welche er sich einen anderen Sklaven kaufen konnte, und der freigelassene Sklave wurde sein Client. Solche Freigelassene sowie deren Söhne gelangten nicht in den vollen Besitz der bürgerlichen Rechte, erst die dritte Generation erlangte dies, wurde ingenua. Daß diese letzten schon zu Zeiten des Scipio Quilianus sehr zahlreich, beweist die von diesem gegenüber einer murrenden plebejischen Versammlung gemachte verächtliche Aeußerung[1]): Taceant, quibus Italia noverca est; non efficietis, ut solutos vereos quos alligatos adduxi. Augustus war gegen zu viele Freilassungen, weil er dadurch eine Verschlechterung des Bürgerstandes befürchtete. Gegen Mitte und Ende der Kaiserzeit galt es für einen Ehrenpunkt, recht viele Freigelassene zu haben. Die Manumission, besonders die testamentarische, artete zu einer solchen Sucht aus, daß das Gesetz sich ihrer Ueberwachung und Beschränkung zur besonderen Aufgabe machte.

Zu gleicher Zeit gewannen die Freigelassenen immer mehr Boden, rechtlich wie gesellschaftlich. Sie wurden in den Ritterstand und in den Senat zugelassen, wurden mit der Verwaltung von Provinzen betraut und erhielten hohe Aemter im kaiserlichen Haushalte. Daß sie zugleich alle Untugenden des Parvenu zeigten, sehen wir aus den Lustspielen jener Zeit. Aber wir bemerken auch, daß, sobald das Handwerk wieder zu Ehren kam, viele Freigelassene sich demselben zuwandten, und daß sie zahlreich andere Lebensstellungen mit Ehren ausfüllten. Daß sie sogar in die höchste Gesellschaftsklasse gelangen konnten und auch auf litterarischem Gebiete sich auszeichneten, ist bereits erwähnt worden.

Die alte Welt, sagt Kapp[2]), ging an der Sklaverei zu Grunde. Nur die allgemeine freie Arbeit, die Thätigkeit jedes einzelnen kann zur sozialen und politischen Gesundheit führen und ein Volk kräftig blühend und dauerhaft machen. Die Staaten des Alterthums, Griechenland und Rom an der Spitze, so viel menschlich Schönes sie auch in den Tagen ihres Glanzes entwickeln mochten, welkten darüber hin und verfaulten, weil sie den Segen der freien Arbeit nicht kannten und die Sklaverei sich über den Kopf wachsen ließen. „Die oft gebrauchte und oft gemißbrauchte Redensart", sagt Mommsen im dritten Bande seiner Römischen Geschichte, „von einem aus Millionären und Bettlern zusammengesetzten Gemeinwesen, trifft vielleicht nirgends so vollständig zu wie bei dem Rom der letzten Zeit der Republik". Und nirgends wohl auch ist der Kernsatz des Sklavenstaates, daß der reiche Mann, der von seiner Sklaven Arbeit lebt, nothwendig respektabel, der arme Mann, den seiner Hände Werk ernährt, nothwendig gemein ist, mit so grauenvoller Sicherheit als der unwidersprechliche Grundgedanke des ganzen öffentlichen und privaten Verkehrs anerkannt worden. Die römische Gesellschaft ist bereits zur Zeit des Verfalles der Republik „die vollkommen ausgebildete Plantagenbesitzeraristokratie mit einer starken Schattirung von Spekulation und einer leisen Nüance von allgemeiner Bildung".

2. Die neue Zeit.

Die neue Zeit brachte auch neue Formen für die Sklaverei wie für den Sklavenhandel. Nach den früheren Anschauungen bestand keine schroffe Kluft zwischen Herren und Dienern, welche sich auf die Abstammung gründete. Allerdings begegnen wir schon bei den ältesten Völkern die später so allgemein gewordene Ansicht von einer eingeborenen organischen Inferiosität der Neger, allein der Schwarze hatte doch dasselbe Loos mit dem Weißen, die Hautfarbe bedingte nicht den „Bann und Fluch" der Sklaverei. Der Abstand zwischen Herr und Diener betraf nur das Rechtliche, nicht das rein Menschliche in ihrer Stellung. Wer heute Herr war, konnte morgen durch Kriegsgefangenschaft selbst Sklave werden. Erst den christlichen Nationen der Neuzeit war der traurige Ruhm vorbehalten, die Negersklaverei geschaffen und zu dem Ende die internationale Ausbeutung des einen Welttheils durch den anderen eingeführt und sogar in ein handelspolitisches System gebracht zu haben. „Der Geist und das Handelsgenie des Europäers verpflanzen die rohe physische Kraft des Afrikaners auf den jungen üppigen Boden Amerikas, drei Welttheile helfen also wohl oder übel einen Zustand schaffen, welcher der Menschheit viel mehr Blut und Fluch als Vortheil und Segen gebracht hat."

Die Europäer fanden in Afrika das Institut der Sklaverei bereits vor, aber es blieb der europäischen „Civilisation" vorbehalten, diesem Handel eine Gestalt zu geben, welche an Ausdehnung und Scheußlichkeit den früheren weit übertraf. Die Sklaverei hatte in Afrika selber, wie auch noch heute, einen gewissen patriarchalischen Anstrich. Der Sklave gehörte in der Regel einem benachbarten, selbst stammverwandten Volke an; er befand sich mit dem Herrn auf derselben, wenn nicht höheren Bildungsstufe, er stand ihm von vornherein durch die Gemeinsamkeit der Religion, Sitte, häuslichen Arbeit und des Verkehrs näher. Nachdem aber Portugal durch das Recht des Entdeckers in den Besitz der Westküste des schwarzen Erdtheils gelangt war — jenes großen Produktionsgebietes von Sklaven —, nachdem die Eroberer Amerikas — Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen und Holländer — auf ihren entfernten Besitzungen kräftiger Arme bedurften, um die fast ausgerotteten Eingeborenen zu ersetzen, welche sich zu schwach erwiesen, als daß sie mit Erfolg zum Anbau des Bodens und zur schweren Arbeit hätten verwandt werden können, da verwandelte sich bald ein großer Theil Afrikas in ein Revier für Menschenjagden, und der Name „Weißer" wurde gleichbedeutend mit Anthropophage, wie er es in der Sprache der Galla noch heute ist. Am Küstenrande Afrikas wurde eine Station nach der anderen für den Handel mit menschlichem Fleisch errichtet. Die Portugiesen versandten nach Brasilien die Neger, welche sie in Angola erhandelt hatten; Jamaika, Barbadoes und Virginien empfingen ihre Sklaven von Cape Coast; La Mina war das Kontor der holländischen Negerhändler von Neu-Amsterdam; jeder amerikanischen Pflanzung entsprach ein Sklavendepot in Guinea; hier lag ein „Blutigel" neben dem anderen.

Sobald die Sklavenhändler Anker geworfen hatten, übersandten sie den benachbarten Häuptlingen ihre Aufträge, und nun begannen in der ganzen Umgegend die Treibjagden, als deren Ergebniß bald Schaaren mit schweren Halseisen beladener Neger vor dem Händler vorüberzogen, der feinem afri-

[1]) Valerius Maximus VI, 2, 3.

[2]) Kapp, Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

kanischen Geschäftsfreunde für die erhandelte Waare dann den Kaufpreis in Zeugen, Flinten, Pulver und Glaswaaren zahlte.

Sklavenhandel bestand ja in Afrika schon seit alten Zeiten, zur Versorgung des centralen und nördlichen Theiles des Kontinents, der Türkei und anderer mohammedanischer Länder, aber durch die Bedürfnisse der europäischen Kolonien in Amerika erhielt derselbe einen mächtigen Anstoß, und die einheimischen Herrscher waren nur zu geneigt, die ihnen gebotenen Erzeugnisse Europas mit ihren eigenen Stammesgenossen, ja mit den eigenen Unterthanen, zu bezahlen. In nächtlichem Ueberfall wurden die schlummernden Dorfbewohner aus den in Brand gesteckten Hütten aufgejagt, ergriffen und auf den nächsten Markt fortgeschleppt.

Die Schrecken der sogenannten Mittelpassage sind bekannt, jener ozeanischen Region der großen atlantischen Strömung, welche vom äquatorialen Westafrika nach Osten zieht und sich in der Art theilt, daß die eine Abzweigung nach der Caraibischen See gen Westindien hinfließt, während die andere an der Ostküste Südamerikas, an Brasiliens Gestaden, nach Süden zieht. Auf dieser menschenmörderischen Fahrt verstaute man die Neger „wie Särge in einem Grabgewölbe“; kein Wunder, daß Typhus, Durst, Hitze, nicht selten auch Selbstmord bald Lücken in die dicht zusammengedrängte Menschenmasse rissen.

Nach einer oftmals angeführten Berechnung starben, abgesehen von den Verlusten auf dem Wege bis zum Schiff, $12\frac{1}{2}$ Prozent auf der Fahrt nach Westindien, $4\frac{1}{2}$ Prozent in Jamaika selber und ein Drittel, während des „seasoning“, der Periode der Akklimatisation, sodaß also von den ursprünglich Eingeschifften nur 50 Prozent am Leben blieben, um die von ihnen erwartete Arbeit zu verrichten.

Ihrer natürlichen Vermehrung in der Sklaverei war das Leben auf den Pflanzungen keineswegs günstig. Schon der enorme Ueberschuß der männlichen Sklaven über die weiblichen, der in Jamaika in der Regel 50 000 Köpfe betrug, war dagegen. In Jamaika hatte man 40 000 Sklaven im Jahre 1690, von da ab bis 1820 wurden 800 000 eingeführt, und doch zählte man in diesem Jahre nur 340 000!

Indessen war schon lange vor Einführung der Negersklaverei in Amerika der Handel mit schwarzen Menschen in Europa bekannt. Als die Portugiesen unter Prinz Heinrich dem Seefahrer die atlantische Küste Afrikas erforschten, brachte Antam Gonsalves von dort einige Mauren zurück, die indeß Heinrich wieder in ihr Vaterland zurückzubringen befahl. Die dankbaren Mauren machten dafür Geschenke von Negern und Goldstaub, und seit dieser Zeit beginnt ein regelmäßiger Import von Sklaven aus Afrika nach Portugal und Spanien. Als die Portugiesen auf der Insel Arguin landeten, boten ihnen arabische Kaufleute für ein Pferd 10 bis 14 Sklaven. Seit jener Zeit brachten die Portugiesen jährlich Hunderte von Sklaven nach Europa; die Spanier ihrerseits trieben den Menschenraub systematisch auf den Kanarischen Inseln. Hatte doch Papst Nikolaus V. in einer besonderen Bulle den Christen ausdrücklich erlaubt, Nichtchristen zu Sklaven zu machen! Um das Jahr 1460 bestand in Lissabon schon ein regelmäßiger Negermarkt.

Man hatte seit 1501 bereits einige Transporte mohammedanischer Sklaven aus Spanien nach Hispaniola geschickt; Negersklaven erst seit 1502, als Ovando den Gouverneurposten bekleidete. Diese Negersklaven waren in Sevilla und anderen spanischen Orten geboren und sämmtlich Christen. Schon 1503 bittet aber Ovando seine Regierung, keine Neger mehr auszusenden, da er bereits mehr als genug derselben habe. Trotzdem verordnete im Jahre 1510 König Ferdinand, daß man Neger nach Hispaniola senden sollte, um die dortigen Bergwerke zu bearbeiten. Die spanische Regierung ließ im Jahre 1511 durch das Handelsgericht von Sevilla die jährlich für Santo Domingo, Kuba, Portorico und Jamaika erforderlichen Negersklaven auf 4000 festsetzen. Man hatte gefunden, daß die Neger in den Bergwerken wenig zu verwerthen waren, während sich dieselben bei der Feldarbeit desto brauchbarer erwiesen. Dagegen wollte Ferdinand's Gemahlin Isabella von dem Projekte des Kolumbus, die Einwohner von Hispaniola als Kaufpreis für spanisches Vieh zu verwenden, nichts wissen. Als Antonio Torres 1494 mit über 500 gefangenen Indianern nach Spanien kam, welche auf den Markt von Sevilla als Sklaven verkauft werden sollten, befahl Isabella, die Gefangenen gut zu behandeln und in ihre Heimath zurückzusenden.

Bekanntlich war es Bartolomé de las Casas, Bischof von Chiapa, welcher aus Mitleid für die Eingeborenen 1517 bei einem Besuch in Spanien, um jenes Loos zu mildern, Karl V. den Rath gab, Afrikaner nach Amerika zu verpflanzen. Wie bitter er später bereute, diesen Rath gegeben zu haben, sagt er uns in seiner Historia de las Indias. Freilich der Rückgang der einheimischen Bevölkerung war ein erschreckender gewesen; innerhalb 15 Jahren seit der Entdeckung der westindischen Inseln war die Bevölkerung von Hispaniola von einer Million auf 6000 Köpfe gesunken!

Karl V. ertheilte 1517 seinem Günstlinge, dem Marquis de la Bresa, auf acht Jahre das Privilegium der Negereinfuhr in Amerika, welches derselbe sofort für 25 000 Dukaten an die Genuesen verkaufte. Aber noch vor Ablauf jener Zeit bemächtigten sich die Portugiesen des einträglichen Handels, und sie sind seitdem die Hauptsklavenhändler gewesen. Die Spanier aber, welche durch Papst Alexander's VI. Bulle „Inter caetera“ verhindert waren, östlich von der von jenem gezogenen Linie, durch welche die Welt zwischen ihnen und den Portugiesen getheilt wurde, Handelsstationen anzulegen, gaben das Geschäft ganz auf und schlossen mit anderen Nationen Asiento-(Lieferungs)-Verträge, zuerst 1696 mit Portugal, dann 1701 mit einer französischen Guinea-Gesellschaft. An die Stelle dieser Traktate trat aber nach dem Frieden von Utrecht 1713 ein anderer mit der englischen Afrikanischen Kompagnie, wonach dieselbe 30 Jahre lang alljährlich mindestens 4800 Neger liefern mußte und für jeden Schwarzen eine Abgabe von $33\frac{1}{3}$ Piaster zu zahlen hatte. Der Kontrakt wurde indeß schon 1739 von Philipp V. als erloschen erklärt, nachdem zwischen den englischen Kaufleuten und den spanischen Beamten jahrelang heftiger Streit bestanden hatte.

Der erste Engländer, welcher sich mit dem Sklavenhandel befaßte, war Kapitän John Hawkins, welcher durch diesen Menschenhandel zwischen Afrika und Westindien großen Reichthum erwarb. Anfangs versorgten die britischen Sklavenhändler ausschließlich die spanischen Kolonien, und der Handel wurde bald Monopol einzelner großer Gesellschaften, bis unter Wilhelm IV. das einträgliche Geschäft allen Engländern eröffnet wurde. Indessen blieb die Afrikanische Kompagnie im vornehmsten Besitze des gewinnbringenden Geschäfts.

Die öffentliche Meinung jener Zeit nahm am Sklavenhandel nicht den mindesten Anstoß. Schon die Königin Elisabeth ließ sich ihren Antheil an dem durch Sklavenverkauf erzielten Gewinne auszahlen; Jakob I. und Karl II. waren besonders freigebig in der Ertheilung derartiger Bewilligungen. Von den dem Hofe nahestehenden Personen und von Angehörigen der königlichen Familie geschützt, erlaubten sich die Unternehmer jede Gewaltthat und Bedrückung, sodaß das Parlament infolge der aus den englischen Kolonien einlaufenden Klagen sich 1698 gezwungen sah, den Negerhandel

gegen eine Abgabe von 10 Prozent der Ausfuhr freizugeben. Dagegen war England auf jede Weise bemüht, sich und seinen Bürgern das Monopol des Sklavenhandels zu sichern.

Zwischen 1680 und 1790 wurden 140000 Neger durch die Afrikanische Kompagnie nach Amerika gebracht, außerdem 160000 durch Privatunternehmer, im ganzen also 300000. Von 1700 bis Ende 1786 erhielt Jamaika allein 610000 Negersklaven. Bryan Edwards[1]) schätzt die Einfuhr von Negersklaven in allen britischen Kolonien von 1680 bis 1786 auf 2130000, durchschnittlich im Jahre auf 20095. Vor dem Beginn des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges erreichte der Sklavenhandel seinen Höhepunkt. Der Haupthandelsplatz war Liverpool, das sein Aufblühen dem Sklavenhandel verdankt, und von dem man sagt, daß es mit Negerschädeln gepflastert worden sei; demnächst London, Bristol und Lancaster. Die gesammte Flotte für den Sklaventransport zählte 1771 nicht weniger als 230 Schiffe, davon kommen auf Liverpool 105, auf London 85, auf Bristol 25, auf Lancaster 15 Schiffe. Sie hatten Raum für den Transport von über 50000 Negern. Im Jahre 1791 bestanden an der westafrikanischen Küste 40 Sklavendepots, davon waren 14 englisch, 3 französisch, 15 holländisch und je 4 dänisch und portugiesisch. Nach Robertson wurden aus Afrika nach Amerika 1790 folgende Mengen von Negersklaven übergeführt: durch Briten 38000, Franzosen 20000, Holländer 4000, Dänen 2000, Portugiesen 10000, also im ganzen 74000. Er schätzt die Zahl der auf englischen und französischen Besitzungen in Westindien beschäftigten Sklaven auf eine Million und die in den spanischen Besitzungen und in Nordamerika auf kaum weniger.

Das erste Sklavenschiff, welches in einem nordamerikanischen Hafen ankam, war ein holländisches. Es lief im Jahre 1620 in Jamestown in Virginia mit zwanzig Sklaven ein, also zu derselben Zeit, schreibt Kapp, als die Pilgerväter in Plymouth Rock ans Land stiegen und den Grundstein für die künftige Größe und Bedeutung der Vereinigten Staaten legten. Die Holländer hatten mit richtigem Blicke den besten Markt herausgefunden. In Virginia hatten von jeher mittellose Einwanderer die Kosten ihrer Schiffspassage durch ihre Arbeit bezahlt. Die Verschiffung derartiger weißer Dienstboten bildete bald einen stehenden Handelsartikel in den englischen Häfen. In Virginia angekommen, wurden sie an den Meistbietenden verkauft. Die auf dem Schlachtfelde von Dunbar gefangenen Schotten, die royalistischen Gefangenen der Schlacht von Worcester und die isländischen Katholiken wurden haufenweise und unter Umständen ausgeführt, welche der Barbarei des Negerhandels wenig nachgeben. Bancroft und Macaulay schildern uns in ergreifender Sprache, wie nach Niederwerfung des Aufstandes unter Monmouth der blutdürstige Jeffreys 841 Gefangene wegen der geringsten Theilnahme an der Rebellion nach Westindien als Sklaven verschickte; einflußreiche Tories stritten sich mit Höflingen und Hofdamen in ungestümer Habgier um diese Unglücklichen wie um eine gut verkäufliche Waare. Selbst die Königin hatte ihren Antheil an diesem schmählichen Handel.

Kapp macht darauf aufmerksam, daß von Anfang des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts unsere deutschen Landsleute in derselben Weise in Pennsylvanien als Dienstboten auf Zeit verkauft wurden, und daß der ganze rohe Handel durch die Seelenverkäufer und Rheder mit derselben schnöden Gewinnsucht und Rücksichtslosigkeit betrieben wurde, die dem Sklavenhandel anklebt. Allerdings waren solche Dienstboten nicht für ihr Leben, vielmehr nur auf bestimmte Zeit an ihre Herren gebunden.

Aber diese weißen Arbeiter genügten dem Bedürfniß keineswegs, und die immer größere Ausdehnung der Pflanzungen, namentlich der Tabaksbau, erforderte Leistungen, für welches sich die Sklavenarbeit äußerst vortheilhaft erwies, die Einfuhr von Negersklaven nahm daher mit jedem Jahre zu, und bald war nicht bloß Virginia, sondern jede Kolonie in Britisch Amerika mit afrikanischen Sklaven versorgt. Selbst nach Neuengland, wo man bis dahin Indianer und Weiße zur Knechtschaft zwang, drang die Negersklaverei. Die Stadt New York hatte Antheil an einem Sklavenschiffe, und der Gouverneur Peter Stuyvesant erhielt vom Mutterland den Befehl, mit allen Kräften den Sklavenhandel zu fördern. In New Jersey wurde 1665 eine Prämie von 75 Acres Land für die Einführung jedes gesunden und kräftigen Sklaven gesetzt; selbst die Quaeker Pennsylvaniens schlossen die Sklaverei nicht aus.

„Es ist", schreibt Kapp, „der unsterbliche Ruhm unserer deutschen in den letztgenannten Staat eingewanderten Landsleute, daß sie zu einer Zeit, wo selbst die Gewissenhaftesten nichts Anstößiges in der Sklavenarbeit fanden, entschieden dagegen auftraten. Sie erklärten es im Gegensatz zu den Quaekern für unsittlich, Sklaven zu halten und reichten im Jahre 1688 bei der Assembly von Pennsylvanien eine Petition ein, worin sie die unbedingte Abschaffung der Sklaverei forderten. Und ehe die deutschen Ansiedler, Salzburger und Herrenhuter, aus Georgia vertrieben wurden, duldete man in Georgia weder Rum, noch Papisten und Neger. Nachdem diese Deutschen jedoch aus dem Staate vertrieben worden waren, weil sie ihren religiösen Grundsätzen gemäß am Kriege gegen die Spanier nicht theilnehmen wollten, fiel die eigentliche Stütze dieses Verbots, und 1749 wurde auch in Georgia Sklavenarbeit und Negereinfuhr für erlaubt erklärt. Nach dem Census von 1790 befanden sich in den vier Plantagenstaaten (Virginia, Nord- und Südkarolina und Georgia) damals 567527 Sklaven, während in den sämmtlichen nördlichen Staaten nur 40370 lebten.

Wie viele Neger nach Amerika als Sklaven gebracht wurden, läßt sich auch nicht mit annähernder Genauigkeit ermitteln. Ueber die Totalsumme der von Eröffnung dieses Handels an bis zur Anerkennung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung ausgeführter Afrikaner schwanken die Zahlen zwischen 3¼ und 18¼ Millionen; den Verlust aber, den Afrika durch diesen beständigen Abfluß von Menschen erlitt, schätzt man auf 40 Millionen. Englands Profite aus dem Negerhandel werden auf 400 Millionen Dollars berechnet, und es war daher naturgemäß sein Interesse, die Sklaverei in seinen Kolonien zu beschützen und zu ermuntern. Zudem wurden die Pflanzungen dadurch mit desto größerer Abhängigkeit vom Mutterlande erhalten.

[1]) History, Civil and Commercial, of the British West-Indies. 5th. ed. in 5 vols; 1819.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nach einer bei der Geographischen Gesellschaft zu Paris eingegangenen Depesche ist der Forschungsreisende Bonvalot, nachdem er Tibet in seiner ganzen Ausdehnung durchquert hat, mit dem Prinzen Heinrich von Orleans in Ta-tsien-lu, in der chinesischen Provinz Sze-tschuan eingetroffen. Das schwierigste Stück seines Unternehmens würde damit glücklich zu Ende geführt sein (Vergl. „Globus“, Bd. 57, S. 127).

— Aus einem neuerdings in Taschkent eingetroffenen Schreiben des Reisenden Grombtschefski ergiebt sich, daß demselben die gewünschte Verlängerung seiner Reisefrist zugestanden worden ist, und zwar bis zum 15./27. Januar 1891. Die von ihm bisher durchmessene Wegstrecke ist etwa 5000 km lang, und es wird ihr im Sommer dieses Jahres gewiß ein beträchtliches Stück in der Erforschung Hochtibets zugefügt werden. Die neue Reise wird jedoch nicht vor Eintritt der wirklich heißen Zeit begonnen werden, um nicht eine ähnliche Katastrophe wie im Januar dieses Jahres eintreten zu lassen. Damals befand sich der Reisende mit seinen Leuten in einer Höhe von 5000 m über dem Meeresspiegel und mußte hier 12 Tage lang ohne Wasser und ohne Feuerungsmittel bei grimmigster Kälte dahinwandern, was den Verlust fast aller Pferde und damit eines großen Theils der gemachten Sammlungen zur Folge hatte. Die Expedition des Obersten Pjeszof hat, wie dasselbe Schreiben meldet, am Nordfuße des Kuen-lun, in der Oase Nija den Winter überstanden.

— Im Seraffchan-Thale, etwa 45 km oberhalb Pendschakent, hat im Februar d. J. ein großer Felssturz stattgefunden. Auf einer Strecke von 1 km ist das ganze aus Conglomerat bestehende Ufer in einer Breite von $^1/_2$ km und in einer Mächtigkeit von 100 m in den Fluß gestürzt, und der in dieser Weise entstandene Damm quer durch den Strom hat das Wasser zu einem 12 km langen See gestaut. Sollte der Damm plötzlich weichen, so wäre für das untere Serafschanthal eine verheerende Ueberschwemmung unausbleiblich.

Afrika.

— Ueber die Expedition des Premierlieutenants Herold in das Innere von Togo-Land und eine neue deutsche Flaggenhissung entnimmt die „Köln. Ztg.“ einem Privatbriefe des Reisenden aus Misa-Höhe vom 6. Juni d. J. folgende Mittheilungen: Am 6. Mai kam Lieutenant Herold mit 13 Haussa-Soldaten, 18 Trägern und 2 Dienern auf seinem Marsche von der Küste am Orte seiner Bestimmung, dem Gebirgspasse zwischen Jo und Agome-Tongwe, an. Durch diesen Paß führt die große Handelsstraße, welche die deutsche Küstenstadt Lome mit den Handelsmittelpunkten des Innern, Kpandu, Kratji, Salaga, und den vom Bogen des Niger umflossenen weiten und hochentwickelten Gebieten des südwestlichen Sudan verbindet. Um diesen die Handelsstraße und die Westgrenze des Togo-Gebietes beherrschenden Punkt zu sichern, hatte Herold den Auftrag, dort eine Station zu gründen, welche auf Befehl des kaiserlichen Kommissars den Namen Misa-Höhe erhielt. Am 7. Mai ging dort am schnell aufgerichteten Flaggenmast die deutsche Kriegsflagge hoch, begrüßt von drei Salven der schwarzen Soldaten. Dann wurde mit der Errichtung der Station begonnen. Ringsum wurde der Busch umgeschlagen und verbrannt, Felder und Gärten wurden angelegt, Pferde- und Hühnerstall, Waarenhaus und Wachtlokal gebaut. Bis zum 5. Juni bewohnte Lieut. Herold das am 6. Mai im Busch aufgeschlagene Zelt. Als aber ein Wirbelsturm in einer Nacht dieses Zelt umwarf, ging er sofort an die Errichtung eines provisorischen Wohnhauses. Es wurde aus Palmrippen und Palmblättern errichtet und enthält zwei recht hübsche Räume, ein Wohn- und ein Schlafzimmer. Die Station liegt etwa 500 m hoch, ringsum von 200 m höherem Gebirge umgeben; nur im Südosten, in der Richtung nach der Küste hin, ist der Blick in die Ebene frei. Die Umgebung ist romantisch und erinnert an den Harz und Thüringer Wald; nur die zahlreichen Oelpalmen und des Mittags die Hitze zeigen, daß man in Afrika ist. Die Station hat gutes Trinkwasser — eine wichtige Sache in den Tropen, und das Klima ist keineswegs so schlecht, wie es in Deutschland manchmal dargestellt wird. Morgens 7 Uhr zeigt das Thermometer meist 22 Grad, sogar 21 Grad Celsius, abends 9 Uhr meist 24 Grad, über Mittag ist es natürlich heiß. „Sie sehen“, schreibt der Reisende, „es ist hier bei dieser Temperatur, bei gutem Trinkwasser, in herrlicher Waldluft, hoch oben auf dem Berge unmittelbar unter den Wolken thronend, auszuhalten. Unbeschreiblich schön sind die Tropennächte. Ich sitze oft bis 11 Uhr unter einer Oelpalme, unter der ich auch bisher ungestraft meinen Kaffee und Kakao trinke, und kann nicht müde werden, die Wunder der mondhellen Tropennacht zu genießen. Wenn das zu meiner Rechten befindliche südliche Kreuz in seiner milden Pracht am Horizonte verschwindet, dann ist es Zeit zum Schlafen; denn morgens $5^1/_2$ Uhr heißt es aufstehen und die Arbeiter anstellen. Sonntags arbeite ich nicht, nach dem biblischen Vorbilde, um zu sehen, was ich in der verflossenen Woche gethan habe und in der kommenden zu thun gedenke. Bisher habe ich eine Reise nach Nyambo zu dem mächtigen Könige Blako gemacht, einmal war ich auf dem Towe-Markt. Sobald mein Dolmetscher gesund ist, will ich nach Kpandu. Wenn ich von dort zurückkomme, werde ich an meine Freunde und Gönner längere Briefe schreiben, um sie zu veranlassen, sich auch für Togo zu interessiren, wo für Plantagenbau und anderes die Verhältnisse wohl noch günstiger liegen als in Ostafrika.“ Das genannte Blatt fügt diesem Berichte hinzu: „Es sei noch bemerkt, daß die neue Erwerbung des Lieutenants Herold durch das deutsch-englische Abkommen bestätigt worden ist, welches auch die wichtige Stadt Kpandu und deren Umgebung bis zum Ostufer des großen Voltaflusses der deutschen Interessensphäre zugewiesen hat. Der Weg nach Kratji, Salaga und den Nigerländern steht uns dadurch offen, wenn wir ihn nur benützen wollen. Thun wir dies, so dürfte unsere kleinste Kolonie bald die größeren Kolonien Westafrikas an Handelsbedeutung überflügeln. Denn ihr weites Hinterland steht auf einer weit höheren Stufe kultureller Entwickelung, als dasjenige irgend einer anderen deutschen Erwerbung.“

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

War das Hartgebirge in der Diluvialzeit vergletschert?

Von A. Leppla.

Ein, wie ich gern zugebe, auffälliges und fremdartiges Vorkommen unter den Gesteinen der Nordvogesen sind die vielfach und zerstreut vorkommenden Quarzite — bis Kubikmeter große, ziemlich gerundete Blöcke von meist hellgrauem bis weißem, feinkörnigem Quarzit. Ihre äußere Rinde erscheint stark geglättet und meist gelbbraun gefärbt. Man findet die Gesteine am Ostabfall des Hartgebirges und auf den Hochflächen zwischen Dürkheim und Göllheim, ferner auf den Hochflächen des pfälzisch-lothringischen Muschelkalkes, nicht aber im Innern der Nord-Vogesen und im Gebiete des älteren Rothliegenden zwischen Nahe und Hartgebirge. H. Grebe fand in den Quarziten der unteren Saargegend Tertiärversteinerungen und damit wurde der erste Anhaltspunkt für das Alter der räthselhaften Gesteine in unserem Gebiet gewonnen. An anderen Orten, z. B. in der hessischen Tertiärsenke, war das tertiäre Alter der Quarzite ebenfalls festgestellt, und es scheint nach allem, als ob die über einen großen Theil von Centraleuropa verbreiteten Gesteine annähernd die gleiche Entstehungszeit haben, welche aber in jedem Falle eine voreiszeitliche, wahrscheinlich eine mittel- oder jungtertiäre gewesen ist. Den Ursprungsort der in der Ostpfalz vorkommenden Quarzite in den unterdevonischen Quarziten des Hunsrücks zu suchen, erlaubt schon allein die petrographische Verschiedenheit zwischen beiden Quarziten nicht. Ich kann es mir um so eher versagen, die von Dr. Mehlis an das Vorkommen der Quarzite geknüpften Schlüsse im Einzelnen zu widerlegen, als es mir absolut unmöglich erscheint, daß so große Blöcke von Eismassen des Hunsrückes aus 500 bis 600 m Höhe über die breite westpfälzische Moorniederung in 240 m Höhe durch die wenigen und engen Gebirgspässe und Sättel der Nord-Vogesen in 300 bis 350 m Höhe nach der Rheinebene getragen worden sein sollen, ohne daß solche Blöcke unterwegs liegen bleiben konnten. Die westpfälzischen Quarzite bei Zweibrücken und Hornbach erreichen kaum die Größe eines Kopfes, während diejenigen der Dürkheimer Gegend den Raum von nahezu einem Kubikmeter einnehmen. Gerade in demjenigen Theile der Westpfalz, welcher für diesen Weg vom Hunsrück zum östlichen Hartgebirgsrande in Betracht kommt — die Umgebungen von Landstuhl, Kaiserslautern, Otterberg, ferner von Waldfischbach, Dahn und Pirmasenz — fehlen die in Rede stehenden Gesteine.

Dr. Mehlis beschreibt („Globus" 1886, L, 173) in sehr anschaulicher Weise einen Sandsteinblock aus einer Schottermasse des Diluviums von Neustadt a. d. H., und vergleicht die auf demselben befindlichen topfähnlichen Vertiefungen mit den sogenannten Gletschermühlen. Daraus folgert er des weiteren, daß die den ausgehöhlten Stein einschließenden Geröllmassen eine Stirnmoräne vorstellen, „welche von einem Gletscher der Vorzeit produzirt und ausgestoßen wurde." Ich kann hier nicht weiter untersuchen, ob die Höhlungen des Steines unbedingt mit sogenannten Gletschermühlen in Verbindung gebracht werden dürfen. Indeß möchte ich darauf hinweisen, daß die sogenannten Gletschermühlen nicht unmittelbar durch Eis, sondern durch einen unter beträchtlichem Winkel niederstürzenden Wasserstrom hervorgebracht werden. Hat der Sandsteinblock in der That einem derartigen Vorgang seine Form zu verdanken, so ist das Wagniß, daraufhin eine ganze Vergletscherung zu gründen und topisch zu konstruiren, doch ein zu gefährliches. Die gesammten

diluvialen Ablagerungen der Nord-Vogesen, wie ich sie während meiner geologischen Aufnahmearbeiten kennen lernte, haben nicht im mindesten mit Stirn- oder Seitenmoränewällen etwas zu thun. Sie lassen sich alle ungezwungen als Ablagerungen älterer und breiterer Wasserläufe auffassen, wie sie während der Vergletscherung der Hochgebirge die mitteldeutschen Gebirgszüge durchschnittlich im Sinne der heutigen Wasserläufe durchzogen haben mögen. Damit soll die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß es auch in unseren Mittelgebirgen örtlich zur Vergletscherung in der Diluvialzeit gekommen sein kann. Bis heute fehlt es jedoch in den pfälzischen Nord-Vogesen an irgend einer Beobachtung, welche im Stande wäre, aus einer derartigen Möglichkeit auch nur eine Wahrscheinlichkeit zu machen.

Vor kaum einem Vierteljahrhundert kümmerten sich die Geologen im allgemeinen noch sehr wenig um die Erscheinungen aus jener Zeit, welcher das Festland im Kleinen und Oertlichen seine heutige Form zu verdanken hat. Die Ablagerungen aus der Diluvialzeit wurden bei der Erforschung eines Gebietes meist als nebensächlich angesehen und auf den geologischen Karten bis dahin mit einer einzigen Farbe ausgeschieden. In der Regel betrachtete man sie als eine sehr unangenehme Zugabe, welche nur dazu geeignet sei, das wahre Bild des Schichtenbaues dem Forscherauge mißtrauischer Weise zu entziehen. Einzelne haben es freilich nicht gescheut, sich mit dem Aschenbrödel der damaligen Geognosie zu befreunden. Aber erst als die von den Regierungen ins Leben gerufenen geologischen Aufnahmen an ihre Arbeit gingen, da wurde es klar, welche reiche Fülle ungelöster Fragen, interessanter Einzelheiten und latenter Theorien in den „diluvialen Schwemmgebilden“ oder „Anschwemmmassen“ schlummerten. Und was konnte dem Forscher willkommener sein, als ein solches Meer von Arbeit trocken legen zu dürfen!

Ueberreiche Erfolge hat denn auch die Diluvialgeologie in den letzten Jahrzehnten errungen. Die größte That glückte ihr zweifellos dadurch, daß es ihr gelang, jene für die organische Welt ziemlich verhängnißvolle Zeitperiode in der Entwickelung unserer Erde in ihrer ganzen düstern Größe mit Sicherheit zu erkennen, zu übersehen und darzustellen. Wir wissen heute, daß vielleicht ein Drittel bis die Hälfte des deutschen Vaterlandes in ähnlichen traurigen klimatischen Verhältnissen sich befand, wie wir sie heute noch von einem Theile von Grönland, oder den Polarländern kennen — daß sie vergletschert waren.

Von der norddeutschen Tiefebene und dem süddeutschen alpinen Vorlande dürfen wir uns nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft für genügend überzeugt halten, daß einerseits die Gletscher Skandinaviens, andererseits diejenigen der Alpen ihre Eismassen in dieselben entsandten. Nicht so sicher sind wir bezüglich der deutschen Mittelgebirge. Für einige derselben, wie die Südvogesen, den Südschwarzwald, den Harz und das Erzgebirge liegen allerdings hinreichend viele Beobachtungen vor, welche auf eine diluviale Vergletscherung hinweisen. Es ist leicht verzeihlich, daß man im ersten Eifer von der rein beobachtenden Form der Wissenschaft abgewichen ist und auch für andere niedrigere Gebiete als die vorgenannten Erhebungen Eisströme in der Diluvialzeit gefolgert hat, ohne daß derartigen Schlüssen auch nur eine Spur von Thatsachen zu Grunde lag. In anderen Fällen glaubte man auch wirklich thatsächliche Belege gefunden zu haben, z. B. in gewissen Schuttanhäufungen oder Erscheinungen in der Oberflächengestaltung, im Vorkommen von geschrammten Geschieben und Geröllen. Wie leicht aber diese und ähnliche Erscheinungen zu falschen Schlüssen verleiten können, beweist die Thatsache, daß man es für nöthig befunden hat, eine Reihe von Erscheinungen eigens als „pseudoglacial“ zu bezeichnen [1]). Für die Mehrzahl der deutschen Mittelgebirge fehlen genügende Beweise für eine frühere Vergletscherung. Damit soll aber deren Möglichkeit nicht geleugnet werden.

Vor einiger Zeit hat Ch. Mehlis in dieser Zeitschrift (L. und LI. Band) und an anderen Orten (Ausland 1884, 297) in mehreren Aufsätzen Beweise für eine Vergletscherung der Nord-Vogesen — des pfälzischen Hartgebirges — zu erbringen versucht. Ich halte es für meine Pflicht im Nachfolgenden darauf hinzuweisen, daß die dort mitgetheilten Belege für eine Vergletscherung theilweise ganz ungezwungen eine andere Erklärung zulassen, theilweise aber auch mit so schwerwiegenden Fragen gar nicht in Beziehung gebracht werden dürfen.

Ein Blick auf eine beliebige geologische Spezialkarte überzeugt uns, daß weiche Gesteine von lockerem Zusammenhalt ihrer Gemengtheile andere Oberflächenformen hervorbringen als harte. Man sieht z. B., daß die leicht zerfallenden und weichen Thone und Mergel der mitteldeutschen Keuperformation flache niedrige Hügelformen mit breiten Thälern, dagegen die harten, spröden und widerstandsfähigen Kalksteine der oberen und unteren Muschelkalkformation beträchtliche Rücken mit steilen Abhängen erzeugen. Das Liegende des Muschelkalkes, das Röth, besteht fast nur aus weichen, zerreiblichen Mergeln und Thonen und ähnelt deshalb in seinen Oberflächenformen denen des Keupers. Der eigentliche Buntsandstein ist in Mitteldeutschland abwechselnd aus groben festen Sandsteinbänken, weichen, dünn geschichteten Sandsteinen und weichen Thonlagen zusammengesetzt. Dem entsprechend ist die Neigung der Buntsandsteingehänge vielfach wechselnd, aber jedem steileren Böschungswinkel entsprechen härtere, widerstandsfähigere Sandsteinbänke, deren Sandkörner durch reichliches oder schwerer lösliches Bindemittel fest zusammenkleben. In den Nord-Vogesen, dem Hartgebirge, unterliegt die Gesteinsbeschaffenheit des Buntsandsteins nicht einem so großen Wechsel. Thone sind fast ganz ausgeschlossen, und nur die Sandsteine unterscheiden sich unter einander durch einen wechselnden Gehalt an kieseligem Bindemittel. Dieser Umstand genügt aber, die Bergformen des Vogesensandsteins oder Hauptbuntsandsteins zu äußerst wechselvollen zu machen und demselben landschaftliche Reize zu verleihen, welche sämmtliche übrige deutsche Bundsandsteingebiete entbehren. Die obersten Schichten werden im Hartgebirge von mehrere Meter mächtigen, harten Sandsteinbänken gebildet. Darunter lagern im Gegensatz hierzu 60 bis 70 m mächtige, sehr bindemittelarme und daher mürbe, lockere Sandsteine. Unter diesen folgt eine wenige Meter mächtige Zone von harten Sandsteinen, wie die obigen. Die gleichen mürben und lockeren Sandsteine in ähnlicher Mächtigkeit finden wir beim Abstieg auch unter der letztbesprochenen tieferen, harten Sandsteinzone. Dem festeren Zusammenhalt der Sandsteine entsprechend, bilden die beiden harten Zonen senkrechte, vorspringende Felswände an den Gehängen der Berge, oder einzelne Felsen auf den Gipfeln derselben (Hohe Halde, südwestl. Eppenbrunn, Erlenkopf, Maymond u. s. w.). Die weicheren, mächtigeren Sandsteine machen dagegen die sanft ansteigenden Theile der Abhänge aus. Die tieferen Schichten des Hauptbuntsandsteins zeigen einen rascheren Wechsel einestheils von mürben und lockeren, anderntheils von harten Sandsteinen; die Neigung der Gehänge ist daher eine ziemlich gleichmäßige und beträgt, wie Mehlis richtig angiebt, nahezu 40°. Das Vorausgehende bezieht sich auf das ganze pfälzische Buntsandsteingebiet, und es wäre eigentlich überflüssig einzelne Orte als Belegstellen anzuführen. Doch will ich beifügen, daß die Neigungs-

[1]) An und für sich hat dieser Begriff keinen Sinn, denn es kann nur glaciale und nichtglaciale Erscheinungen geben.

verhältnisse der Abhänge im oberen Hauptbuntsandstein an den Höhen links und rechts der Moosalb, bei und oberhalb Waldfischbach, der Rodalb bei Rodalben und Lemberg, am Abfall der Sickinger Höhe gegen die Bruchniederung bei Landstuhl die charakteristischsten sind. Im nördlichen Hartgebirge geben Drachenfels, Rahnfels, Peterskopf u. s. w. genügende Beispiele hierfür, nur ist hier die tiefere, harte Sandsteinzone nicht entwickelt, wohl aber die höhere.

In sich zerfällt jede harte Sandsteinzone durch vertikale und nahezu rechtwinklige Zerklüftung in meist viele Kubikmeter große Blöcke. Bei dem geringen Zusammenhalt der Sandkörner der die harten Bänke unterlagernden mürben, bindemittelarmen Schichten lockern die Atmosphärilien — das fließende Wasser, Regen, Wind und Eis — die Sandsteine leicht auf zu losem Sand, welcher die Abhänge hinabstrebt. Die festen Bänke werden dadurch von unten gleichsam unterwaschen und springen nasenartig über die lockeren Sandsteine vor. Ist die Unterlage so weit ausgenagt, daß der einzelne Block der harten Zone nicht mehr von ihr getragen wird, oder daß er aus dem Gleichgewicht geräth, so wird er den Abhang hinunterstürzen. Auf diese und keine andere Weise entstanden und entstehen noch die vielen Blockfelder oder, wie Mehlis treffend sagt, „Felsenmeere", welche wir an der Sickinger Höhe und im ganzen Hartgebirge in ihrer Mannigfaltigkeit und malerischen Gruppirung bewundern. Es ist kaum nöthig, hervorzuheben, daß die Felsenmeere des Karlsthales bei Trippstadt, des Teufelsloches bei Johanneskreuz, des Winterberges bei Hartenburg und des Peterskopfes dergleichen Vorgängen ihre Entstehung verdanken.

Eine andere Erscheinung führt Mehlis von den Blöcken selbst an, nämlich die parallelen Rippen und Rillen an den Kluftflächen der Blöcke. Indeß auch diese rinnenartigen Vertiefungen verdanken dem Einfluß der Atmosphärilien, dem Regen und Wind, ihre Entstehung. Jede Rippe stellt eine an kieseligem oder eisenoxydischem Bindemittel reichere und daher auch für die Verwitterung widerstandsfähigere, jede Rille eine bindemittelärmere Sandsteinschicht dar. Das wenig und unvollkommen an seine Nachbarn gebundene Sandkorn wird dem gepeitschten Regen, dem heftigen Wind und dem lockernden Einflusse der gefrierenden Bergfeuchtigkeit weniger widerstehen, als das besser gebundene. Es ist jedoch nicht gesagt, daß lediglich ein primär bei dem Absatz der Sandsteine entstandenes Bindemittel es ist, welches den festeren Zusammenhalt verursacht, in manchen Fällen, besonders bei den bienenwabenartig oder netzförmig angeordneten Rippen (Felsen der Dahner Gegend) mögen nachträgliche Anhäufungen von Eisenoxyden die festere Bindung erzeugt haben. Also auch diese Erscheinung berechtigt uns nicht, eine andere Kraft, als die heute noch thätigen Einflüsse von Wind und Wetter vorauszusetzen.

Zwei Expeditionen Gallieni's im französischen Sudan.

Von **Emil Metzger.**

I.

(Mit fünf Abbildungen.)

In der Nähe der äußersten Westspitze Afrikas, des Grünen Vorgebirges, liegt das 1867 gegründete Dakar, welches sich seither zu einem wichtigen Hafen des französischen Senegal entwickelt hat, der Insel Gorée gegenüber. Die Schiffe finden dort sicheren Schutz gegen Wogen und Stürme, und genügende Tiefe. Der neuere Theil der Stadt liegt etwa 20 m über dem Ozean; davor eine Terrasse, die sich gegen 15 m über den Wasserspiegel erhebt, und sich in sanftem Abfall an den nur wenig über das Meer emporragenden Strand anschließt (S. Abbildung 1).

Hier landete am 28. Oktober 1886 der damalige Kommandant Gallieni, er war aus Frankreich entsendet worden, um den Oberbefehl gegen den Mahmadu Lamine zu übernehmen. Ehe wir ihn auf seinem Zuge gegen dieses fanatische Oberhaupt begleiten, scheint es des besseren Verständnisses wegen zweckmäßig, etwas weiter in die Geschichte des Senegals zurückzugreifen.

Als intellektueller Urheber der Maßregeln, durch welche man die Bedeutung des Senegal zu heben sucht, ist der spätere Minister Bouët-Willaumez zu betrachten, der 1843 bis 1846 als Gouverneur an der Spitze der Kolonie stand; dem kürzlich verstorbenen General Faidherbe kommt der Ruhm zu, mit einem bestimmten Plane hervorgetreten zu sein, dessen Durchführung er sowohl als Gouverneur des Senegal, wie auch später noch nach Kräften gefördert hat. „Eindringen in den schwarzen Erdtheil!" war seine Losung und sein Programm giebt er selbst in folgenden Worten[1]:

„Es handelt sich darum durch befestigte Handelsstationen die Linie von Medine nach dem Niger zu beherrschen. Nicht mit Gewalt wollen wir uns in dem Lande niederlassen, wir bleiben neutral zwischen den Krieg führenden Parteien. Wir dringen in das Land ein, damit Friede und Gerechtigkeit dort zur Herrschaft kommen, damit die Eingeborenen in den Genuß der natürlichen Reichthümer des Landes treten, indem sie mit uns für beide Parteien vortheilhafte Handelsbeziehungen anknüpfen. Ueberzeugen wir die eingeborene Bevölkerung, daß wir uns nicht in ihre Streitigkeiten einmischen wollen und daß wir nur ein einziges Ziel im Auge haben, nämlich mit allen friedlichen Handel zu treiben." Wir schreiben hier keine Geschichte der Entwickelung des Senegal und können nicht weiter auf die Art eingehen, wie Faidherbe seine Pläne zur Ausführung zu bringen suchte; durch die Ereignisse der Jahre 1870/71 kamen aber die von ihm eingeleiteten Unternehmungen ins Stocken, und obwohl der französische Reisende Soleillet sich gegen Ende der siebziger Jahre bemühte, die Sache wieder in Fluß zu bringen, glückte ihm dies nicht.

Daß überhaupt die Augen in Frankreich sich diesem Gebiete wieder nachhaltig zuwendeten, muß außer auf den Umstand, daß dort die Stimmung für Alles, was auf das Gebiet der Geographie gehört, eine lebhafte ist, namentlich darauf zurückgeführt werden, daß der 1879 in die Oeffentlichkeit getretene Plan Duponchel's, Algerien mit dem Senegal durch eine den Sudan durchschneidende Eisenbahn zu verbinden, Interesse in den weitesten Kreisen erregt hat. Es wurde eine Kommission ernannt, welche diese Frage

[1]) Faidherbe le Sénégal, p. 387. Paris 1889, Hachette & Co.

nach den verschiedensten Gesichtspunkten erörtern sollte; bei der Behandlung derselben trennte man die Eisenbahnanlagen im Senegal von denen in der Sahara, deren Verlängerung sie ursprünglich nur zu bilden bestimmt waren, und stellte sie auf den Vordergrund. Auf Ansuchen der Kommission entschloß sich der damalige Gouverneur des Senegal, Brière de l'Isle, Vorerhebungen im Sudan machen zu lassen, die der löblichen Gewohnheit gemäß, auch der Vermehrung der Kenntniß des Landes dienen sollten, gleichzeitig aber entschloß er sich, den Eisenbahnbau zwischen St. Louis und Dakar gleich in Angriff zu nehmen. Verschiedene Kommissionen untersuchten die Ufer des Flusses bis nach Bafulabé, um dort eine für den Eisenbahnbau geeignete Linie zu finden, da die Schiffahrt des wechselnden Wasserstandes wegen sehr unsicher ist; die ungeheuren Schwierigkeiten und die wegen derselben voraussichtlich sehr hohen Kosten schreckten ab, und man entschloß sich vorläufig nur von einem möglichst hoch am Senegal gelegenen Punkte eine Eisenbahnverbindung mit dem Niger herzustellen. Als Ausgangspunkt am Senegal war Kayes in Aussicht genommen, und der damalige Kapitän Gallieni mit der Untersuchung beauftragt worden, wobei er gleichzeitig den Sultan von Segu zu einem Bündniß bewegen sollte; dies glückte ihm jedoch nicht, er wurde 10 Monate lang durch Ahmadu festgehalten, ohne die Hauptstadt seines Landes zu erreichen. Gleichwohl hatte dieser Zug wichtige Ergebnisse für den Eisenbahnbau gehabt, und inzwischen war das Fort Bafulabé, an dem Zusammenfluß des Bakhoy und des Bafing, welche den Senegal bilden, angelegt worden. 1881 und 1882 wurden Kita und einige andere Posten gebaut.

In dem zuletzt erwähnten Jahre war den Franzosen ein neuer Gegner erstanden, der Almamy Samory, der



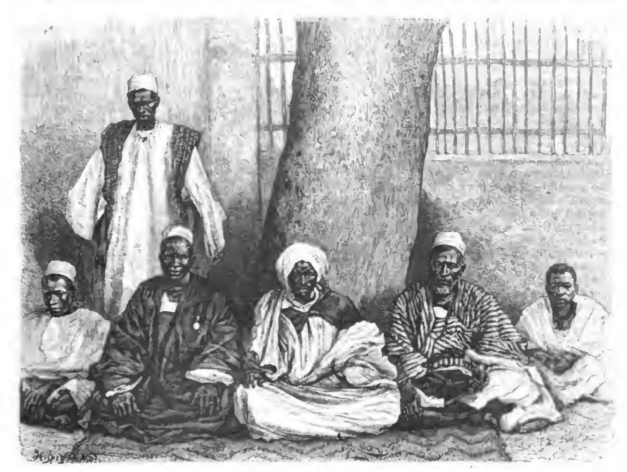
Die Landungsbrücke von Dakar.

ihnen bis zum Jahre 1886 viel zu thun gab; er verfolgte die Truppen bis in die Nähe von Kita und betrug sich auf dem linken Nigerufer als Sieger. Man kämpfte im folgenden Jahre mit wechselndem Glück, schließlich aber erlitt Samory eine arge Niederlage, so daß er sich bis etwa 100 km südlich von Bamaku zurückziehen mußte. Der Eisenbahnbau machte nur langsame Fortschritte, jedoch war ein Kolonnenweg zur Verbindung zwischen Medine, Bafulabé, Badumbe, Kita und Bamaku angelegt worden. Die beiden folgenden Jahre waren für den oberen Senegal schrecklich, es wurden Kriege ohne Erbarmen geführt, Mord, Verheerung, furchtbare Hungersnoth suchten das Land heim, und dabei ermüdeten die wiederholten Kämpfe die Truppen, wenn sie auch im ganzen für die Franzosen glücklich waren. 1886 endlich unterwarf sich Samory und schickte seinen Sohn zum Besuch nach Frankreich. Ihm war es sehr zu statten gekommen, daß Mahmadu Lamine den Franzosen indessen sehr unbequem geworden war. Der eigentliche Name dieses Mannes, des Helden der folgenden Zeilen, ist Demba-Debassi. Scharfsinnig und ehrgeizig, hatte er schon mit zwanzig Jahren eine Pilgerreise nach Mekka gemacht, von der er, erfüllt mit fanatischem Eifer, nach mehreren Jahren zurückgekehrt war. Wiederholt hatte er den Franzosen Veranlassung gegeben, ihm zu mißtrauen, obwohl er den damaligen Kommandirenden, Kolonel Frey, zu täuschen wußte; endlich warf er die Maske ab, schlug die Franzosen am 14. März 1886, gewann durch diesen Sieg großes Ansehen und griff sogar Bakel an. Frey eilte zum Ersatz und operirte mit Glück gegen ihn; unglücklicherweise war aber auch der Cayor (das Gebiet zwischen Dakar und St. Louis) seit längerer Zeit unruhig, so daß die Franzosen ihre Kräfte zersplittern mußten und den Kampf gegen Mahmadu Lamine nicht zum Abschluß zu bringen vermochten. Unter diesen Umständen erhielt Gallieni den Oberbefehl im oberen Sudan; er war, wie wir schon gehört haben, kein Neuling in jenem Gebiete mehr, was beiläufig bemerkt, seinen Mittheilungen über die großen, im Senegal vorgegangenen Veränderungen — eine Folge der kolonisato-

rischen Thätigkeit — eine ganz besondere Bedeutung verleiht. Die erste Aufgabe, deren Lösung er zu unternehmen hatte, war die Vorbereitung der gegen Mahmadu Lamine zu treffenden Maßregeln; dadurch wurde er bis zum 11. November in St. Louis, der Hauptstadt des Senegal, zurückgehalten. Diese Zeit wurde dazu benutzt, um mit dem Schiffslieutenant Caron, dessen Name namentlich durch die Fahrt nach Timbuktu bekannt geworden ist, das Nöthige wegen der Unterstützung der militärischen Bewegungen zu besprechen.

Der neue Prophet, durch seine Erfolge in Bondu berauscht, hatte sich in seinem Waffenplatz Diana verstärkt, von wo er Bakel bedrohte; sein auf dem rechten Nigerufer zurückgebliebener Sohn Soybu sollte den Versuch machen, die französischen Streitkräfte zwischen zwei Feuer zu bringen. Die Bevölkerung war sehr beunruhigt; noch zögerte sie sich dem Propheten anzuschließen, doch der erste Unglücksfall, welcher die französischen Waffen betroffen hätte, würde genügt haben, sie auf die feindliche Seite zu führen. Auch Ahmadu, der Sultan von Segu, erschien in zweideutigem Lichte, während Samory, der mächtige Fürst von Uassulu, fortdauernd auf dem rechten Nigerufer weilte, jedoch mit seinen Sofatruppen die Malinkestaaten überschwemmte, und die den Franzosen befreundeten Dörfer plünderte.

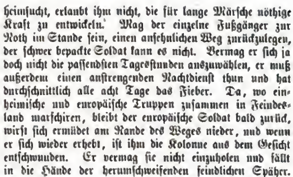
Die verschiedenen Arbeiten, welche die Franzosen unternommen hatten, waren unter diesen Umständen natürlich ins Stocken gekommen. Bei den Eisenbahnen und den in Angriff genommenen Forts geschah kein Spatenstich mehr; das Kanonenboot lag die ganze Zeit hindurch ruhig an seinem Ankerplatz in Manambugu. Alles was in den letzten Jahren mit so viel Anstrengung geschaffen war, schien ernstlich bedroht, und die stärksten Mittel schienen nöthig zu sein, um eine Katastrophe abzuwenden. Am 11. November schiffte sich Gallieni mit seinem Stabe nach Bakel ein, wo er am 15. November ankam; mit Rücksicht auf den niedrigen Wasserstand mußte das Schiff die Reise mit möglichster Eile zurücklegen, und am Orte der Bestimmung angekommen, den Rückweg gleich antreten.



Diabe und seine Würdenträger.

Bakel hatte durch die Belagerung im April sehr gelitten; die Umgegend, soweit sie nicht unter dem Feuer der Kanonen des Forts lag, war geplündert, verwüstet. Die Bevölkerung war den Franzosen treu geblieben und hatte sich wacker gehalten, ihr wurde hierfür die Anerkennung der französischen Regierung ausgesprochen; Diabe, ihr Häuptling, und einige Händler von St. Louis, die brav an der Seite der Truppen gefochten hatten, wurden mit der Tapferkeitsmedaille geschmückt. Unter den in dieser Weise ausgezeichneten Personen befand sich auch der neunjährige Umar, welcher seines Vaters Haus gegen die Krieger des Marabut vertheidigt, und zwei derselben, die es in Brand stecken wollten, mit Flintenschüssen niedergestreckt hatte.

Hier übernahm Gallieni formell den Oberbefehl des französischen Sudan, d. h. des Gebietes, welches sich ohne bestimmte Grenze im Nord und Süd, zwischen Bakel und dem Niger, an den französischen Posten entlang, ausstreckte. Als hiervon den Truppen Mittheilung gemacht wurde, war der Feldzugsplan auch schon festgestellt. Der Kampf sollte sofort aufgenommen und der Feind mit der größten



Hartnäckigkeit bedrängt werden, um ihn zu nöthigen, dieses Gebiet ganz zu verlassen. Für die Sicherung Bakels wurden die nöthigen Maßregeln getroffen, die Eingeborenen beruhigt und dem Häuptling Diabe, sowie den Aeltesten (S. Abbildung 2) aufgetragen, die während der Belagerung verwüsteten Dörfer besser, als dies sonst bei den Negern gebräuchlich, wieder aufzubauen, ein Auftrag, dem sie nach besten Kräften nachkamen. Die über den Feind eingezogenen Nachrichten hatten Folgendes ergeben: Mahmadu Lamine hatte seine Macht über das zu beiden Seiten des Falemé, zwischen dem Bafing, Gambia und Senegal gelegene Gebiet, ausgedehnt. Er beabsichtigte ein neues, muselmännisches Reich zu gründen, und seine letzte Expedition nach Bondu hatte ihn zum Herrn der Hauptstadt des Landes gemacht; von seinem Waffenplatz, dem stark befestigten Diana, aus suchte er die den Franzosen treu gebliebenen Landschaften zur Empörung zu reizen. Unter diesen Umständen galt es den Marabut direkt in seinem Waffenplatze anzufassen. Der Oberbefehlshaber entschloß sich, in zwei getrennten Kolonnen gegen ihn zu operiren, welche auf beiden Seiten des Falemé vorgehen sollten, um ihn zu hindern, die französischen Handelsposten im Senegal zu belästigen. Diese Truppenabtheilungen sammelten sich in dem am Zusammenfluß des Falemé und Niger gelegenen Arondu, und zu Diamu, welches 54 km von Kayes, in östlicher Richtung entfernt ist.

Am 19. November besuchte Gallieni das in der Nähe von Arondu, auf schattiger Hochfläche, in ziemlich gesunder Gegend errichtete Lager der Truppen. Diese Stellung hatte den großen Vortheil, daß sie den Feind über die Absichten der Franzosen in Ungewißheit ließ. In der ersten Linie lagerte die Artillerie, — zwei Geschütze von 70 und zwei von 65 mm, jedes mit 200 Schuß ausgerüstet —, die zum ersten mal mit dieser verbesserten Waffe am Senegal gegen den Feind zog. Die Bedienungsmannschaft bestand nur aus wenigen Europäern und im übrigen aus Mannschaften, welche den Tirailleurs vom Senegal entnommen waren. Hinter der Artillerie lagerte die Marine-Infanterie, deren Stärke des unheilvollen Klimas wegen auf eine Kompagnie beschränkt war. Jeder der beiden Kolonnen war ein Zug derselben zugetheilt worden, um den eingeborenen Truppen als Rückhalt zu dienen. Die Mannschaften waren mit Maulthieren beritten gemacht worden (S. Abbildung 3).

Der Europäer kann im Sudan nicht dauernd marschiren; die Kraft der tropischen Sonnenstrahlen, zusammengenommen mit der Blutarmuth, welche die meisten Weißen heimsucht, erlaubt ihm nicht, die für lange Märsche nöthige Kraft zu entwickeln. Mag der einzelne Fußgänger zur Noth im Stande sein, einen ansehnlichen Weg zurückzulegen, der schwer bepackte Soldat kann es nicht. Vermag er sich ja doch nicht die passendsten Tagesstunden auszuwählen, er muß außerdem einen anstrengenden Nachtdienst thun und hat durchschnittlich alle acht Tage das Fieber. Da, wo einheimische und europäische Truppen zusammen in Feindesland marschiren, bleibt der europäische Soldat bald zurück, wirft sich ermüdet am Rande des Weges nieder, und wenn er sich wieder erhebt, ist ihm die Kolonne aus dem Gesicht entschwunden. Er vermag sie nicht einzuholen und fällt in die Hände der herumschweifenden feindlichen Späher. Die wenigen Europäer, welche die Anstrengungen eines solchen Marsches auszuhalten vermögen, sind am Ende des Tages so erschöpft, daß sie nicht im Stande sind, den geringsten Dienst zu thun. Jeder europäische Soldat beritt also ein Maulthier, und es war ein heiterer Anblick, die kleinen Infanteristen sich auf den schlecht ausgerüsteten Thieren, welche auch das ganze Gepäck tragen mußten, einrichten zu sehen. Die prächtigen Spahis, eine Truppe, meist eingeborener Reiter, unter dem Befehl europäischer Führer, lagerte in der Mitte der Hochfläche; gut beritten und trefflich ausgerüstet, machten sie einen ganz vorzüglichen Eindruck.



Ein Marinesoldat im Sudan.

Ganz hinten befand sich der Lagerplatz der Tirailleurs des Senegal, denen bei allen Kriegen im Sudan die Hauptaufgabe zufällt. Bald Pioniere, bald Kanoniere, bald Boten, bald Bedeckungsmannschaft, sind sie stets zu jedem Dienst bereit. Offiziere und Unteroffiziere sind Europäer. Wohl sahen die Leute nicht so glänzend aus, wie die Spahis, sie hatten den ganzen Winter hindurch sich am oberen Flusse in den Wäldern des Sudan aufgehalten und ihre Ausrüstung trug die deutlichen Spuren davon, aber ihre Waffen befanden sich im besten Zustande. Sie waren, ebenso wie die Marineinfanterie, mit dem Kropatschek-Gewehre bewaffnet, was hinsichtlich der Tirailleurs Gallieni gegenüber Anderen durchgesetzt hatte, welche diese Maßregel widerriethen. Die Gründe, die ihn bestimmt hatten, deutet er folgendermaßen an: die Kolonnen im Sudan haben immer mit einem an Zahl weit überlegenen Feinde zu thun. Das gefährliche Klima, die Schwierigkeit der Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf zwingen zu schnellem und entschlossenem Handeln. Verluste an Mannschaften müssen, schon des schwierigen Ersatzes wegen, möglichst vermieden werden, außerdem aber würde jede im Sudan erlittene Niederlage sofort zu einem allgemeinen Aufstande

der Bevölkerung führen. Alle diese Gründe sprechen dafür die Truppen mit den besten Waffen auszurüsten. Die Gegner hatten auch 1880 die Ausrüstung mit Gras-Gewehren mit ähnlichen Gründen, wie den jetzt geltend gemachten, zu bestreiten gesucht, aber gerade die damals in einem sehr ernsten Augenblicke gemachten Erfahrungen bestimmten Gallieni auch den Tirailleurs die Kropatschek's in die Hand zu geben.

Leider überzeugte er sich bei dem Besuch der Ambulance, daß das Sumpffieber schon seine Opfer forderte; das Loos der Kranken wurde durch möglichste Sorge für ihr Wohlbefinden und Verbesserung der Einrichtungen nach Kräften erleichtert; die verschiedenen, der Krankenpflege gewidmeten Gesellschaften hatten nach besten Kräften hierzu mitgewirkt. Daß die Gesundheitsverhältnisse im Sudan sehr traurig sind, ist bekannt; selbst ein so beredter Bewunderer der Kolonie, wie Kapitän Péroz[1]) sagt darüber: „Die Sterblichkeit der Europäer war in den ersten Jahren (des Auftretens der Franzosen dort) ansehnlich, selbst Entsetzen erregend; sie schwankte zwischen 40 und 45 Prozent. Aber kein Europäer hätte auch in seinem Heimathlande, die Mühsale und Entbehrungen aushalten können, welche unsere jungen Soldaten hier unter dem tropischen Himmel ertragen mußten. Keiner von ihnen hat in acht Monaten Zeit weniger als 2000 km marschirt, und dabei von schlechter Nahrung gelebt.“ Und weiter sagt er: „Mit dem Jahre 1885 nimmt die Sterblichkeit bedeutend ab; die Märsche sind noch zahlreich und mühsam, aber die Erdarbeiten haben aufgehört, bessere Nahrung wird verabreicht, und namentlich den Anstrengungen Gallieni's ist es geglückt, das Leben der Mannschaften so behaglich wie möglich zu machen. Die Sterblichkeit ging dann auf acht Prozent zurück, so daß sie kaum größer als am Senegal ist.“ Gallieni selbst äußert sich über diesen Punkt folgendermaßen: „Man kann behaupten, daß es im Sudan nur eine einzige Krankheit giebt, nämlich das Fieber; aber diese eine Krankheit nimmt alle möglichen Formen an, von dem leichtesten Wechselfieber, welches die Körperwärme wohl kaum erhöht, aber schließlich den Kranken einer unheilbaren Blutarmuth überliefert, bis zu dem gefährlichen Anfall, welcher den Kranken in wenigen Stunden hinwegrafft.

Endlich wurde der kurze Aufenthalt zu Arnudu noch benutzt, um alles für die Zufuhr von Lebensmitteln Nöthige vorzubereiten. Die Aufgabe war um so schwieriger, als der Schauplatz der Thätigkeit der Truppen durch die vorhergehenden Kämpfe verheert war; in Senudebu wurden Lebensmittel und Futter für den einmonatlichen Bedarf von 1200 Menschen und 800 Pferden und Maulthieren gesammelt, zu deren Herbeischaffung die Eingeborenen gezwungen wurden.

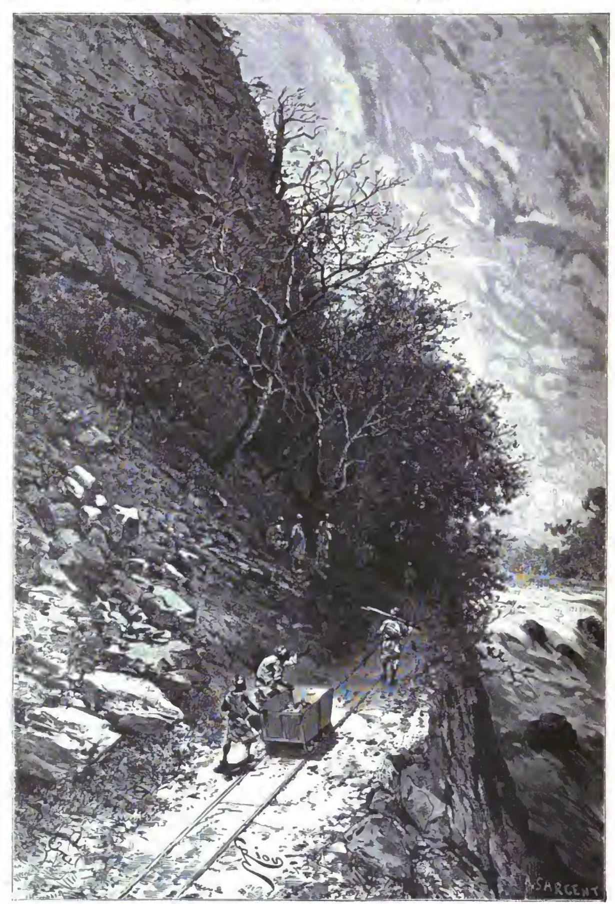
Am 24. November schiffte sich Gallieni mit seinem Stabschef, Kapitän Fortin, nach Kayes ein; es war ihm nicht geglückt, über seinen Gegner weitere Nachrichten einzuziehen, da Mahmadu Lamine zu sehr gefürchtet war, als daß Späher sich in seine Nähe gewagt hätten. Während der Reise konnte er sich durch den Augenschein überzeugen, wie verheerend die in der letzten Zeit stattgefundenen Kämpfe gewirkt hatten: keine Spur mehr von den blühenden, reichen Dörfern, an deren Anblick sich das Auge kaum fünf Jahre vorher erfreut hatte. Von hieraus waren damals zahlreiche Karawanen ausgezogen, die sich über den ganzen westlichen Sudan verbreitet hatten. Jetzt lag dieses Ufer des Senegal traurig und verlassen, die Bevölkerung hatte sich zum Theil dem Marabut angeschlossen und war ihm bis zum Gambia gefolgt. Die Gesinnung der Zurückgebliebenen war zweifelhaft, sie wurden durch die Gegenwart der Truppen zu Arondu beunruhigt. Um sie über seine Absichten in noch größerer Ungewißheit zu halten, ließ Gallieni das Gerücht verbreiten, die Kolonne würde ihm in wenigen Tagen nach Kayes folgen, um von da, wie jedes Jahr, den Marsch nach dem Niger anzutreten.



Der Ortsvorsteher von Kayes.

Am 25. November wurde Kayes erreicht; auch hier war gegen 1881 ein großer Fortschritt zu bemerken, daneben aber auch eine auffallende Unordnung. Während des letzten Feldzuges hatte man vorübergehend einen Angriff des Mahmadu Lamine auf den Ort gefürchtet und in der Eile Maßregeln getroffen, einem solchen zu begegnen; diese Arbeiten waren ziemlich planlos ausgeführt worden. Die dazu benutzten Materialien lagen unordentlich umher, eiserne Brücken, Theile von Maschinen, waren hier und da zerstreut. Dem Eisenbahnmaterial war es nicht besser gegangen; die Lokomotiven hatte man am Ufer des Flusses zusammengefahren, sie standen, dem Regen bloßgestellt, unter einem schlechten Schuppen; daneben war unter einem ungeheuren Feigenbaume, unter dem die Eingeborenen früher ihre Palaver gehalten hatten, eine Schmiede eingerichtet worden. Ein heftiger Brand, der 1884 hier gewüthet hatte, und dessen Spuren noch nicht verwischt waren, war die Hauptursache des traurigen Anblickes, welchen der Ort bot. Alle Vorräthe lagerten, nur nothdürftig geschützt, im Freien; Menschen und Reit-

[1]) Au Soudan français 1889. Calman Levy.



Eine Ansicht von der Senegal-Bahn.

thiere mußten sich mit noch schlechterer Unterkunft unter großen, mangelhaft gedeckten Schuppen behelfen.

Die nächste Aufgabe war hier, Verbesserung zu schaffen, die zweite mit den beiden mächtigen Häuptlingen des Sudan, Ahmadu und Samory, in Unterhandlungen zu treten. Ersterer hatte schon seit geraumer Zeit eine feindliche Haltung angenommen; er verhinderte den Verkehr mit dem rechten Ufer des Senegal in einer Längenausdehnung von etwa 200 km. Hinsichtlich seines alten Bekannten Ahmadu beschränkte sich Gallieni auf eine Mittheilung seiner Ankunft, während die Boten allerdings noch den geheimen Auftrag hatten, recht viel darüber zu sprechen, wie lieb es ihm sein werde, sich mit ihm zu verbinden, um Mahmadu Lamine und seinen Sohn Saybu, die natürlichen Gegner beider, zu verjagen. Selbstverständlich wurden solche Mittheilungen, welche nicht nur an Ahmadu, sondern auch an zahlreiche andere Häuptlinge gelangten, durch entsprechende Geschenke unterstützt. Indessen wurde die Vorsicht nicht aus den Augen verloren, und auf der Linie Bakel-Kita eine dritte Kolonne organisirt und alle Posten (Kita, Badumbé, Medine, Kayes und Bakel) gegen jede Ueberraschung gesichert. Auf dem rechten Ufer zeigten sich fortwährend zu den Toucouleurs gehörige Reitertrupps, ein Beweis, daß auch Ahmadu seinerseits sich über alle Vorgänge im französischen Lager zu unterrichten suchte.

Zu Samory, dem mächtigen Negerfürsten, dessen Namen wir oben bereits erwähnt haben, wurde Kapitän Péroz geschickt. Der mit jenem früher abgeschlossene Vertrag enthielt eine etwas zweifelhafte Bestimmung, die Gallieni aufgehoben zu sehen wünschte. Während nämlich das Königreich Samory's durch den Niger begrenzt war, wurde doch seine nominelle Schutzherrschaft über einige auf dem linken Ufer gelegene Staaten anerkannt, indeß letztere sich der französischen Oberherrschaft unterworfen hatten. Die von Péroz mit Geschick und Glück gelöste Aufgabe bestand darin, seine Macht auf das rechte Nigerufer zu beschränken, durch den Vertrag von Bissandugu entsagte der Almamy nicht nur allen Ansprüchen auf das auf dem linken Nigerufer gelegene Gebiet, sondern stellte auch seine Staaten unter französischen Schutz.

Am 6. Dezember brach Caron zu seinem bekannten Zuge auf, Gallieni blieb noch einige Tage in Kayes, um dort mit dem nöthigen Nachdruck zweckentsprechende Maßregeln zu treffen. Unter der Oberleitung eines französischen Kapitäns war Sidi, der Häuptling von Kayes (S. Abbildung 4) mit der Ausführung dieser Arbeiten beauftragt, und unterzog sich seiner Aufgabe gehorsam.

Am 4. Dezember fuhr der Oberbefehlshaber auf der Eisenbahn nach Diamu, um das Lager der zweiten Kolonne zu besuchen; der Bericht über diese Fahrt ist um so interessanter, als er gleichzeitig einen Vergleich mit den Zuständen, wie sie sechs Jahre vorher gewesen, giebt und uns einen Einblick in die Entwickelung des französischen Sudan erlaubt. Nie, schreibt Gallieni, hätte ich vor sechs Jahren, als ich die mühevollen, langen Etappen zwischen Medine und dem Zusammenflusse von Basing und Bakhoy ablegte, erwartet, daß diese Berglinie je vollendet werden würde. Die sonderbare Form der Berge, diese riesenhaften Felsmassen, die der Landschaft einen so eigenthümlichen Charakter aufprägen, waren immer noch dieselben; aber zwischen ihnen hindurch war für die Lokomotive ein Weg gebahnt, auf dem sie schnaubend und keuchend weiterdampfte, und aus den angrenzenden Dörfern liefen die Kinder herbei, um dies immer neue Schauspiel zu bewundern. Eine Menge neuer Dörfer hatte sich längs der Bahn gebildet, wo früher eine Einöde war.

12 km von Kayes entfernt, durchschnitt die Bahn eine Felsgruppe, welche in ihrer Fortsetzung in dem Bett des Senegal die bekannten Stromschnellen von Felu bildet; durch dieselbe hatte man dem Dampfroß mit Schießbaumwolle und Dynamit einen Weg bahnen müssen, die Spuren der Sprengarbeiten konnte man noch an dem stehengebliebenen Gesteine beobachten.

Einen lieblichen Anblick bot bei Kilometer 17 eine Spalte, die einen Blick auf Fort Medine erlaubte, welches auf stolzer Höhe thronte, während auf den Abhängen und in der Ebene die Dörfer der Eingeborenen, zu deren Schutze sie bestimmt ist, die Festung umgaben.

Endlich verließ der Zug dieses schwierige Gelände, er näherte sich dem Flusse, um die Wasserstation Sabucire zu erreichen; die Versorgung der Lokomotive mit Wasser fand in einfachster Weise statt; zwei Wasserbütten waren aufgestellt, und einige Schwarze bildeten Kette bis zu der Maschine, der von ihren Händen der nöthige Bedarf zugeführt wurde.

Noch einige male waren schwierige Stellen zu passiren, namentlich ein Ausläufer des Berges Diatamakho, welcher schon im Jahre 1880 dem Marsch der Kolonne Gallieni's große Hindernisse bereitet hatte. Die Schwierigkeiten, welche man bei dem Eisenbahnbau zu überwinden hatte, waren ungeheuer; überall hatte der Abtrag durch Sprengwirkung weggeräumt werden müssen. Endlich befand man sich in der Ebene; der Zug rollte am Flusse entlang am Fuße der letzten Ausläufer, welche die Berge des Inneren bis an die Ufer des Senegal entsenden.

Sklaverei und Sklavenhandel in alter und neuer Zeit.

Von Dr. Emil Jung.

(Fortsetzung.)

In Brasilien hatten die Portugiesen zuerst den Versuch gemacht, die einheimische Bevölkerung als Sklaven zu verwenden. Die Sklavenjagden gegen die dortigen Indianer nahmen bald nach der Entdeckung des Landes ihren Anfang, und erst am 6. Juni 1755 wurde ein Gesetz erlassen, welches den Eingeborenen die Gleichberechtigung mit den Eingewanderten gewährleistete und sie von der Sklaverei eximirte. Nur einzelne wilde Stämme wurden später noch für vogelfrei erklärt, so z. B. die Botokuden in Minas Geraes durch die Cartas regias vom 2. Dezember 1806 und vom 1. April 1807, welche erst 1831 aufgehoben wurden[1]). Um so ungehemmter durfte sich der Handel mit Negersklaven entwickeln. Schon vor 1755 war eine beträchtliche Zahl derselben nach Brasilien gekommen, von da ab nahm der Handel aber ungeheure Proportionen an. Wie viel Negersklaven Brasilien bis 1851, in welchem Jahre die Sklaveneinfuhr unter dem

[1]) A. W. Sellin, Das Kaiserreich Brasilien. Leipzig 1885.

Druck Englands verboten wurde, überhaupt empfangen hat, läßt sich nicht angeben; von 1842 bis 1851 sollen 325 615 Sklaven hierher geschleppt worden sein. Und doch hatte England bereits 1826 mit der dortigen Regierung eine Konvention abgeschlossen, wonach der Sklavenhandel fortan aufhören sollte. Allein weder diese Abmachung, noch auch die Wachsamkeit der an der afrikanischen Küste stationirten englischen Kreuzer vermochte diesen Handel gänzlich zu unterdrücken. Und auch nachdem 1830 der Kaiser von Brasilien den Sklavenhandel als Seeraub bezeichnet hatte, und England 1845 durch das Aberdeen-Gesetz ein Recht auf die Durchsuchung verdächtiger Schiffe in brasilianischen Gewässern zu erheben begann, wurden durch Beihilfe der Lokalverwaltung jährlich an 54 000 afrikanische Sklaven nach Brasilien eingeführt.

Als unter dem Drucke Englands 1851 die Sklaveneinfuhr endlich durch die brasilianische Regierung verboten wurde, erhoben Pflanzer und Bergwerksbesitzer ihre Stimmen laut gegen diese Maßregel, für die Sklaven selber aber wurde die Sache recht schlimm, denn nun zog man nicht nur viele, welche bisher leichte häusliche Arbeit hatten verrichten dürfen, zu solcher anstrengenden Thätigkeit heran, die Arbeitsstunden wurden auch, um den Mangel an Händen zu ersetzen, weit über Gebühr ausgedehnt. Trotzdem hatte die Behandlung der Sklaven in Brasilien immer noch eine mildere Form als die in der nordamerikanischen Union; sie war und blieb im ganzen und großen eine humane, wenngleich auch Fälle unerhörter Ausschreitung vorkamen. Bei den kleinen Ackerbauern hatte der Sklave es nicht selten besser, als ein freier Knecht in anderen Ländern, und es bestand oft wirkliche warme Anhänglichkeit. „Kann sein Herr nicht mehr arbeiten“, schreibt A. W. Sellin, „so arbeitet er desto mehr für denselben, und wird er selbst arbeitsunfähig, so bettelt er, um jenen so gut wie möglich zu ernähren.“

Die erste europäische Macht, welche den überseeischen Sklavenhandel verbot, war nicht England, wie häufig behauptet wurde, vielmehr gebührt diese Ehre Dänemark, das am 16. Mai 1792 ein Gesetz erließ, wonach der Menschenhandel in den dänischen Besitzungen mit dem Schlusse des Jahres 1802 ein Ende finden sollte.

Allerdings war die Agitation gegen den Sklavenhandel und die Sklaverei überhaupt in England weit älteren Datums. Dichter und Schriftsteller, wie Barter, Steele, Pope, Thomson, Savage, Cowper, Sterne, Adam Smith, Robertson, Dr. Johnson, Paley und viele andere schrieben und sprachen dagegen. Die Richter hatten 1729 erklärt, daß ein Sklave, welcher nach England komme, dadurch nicht frei werde, aber Lord Mansfield's im Namen der ganzen Richterbank am 22. Juni 1772 ausgesprochenes Urtheil lautete, daß ein Sklave sofort frei werde, sobald er den Boden der Britischen Inseln betrete. „The air of England is too pure for a slave to breathe in.“ Aber ein 1776 im Unterhause von David Hartley, dem Verfasser der Schrift „Observations on man“, eingebrachter Antrag auf Abschaffung der Sklaverei fand nur ungenügende Unterstützung.

Das englische Publikum wandte dieser Frage nur geringe Sympathien zu. Dieselben geweckt und in breitere Kreise getragen zu haben, ist das Verdienst der Quäker. Schon 1727 erließen sie eine öffentliche Erklärung dagegen, und 1761 schlossen sie alle solche aus ihrer Gemeinde aus, welche in irgend welcher Weise mit dem Sklavenhandel sich befaßten oder selbst Sklaven hielten. Im Jahre 1783 bildete sich aus ihrer Mitte heraus eine Gesellschaft zur Befreiung von Negersklaven in Westindien und zur Abschaffung des Negerhandels an der westafrikanischen Küste.

Die Quäker in Pennsylvanien hatten ihre Stimme schon früher gegen den Sklavenhandel erhoben, und die Quäker in anderen Staaten Nordamerikas folgten ihrem Beispiele. Nach dem Unabhängigkeitskriege trat Franklin an die Spitze der Bewegung. Aber obschon sich dieselbe immer weiter verbreitete und überall Anhänger gewann, führte sie doch zu keinem praktischen Resultate. Denn obschon die Bevölkerung der amerikanischen Staaten fast überall der Sklaverei abgeneigt war und sich ihrer gern entledigt hätte, und Männer wie Washington, Jefferson, Franklin, Henry, Jay theils für sofortige, theils für allmähliche Abschaffung der Sklaverei eintraten, auch derselben damals noch keine so tief gewurzelten ökonomischen Interessen im Wege standen, obschon außer in dem Reis und Indigo produzirenden Süd-Carolina und Georgia die Sklaven selbst in den Tabak bauenden Maryland und Virginia ebenso gut durch weiße Arbeiter ersetzt werden konnten, so gaben doch Volk und Führer aus Furcht vor einer Secession der Sklavenstaaten diesen nach, und das damals noch unbedeutende Uebel, das leicht mit einem Aufwande von 40 Millionen Dollars hätte ausgetilgt werden können, blieb bestehen, um unter dem Schutze freigebig verliehener Privilegien zu nie geahntem Umfange anzuwachsen.

In England aber ruhte die Bewegung gegen die Sklaverei nicht, sie wurde vielmehr unermüdlich fortgesetzt. Thomas Clarkson's Preis-Essay „An liceat invitos in servitutem dare“, 1785 für Dr. Packard's, des Vizekanzlers der Universität Cambridge, ausgesetztes Stipendium geschrieben, erschien 1786 in erweiterter Form in englischer Sprache unter dem Titel „Essay on the Slavery and Commerce of the Human Species“. Das brachte ihn in Berührung mit William Wilberforce und Granville Sharp, und unter des letzteren Vorsitz bildete sich ein Komitee, dem später der Großindustrielle Wedgwood, der Geschichtsschreiber Zachary Macaulay, der Volksfreund Henry Brougham u. a. beitraten, und das nach zwanzigjährigem Kampfe seinen Zweck endlich erreichte und damit einen dunklen Flecken von dem Charakter der britischen Nation entfernte. Mit der wirksamen Unterstützung von Fox und Pitt wurde endlich am 25. März 1807 die „Abolition act of slavery“ durchgebracht, wonach kein Schiff zur Befrachtung von Sklaven aus einem britischen Hafen nach dem 1. Mai 1807 auslaufen und kein Sklave in den Kolonien nach dem 1. März 1808 gelandet werden sollte. Zu gleicher Zeit bildete sich in England die „African Institution“, um die genaue Handhabung des Gesetzes zu überwachen.

Eine Wohlthat für die Neger wurde dasselbe nicht eher, als bis Lord Brougham im englischen Parlament 1811 ein Gesetz durchbrachte, wonach eine Verletzung des obengenannten, gegen den Sklavenhandel gerichteten Gesetzes mit Transportation bestraft wurde; einige Jahre später setzte man sogar die Todesstrafe darauf, kehrte indeß bald wieder zu der milderen Auffassung zurück. Mit dem Jahre 1811 hörte der Sklavenhandel nach den britischen Besitzungen auf, nur Mauritius, des erst 1810 aus französischen in britische Hände gekommen war, und leichter der Ueberwachung sich entziehen konnte, setzte den Handel noch einige Zeit fort, mußte sich indeß bald bequemen, das britische Gesetz zu befolgen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte bereits 1794 ihren Unterthanen jede Theilnahme an dem Sklavenhandel nach fremden Ländern untersagt; durch Gesetz vom 2. März 1807, das aber erst mit dem 1. Januar 1808 in Kraft trat, verbot sie darauf die Einführung von Sklaven aus Afrika in ihr eigenes Gebiet. Im Dezember 1814 verpflichteten die Vereinigten Staaten und England sich gegenseitig, alles in ihrer Macht Liegende zu thun, dem schmachvollen Handel ein Ende zu machen.

Frankreich hatte den Sklavenhandel bis 1814 in keiner Weise beschränkt, und auch die in diesem Jahre mit England

getroffene Vereinbarung bestimmte nur, daß in Zukunft kein Fremder Sklaven in die französischen Kolonien einführen, vom 1. Juni 1819 aber auch Franzosen der Sklavenhandel untersagt sein solle. Diese letzte Bestimmung war getroffen, um Frankreich Zeit zu geben, von neuem Sklaven nach Haiti einzuführen, falls diese Insel, welche inzwischen sich von französischer Herrschaft frei gemacht hatte, wieder von Frankreich zurückerobert werden sollte.

Der westliche Theil von Haiti oder, wie es durch die Spanier getauft worden war, Santo Domingo war an Frankreich 1697 durch den Frieden von Ryswick gekommen. Hatten schon die Spanier Negersklaven eingeführt, so thaten es die Franzosen noch viel mehr. Im Jahre 1791 war das numerische Verhältniß der Schwarzen zu den Weißen wie 16:1. In dem genannten Jahre setzte sich die Bevölkerung zusammen aus 480000 Schwarzen, 24000 Mulatten und aus 30000 Weißen. Die französische Revolution weckte auch hier das Verlangen der Farbigen nach gleichen bürgerlichen Rechten für Alle und in den bald ausbrechenden blutigen Kämpfen blieben nach wechselndem Erfolge die Schwarzen schließlich die Sieger. Napoleon hob nach seiner Rückkehr von Elba die Sklaveneinfuhr nach Haiti auf, ohne aber dadurch die nun nach Selbständigkeit strebenden Neger zu befriedigen, und 1825 sah sich Frankreich veranlaßt, auf diesen weitaus werthvollsten Theil seines westindischen Besitzes zu verzichten. Die Neger erhielten hier ihre erste und bislang ihre einzige unabhängige Niederlassung außerhalb des afrikanischen Kontinents.

In Schweden wurde bereits 1813 ein Verbot gegen den Sklavenhandel erlassen, Holland folgte im nächsten Jahre nach, und Portugal verbot seinen Unterthanen 1815, Sklavenhandel nördlich vom Aequator zu treiben; nach dem 21. Januar 1823 sollte derselbe überall untersagt sein, doch wurde der Termin bis 1. Februar 1830 hinausgeschoben. England zahlte an Portugal als Entschädigung 300000 Pfd. Sterl. Doch hörte damit der Sklavenhandel nicht auf, und auch das am 10. Dezember 1836 erlassene Verbot der Sklavenausfuhr aus portugiesischen Besitzungen änderte daran wenig. Der spanische Sklavenhandel sollte nach einer mit England getroffenen Vereinbarung, das dafür 400000 Pfd. Sterl. zahlte, Ende 1820 aufhören.

Als die ehedem spanischen Kolonien in Südamerika sich frei machten, wurde der Sklavenhandel sogleich in den La-Plata-Staaten, Venezuela und Chile verboten. Zu gleicher Zeit schlossen England und Frankreich Verträge ab, nach welchen sie sich gegenseitig das Recht der Durchsuchung des Sklavenhandels verdächtiger Schiffe auf hoher See zugestanden; die übrigen Seemächte traten diesem Abkommen in der Folge fast sämmtlich bei. Im Jahre 1842 wurde dann der sogenannte Ashburton-Vertrag geschlossen, wonach die Vereinigten Staaten und England sich verpflichteten, an der westafrikanischen Küste gemeinschaftlich eine Flottenabtheilung zu stationiren. Im Jahre 1867 unterhielten die Engländer hier 13 Dampfer und einige Kanonenboote. Diese Dampferflotte hatte drei Stationen: im Norden von Liberia, in der Bai von Benin und in Unterguinea vom Kap Lopez nach Süden bis zur Kleinen Fischbai. Der Dienst war ein äußerst aufreibender; 1845 starben von der Bemannung 5, 1851 fast 8 Prozent, die Kreuzerflotte wurde daher vom Volksmunde das Sarggeschwader — „coffin-squadron" — genannt. Von dieser Flotte wurden 1843 aufgebracht 625 Sklavenschiffe und davon 578 kondemnirt, welche 38033 Neger an Bord hatten, von denen 3941 starben, ehe noch das Urtheil über die Schiffe gefällt war. Einen großen Theil der Ueberlebenden schafften die Engländer als „Lehrlinge" nach Westindien und ließen sie dort auf den Plantagen arbeiten, andere brachte man nach Sierra Leone, St. Helena u. a. Auch hier starben nach der Landung noch Viele von den ausgestandenen Mißhandlungen und Entbehrungen. Die Ausgaben für das Sarggeschwader betrugen jährlich an 158000 Pfd. Sterl. Auch die übrigen Mächte unterhielten Kreuzer: so Frankreich eine Dampffregatte, zwei Transportdampfer und sechs Avisos, die Spanier und Portugiesen einige Dampfer, dagegen betheiligten sich die Vereinigten Staaten seit 1862 nicht mehr dabei.

Durch alle diese Maßregeln wurde der Sklavenhandel, soweit derselbe die Zufuhr nach den europäischen Kolonien und unter der Flagge europäischer Nationen betraf, wenn nicht völlig beseitigt, so doch in sehr enge Grenzen gebannt, aber er hörte damit nicht auf. Zugleich wurde die Lage der Negersklaven in den amerikanischen Pflanzungen eine weit schlechtere als zuvor, und die Schrecken der Ueberfahrt von Afrika nach Amerika steigerten sich in das Entsetzliche.

Denn nun verfrachteten die Sklavenschiffe so viele Sklaven, als sich nur immer in dem engen Raume wegstauen ließen, und man behauptet, daß nach dem Verbote der Sklavenausfuhr dreimal so viel Neger aus Afrika ausgeführt worden seien. Freilich erreichte nun kaum ein Drittel die Küsten Amerikas, denn die Sklavenhändler zögerten keinen Augenblick, ihre lebende Waare über Bord zu werfen, sobald sie sich in Gefahr sahen, einem Kreuzer in die Hände zu fallen.

Für die schon vorhandenen Sklaven in Amerika hatte das Verbot des Sklavenhandels die ungünstigste Wirkung. Sie mußten nun, da die natürliche Vermehrung den großen Abgang durch Todesfälle keineswegs ersetzte, zu immer größeren und drückenderen Leistungen herangezogen werden, und die Folge war eine schneller sich steigernde Sterblichkeit. So hatte man 1807 in ganz Westindien 800000 Sklaven, aber 1830 zählte man nur noch 700000. Man fing in Europa an, sich zu fragen, ob das Institut der Sklaverei vom Standpunkte der Humanität und nach den Grundsätzen der Religion überhaupt zu vertheidigen sei. Namentlich in England wurde diese Frage lebhaft erörtert.

Dort hatte sich bereits 1823 eine „Anti-Slavery Society", wiederum auf Anregung von Wilberforce, gebildet und sofort eine lebhafte Agitation entwickelt. Man beabsichtigte zunächst, die vorhandenen Sklaven nicht sofort in völlige Freiheit zu versetzen, dieselben vielmehr zu Leibeigenen zu machen, dagegen alle nach einem bestimmten Tage geborenen Kinder für ohne weiteres frei zu erklären. Leider führte diese Bewegung zu sehr beklagenswerthen Ausschreitungen. Ein von den Sklavenhaltern in Demerara gemachter Versuch, den Negern die zu ihrem besten sich vorbereitenden Schritte zu verheimlichen, verleiteten diese zu dem Glauben, daß ihnen die Freiheit bereits gewährt, von ihren Herren jedoch widerrechtlicher Weise vorenthalten werde. Einstellung der Arbeiten, Auflehnung gegen die Autorität und gewaltsame, mit übermäßiger Strenge ausgeführte Unterdrückung der Bewegung waren die Folge. Das englische Publikum aber wurde zugleich mächtig gegen die Sklaven haltenden Pflanzer aufgeregt, und die sofortige gänzliche Abschaffung der Sklaverei in allen englischen Kolonien nun zur immer nachdrücklicher gestellten Forderung. Aber erst 1833 nahm sich die Regierung unter des Earl Grey Ministerium der Sache thatkräftig an, und am 28. August 1833 konnte die Abschaffung der Sklaverei in allen britischen Kolonien als Gesetz proklamirt werden. Die Sklavenhalter erhielten eine Entschädigung von 20 Mill. Pfd. Sterling für die Freigebung von 639000 Sklaven, von denen sich auf Jamaika allein 322000 befanden. Völlig frei sollten die Sklaven allerdings nicht sofort sein. Allein man ließ die auf sieben Jahre bemessene Uebergangsperiode, während welcher die Sklaven als Arbeiter drei Viertheile ihrer Arbeitszeit den früheren Herren zu geben hatten und körperlicher Züchtigung

durch dieselben unterstanden, schon 1838 auf, nachdem in Antigua gleich von vornherein allen Sklaven unbedingte Freiheit gewährt worden war.

Dem Beispiele Englands folgten bald andere europäische Staaten. In Frankreich dekretirte die provisorische Regierung von 1848 die sofortige Freilassung aller Sklaven. In Portugal wurde 1858 ein Gesetz erlassen, wonach jeder Sklave eines portugiesischen Staatsangehörigen nach 20 Jahren frei sein sollte, so daß nach dem 29. April 1878 die Sklaverei in allen portugiesischen Besitzungen ihr Ende fand. Die Holländer ließen ihre Sklaven 1863 frei. Wo in den südamerikanischen Staaten die Sklaverei nicht bereits abgeschafft war, da geschah dies nun auch. Die Regierung von Buenos Ayres hatte schon 1813 erklärt, daß alle von Sklaven nach dem 31. Januar d. J. geborenen Kinder frei sein sollten; in Kolumbia wurde bestimmt, daß die nach dem 16. Juli 1821 Geborenen ihre Freiheit mit Vollendung des siebzehnten Jahres erhalten sollten. Mexiko schaffte die Sklaverei durch Gesetz vom 15. September 1829 gänzlich ab.

Noch aber blieben drei Hauptgebiete, in denen bislang keinerlei Schritte gethan worden waren, um dem Sklaven die Freiheit zu geben. Es waren dies die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kuba und Brasilien.

Allerdings war die Sklaverei in den nördlichen Staaten der Union abgeschafft worden; zuerst 1777 in Vermont, das freilich nur 17 Sklaven besaß, während Virginia zu derselben Zeit 293427 zählte; dann in New York, Pennsylvanien &c., zuletzt in New Jersey 1804. Aber in der Hauptsache war dadurch den Sklaven selber wenig geholfen worden, man hatte sie meist einfach von dem Norden nach dem Süden verpflanzt. Und dieser Letztere, geführt von energischen, zielbewußten Männern, wußte jeden Versuch des Nordens, die Sklaverei aus der Union zu schaffen, durch seine entschiedene Stellung zu vereiteln.

Es würde zu weit führen, die verschiedenen Schritte zu verfolgen, durch welche die Sklavenhalter der Union lange Zeit mit zäher Konsequenz ihren Einfluß in der Union zu stärken wußten. Der Erwerb von Louisiana, das ursprünglich Arkansas, Missouri und Kansas einschloß (im Jahre 1803), der Missouri-Kompromiß von 1820, die Einverleibung von Texas in die Union (1845), das Auslieferungs- und Jagd-Gesetz gegen flüchtige Sklaven von 1850, die Kansas-Nebraska-Bill von 1854, die Dred-Scott-Entscheidung von 1856, die Versuche, welche man 1854 machte, um Kuba zu annektiren, und die von 1859 bis 1860 zur Wiedereröffnung des überseeischen Sklavenhandels, das waren alles Maßnahmen des Südens in seiner immer kühner werdenden Aggression.

Während die Sklaverei in den Nordstaaten nach und nach abgeschafft wurde, nahm dieselbe in den Südstaaten mehr und mehr überhand, so daß man dort 1860 nicht weniger als 3949557 farbige Sklaven zählte. Und die immer selbstbewußter auftretende Partei der Sklavenhalter wußte es durchzusetzen, daß der genannte Missouri-Kompromiß, wonach in den Gebieten nördlich vom 36. Grade die Sklaverei für immer aufgehoben sein sollte, 1854 durch die Kansas-Nebraska-Bill beseitigt und die Einführung, Beibehaltung oder Abschaffung der Sklaverei für eine interne Angelegenheit eines jeden einzelnen Staates erklärt wurde, welche den Kongreß der Vereinigten Staaten nichts angehe. Man behauptete, daß die Beibehaltung der Sklaverei für die Südstaaten eine Lebensfrage sei, daß die dortigen Kulturen von Baumwolle, Zucker und Tabak nur mit Sklavenarbeit gewinnbringend betrieben werden könnten, und daß dieselben nach Entziehung dieser Hilfe nothwendig zu Grunde gehen müßten. Die Folge hat gezeigt, wie falsch solche selbstsüchtigen Ansichten waren; die Vereinigten Staaten nehmen trotz Abschaffung der Sklaverei und der nöthig gewordenen Verwendung freier Arbeiter in ihrem wichtigsten Produkte der Südstaaten, der Baumwolle, heute, und zwar schon seit vielen Jahren, wie vordem die hervorragendste, entscheidendste Stelle ein.

Zeigte sich aber der Norden in seiner Vertretung und Regierung dem Süden überall willfährig, so sprach sich die Stimme der dortigen öffentlichen Meinung immer schärfer gegen die Sklaverei aus. Männer wie Benjamin Lundy, William Lloyd Garrison, Elijah P. Lovejoy, Wendell Phillips, Charles Sumner, John Brown kämpften in Wort und Schrift für die Sache. Lovejoy und Brown wurden in dem ungleichen Kampfe zu Märtyrern der Sache, und es war vornehmlich John Brown's Hinrichtung nach seiner mißlungenen Erhebung gegen die Sklaverei, welche den Süden bis zur Unerträglichkeit übermüthig und herausfordernd machte, so daß im Norden der Entschluß reifte, der Sklaverei durchweg ein Ende zu machen.

Daß dies durch den großen amerikanischen Bürgerkrieg nach harten Kämpfen endgültig geschah, ist bekannt. Damit waren sämmtliche Sklaven im ganzen Gebiete der Union frei, und jenen stolzen englischen Ausspruch von der unvergleichlichen Luft Großbritanniens, die den Sklaven, der sie einathme, sofort aus seinen Fesseln löse, eigneten sich nun auch die freien Bürger der Transatlantischen Union an. Fortan waren in dem ganzen weiten Gebiete vom Atlantischen bis zum Pacifischen Ozeane und von der großen Seenreihe im Norden bis zum Mexikanischen Meere im Süden alle ohne Unterschied der Farbe frei, und die, welche „in den Sklavenfesseln anderer Länder den geweihten Boden der Freiheit betraten, hörten damit sofort auf, Knechte zu sein".

So bestand denn Sklaverei auf amerikanischem Boden nur noch in Kuba und Brasilien. In Kuba galt für die Sklaven das milde spanische Gesetz; dennoch war nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Dr. Madden, noch im Jahre 1840 die dortige Sklaverei „verderblicher für das menschliche Leben, erniedrigender für den Sklaven und moralisch bedenklicher für den Herrn, Gesundheit und Glück der Gesellschaft gefährdender, als in irgend einem Sklaven haltenden Theile der Erde". Bei der schlechtesten Nahrung war hier die schwerste Arbeit zu verrichten, — kein Wunder, daß Ueberanstrengung und Mangel an ausreichender Ruhe gewaltige Lücken in die Reihen der Sklaven rissen. Doch vermehrte die Sklavenbevölkerung durch unausgesetzte Zufuhren sich beständig. Im Jahre 1792 schätzte man die Zahl der Sklaven auf der Insel auf 84000, im Jahre 1817 auf 179000, 1827 auf 286000 und 1843 auf 436000. Von 1842 bis 1851 sollen 43499 Sklaven nach Kuba gebracht worden sein. Durch den nicht nachlassenden Druck von außen, insbesondere von England, wurde endlich auch hier der Sklaverei ein Ende gemacht. Ein 1870 von dem damaligen Minister für die Kolonien, Señor Morel y Prendergast, den Cortes vorgelegtes und von diesen unverzüglich gutgeheißenes Gesetz bestimmte, daß alle Sklaven, welche das sechzigste Lebensjahr überschritten hätten, frei sein sollten, und in gleicher Weise alle nach der Publikation des Gesetzes geborenen Kinder von Sklaven.

Nach dem Census von 1867 zählte die Bevölkerung der Insel 1570211 Seelen. Davon waren 764750 Weiße und 605416 Schwarze oder Farbige, und von diesen wiederum 225938 Freie und 379523 Sklaven. Eine englische Schätzung für 1873 bezeichnet ein Drittel der gesammten Bevölkerung als Sklaven, was aber wohl viel zu hoch gegriffen ist.

In Brasilien [1]) wurde am 28. September 1871 das von den Kammern erlassene Sklavenemanzipationsgesetz sanktionirt, nach welchem die vom Datum des Gesetzes an von Sklavinnen geborenen Kinder als freigeboren betrachtet

[1]) Sellin, Das Kaiserreich Brasilien, 1. Theil.

werden, und außerdem ein Fonds zum Loskauf würdiger Sklaven aus dem Ertrage einer Sklaventaxe, der Steuer für den Verkauf von Sklaven und von Staatslotterien gebildet werden sollte. Der Kaiser selbst hatte bereits sieben Jahre früher allen seinen Sklaven die Freiheit geschenkt. Die Zahl der Sklaven soll 1835 2100000 betragen haben, für Ende 1881 wird sie als 1400000 angegeben. Durch jenen Fonds, welcher bis 1. Juli 1882 die Höhe von 25962124 Mark erreicht hatte, waren bis dahin aber nur 10000 Sklaven für einen Gesammtbetrag von 10670645 Mark losgekauft worden. Zugleich wurden ohne Geldentschädigung von ihren Besitzern 60000 Sklaven freigegeben, also das sechsfache der Losgekauften. Im Jahre 1885 brachte das liberale Ministerium Saraiva ein Gesetz ein, welches zur Durchführung der Sklavenbefreiung eine Erhöhung der Steuern um 5 Prozent und die Ausgabe von 15 Mill. Staatsrenten forderte. Dieser Gesetzvorschlag wurde indeß von den Kammern nicht genehmigt, und das neue konservative Kabinet unter Cotegipe beschränkte nun 1886 die Sklavenbefreiung auf die sofortige Freilassung aller 60 Jahre alten Sklaven, während die übrigen, in verschiedene Klassen getheilt, erst nach 17 Jahren frei sein sollten. Zur Entschädigung der Sklaveneigenthümer beabsichtigte man eine Erhöhung der Steuern und Abgaben um 5 Prozent, auch sollten die freigelassenen Sklaven, um sich an die neuen Lebensverhältnisse zu gewöhnen, ihren bisherigen Herren noch drei Jahre um geringen Lohn dienen. Aber die immer mehr an numerischer Stärke wie an Einfluß wachsende republikanische Partei verlangte eine sofortige Befreiung aller Sklaven, deren Zahl von 1886 bis 13. März 1887 von 1133228 auf 723419 Köpfe herunter ging; überall bildeten sich Abolitionsgesellschaften, Sklaven wurden aus öffentlichen Geldsammlungen freigekauft, und viele Sklaven entflohen unter dem Schutze des Publikums ihren Besitzern. Die Pflanzer, sonst allmächtig, wagten es nicht, sich dieser Bewegung entgegenzustellen, auch nicht, als nach dem Rücktritt Cotegipes durch den Ackerbauminister Prado ein Gesetz eingebracht wurde, welches die Sklaverei in Brasilien ohne Entschädigung an die Pflanzer gänzlich abschaffte. Dieses Gesetz wurde am 13. Mai 1888 veröffentlicht, was zu großen Festlichkeiten und lebhaftem Jubel im ganzen Reiche Anlaß bot, aber zugleich auch durch Vermehrung der schnell wachsenden republikanischen Partei, infolge des Anschlusses vieler zu Grunde gerichteter Pflanzer an dieselbe, den schon lange wankenden Kaiserthron zum Umsturz brachte.

Von den übrigen Erdtheilen hat Australien in jüngster Zeit in einigen seiner Theile, vor allem in der britischen Kolonie Queensland, den Vorwurf auf sich geladen, unter dem Deckmantel der Anwerbung freier Arbeiter in Wahrheit einen aufs schärfste zu verurtheilenden Sklavenhandel betrieben zu haben. Asien aber ist und bleibt in seinen mohammedanischen Reichen, insonderheit in Arabien und Persien, die Heimath der Sklaverei, wenngleich dieselbe nicht in so erschreckenden Formen sich der Welt gezeigt hat, als in dem christlichen Nordamerika. Wir wissen, daß es Rußland gewesen ist, welches in scharfer, aber den faulen Fleck bis zur Wurzel austilgenden Weise dem Sklavenraub und Sklavenhandel der unbändigen Tekke-Turkmenen ein Ende machte.

(Schluß folgt.)

Aus Krainer Höhlen.

Von Franz Kraus.

Die Forschungen nach dem Verlaufe der unterirdischen Wasserläufe in Krain, über welche in diesen Blättern schon wiederholt berichtet worden ist, haben eine überraschend günstige Wendung genommen, indem von seiten einiger Liebhaber der Höhlenforschung eine Entdeckung von großer Tragweite gemacht worden ist. Die ersten Nachrichten darüber klangen so unglaublich, daß dieselben von der Laibacher Zeitung und der Grazer Tagespost als eine Mystifikation des Publikums erklärt wurden, und doch beruhten sie auf Wahrheit. Die Entdeckung der sogenannten Ottoker Grotte nächst Adelsberg hatte nämlich sofort das Bedenken wachgerufen, ob dieselbe nicht in Zusammenhang mit der Adelsberger Grotte stehe, in welchem Falle es möglich gewesen wäre, durch den Ottoker Eingang in die Adelsberger Grotte zu gelangen, und eventuell dort an den Tropfsteingebilden Schaden anzurichten. Die Ottoker treiben nämlich einen Handel mit Tropfsteinen, dem zu Liebe sie schon manche der schönsten unverschlossenen Grotten verwüstet haben, wie z. B. die Magdalenagrotte und jene in der Doline Keršelivka, wo kaum mehr unangeschlagene Gebilde zu finden sind.

Die Besorgniß um ihre schöne weltberühmte Grotte, aus der die Gemeinde eine ziemlich bedeutende Einnahme bezieht, bewog eine Gesellschaft Adelsberger Bürger, Nachforschungen anzustellen, die damit begonnen wurden, daß von Norden her, wo man den Poikfluß in der Pinka jama (Wasserhöhle) wußte, das Terrain abgesucht wurde. Bekanntlich endet die Pinka jama oder Poikhöhle mit einer Verschüttung. Die 1885er Vermessungen hatten konstatirt, daß der Schuttkegel dem Einsturzschlunde der Ruglutza angehört, und deshalb wurde vorerst versucht, ob es nicht möglich sei, vom Grunde der Ruglutza aus der Poik entlang weiter vorzudringen. Dies erwies sich als unmöglich, und nach verschiedenen anderen vergeblichen Versuchen, durch andere Grotten und Schlünde zu dem unbekannten Theile des Poiklaufes zu gelangen, wurde ein günstiger Wasserstand benutzt, und die Poik von der Adelsberger Grotte aus, in der Richtung von Süden gegen Norden — also stromabwärts — verfolgt.

Wenn man die Literatur über die Adelsberger Grotte befragt, so scheint dieses Unternehmen unmöglich, denn Schmidl erwähnt ausdrücklich, daß es nur möglich sei, 300 Klafter weit vorzudringen, und so weit ist die Wasserhöhle, die sich vom großen Dome aus abzweigt, auch vermessen. Einer Sage nach soll aber einer der Grottenführer vor Schmidl schon viel weiter vorgedrungen sein, indem er nächst dem Punkte, wo Schmidl umkehren mußte, durch ein Loch nahe an der Decke in weitere großartige Räume gelangt sei. Weder die eine noch die andere dieser Nachrichten hat sich bestätigt. Besondere Hindernisse gab es nicht an der betreffenden Stelle, und es war nur ein 20 Meter langes, ziemlich tiefes Wasserbassin zu überfahren. Jenseits desselben setzte sich der Gang in gleichen Dimensionen fort, bis zu einer Stelle, wo größere Abstürze kamen, deren Bewältigung eine größere Ausrüstung erfordert hätte. Durch Benutzung eines Seitenganges konnte diese Stelle umgangen werden, und der Flußlauf wurde nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten, die hauptsächlich im Transporte des mitgeführten Bootes bestanden, glücklich wieder erreicht. Das letzte Wasserbassin, welches zu passiren war, erwies sich als

das größte, und übertraf den vierten See in der Poikhöhle an Länge um ein Bedeutendes.

Ein letztes Hindeeniß befand sich am Ende dieses unterirdischen Sees, und dieses bestand darin, daß die Decke fast den Wasserspiegel erreichte. Infolge des ausnehmend günstigen Wasserstandes konnte auch dieses Hinderniß überwunden werden, und der Raum, der dahinter lag, gehörte bereits der Ottoker Grotte an, deren Zusammensetzung mit der Adelsberger Grotte nun erwiesen ist.

Daß nebst der Ottoker Grotte noch eine ganze Reihe von Höhlen dem Systeme von Adelsberg angehören, ist theoretisch längst festgestellt, und dies geht auch aus dem Plane hervor, der für die Zwecke der Entwässerungsarbeiten in den Kesselthälern angefertigt worden ist. Allerdings fehlen in demselben noch viele Höhlen, deren Entdeckung erst in spätere Zeit fällt, oder die noch nicht vermessen worden sind. Zu letzteren gehören auch die großen Verbindungsgänge zwischen der Adelsberger und der Ottoker Grotte, deren Vermessung und Eintragung in die Höhlenkarte ungeahnte Aufschlüsse von großer wissenschaftlicher Bedeutung geben wird. Insbesondere dürfte es klar werden, welcher Ursache es zuzuschreiben ist, daß der gegen Westen von der Adelsberger Grotte abzweigende Tartarus keine Fortsetzung mehr hat, und ob es richtig ist, daß die alten und die neuen Gänge nichts weiter als das Einsturzgebiet der Doline Stara Apnenca trennt, wie es der Theorie nach sein sollte.

Die Ueberlieferungen über die Karsthöhlen sind so unklar, daß sie nur wenig Anhaltspunkte geben. Selbst die Schmidl'schen Berichte sind theilweise noch mit Nachrichten untermischt, die auf Erzählungen von Einheimischen beruhen; deshalb kann die Wissenschaft sich nur auf die neuesten Aufnahmen mit Sicherheit stützen, die mit Präcisionsinstrumenten gemacht wurden, und die nicht nur den Zweck haben, eine einzelne Naturmerkwürdigkeit zu beschreiben, sondern die Entstehungsgeschichte ganzer Höhlensysteme und ihre Zusammengehörigkeit zu illustriren. Die neueste Entdeckung hat abermals den Beweis geliefert, daß alle Höhlen des Adelsberger Revieres ein einziges großes System bilden, und der Umstand, daß man erst jetzt in einzelne Theile den Zugang gefunden hat, läßt die Vermuthung berechtigt erscheinen, daß mittlerweile im Inneren der Höhlen Veränderungen stattgefunden haben, durch welche einst unzugängliche Partien wieder eröffnet worden sind. Ebenso kann es vorkommen, daß in gewissen Wasserhöhlen der Abfluß durch Einschwemmungen, Verschüttungen oder durch Deckenbrüche verlangsamt oder ganz unmöglich wird. Derlei Katastrophen verschlechtern stets die hydrologischen Verhältnisse im nächst höheren Thale, und sind die Ursachen der periodischen Seen in Krain.

Um diese zu beseitigen, muß man die unterirdischen Wege kennen, durch welche das Wässer einen Ausweg zu finden vermag, und die Höhlenforschung findet daher eine eminent praktische Anwendung. Auch in jenen Kesselthälern in denen die Wasserabfuhr eine ziemlich regelmäßige ist, können durch Einbrüche in unzugänglichen Räumen Störungen eintreten, und es ist daher selbst dort von großem Nutzen, die unterirdischen Wasserwege genau kennen zu lernen, um bei etwaigen Unterbrechungen sofort an die Beseitigung der Hindernisse gehen zu können.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß das Adelsberger Thal durch zwei große Wasserhöhlen sein Niederschlagsquantum an das nächst tiefere Planinathal abgiebt. Diese beiden Höhlen sind die Adelsberger Grotte und die Schwarzbachhöhle, die etwa einen Kilometer auseinander, im selben Gehänge liegen. Wo sich die beiden Höhlen vereinigen, das ist heute noch unbekannt. Jedenfalls muß dieser Punkt in der Nähe der Ottoker Grotte liegen, und es ist ganz gut denkbar, daß durch die Schwarzbachhöhle ein weiterer Zugang zum unterirdischen Laufe der Poik möglich ist. Der jetzige Eingang der Ottoker Grotte ist ein künstlicher; das heißt: er war früher so total verschüttet, daß es unmöglich war, ihn als solchen zu erkennen. Durch den derzeit beseitigten Schuttkegel konnte man noch nicht in die Grotte gelangen, als man schon von deren Entdeckung hörte. Der erste Entdecker muß also auf anderem Wege in die Grotte gelangt sein, und wenngleich derselbe diesen Zugang geheim hält, so muß ein solcher doch bestehen, und es hat daher viel Wahrscheinlichkeit, daß die Entdeckung der Ottoker Grotte durch die Schwarzbachhöhle erfolgt ist.

Eine der nächsten Aufgaben würde daher darin bestehen, den Vereinigungspunkt der beiden Wasserhöhlen aufzusuchen, wodurch die Kenntniß der Hydrographie des Adelsberger Bezirkes abermals wesentlich bereichert werden könnte. Wer Lust zu abenteuerlichen Entdeckungsfahrten hat, der könnte sich da ein großes Verdienst um die Wissenschaft erwerben.

Es sind bereits drei Fahrten von der Adelsberger bis in die Ottoker Grotte gemacht worden, am 10. April, am 25. Juni, und am 24. Juli 1890. Desgleichen wurde am 30. Juni dieses Jahres auch die Durchfahrt vom Adelsberger-Thale in den großen Dom der Adelsberger Grotte, der Poik entlang, versucht, die aber nicht den gewünschten Erfolg hatte. Am 1. Juli wurde daher von beiden Seiten zugleich die Fahrt wiederholt, und konstatirt, daß sich ein nur 45 Centimeter dicker Felszapfen so weit dem Wasserspiegel nähere, daß eine Durchfahrt derzeit unmöglich ist. Die Beseitigung dieses Hindernisses wäre zwar leicht, ist aber nicht unbedingt nöthig, da unter dem Felsen sich noch 4 Meter Wassertiefe befindet, bei einer solchen Breite, daß auch ziemlich bedeutende Wassermassen passiren können.

Bei der ersten Fahrt (am 30. Juni) wurde auch eine Gabelung entdeckt. Der linke Seitenast zeigte sich durch eingeschwemmte Sägeklötze so sehr verrammelt, daß er vorher erst ausgeräumt werden mußte, um dort vordringen zu können. Das vom nahen Mühlenwerke vor mehreren Jahren weggeschwemmte Boot fand sich dort auch eingekeilt. Es scheint daher, daß eine starke Strömung in dem Gange existirt, der sich gegen die sogenannte Alte Grotte hinzieht, die heute dem Publikum verschlossen ist. Weitere Nachrichten hierüber liegen noch nicht vor, dürften aber noch in dieser Saison zu erwarten sein.

Archäologische und historische Studien im Kaukasus[1]).

Höchst beachtungs- und bemerkenswerthe Forschungen liegen in diesem Werke vor, dessen erster Theil die frühesten Zeitalter der Metalle im armenischen Rußland behandelt, während der Verfasser sich im zweiten Abschnitte der höchst dankenswerthen Aufgabe unterzieht, Untersuchungen über den Ursprung der kaukasischen Völker anzustellen.

Versuchen wir zunächst unsere Leser mit dem Inhalte des ersten Buches bekannt zu machen, welches neben sieben Steindrucktafeln und Karten 215 Holzschnitte enthält, auf denen sich die verschiedensten Gegenstände abgebildet vorfinden.

[1]) J. de Morgan, Mission scientifique au Caucase. Études archéologiques et historiques. Paris 1889, gr. 8°. Ernest Leroux.

Ungemein groß ist die Schwierigkeit, für jedes Stück in jeder Gegend das erste Erscheinen zu bestimmen, da das Auftreten und die natürliche Entwickelung eines jeden Stammes einen verschiedenen Anfang der einzelnen Metallalter bedingt, weil kein Volk in dieser Hinsicht unbeeinflußt von den Nachbarstämmen geblieben ist.

Vor allem ist die Frage zu entscheiden: Besitzt das in Frage kommende Gebiet an sich Erze und Metalle, sind sie gleichmäßig über das Land verbreitet, oder finden sie sich nur hie und da, so daß diese Orte naturgemäß als Mittelpunkte für die einzelnen Metallalter anzusehen sind?

Die Antwort lautet, daß die Ebenen Assyriens bar jeder metallischen Ader sind, während Armenien zum Beispiel beträchtliche Kupfermengen beherbergt und reich an Eisen wie an Salz ist, während die Flüsse zum Theil Gold führen und auch Blei- und Silbergänge auftreten.

Trotz alledem finden wir in den ältesten chaldäischen Grabdenkmälern, welche dem 40. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung angehören dürften, Eisengegenstände, wenn auch das ziemlich sparsame Vorkommen auf den hohen Werth des Metalles hinweist. Nehmen wir dazu den Umstand, daß auch in Aegypten schon in den ältesten Zeiten Metalle verarbeitet wurden, daß diese weder aus dem Lande selbst stammten, noch aus dem erzreichen Spanien oder England, den späteren Bezugsländern, geholt sein konnten, da der Westen noch gänzlich unbekannt war, auch das Innere Afrikas in dieser Hinsicht nicht in Frage kommt, so ist nur möglich, daß das Innere Asiens die Metallschätze lieferte, daß dort die Wiege ihrer Verwendung zu suchen ist, und daß sich die Kunst der Metallverarbeitung von dort nach dem Westen verbreitet hat.

Zwei Wege boten sich dar, um die Metalle westwärts zu befördern; der eine führt von Centralasien bis zum Kaspischen Meere durch Masenderan hindurch, um durch das Thal des Aras oder Araxes an die Gestade des Schwarzen Meeres zu gelangen; doch stellten sich hier in den ausgebreiteten sumpfigen Niederungen der heutigen Provinz Gilan erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Eine zweite Karawanenstraße, welche noch heutigen Tages rege benutzt wird, zieht über die Hochebenen von Iran und Kurdistan, wobei außer dem Vorzug der größeren Sicherheit noch der Vortheil sich ergiebt, daß wiederholt größere Städte berührt werden; freilich ist diese Strecke ungleich länger als die zuerst beschriebene.

De Morgan geht dann auf die einzelnen Metallalter des Näheren ein, bespricht zuerst das jegliche Fehlen irgend einer Spur des paläolithischen Alters im Kaukasus, wendet sich der neolithischen Zeit zu, ferner dem Bronzealter, und verbreitet sich ausführlich über die Eisenzeit, welcher er die Seiten 41 bis 163 widmet.

Seine Schlüsse faßt der geistreiche Franzose in folgende fünfzehn Punkte zusammen:

1. Bisher hat man kein Anzeichen des paläolithischen Zeitalters im Kaukasus gefunden, doch dürfte diese Lücke nur auf die unzureichenden Nachforschungen zurückzuführen sein.

2. Die Steinzeit scheint ebenso wie das Bronzealter, wenn beide überhaupt in Wirklichkeit geherrscht haben, von nur kurzer Dauer gewesen zu sein.

3. Reines Kupfer ist scheinbar weder im Kaukasus noch in den angrenzenden Länderstrichen verwerthet worden.

4. Die Verzierung der Swastika (卐 卍) im Gegensatze zu der des Kreuzes, welche sich verhältnißmäßig häufig im Kaukasus vorfindet, scheint nach dem bekannten Vorkommen in anderen Ländern die Folge einer Art von Völkerwanderung zu sein, welche der Verbreitung der Erzkunde vorherging. Kein Gegenstand, welcher diese Verzierung aufweist und in Armenien gefunden wurde, erlaubt auch seinen Ursprung nach Vorderasien zu versetzen.

5. Die Völker des Kaukasus haben unzweifelhaft die Kenntniß der Bronze dem Osten zu verdanken, wie ihnen wahrscheinlich die erste Verwendung des Eisens zuzuschreiben ist.

6. Eine einzige abgelegene Grabstätte (Akthala) vermag man mit einiger Wahrscheinlichkeit dem Uebergange vom Stein- zum Bronzealter zuzuschreiben, da es ähnliche Charaktere wie die prähistorischen Reste von Santorin aufweist.

7. Die Todtenstätten von Redkine-lager wie Djalall-oghle gehören dem Beginne der Eisenzeit an.

8. Die Erfindung der Verwerthung des Eisens im Kaukasus ist sicherlich älter als das 20. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

9. Die Eisenzeit erstreckt sich in Armenien über einen geraumen Zeitabschnitt.

10. Der assyrische Einfluß macht sich im russischen Armenien zwischen dem neunten und achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung geltend.

11. Die neuerdings aufgefundenen Todtenfelder und Begräbnißstätten von Lelwar (Akthala, Cheithanthagh, Mauçi-vèri, Utch-Kilissa) sind sicherlich nicht älter als das achte und nicht jünger als das fünfte Jahrhundert vor Christi Geburt.

12. Im neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung begannen die Handels-Beziehungen zwischen den Armeniern und den Assyrern, Phöniziern und überhaupt dem Osten, hauptsächlich das Zinn anlangend.

13. In den spätesten Gräbern des russischen Armenien verschwindet nach und nach die einheimische Kunstfertigkeit vor den iranischen Formen, welche nach dem Kaukasus wahrscheinlich durch die Osseten gebracht worden sind.

14. Der Beisetzung bezw. der Beerdigung der Leichen zur Zeit des Eisenalters folgte wahrscheinlich später die Verbrennung oder Aussetzung der Verstorbenen, ein Gebrauch, welcher sich allem Anschein nach bis in die ersten Zeiten des Christenthums erhielt.

15. Kein Ueberbleibsel irgend einer Münze wurde in den Grabstätten von Lelwar angetroffen.

Der zweite Theil des Werkes enthält 307 Seiten, 21 Tafeln und Karten wie 46 sonstige Abbildungen.

Als Ureinwohner Vorderasiens giebt de Morgan die Scythen an, welche unter dem Nachschub anderer Völker sich langsam in die Gebirge von Armenien, Cappadocien und in den Kaukasus zurückzogen. Ihre alten Tribus der Hatti, Naïzi, Ourarton, Toubal, Mauschkau u. s. w. zerstreuten sich gegen das sechste Jahrhundert und machten den georgischen Stämmen Platz, deren Alter sich mit dem der Aegypter und Chinesen wohl vergleichen läßt. Als ein Hauptunterschied zwischen diesen drei Völkern verdient hervorgehoben zu werden, daß letztere beiden es verstanden, ihre Kultur und somit ihre Macht auszudehnen, während das dritte Reis verdorrte, sich in einzelne Theile trennte und langsam abstarb.

Im Mittelalter ließ dann die türkische Ueberfluthung die Mehrzahl der alten Namen verschwinden, neue Bezeichnungen tauchten auf, und der Rest der Ureinwohner zog sich mit dem Rest alter Gebräuche und Sitten noch mehr in die Einöden zurück, wo wir jetzt versuchen, aus den einzelnen Brocken und Bruchstücken ein Gesammtbild wieder herzustellen.

Mongolische Einfälle trugen das Ihre dazu bei, das Vorhandene zu zerstören, während manche Stämme ausgerottet wurden, ohne auch nur Grabstätten zu hinterlassen, welche in den meisten Fällen im Stande sind, uns wichtige Aufschlüsse über das Leben und Treiben ihrer Bewohner zu geben.

Zum Schluß bemerkt de Morgan: Lang und blutig war der Kampf zwischen den Kaukasiern und den Slaven, aber langsam und sicher drangen letztere vor und brachten ihre Kultur mit, welcher sich Georgier wie Armenier, Tscherkessen wie Abkhasen unterwerfen mußten. Dr. E. R.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Während die britisch-indische Chin-Luschai-Expedition (gegen die indisch-birmanischen Grenzstämme) in militärischer Beziehung keine großen Erfolge gehabt hat, so hat sie zur Förderung unserer geographischen und ethnologischen Kenntnisse von der Gegend mancherlei beigetragen. In ersterer Beziehung ist namentlich der Oberlauf des Koladyne-Flusses festgelegt und eine Fläche von 5000 englischen Quadratmeilen topographisch aufgenommen worden. Was aber die Bewohner betrifft, so hat besonders Lieutenant Rainey über die Bergstämme der Chins, Yindus, Chinbons, Welchungs und Chinboks reiches Beobachtungsmaterial gesammelt. Nach seinen Mittheilungen spricht jeder der genannten Stämme sein eigenes Idiom, und einige derselben sind so barbarisch und unwissend wie die Wilden Centralafrikas. Sie tragen fast gar keine Kleidung, und in ihren Hütten haben sie keinerlei Mobiliar. Ebenso haben sie keine Gesetze, keine Religion und keine Regierung, außer einem Ansatz zu einer Dorfverfassung. Arzneikunde ist bei ihnen völlig unbekannt. Einige Stämme sind stark dem Trunk ergeben und trinken viel selbstgebrautes Bier. Sie zeigen aber große mechanische Fertigkeit und bauen kunstvolle Brücken nach dem Sparrenkopfsystem. Bei einigen Stämmen sind die einzigen Waffen Messer, Pfeil und Bogen. Sie sind aber gewandte Bogenschützen und tödten Tiger und Bären auf 80 Yards. Die Frauen sind bei allen diesen Stämmen tätowirt, angeblich um sie vor Entführung durch die Birmanen zu schützen.

Afrika.

— Aus Zansibar ist die Nachricht eingetroffen, daß Dr. K. Peters am 8. Juli mit seiner Karawane wohlbehalten in Bagamoyo angelangt ist und am 22. Juli die Heimreise nach Europa angetreten hat. Was die praktischen Erfolge der in dieser Weise beendigten Expedition betrifft, so sind dieselben durch das bekannte englisch-deutsche Abkommen, welches Witu-Land ebenso wie Uganda den Engländern überliefert, allerdings hinfällig geworden. Nichtsdestoweniger wird man anerkennen müssen, daß Dr. Peters seine Aufgabe mit großem Geschick und großer Energie gelöst hat, und es steht zu erwarten, daß wenigstens die europäische Civilisation im allgemeinen sowie die deutsche Wissenschaft im besonderen einen Gewinn davon haben wird — ein Trost mit dem wir Deutschen uns schon des öfteren haben begnügen müssen.

— Ueber den Werth der verschiedenen Missionen als Kulturfaktor spricht sich Major v. Wißmann, der nach seiner glücklichen Rückkunft in der Heimath leider am Gelenkrheumatismus erkrankt ist, im wesentlichen wie folgt aus: In diesem Punkte hat ohne Zweifel die katholische Mission bei weitem den Vorrang. Und zwar ist hiervon nicht nur das langjährige Bestehen und die große Erfahrung der katholischen Mission die Ursache, sondern auch die Leitung derselben. Die Disziplin der katholischen Kirche scheint mir der Hauptfaktor für die Erfolge der römischen Missionen zu sein; der Umstand, daß die katholischen Missionare hinausgehen, um bis an ihr Lebensende zu wirken — eine Heimsendung wegen Krankheit ist nur äußerst selten — und die Thatsache, daß der Kultus der römischen Kirche mit seinen Aeußerlichkeiten dem Wilden leichter Eindruck hinterläßt als die nüchternen Formen der evangelischen Religion, begründen die größeren Erfolge römischer Missionen. Jeder Kenner des Afrikaners oder wilder Völker überhaupt wird mir beipflichten, daß ein Verständniß der christlichen Religion der Liebe bei Völkern derartig niedriger Kulturstufe nicht zu erwarten ist; daß also der richtige Weg für Missionen der sein muß, daß man den Wilden zu einem höheren Wesen erzieht und ihm dann das Verständniß für die Religion beizubringen sucht. Dies streben die römischen Missionen an, indem sie den Grundsatz befolgen „Labora et ora", und nicht wie die evangelischen Missionen den für Völker auf höherer Kulturstufe passenden Spruch „Ora et labora". — Ein anderer äußerst wichtiger Grund der großen Erfolge der römischen Missionen ist das von vielen Seiten angegriffene Auskaufen von Sklavenkindern. Zunächst ist an und für sich dieses Vorgehen ein gutes Werk, wenn man bedenkt, was sonst aus den weit von ihrer Heimath, von ihren Eltern weggeschleppten Kindern werden würde. Und dann setzt dieser Kauf ganz allein die Missionen in die Lage, noch zu leitende, zu formende Wesen, Kinder, derartig in ihre Obhut zu bekommen, daß etwas aus ihnen zu machen ist. Ich kenne keine evangelischen Missionen in Aequatorial-Ostafrika, die ein derartiges Material für ihre Arbeit zur Verfügung hatten. Selbst wo evangelische Missionare die Eltern dafür bezahlten, daß sie ihre Kinder zum Unterricht, wenn auch nur auf Stunden, den Missionaren überließen, waren doch keine Erfolge zu erzielen. Ich habe allein aus diesem Grunde junge Missionare kennen gelernt, die in Afrika angekommen, bitter enttäuscht sich wieder in die Heimath wünschten, wo ihnen ganz andere Aufgaben eine lohnendere Arbeit versprächen. Daß ich den evangelischen Missionen nicht nur keine Schwierigkeiten oder Hindernisse in Ostafrika in den Weg gelegt habe, sondern dieselben in jeder mir nur möglichen Weise unterstützt habe, kann ich durch Dankschreiben von Seiten englischer und deutscher Missionen belegen. Daß ich aber glaube, daß bei richtiger Leitung diese Missionen unendlich mehr leisten können, daß ich die ungeheuren Summen, die für englische Missionen nach meiner Ueberzeugung in keinem Verhältnisse stehen zu dem Erfolge, besser angewandt wissen möchte, das will ich hier und überall wiederholen.

Bücherschau.

— Rust, die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Berlin 1890. Friedr. Luckhardt. — Als ein Aktenstück zu der Geschichte der deutschen Emin Pascha-Expedition verdient dieses Buch allgemeinere Beachtung — sei es auch nur, um einem nachdrücklich zu Gemüthe zu führen, auf welcherlei Hindernisse deutsche Thatkraft und deutscher Patriotismus in den überseeischen Ländern stoßen können. Der deutschen Diplomatie wird dabei kein Loblied gesungen, der erfolgreiche Zug der kleinen Peters'schen Schaar durch das Massai-Land nach Uganda erhält aber durch den Rust'schen Bericht ein um so günstigeres Relief. Die sprachliche Darstellung ist kräftig und der Sache entsprechend, wenn auch bisweilen ein wenig frei betreffs der deutschen Grammatik und des deutschen Stils.

Redakteur: Dr. R. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Reisebilder aus dem nordamerikanischen Süden[1].

Von Dr. Emil Deckert.

I.

(Mit drei Abbildungen.)

Je mehr man sich von den Alleghanies her der Mississippimündung nähert, desto mehr tritt einem auf dem urbar gemachten Boden die Baumwollenstaude als allbeherrschende Kulturpflanze des nordamerikanischen Südens entgegen. Der Weizenbau hört allmählich beinahe vollkommen auf, und auch das Areal, das dem Mais und dem Tabak eingeräumt ist, wird kleiner und kleiner.

Für das Auge des Nordländers hat der ungewohnte Anblick, den die Baumwollenfelder gewähren, etwas ungemein Freundliches und Bestechendes. Und bildet die Staude, die da wächst, und die heutzutage eine viel universalere Bedeutung hat, als irgend welche Brotfruchtpflanze, nicht zugleich auch die Haupthilfsquelle und den Hauptreichthum der nordamerikanischen Südstaaten? Freilich gewahrt man von Reichthum an den Bewohnern nicht gar viel, und weder die Herrensitze („Mansions“), der ehemaligen Sklavenbarone, noch die Hütten der schwarzen Arbeiter, die das Feld bestellen und die Ernte einbringen, machen den Eindruck der Wohlhabenheit.

Mit den Baumwollenfeldern und mit der zunehmenden Verflachung des Bodens mehrt sich auch die Zahl der Neger, und in der Tuscaloosa-County machen dieselben bereits 40 Prozent der gesammten Bevölkerung aus, in der Hale-County aber sogar 80 und in der Green-County 82 Prozent. Daß dieselben trotz der langen und harten Erziehung, die sie auf dem amerikanischen Boden genossen haben, ein ziemlich ungefüges Kulturinstrument geblieben sind, verrathen uns tausend Anzeichen. In physischer Beziehung prosperiren sie allerdings in der fraglichen Gegend viel besser als die Weißen, und während sich die Zahl der letzteren in vielen Counties von Alabama, Mississippi und Louisiana nach dem Secessionskriege stark vermindert hat — in der genannten Green-County beispielsweise um 50 Prozent —, so ist die Zahl der Neger in denselben im starken Wachsen begriffen.

Am ausschließlichsten herrscht der „King Cotton“ auf dem sogenannten „Schwarzen Gürtel“ — „Black Belt“ — von Alabama, der seinen Namen von dem eminent fruchtbaren dunkelfarbigen Verwitterungsprodukte seines kretaceischen Kalksteines führt, und der sich in einem weiten Bogen von dem Tennessee-Flusse bei Korinth bis in das Gebiet des oberen Appalachicola-Flusses um den Südwestfuß der Alleghanies herumzieht. Und auf demselben „Schwarzen Gürtel“ dominirt auch das Negerelement derart, daß man versucht sein könnte zu glauben, der Name rühre von ihm her. Es ist dies ein merkwürdiger Einklang zwischen der Farbe des Bodens und derjenigen der Bevölkerung. Wir finden denselben wieder auf den alluvialen Bottoms des Mississippi, die gleichfalls eine der hervorragendsten Stätten des amerikanischen

[1]) Zum Theil in Anlehnung an des Verfassers „Winterreise durch den nordamerikanischen Süden“ („Export“ 1886, Nr. 6 ff.).

Baumwollenbaues bilden. Seine große Fruchtbarkeit verdankt der im doppelten Sinne „Schwarze Gürtel“ von Alabama vor allen Dingen den mächtigen Phosphatablagerungen, welche die kretaceische Formation daselbst in sich einschließt.

In der Gegend von Livingston beginnt die große tertiäre Golfniederung, deren Kalksteine und Mergel aber an den meisten Stellen von noch jüngeren Bildungen, die Wind und Wasser in dem anthropozoischen Erdalter herbeigeführt haben, überlagert sind. Auf weiten Strecken setzt ein orangefarbiger Sand oder ein sandiger Lehm den oberflächlichen Boden zusammen, und auf anderen weiten Strecken erscheinen Sümpfe. Die letzteren, die von den Amerikanern „swamps“ genannt werden, und aus denen bei Nacht zahlreiche Unken herausrufen, ähneln am meisten unseren norddeutschen Brüchen. Es entsprießt ihnen eine außerordentlich üppige Baum- und Strauchvegetation, die immer südlicher und südlicher wird. Großblätterige Magnolien (Magnolia grandiflora und M. glauca), Lebenseichen (Quercus phellos und Q. aquatica), Gummibäume (Nyssa uniflora), Hickorybäume (Carya aquatica) und zahllose andere Species setzen dieselbe zusammen. Die Stämme sind vielfach von starkarmigen Schlingpflanzen umwunden, so daß der Sumpfwald vollkommen undurchdringlich erscheint, auch wenn sein Wasser etwa zu durchwaten sein würde. Vereinzelt treten unter den immergrünen Bäumen auch Zwergpalmen (Sabal Adansonii) auf. Im allgemeinen macht die Landschaft aber im Februar mehr einen sonnenverbrannten, herbstlichen, als einen frischen, frühlingshaften Eindruck, und in Mississippi und Louisiana hat sie durch das graue Bartmoos (Tillandsia usneoides), das in dicken Strähnen von allen Aesten und Zweigen herabhängt, geradezu etwas Greisenhaftes, um nicht zu sagen Gespensterhaftes. Heiter konnten wir das Landschaftsbild des südstaatlichen Flachlandes ebensowenig finden, wie das Landschaftsbild des südstaatlichen Berglandes, trotz des ungeheuren Artenreichthums der südstaatlichen Pflanzenwelt. Kulturboden ist den betreffenden „swamps“ bisher fast nirgends abgewonnen worden, die Nordstaatler tragen sich in dieser Beziehung aber mit allerlei großen Plänen.

Die sandigen Distrikte Südwest-Alabamas, Mississippis und Louisianas anlangend, so wird ihr Pflanzenkleid von denselben monotonen Kiefernbäumen gebildet, wie wir es anderweit zur Genüge kennen gelernt haben, nur treten ein paar andere Spezies als die vorherrschenden auf: Pinus australis mit ihren fußlangen Nadeln, und Pinus cubensis mit ihrem starken Harzgehalte. Die erstgenannte Art liefert das Hauptnutzholz des Südens, das bei dem fast ausschließlich üblichen Holzbau in ungeheuren Massen an Ort und Stelle konsumirt wird, das aber daneben auch für alle Golfhäfen einen der wichtigsten Exportartikel abgiebt; die letztgenannte Art dagegen bildet die Grundlage der südstaatlichen Terpentin-Industrie. Da sowohl die Holzgewinnung als auch die Terpentingewinnung in rein raubbaumäßiger Weise betrieben wird — namentlich seitens der Eisenbahn-Gesellschaften, denen das Land gehört —, so kann man sich leicht vorstellen, wie die Wälder, die wir durchfahren, ausschauen. Es ist ein Schlachtfeld von wahrhaft barbarischer Art, und es ist darauf niedergemetzelt worden, was niedergemetzelt werden kann. Und wenn die gefällten Stämme nur auch wirklich benutzt würden! Zu Tausenden liegen sie aber da und modern. Was die Terpentin-Industrie betrifft, so werden dem Baume dabei allmählich auf allen Seiten so tiefe Wunden in sein Fleisch geschnitten, daß er abstirbt und als fahle Leiche empor in die Luft ragt. Indem wir das traurige Bild betrachten, preisen wir unser Deutschland glücklich, daß es in einer Zeit besiedelt wurde, in der es noch eine geordnete Gemeinwirthschaft gab, und in der es bei der Nutzbarmachung der natürlichen Hilfsquellen des Landes noch nicht so Hals über Kopf ging. Die nordstaatlichen Dollarjäger und Eisenbahnkönige verüben unseres Bedünkens an dem Süden einen furchtbaren Frevel, den das Land wohl dereinst noch empfinden wird. In den Waldsümpfen würden die Verwüstungen vielleicht nicht so tragisch genommen zu werden brauchen, da dort die zeugende Natur den angerichteten Schaden rasch wieder ersetzt, und da dort die Vegetation fast wie in den echten Tropen beinahe als unzerstörbar erscheint. Auf dem dürren Orangesande aber wachsen die Bäume nur langsam wieder. In Ackerboden sehen wir die unvollständigen Rodungen, auf denen es natürlich überall von Baumstümpfen starrt, nur selten umgewandelt, weil dies wohl nicht sehr lohnt, und neben den Sägemühlen und Terpentinhütten weiden nur hie und da einige Schafe.



Ein südstaatliches Straßenbild.

Die Ortschaften, die wir in Mississippi berühren, sehen sammt und sonders sehr armselig aus, und auch selbst der Eisenbahnknotenpunkt Meridian erscheint uns mehr wie ein temporäres Feldlager, als wie eine definitiv ausgestaltete Stadt.

An der Grenze von Mississippi und Louisiana überschreiten wir den Pearl-River, der seine halbtropischen Waldufer häufig überfluthet, und der durch seine Alluvionen zum Aufbau des Mississippi-Deltas ein Erhebliches beiträgt. Zwanzig Meilen weiter geht es auf einem Pfahlbau von Riesenlänge über den seichten und von schilf- und binsenbewachsenen Küstenmarschen eingerahmten Lake Pontchartrain, und sodann an einem Dickicht von Zwergpalmen und Lebenseichen entlang weiter, und in die „Crescent-City“ an der Mississippimündung hinein.

Land- und Wasserverkehr greifen in New Orleans nicht weniger eng in einander, als in den anderen amerikanischen Städten, die an großen Flüssen oder an Meeresbuchten gelegen sind —, sei es nun, um sich wechselseitig zu unterstützen, sei es, um sich Schulter an Schulter im harten Konkurrenzkampfe mit einander zu messen. Die Bahnhöfe

liegen unmittelbar an den sogenannten „Levees“, und kaum sind wir unserem Eisenbahnzuge entstiegen, so stehen wir auch schon dicht an dem Ufer des Mississippi, und schauen hinab auf die ungeheure schmutziggelbe Fluth des Riesen-



Baumwollen-Ernte im nordamerikanischen Süden.

stromes und hinüber auf die stolzen Fluß- und Ozeandampfer, die er auf seinem Rücken trägt.

Das Naturschauspiel, das uns der „Vater der Gewässer„ gewährt, ist gewaltig genug, um uns mit einer gewissen An-



Im Delta des Mississippi.

dacht und Ehrfurcht zu erfüllen, und wir können uns von dem lange ersehnten Anblicke nur schwer wieder losreißen, obgleich die Sumpf- und Waldufer, welche die Wassermassen zwischen sich einschließen, den denkbar eintönigsten Charakter

tragen. Es ist eins von jenen Bildern in großen, einfachen Zügen, wie sie dem amerikanischen Welttheile so charakteristisch sind, und die Einzelheiten, die es uns wahrnehmen läßt, wirken wieder lediglich durch ihren kolossalen Maßstab auf unser Gemüth.

Natürlich regt uns das Schauspiel auch von dem ersten Augenblicke an zu allerlei physikalisch-geographischen und kulturgeographischen Reflexionen an. Wir schweifen im Geiste zurück nach den Alleghanies, von wo ein großer Theil der Wasser- und Sedimentmassen, die der Mississippi golfwärts führt, herstammt, und wo wir sie so zu sagen haben zubereiten sehen, und dann auch vorwärts nach den Rocky Mountains, die kaum weniger dazu beitragen, dem Strome sein eigenartiges Gepräge zu verleihen. Der unendliche Wasserreichthum, mit dem die Osthälfte Nord-Amerikas im allgemeinen, der Süden derselben aber insbesondere von der Natur bedacht worden ist, erscheint hier gewissermaßen in eine einzige starke Linie konzentrirt, und ebenso auch das Endergebniß der gewaltigen Ausfeilungs- und Abnagungsarbeit der meteorischen Kräfte, die auf dem Boden des ganzen weiten Gebietes rastlos umgestaltend wirksam sind.

Was für Dienste und was für Förderung muß ein solcher Strom dem Menschen und seiner Kultur gewähren, wenn dieselben seiner Größe und seiner Wassermasse einigermaßen proportional sind! Heißt es aber nicht die kulturgeographische Bedeutung eines fließenden Gewässers in sehr grobsinniger und materialistischer Weise beurtheilen, wenn man eine solche Proportionalität voraussetzt? Ist nicht der Rhein ein Kulturstrom höheren Ranges als der Amazonenstrom? Daß der Mississippi die Rolle eines Spätlings in der Kulturentwickelung der Menschheit gespielt hat, wollen wir ihm nicht besonders anrechnen; denn in dieser Beziehung ist er eben ein Stück Neue Welt, und zwar ein sehr neues Stück derselben, da er viel weiter im Westen fließt, als sein Tributärstrom Ohio und als der Hudson, und da es in der Neuen Welt genau wie in der Alten heißt: Ex oriente lux! Aber auch sonst scheint uns der Riese mancherlei Veranlassung zu geben, ihn in seiner Eigenschaft als Diener des Menschen mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten. Im Grunde genommen ist es doch mit der Entwickelung des Mississippi-Uferlandes, so weit dasselbe südlich von St. Louis liegt, herzlich langsam vorwärts gegangen — ganz anders als es sonst amerikanische Weise ist —, und in den Jahrzehnten nach dem großen Kriege sind bezüglich zahlreicher Ortschaften an dem Unterlaufe des Stromes weit eher schlimme Rückschritte als Fortschritte zu verzeichnen. Natchez, Vicksburg und Memphis zählten im Jahre 1880 weniger Einwohner als im Jahre 1870; der Werth der Plantagen ist auch selbst in Louisiana ein drei- und vierfach geringerer geworden als er vor 1860 war, und die künstlichen Uferdämme, an denen das Wohl und Wehe der Mississippi-Anwohner so sehr hängt, erscheinen an vielen Stellen dem vollkommenen Verfalle preisgegeben, so daß die Hochfluthen von Jahr zu Jahr ärgere Verwüstungen anrichten. Die Naturkräfte, mit denen der Mensch entlang dem Strome zu kämpfen hat, sind offenbar mindestens ebenso ungeheuer wie in dem Gebirgslande von Nord-Carolina; die Energie, die der Mensch in dem Kampfe an den Tag legt, scheint aber auch hier in der neuen Aera, die über den Süden hereingebrochen ist, sehr im Erlahmen.

Einen mächtigen Aufschwung zwar brachte die jüngste Zeit der Gegend an dem oberen Mississippi. Dort entstanden an den Anthony-Fällen und an dem Kopfpunkte der Mississippi-Schiffahrt über Nacht die hochaufstrebenden Großstädte Minneapolis und St. Paul, und dort verwandelten sich rund herum um diese Städte die Wald- und Prärie-wildnisse wie durch Zauberschlag in ertragreiche Mais- und Weizenfelder. Die Handels- und Verkehrsbewegung der fraglichen Gegend wurde aber durch den Illinois-Kanal und durch die zahlreichen Eisenbahnen, welche die Landenge zwischen dem oberen Mississippi und dem Michigan-See überschreiten, zum weitaus größten Theile künstlich von dem unteren Mississippi abgelenkt, und dieselbe richtet sich heute thatsächlich in einem viel höheren Maße über Chicago nach New York, als über St. Louis nach New Orleans. Auch an dem allgewaltigen Strome, an dem wir stehen, und der mit dem Netzwerke seiner Nebenflüsse einen so großen Theil des Unionsgebietes in einer geographischen Einheit zusammenhält, bewährt es sich also, daß Nord und Süd in Nord-Amerika bezüglich ihres Kultur- und Wirthschaftslebens zwei sehr verschiedene Welten sind. Es waltet auch an dieser Stelle in dem Norden eine gewisse Tendenz ob, sich so viel als möglich von südstaatlichen Einflüssen zu befreien.

Immerhin läßt es sich nicht verkennen, daß die hohe Entwickelung des nördlichen Mississippi-Beckens dem südlichen Mississippi-Becken im allgemeinen, und der Mississippi-Mündungsstadt im besonderen bis zu einem gewissen Grade mit zu gute gekommen ist. Wir können dies in dem Hafenstadttheile von New Orleans vor allen Dingen an den Spuren des schwungreichen Handels wahrnehmen, der daselbst mit Nutzholz, mit Getreide und mit Fleischwaaren getrieben wird. Namentlich seit der geniale Eads durch seine „Jetties“ eine von den mittleren der vier Hauptmündungen des Mississippi für die größten Seeschiffe zugänglich gemacht hat, ist New Orleans außer für Baumwolle, Tabak, Zucker und Salz auch für jene genannten Artikel ein wichtiger Exporthafen geworden.

Daß die Fertigstellung des Panama- oder Nicaragua-Kanales ebenfalls viel dazu beitragen könnte, der „Crescent City“ zu höherem Gedeihen zu verhelfen, versteht sich von selbst; und ebenso auch, daß ihr ein engerer wirthschaftlicher Anschluß Süd- und Mittel-Amerikas an die Union — wie er heute so eifrig von den Yankees erstrebt wird — zu hohem Vortheile gereichen würde. Wo immer sich in dem Umkreise des Golfes von Mexiko neue Handelsbahnen öffnen, da werden sich der Mississippi-Mündungsstadt natürlich auch gute Chancen bieten, sich dieselben in allererster Linie nutzbar zu machen. Leider handelt es sich dabei aber vorläufig nur um Projekte, die von ihrer Verwirklichung immer noch ziemlich weit entfernt sind, und bei dem Panama-Kanale insbesondere haben die Unternehmer bekanntlich mit den geographischen Verhältnissen schlecht genug gerechnet. Von der Eads'schen Schiffseisenbahn quer über die Landenge von Tehuantepec hinweg, welche ihre begeistertsten Fürsprecher naturgemäß ebenfalls in New Orleans hatte, redet heute kaum noch jemand.

Zwei Expeditionen Gallieni's im französischen Sudan.

Von Emil Metzger.

II.

(Mit vier Abbildungen.)

Wir haben über die Eisenbahnfahrt etwas ausführlicher berichtet, weil sich aus dem Mitgetheilten ergiebt, welche Schwierigkeiten hier bei dem Bau zu überwinden waren und thatsächlich überwunden sind — gewiß ein Beweis für die Thatkraft der leitenden Persönlichkeiten und für die Ausdauer der Arbeiter. Wir glauben um so mehr darauf hinweisen zu müssen, als man meist nur zu sehr geneigt ist, den Franzosen namentlich bei ihren Kolonisationsbestrebungen die eben genannten Eigenschaften abzusprechen. Doch geschieht dies unserer Ansicht nach sehr mit Unrecht, und der häufig übertriebene Mißerfolg der französischen Kolonialpolitik muß auf ganz and're Ursachen zurückgeführt werden, unter denen eine der wichtigsten die ist, daß die Franzosen zum Theil wirklich selbst anfangen, ihre kolonisatorische Fähigkeit ungünstiger zu beurtheilen, und dieser Mangel an Selbstvertrauen, gerade auf einem Gebiete, wo der Erfolg desselben entschieden bedarf, gewiß nicht beitragen kann Großes zu leisten. Die Geschichte lehrt uns etwas anderes. Daß die Franzosen in ganz bewundernswerther Weise im 17. und 18. Jahrhundert Kanada und Louisiana kolonisirt, daß sie den Engländern lange und nicht ohne Glück die Herrschaft in Indien streitig gemacht haben, wird niemand leugnen können, und wirklich sind es nur politische Umstände, welche den Mißerfolg im vorigen und in diesem Jahrhundert veranlaßt haben.

Vor Ausbruch der Revolution von 1789, ehe die neue Aera ihren nivellirenden Einfluß ausgeübt hatte, da bestand in Frankreich, ebenso wie jetzt noch in England, das Erstgeburtsrecht, eine Einrichtung, die ein so treffliches kolonisatorisches Material geliefert hat und in dem zuletzt genannten Lande noch liefert. Ehe dieses Recht aufgehoben wurde, gingen die jüngeren Söhne der Großgrundbesitzer hin und versuchten ihr Glück auf der anderen Seite des Meeres. Etwas Kapital unterstützte ihre Bemühungen, dazu brachten sie gewöhnlich eine große Summe von Energie mit, die durch den festen Willen im Streite des Lebens emporzusteigen, kräftige Nahrung erhielt. Im allgemeinen wurden sie von ländlichen Arbeitern, von Dienern begleitet, die auf dem Familiengute ihres Herrn geboren, sich in ähnlicher Lage wie jene befanden. Die Unterordnung, welche diese ihrem Herrn gegenüber bewiesen, während auch alle politischen und religiösen Streitigkeiten durch dieses Verhältniß ausgeschlossen waren, ist wohl die Hauptursache, daß diese Niederlassungen schneller aufblühten, als die irgend eines anderen Volkes. Dabei besaßen die Kolonisten Anhänglichkeit an die Heimath, Unterordnung unter die Hoheit des Königs und einen Gottesdienst, was bei den aus anderen Ländern stammenden Auswandern durchaus nicht immer der Fall war. Das alles wurde mit der Revolution geändert, und als man anfing den Besitz unter alle Kinder gleich zu vertheilen, da war der kolonisatorischen Thätigkeit der Lebensnerv abgeschnitten. Inwiefern der Franzose für seine eigene Person weniger zur kolonisatorischen Thätigkeit geeignet sein sollte als der Angehörige eines anderen Volkes, vermögen wir nicht einzusehen, im Verkehr mit den Eingeborenen hat er manches vor dem Angehörigen der teutonischen Rasse voraus, namentlich daß er indifferenter ist und dem Eingeborenen nicht alles nach seiner eigenen Schablone aufzwingen möchte. Letzteres ist allerdings ein Fehler, dessen sich die französische Bureaukratie häufig auch schuldig macht, und der in der Kolonialverwaltung, ebenso wie der fortwährende Systemwechsel — eine Folge der Parteikämpfe — zum Theil in recht unangenehmer Weise fühlbar wird. Abgesehen aber von dem Umstande, daß energische Gouverneure verschiedener Besitzungen sich von derartigen nachtheiligen Einflüssen unabhängig zu machen gewußt haben, scheint es, als ob hier wirklich eine Wendung zum Bessern eingetreten wäre. Wir glauben nicht, daß es nöthig sein wird, das hier Gesagte in irgend einer Hinsicht näher zu begründen, jeder der sich mit französischer Kolonialgeschichte und kolonialer Gesetzgebung näher bekannt gemacht hat, wird vermuthlich unsere Ansicht theilen.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Der Zug fuhr über die Brücke von Diamu (S. Abbildung 4), Gallieni befand sich im Lager der zweiten Kolonne, welches hier gebildet worden war, weil die Eisenbahn die Versorgung der Truppen erleichterte und je nach Umständen, der Marsch auf Quita oder quer durch Bambuk, nach dem Diakha, in das Herz der dem Marabut unterworfenen Länder, gerichtet werden konnte, so daß die Bevölkerung über das Ziel der Operationen vorläufig noch im Ungewissen blieb. Auch hier war alles vorbereitet, und in Bonn am Falemé war ein Lebensmitteldepot angelegt worden, mit Rücksicht auf die Gebirgsnatur des Bambuk eine schwierige Aufgabe.

Vor seiner am 8. Dezember erfolgten Abreise hatte Gallieni mit Vallière, dem Führer der zweiten Abtheilung, den Feldzugsplan in allen Einzelheiten festgestellt. Da, wie schon erwähnt, zwei Kolonnen gegen Mahmadu Lamine operiren sollten, deren Ausgangspunkte 200 km von einander entfernt, deren Marschlinien durch den Falemé von einander getrennt waren und durch unbekanntes, schwieriges Gelände führten, war es schwierig mit einander in Verbindung zu bleiben, außerdem bestand die Möglichkeit, daß der Marabut sich auf die zweite Kolonne warf, sobald sie den Falemé überschritten hatte. Auf Grund der empfangenen Nachrichten wurde der Marsch so angeordnet, daß Vallière am zwölften Tage nach dem Aufbruch im Rücken des Mahmadu Lamine stehen sollte, um ihm den Weg nach dem Gambia zu verlegen. Am 9. Dezember kam Gallieni nach Kayes, wo keine weiteren Nachrichten über den Marabut empfangen worden waren, als daß er mit zahlreichen Truppen das stark befestigte Diana besetzt hatte; einige Tage später schickte er aber Gallieni einen Brief, in welchem er selbst seine Pläne enthüllte.

Der Aufbruch der Kolonnen erfolgte am 12. Dezember, am 25. Dezember also sollten beide vor Diana stehen. Begleiten wir zunächst die erste Kolonne, um uns mit den Schwierigkeiten, welche der Marsch bot, bekannt zu machen. Anfänglich führte der Weg durch gleichförmiges Gelände — ausgedehnte Hirsefelder längs des Falemé, auf der anderen Seite durch Baumgruppen begrenzt, dahinter, durch die Lücken hier und da sichtbar, eine weite Ebene, das ganze

durch eine niedrige Hügelkette eingeschlossen; auf der anderen Seite des Flusses dasselbe Bild. In der Regenzeit überfluthet der Strom die weite Ebene, während jetzt der Wasserspiegel 5 bis 6 m unter dem Ufer lag. Am nächsten Tage führte der Weg auf schmalen, gewundenen Pfaden durch dichtes Gehölz, welches allerdings einigen Schatten bot, aber den Marsch erschwerte; trotz der trockenen Jahreszeit waren noch zahlreiche Eindrücke vorhanden, welche Elephanten und Nilpferde während der Regenzeit gemacht hatten, und hierdurch wurden, namentlich der Artillerie große Hindernisse in den Weg gelegt. Noch schlimmer war es am dritten Tage, wo das Bett mehrerer, jetzt trockener Sturzbäche und tiefer Schluchten durchschritten werden mußte, ehe man Senudebu erreichte. Bis zum 18. Dezember blieb die Kolonne hier; neue Truppen vereinigten sich mit ihr, und der Marsch wurde in Gefechtsbereitschaft fortgesetzt, wobei den Hilfstruppen die äußerste Vorhut angewiesen wurde. Da, in Kussan, am 19. Dezember empfing Gallieni zwei Briefe des Kommandanten Vallière, welche ein Jäger aus dem Stamme der Peul (S. Abbildung 2) überbracht hatte.

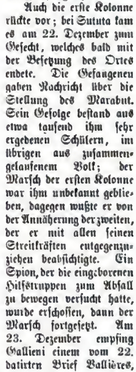
Die Kolonne hatte große Schwierigkeiten auf dem Marsche zu überwinden gehabt; in den Bergen des Bambuk war es wiederholt nöthig, die Geschütze durch Menschenarme zu transportiren, die Deichseln waren zerbrochen, Engpässe hatten den Vormarsch verzögert, Felsen durch Dynamit gesprengt werden müssen. Am 17. Dezember war die Kolonne in Bontu am Falemé angekommen, sah aber keine Möglichkeit den Fluß zu überschreiten. Die Furth, mit felsigem Boden, hatte noch 1,50 m Wasser und der Strom war zu stark, als daß der Uebergang möglich gewesen wäre.

Die Truppen zogen also weiter stromaufwärts, wo, wie die Nachrichten lauteten, der Uebergang bei Farabana sehr leicht sein sollte. Eine neue Enttäuschung erwartete sie; der Falemé ist hier 300 m breit, wovon 60 in dieser Jahreszeit nicht zu überschreiten schienen, doch wurde der Versuch gemacht. Einigen verwegenen Schwimmern glückte es, ein aus allem Seilwerk der Artillerie gebildetes Tau nach dem anderen Ufer zu bringen. Dann versuchte eine Abtheilung Tirailleurs mit Hilfe desselben den Uebergang. Doch der Strom riß die Leute fort und nur mit größter Anstrengung glückte es ihnen, mit Wunden und Beulen bedeckt, das andere Ufer zu erreichen.

Nun machte man den Versuch, zwei von entschlossenen Reitern berittene Maulthiere über den Fels schwimmen zu lassen, doch in der Mitte des Wassers angekommen, wurden sie vom Strome mitgeschleppt, und gegen die Felsen getrieben, wo sie bald unter den Fluthen verschwanden; nur mit Mühe retteten sich die Reiter. Da der Uebergang wenigstens für die Artillerie und die Europäer hier ganz unmöglich war, entschloß sich der Befehlshaber, nachdem er eine Art Kriegsrath gehalten hatte, weiter nach Norden zu marschiren, um eine brauchbare Furth zu suchen. Der Weg wurde durch das Dickicht fortgesetzt, die Führer waren mit dem Terrain unbekannt; gegen Mittag wurde Halt gemacht, um während der größten Hitze zu ruhen; endlich gegen Abend entdeckte einer der Späher Spuren von Menschen und Thieren; dieselben wurden mit der



Senegal-Tirailleure.



größten Aufmerksamkeit verfolgt, sie führten nach einem verlassenen Dorfe, an welchem entlang der Falemé ruhig in einem Sandbett dahinströmte. Welche Erleichterung! Am folgenden Tage wurde der Fluß überschritten und der Marsch fortgesetzt.

Auch die erste Kolonne rückte vor; bei Sututa kam es am 22. Dezember zum Gefecht, welches bald mit der Besetzung des Ortes endete. Die Gefangenen gaben Nachricht über die Stellung des Marabut. Sein Gefolge bestand aus etwa tausend ihm sehr ergebenen Schülern, im übrigen aus zusammengelaufenem Volk; der Marsch der ersten Kolonne war ihm unbekannt geblieben, dagegen wußte er von der Annäherung der zweiten, der er mit allen seinen Streitkräften entgegenzuziehen beabsichtigte. Ein Spion, der die eingeborenen Hilfstruppen zum Abfall zu bewegen versucht hatte, wurde erschossen, dann der Marsch fortgesetzt. Am 23. Dezember empfing Gallieni einen vom 22. datirten Brief Vallières, der ihn über die Lage beruhigte. Unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln wurde das Lager bezogen und ebenso am 24. Dezember der Marsch fortgesetzt. Plötzlich hörte man Geschützfeuer, welches aber bald aufhörte. Sogleich wurde der Marsch in der Richtung desselben eingeschlagen. Nach kurzer Mittagsrast stieß die Vorhut auf Flüchtlinge, bald kam ein Brief von Vallière aus Sarudian, welches die Kolonne im ersten Anlauf genommen hatte, worauf sie bis Sanundi vorgerückt war; am Abende vereinigten sich dort beide Kolonnen. Die Nachrichten über Mahmadu Lamine waren nicht übereinstimmend, bald hieß es, er sei noch in Diana, bald wurde berichtet, er habe diesen Ort geräumt. Am nächsten Tage setzten beide Kolonnen den Marsch fort; man stieß auf keinen Widerstand. Diana war nicht besetzt, Mahmadu Lamine hatte sich mit seinen Anhängern nach dem Niani geflüchtet.

Es war eine böse Enttäuschung; wegen allzu großer Ermüdung mußte den Truppen erst einige Ruhe gegönnt

und die nöthigen Maßregeln für die Verpflegung getroffen werden, ehe die Verfolgung angetreten werden konnte; am Abend wurde Diana niedergebrannt. Es gelang, mit den Eingeborenen, denen man Vergebung zusicherte, in Verbindung zu treten. Eine fliegende Kolonne, welche zur Verfolgung des Marabut entsendet worden war, kehrte am 30. Dezember ins Lager zurück, nachdem sie bei Safalu mit dem Feinde zusammengestoßen war, bei dem letzterer eine tüchtige Schlappe erlitt. Bei der Verfolgung wurden viele Gefangene gemacht, darunter die Frauen des Marabut, siebzehn an der Zahl (S. Abbildung 3). Da man nicht recht wußte, was man mit ihnen anfangen sollte, wurden sie mit den siebzehn Tirailleuren verheirathet, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten; der Bravste der Braven wählte sich zuerst eine Frau, und die andern folgten in der Ordnung, wie sie sich hervorgethan hatten, wobei allerdings die letzten etwas enttäuscht drein schauten, da die jungen und hübschen Weiber bereits weggenommen waren.

Aus den Aussagen der Gefangenen ergab sich, daß der Marabut sich nach dem Gambia geflüchtet habe und nicht weit von der Grenze des englischen Gebietes angekommen sei; jeder Gedanke an weitere Verfolgung war also ausgeschlossen. Der erste Tag des neuen Jahres 1887 brachte ein wichtiges Ergebniß: alle Häuptlinge, deren Gebiet zwischen Bondu und Gambia lag, waren erschienen; sie zeigten Reue und wurden ziemlich gnädig behandelt, und nur der Form wegen wurde ihnen ein kleiner Tribut auferlegt, dagegen mußten sie ihre Kinder als Geißeln hergeben, welche in den französischen Schulen des Sudan erzogen werden sollten, außerdem wurden ihre Länder unter den Schutz Frankreichs gestellt, dessen Gebiet hierdurch um 200 bis 300 km gegen Süden erweitert wurde. Die Häuptlinge erhielten den Auftrag, dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung in ihre Dörfer zurückkehre und den Handel mit den französischen Posten des Senegal wieder eröffne.



Fulah-Jäger.

Schon am folgenden Tage erfolgte der Aufbruch, da der Lebensmittelvorrath in bedenklicher Weise erschöpft war; beide Kolonnen marschirten nach Sanundi, von wo die erste den Rückweg antrat, während die zweite sich nach dem Falemé wendete, um den Bambuk zu durchkreuzen; außerdem aber sollten einzelne Offiziere und fliegende Kolonnen in verschiedenen Richtungen thätig sein, um einerseits das Land in geographischer und kommerzieller Hinsicht zu erforschen, andererseits den französischen Einfluß immer weiter auszudehnen und Nutzen aus dem soweit in südlicher Richtung gemachten Vorstoße zu ziehen. Schon von Diana aus war der Kapitän Fortin mit einer Kompagnie Tirailleure vom Senegal entsendet worden, um die Landschaften Niéri und Ferlo bis nach Senudebu zu besuchen, die Einwohner zur Rückkehr in ihre Dörfer zu bewegen und den Handelsweg zwischen Senegal und Gambia zu erkunden. Der Kapitän der Infanterie Oberdorf empfing den Auftrag, die Schluchten des oberen Gambia und des oberen Falemé zu durchkreuzen und den Toucouleur-Häuptling zu Dinguiray aufzusuchen. Lieutenant Reichenberg sollte das Land zwischen Falemé und Basing untersuchen und durch Kundian zurückkehren. Auch dem Befehlshaber der zweiten Kolonne, Vallière, wurde der Auftrag ertheilt, die Gegend längs des Weges durch den Bambuk durch Offiziere möglichst weit aufklären zu lassen und die Häuptlinge unter französischen Schutz zu stellen.

Wir kommen weiter unten auf das Ergebniß der verschiedenen Expeditionen zurück, und folgen zunächst der ersten Kolonne auf dem Rückwege. Die Einwohner, soweit sie nicht den wilden Thieren Platz gemacht hatten, waren friedfertig, die Jagd auf die letzteren aber, welche in dem Bondu äußerst zahlreich sind, brachte Abwechselung in die Eintönigkeit des Weges. Am 8. Januar zu Sambacolo empfing Gallieni die wichtige Mittheilung, daß der Häuptling von Uli, einer im Westen von Diana gelegenen Landschaft, dem Mahmadu Lamine eine neue Niederlage beigebracht hatte; es war ihm geglückt, denselben bis in die Nähe des englischen Postens Mc Carthy, mehr als 200 km von Diana, zurückzuwerfen.

Ein Vorfall, der sich zu Sambacolo ereignete, zeigte, wie sehr die Eingeborenen trotz des Firniß von Civilisation, mit dem wie sie glauben, der Islam sie bedeckt hat, noch Barbaren geblieben sind. Wir geben die Schilderung Gallieni's in aller Kürze wieder. Mitten in der Nacht durch herzzerreißendes Geschrei erweckt, begab er sich in das Lager der Hilfstruppen, woher dasselbe erschallte. Ein schauderhafter Anblick wartete seiner; ein Mann war stehend an einen Baum festgebunden, drei kleine Feuer waren um ihn herum angelegt worden, um ihn langsam zu Tode zu braten; das Blut floß in Strömen längs seines Körpers, man hatte ihm das rechte Ohr, die rechte Hand, den rechten Fuß abgehackt. Der verstümmelte Körper wurde mit einer Peitsche bearbeitet, in die man Steine eingebunden hatte. Es war ein Verräther, welcher den früheren König von Bondu getödtet hatte und nun zu seinem Unglück in die Hände der erbitterten Verwandten gefallen war; er starb bald nachher infolge der erlittenen Martern. Im Lager von Senudebu angekommen, wurde am 10. Januar die Feier des Neujahrstages nachgeholt; hierauf brach die Kolonne nach Arondu auf, wo sie am 14. ankam. Unterwegs schon hatte sich ihr Kapitän Fortin wieder angeschlossen, der in sechs Tagen 200 km zurückgelegt hatte.

In Arondu wurden die Häuptlinge der Sarracolat vom Senegalufer zusammenberufen, die sich den Franzosen unterwarfen, Geißeln gaben und auf den Koran schwuren, treue Unterthanen zu bleiben. Vorsicht war hier nöthig, da Saybu immer noch auf dem andern Ufer des Flusses auf die Gelegenheit wartete, die Niederlage seines Vaters an den Franzosen zu rächen, und zwar um so mehr, als Gallieni die Absicht hatte, sich nach dem Niger zu wenden. Am 17. Januar, als die Kolonne den Marsch antreten wollte, brach Brand aus, der übrigens nicht allzuviel Unheil anrichtete; der Falemé wurde an demselben Tage überschritten und Kayes am 23. Januar erreicht; einmal war die Marschordnung sehr ernstlich durch Bienenschwärme, welche sich auf die Kolonne warfen, gestört worden — ein Glück, daß man sich nicht in der Nähe des Feindes befand, denn es dauerte lange, ehe die Menschen, und noch länger, ehe die Thiere sich beruhigt hatten.

Die zweite Kolonne war indessen am 16. Januar in Diamu angekommen, nachdem Balegui, welches sich nicht unterwerfen wollte, geplündert und verbrannt war; die anderen Häuptlinge der Gegend hatten am 8. Januar zu Bontu den Vertrag unterzeichnet, welcher sie unter französischen Schutz stellte. Von Kantella aus war Lieutenant Levaillant entsendet worden, um den direkten Weg nach



Frauen Mahmadu's.

Kayes zu untersuchen; er schloß sich in Diamu wieder an. Am 24. Januar endlich wurden beide Kolonnen aufgelöst, um die neue, nach dem Niger bestimmte Abtheilung bilden zu können; der zweite Theil der Aufgabe sollte jetzt gelöst werden.

Als geographisches Ergebniß dieses ersten Zuges verdient folgendes hervorgehoben zu werden: wenig bekannte Gegenden, wie Bondu, Bambuk, Diatha, Uli waren erkundet worden; die Ergebnisse erlaubten eine genaue Karte dieser Gegenden zu entwerfen, während auch vollständige Angaben über politische und Handelsverhältnisse gesammelt worden waren und die Häuptlinge sich unter französischen Schutz gestellt hatten.

Im Bambuk kann man zwei von einander ganz verschiedene Theile unterscheiden. Der Theil, welcher zu dem Berglande gehört, besitzt neben den ausgedehnten steinigen Hochflächen mit verkümmertem Pflanzenwuchs, fruchtbare, gut bewässerte Erosionsthäler, wo sich eine dicke Humuslage gesammelt hat. Gegen Sadiola und Tinke hin ist der Boden sehr gut. Das niedrige Land aber ist bei weitem fruchtbarer, schade nur, daß es nicht besser bevölkert ist. Namentlich sind in dieser Beziehung die Ufer des Falemé ausgezeichnet, wo man bis zu drei Ernten macht, wovon die beiden ersten sehr reich sind.

Leider sind die Eingeborenen furchtsam und scheu, und flüchten sich aus diesem Gebiet in die höher gelegenen Gegenden, wo sie gegen Einfälle besseren Schutz finden; die dichteste Bevölkerung trifft man in der Gegend der Fälle. Außer von Bafing und Falemé wird der Bambuk durch



Diamu.

zahlreiche kleine Bäche und Flüsse bewässert, die im Sommer trocken sind. Dadurch sind manche Dörfer in dieser Jahreszeit nur auf Brunnenwasser angewiesen. Die nach Diakha entsendete Kolonne hat Licht über die wenig bekannte Gegend im Süden des Bondu und im Norden des Gambia verbreitet; Uli, Dikha, Niéri, ebenso wie ein Theil von Tenda und Gamon sind besucht worden. Alle die genannten Staaten liegen zu beiden Seiten der Wasserscheide zwischen Senegal und Gambia, die nicht scharf ausgeprägt ist. Im allgemeinen ist sie niedrig, und besteht aus wellenförmigen Flächen, die theils mit Pflanzenwuchs bedeckt, theils steinig sind. An dieselben schließen sich nach beiden Seiten weite, theils grasreiche, theils sumpfige Ebenen, wo fruchtbarer Boden im Ueberfluß vorhanden ist, die aber schwach bevölkert sind und demnach unbebaut bleiben. Die Thierwelt ist hier reich vertreten, es ist das klassische Land für Jäger.

Kayes war in der Zwischenzeit ganz verändert; überall herrschte die größte Thätigkeit, emsig wurde an dem Bau der steinernen Offizierswohnungen gearbeitet, durch Verlegung des Kirchhofes, Trockenlegung von Sümpfen für die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse gesorgt. Zu diesem Zwecke pflanzte man schnell wachsende Bäume rund um die im Bau begriffenen Gebäude, gleichzeitig wurde für Abfluß des stagnirenden Wassers gesorgt und in dem Maße, in welchem der Wasserspiegel sank, Pflanzungen auf dem trocken gewordenen Gelände angelegt, wo auch ein ungeheurer Küchengarten erstand. Jenseits dieser Vertiefung wurden zahlreiche Flüchtlinge angesiedelt, welche aus den Staaten Ahmadu's und Samory's entlaufen waren und bei den Franzosen Schutz gesucht hatten. Da sie ihre Verwandten zurückgelassen hatten, suchte man dieselben nachzuziehen, um bei allen Posten Ansiedelungen zu gründen; das bei Kayes angelegte Dorf blühte bald auf, ebenso die Niederlassungen bei Bafel und Medine.

Der politische Zustand hatte sich sehr verbessert, und er erlaubte die Organisation des französischen Sudan ins Auge zu fassen. Einen freundlichen Brief Ahmadu's beantwortete Gallieni dahin, daß er auf seine Hilfe rechne, um den Sohn des Marobut zu vertreiben, und nur seine Gesandten in Kayes erwarte, um einen neuen Vertrag zu schließen. Gleichzeitig empfing man die Nachricht, daß Péroz (über dessen Sendung wir oben bereits berichtet haben) auf dem Wege nach Bissandugu war; auch Caron hatte das Material für die Nigerflottille glücklich nach Bammako gebracht und den Bau des Kanonenbootes bereits angefangen. Leider machten sich bei den Truppen die Folgen der Anstrengungen des Feldzuges sehr fühlbar, auch Alassane, der treue Dolmetscher, der so gute Dienste geleistet hatte, war denselben erlegen.

Am 19. Februar begab sich Gallieni nach Diamu, wo sich die Abtheilung gesammelt hatte, die ihn nach dem Niger begleiten sollte. Ehe er aufbrach, besichtigte er am 20. Februar die Eisenbahn, deren Bau er, wie er mittheilt, der ungeheuren Schwierigkeiten wegen nicht angerathen haben würde. Da jedoch zu Kayes genügendes Material vorhanden war, beschloß er, die Arbeiten nachdrücklich fortzusetzen und sich nicht, wie er sonst gethan haben würde, mit einem Fahrweg zu begnügen. 500 bis 600 Arbeiter hatten die Häuptlinge geliefert, und diese waren jenseits Diamu thätig. Der Bau sollte vorläufig bis Bafulabe (etwa 132 km von Kayes) fortgesetzt werden, wo eine Brücke von 400 m erbaut werden mußte.

Am 21. Februar erfolgte der Aufbruch; um den Uebergang über das Felsenplateau in der Nähe der Fälle zu erleichtern, war eine 3 km lange Eisenbahn vom System Decauville zum Transport des Gepäckes unter großen Schwierigkeiten angelegt worden, z. B. hatte man einen mehr als 600 m langen Holzviadukt erbauen müssen, um die Schwierigkeiten des Geländes zu vermeiden. Bei dem weiteren Vormarsche stieß man am 23. Februar auf die Strafkompagnie unter Lieutenant Ambrosini, welche einen Fahrweg bis Bafulabe und von da bis zum Niger bauen sollte; Gallieni hatte dies für durchaus nöthig gehalten, um dem ungeheuren Verbrauch von Tragthieren zu steuern. Der Weg war 5 m breit, mit Abzugsgräben und guter Straßenbahn, sie konnte schon bis Bafulabe benutzt, und wo es nöthig war, eine kleine Eisenbahn nach Decauville auf derselben angelegt werden.

Bafulabe wurde am 26. Februar erreicht, auch hier fand er eine große Veränderung seit 1879, wo er den Ort zum letzten male gesehen hatte. In Bafulabe traf Gallieni den Lieutenant Reichenberg, welcher von Diana aus den Bambuk und verschiedene kleine, einheimische Staaten durchkreuzt hatte. Am 27. Februar hatten die Truppen den Fluß überschritten und am 28. wurde der Marsch nach Badumbe angetreten.

Da derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach keine Beunruhigung durch feindliche Angriffe zu erwarten hatte, war den Truppen erlaubt worden, ihre Frauen mitzunehmen, wodurch die Eingeborenen in sehr gute Stimmung versetzt worden waren. Die Frauen sorgen für die Küche, sie tragen einen Theil des Gepäcks und verursachen im allgemeinen keine Unbequemlichkeit, obwohl hie und da weibliche Streitigkeiten nicht ausbleiben, die aber der strengen Disciplin gegenüber keine üblen Folgen haben.

Am nächsten Marschtage erreichte man den berühmten Engpaß von Kale, der bei Gallieni's erster Reise mit so viel Mühe hatte überschritten werden müssen. Mit ungeheurer Anstrengung war der Weg hier verbessert worden; früher ein schmaler Fußweg längs überhängender Bergwand, die auf der anderen Seite steil in den Bakhoy abfällt, von wiederholten Erdstürzen bedroht, war dieser Weg jetzt durch den Gebrauch von Holzkonstruktion künstlich verbreitert worden, während man die überhängenden Felsen, welche die vorbeiziehenden Truppen bedrohten, weggesprengt hatte. Auch hatte man längs des ganzen Weges eine schmalspurige Eisenbahn gelegt, um das Gepäck zu befördern, welches der Stromschnellen wegen hier umgeladen werden mußte (S. Abbildung 5 in Nr. 7). Jetzt wurde der Marsch mit Leichtigkeit zurückgelegt, die Geschütze blieben bespannt, die Mannschaften beritten; jenseits des Passes wurde das Lager aufgeschlagen. Die ganze Kolonne mit ihrem Gepäck fand Raum unter drei ungeheuren Feigenbäumen, welche durch ihre Zweige und die zwischen denselben verflochtenen Lianen den Menschen und Thieren Schatten geben.

Der Marsch wurde zwischen ungeheuren Felsmassen auf schmalen Pfaden fortgesetzt, die Kanonen und die kleinen Wagen folgten der Kolonne mit Leichtigkeit. Letztere, nach dem System Lefebvre waren seit zwei Jahren am oberen Senegal im Gebrauch. Kam man an einen Fluß, so wurde der Kasten wie ein Schiff ins Wasser gelassen, man lud Räder und Untergestell in denselben ein, und der Fuhrmann wurde zum Fergen; zusammen verbunden und mit Brettern bedeckt bildet sie eine Art Schiffbrücke. Die auf diesem Marsche gemachte Erfahrung bestimmte Gallieni, sofort die Verbesserung dieses Weges in Angriff zu nehmen; das in Kayes lagernde Material sollte hier ausgenutzt werden. Immer noch bot die Gegend noch denselben malerischen Anblick, nicht weit vom Wege entfernt rollte der Bakhoy zur Linken; seine grünen Gewässer schäumten auf gegen die Felsmassen, welche auf allen Seiten sein Bett einengten; von Zeit zu Zeit kam man an einen der kleinen Posten, welche dazu dienen, die Versorgung mit Lebensmitteln der verschiedenen Forts zwischen Kayes und dem Niger zu er-

leichtern, eine Aufgabe, welche ohne große breite Wege immer sehr schwierig sein wird.

Die großen, in Bordeaux beladenen Schiffe bringen zur Zeit des Hochwassers ihre Ladung nach Kayes; dort wird der ganze Bedarf in einer Quantität von etwa 400 Tonnen in Ladungen von 25 bis höchstens 30 kg umgepackt und nach dem Innern versendet. Reis, Zwieback, Mehl u. s. w. befinden sich in Blechkisten, der Wein auf Flaschen ist in Holzkisten verpackt. Granaten werden je zu drei in kleine Holzkästen eingesetzt, welche im Nothfalle durch einen eingeborenen Träger auf dem Kopfe befördert werden. Damals war die Eisenbahn nur bis Diamu im Betriebe; bis hierher also wurden alle Vorräthe auf derselben befördert, dann weiter auf der schmalspurigen Eisenbahn und auf dem Flusse, wo wiederholt umgeladen werden mußte, bis Bafhoy. Da hier die Schiffahrt aufhört, mußten sie auf dem Landweg weiter transportirt werden bis zum äußeren Posten Bammako, am Niger. Welche Schwierigkeiten hier zu überwinden sind, welche Ausdauer dies kostet, ist kaum zu beschreiben, ist aber ein neuer Beweis für die Energie, welche die Franzosen in jenem Gebiete entwickelt haben.

Wie Lieutenant Caron angiebt [1]), beliefen sich vor einigen Jahren die Transportkosten per Tonne von Kayes nach Bammako auf 6000 Francs, 1887 nach genauer Berechnung auf 2000 Francs; selbst wenn es glückte, die Kosten auf die Hälfte zurückzuführen, würde dies immer noch mehr sein, als die meisten Waaren tragen können.

[1]) Revue Française de l'E. et des C. 1. April 1890.

Sklaverei und Sklavenhandel in alter und neuer Zeit.

Von Dr. Emil Jung.

(Schluß.)

Aber als das Land der Sklaverei und des Sklavenhandels par excellence hat immer Afrika gegolten. Was das Institut der einheimischen Sklaverei betrifft, so besteht dieselbe hier seit uralten Zeiten. Sie entstand, wie in anderen Theilen der Welt, durch Kriegsgefangenschaft und wegen Schulden. Und sie ist fast überall zu finden im dunklen Erdtheile, nur da nicht, wo Jägervölker hausen, die für Sklaven keine Verwendung haben, die aber meist um so eifriger am Menschenraub und Sklavenhandel sich betheiligen.

Die häusliche Sklaverei in Afrika, so wie sie bei den eigentlichen ursprünglichen Herren des Kontinents — der schwarzen Rasse — bestand, war und ist keine harte. Die vom Auslande durch Raub oder Kriegszüge erbeuteten Sklaven stehen sich allerdings schlechter wie die, welche Landsleute ihrer Herren sind. Bei den Fanti werden die ersteren erst dann rücksichtsvoller behandelt, wenn sie sich durch lange Dienstbarkeit oder Heirathen mit ihnen verschmolzen haben [1]). Nach Wilson (Westafrika, Leipzig 1862) hat bei den Aschanti das Verhältniß zwischen Herren und Sklaven einen rein feudalen Charakter. Noch besser steht sich der Sklave bei den Mpong am Gabun, wo die Sklaven gut behandelt werden, weil die Herren glauben, daß sie ihnen durch Zaubereien schaden könnten. In Ibu können Haussklaven nach einigen Jahren Dienstzeit ein eigenes Haus bauen, Eigenthum erwerben und heirathen. Sie sind dann so gut wie frei und zahlen nur eine jährliche, nicht hohe Abgabe an ihren Herrn. Der Herr hat freilich ein unbeschränktes Strafrecht, aber mißhandelten Sklaven steht es frei, ihr Verhältniß durch Anrufen eines der großen Fetische zu lösen. Sie machen dann ein bestimmtes Zeichen und bitten den Fetisch, sie als seine Sklaven anzunehmen, worauf, wenn der Priester sie mit Weihwasser besprengt, die Sklaven sogleich frei werden und hingehen können, wohin sie wollen, sofern sie es nicht vorziehen, Sklaven des Priesters zu werden, was der gewöhnliche Fall ist. Und so tief eingewurzelt ist den Negern die Ansicht von ihrer untergeordneten Stellung, daß Neger in St. Louis, Goree u. a., obschon dort die Sklaverei bereits seit 40 Jahren aufgehoben ist, sich noch immer für Sklaven halten.

Ist die Behandlung der Sklaven aber auch im allgemeinen eine gute, so sind sie doch immer rechtlos, eine „Sache“, über welche der Herr nach Belieben verfügen darf. Nicht nur kann er sie jeder Zeit verkaufen, er kann sie auch tödten, wie uns denn Buchner erzählt, daß Lock Prisso in Kamerun, um seinem Stamme eine Trophäe aus einem Kriegszuge heimzubringen, einem ihm gehörigen taubstummen Fremdlinge den Kopf abschlug, ohne aber damit die Leute zu täuschen, die ihm spottend zuriefen: „Du nicht Mann tödten, du Fisch tödten!“

Hält man Opfer zu politischen oder politisch religiösen Zwecken für nöthig, so werden Sklaven, die man häufig schon lange vorher dazu bestimmt, ohne weiteres hingeschlachtet. Solche Opfersklaven werden von einem Stamme an den anderen verkauft. Lieutenant v. François begegnete auf dem Kongo einem Boote, das verschiedene solcher Unglücklichen stromabwärts führte.

Trotz alledem ist das Loos der Sklaven in Afrika kein so schlimmes, wie es „dramatisch veranlagte“ Personen uns zuweilen schildern. „In jeglicher Sklaverei“, schreibt Buchner, ein ebenso guter als nüchterner Beobachter afrikanischer Verhältnisse, „ist das schlimmste ihr erstes Stadium, die Vergewaltigung und der Transport. Sind die Sklaven einmal in festen Händen, so sind sie geborgen, und glücklicher als zu Hause, wo sie es vorziehen konnten, lieber zu hungern als ein wenig zu arbeiten. Unter sämmtlichen Sklaven des „umnachteten“ Afrika ist entschieden mehr wahres Menschenglück, namentlich mehr Zufriedenheit aufzufinden, als unter sämmtlichen Fabrikarbeitern des „hochcivilisirten und erleuchteten“ Europas.“

Freilich schwebt stets wie ein Damoklesschwert die Gefahr nicht nur der Sklaven, auch der freien Frauen und Kinder, außer Landes verkauft zu werden. Ein Sklavenhandel von der Westküste Afrikas aus über See existirt nicht mehr. Unter dem 31. Dezember 1872 konnte der Gouverneur der englischen Besitzungen in Westafrika an seine Regierung schreiben: „Jetzt kann man in Wahrheit sagen, daß eine der größten Aufgaben, denen diese britischen Besitzungen gewidmet waren, erfüllt ist; der Sklavenhandel auf dem Atlantischen Ozean hat vollständig aufgehört.“

[1]) Cruickshank, Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas.

Aber der Sklavenhandel nach den portugiesischen Besitzungen in Westafrika besteht nach wie vor fort. Freilich ist die Sklaverei hier offiziell abgeschafft, aber man kauft sich dort noch immer Arbeiter für die Pflanzungen, und wiewohl es dem Arbeiter freisteht, in andere, ihm mehr zusagende Dienste zu treten, so bürgen doch die Einigkeit der Sklavenbesitzer einerseits, sowie die Toleranz der Behörden andererseits dafür, daß der Arbeiter auch bei der schlechtesten Behandlung bei seinem Herrn ausharrt [1]).

Das beim Ankaufe von Sklaven bevorzugte Gebiet ist das Reich des Muata Jamvo. Der Preis für einen Neger beläuft sich auf ungefähr 12000 Reis (50 Mark), während ein weibliches Individuum mit 15000 und mehr bezahlt wird.

Die Sklavenhändler dieser Gegenden sind meist Bangala. Sie zahlen für ihre Waare theuer, und es muß ihnen daran liegen, dieselbe gesund an ihren Bestimmungsort zu bringen. Sie bereiten daher ihren Leuten so wenig Unbequemlichkeit wie möglich. Das hindert sie freilich nicht daran, aus Besorgniß vor der Ueberzahl ihres Transportes besonders widerhaarigen Elementen an den Lagerplätzen plumpe hölzerne Fesseln anzulegen, auch wohl auf dem Marsche sie so zu sichern, und wenn irgend einem Unglücklichen die Kräfte versagen und er absolut nicht weiter kann, denselben kalten Blutes abzuschlachten. Denn einem anderen gönnt der Käufer seine Waare nicht, er vernichtet sie, wenn sie für ihn verloren geht. Aber dieser Handel verschwindet ins Unbedeutende gegen den, welcher nach dem Norden, namentlich aber nach der Ostküste seinen Weg nimmt und dazu bestimmt ist, das mohammedanische Westasien zu versorgen.

Gegenwärtig giebt es drei Hauptcentren, aus denen Sklavenausfuhr stattfindet: der Sudan, südlich von der Sahara, das Nilbecken bis zu den großen Seen, endlich die östlichsten Theile des Kongostaates mit den Nyassadistrikten.

Unser Landsmann Vogel begleitete im Jahre 1855 den Sultan von Bornu, Abd e Rahman, auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Mußgo, wobei es sich vornehmlich um die Erbeutung von Sklaven und Rindern handelte. Die Mußgo sind als Heiden vogelfrei, und sie zu tödten, erscheint als Verdienst; man scheut sich nicht, sie massenhaft abzuschlachten oder grausam auf langsame Weise zu Tode zu quälen.

Da diese „Heiden" kein gemeinsames Oberhaupt haben, so hatte die ungeheure, mit Schießwaffen ausgerüstete Schaar des Scheikhs leichtes Spiel. Von den Gefangenen wurden die Männer unverzüglich hingerichtet und leider oft mit vieler unnöthiger Grausamkeit. So mußte es Vogel mit ansehen, wie man 36 Männern mit Messern die Beine am Knie und die Arme am Ellenbogen abschnitt. Vogel eilte nach Kuka voraus. Als ihn aber dort nach 14 Tagen der Sultan erreichte, brachte er von den 4000 Sklaven, die er nebst 6000 Rindern erbeutet hatte, nur 500 mit, die anderen waren der Seuche und den Strapazen des Marsches erlegen. Die Kinder waren fast alle unter 12 Jahren, und einen 7 bis 8 Jahre alten Knaben konnte man im Lager für 20 Silbergroschen kaufen, während ein Mußgo Weib drei Thaler kostete.

Nachtigal hat uns in ergreifender Weise die heroischen Kämpfe der von den unmenschlichen Schaaren des Sultans von Baghirmi angegriffenen feindlichen Dorfbewohner geschildert, welche vergebens in ihren Baumfestungen oder hinter unzulänglichen Erdwällen gegen die ihnen sowohl durch ihre Zahl als durch ihre Feuerwaffen überlegenen Angreifer ihre theuersten Güter zu vertheidigen suchten, und wie die nach dem Tode ihrer Vertheidiger schutz- und hilflose Schaar von Frauen und Kindern dann im ungesunden Lager zusammengedrängt, an einander gekettet und aufs dürftigste ernährt von Krankheiten furchtbar decimirt wurde. Eine handvoll Gefangener, erkauft mit dem Tode so vieler, vordem glücklich lebender Menschen, zumeist im elendesten Zustande, konnte endlich auf den Markt in Kuka gebracht werden, um von da über Mursuk in Fezzan an die Nord- und Ostküste des Mittelmeeres zu gelangen. Auch auf diesem Wege gehen noch viele zu Grunde, man kann die Stätte, welche die Karawanen nehmen, nach Rohlfs an den rechts und links am Wege verstreuten Gebeinen deutlich erkennen.

Allerdings ist der Sklavenhandel in Tripolis ebenso streng verboten wie in Aegypten, aber er besteht dennoch unter den Augen der Behörden wenig geschmälert fort. Der gar nicht oder schlecht bezahlte Gouverneur von Fezzan nahm früher aus der Kopfsteuer, welche er von den durchziehenden Sklavenkarawanen erhob, nicht weniger als 40000 Mark jährlich ein. Kein Wunder, wenn dieser dem seinen Anschauungen nach durchaus legitimen Handel gegenüber beide Augen zudrückte und die von oben an ihn ergangenen Erlasse immer erst dann veröffentlichte, wenn eine erwartete Karawane glücklich vorüber war. Bis zum Erscheinen der nächsten war alles wieder vergessen.

Die Zufuhren stammen aus den geschilderten Raubzügen der Beherrscher der Sudanländer in die umliegenden heidnischen Landschaften, aus den Abgaben der Vasallen, die ihren Bedarf ebenfalls durch Raubzüge erlangen, endlich aus dem Handel mit den Haussa, Adamaua u. a. Die Ausfuhr geht außer nach Tripolis auch nach Ghat und Aegypten.

Ein anderes wichtiges Absatzgebiet ist Marokko. Im ganzen Westsudan wird eifrig Sklavenhandel getrieben, das haben auch die neuesten Reisen und Erkundigungen von Foucauld, Teisserenc de Bort und Thompson wiederum bestätigt; Sklavenkarawanen ziehen über Timbuktu auf die Märkte von Marokko, Fez und Mequinez. Jährlich sollen hier 4000 Sklaven feilgeboten werden, wofür der Sultan sich einen Einfuhrzoll von 96000 Mark zahlen läßt, aber so stark ist der Verbrauch, daß die Zahl aller Sklaven im Sultanat auf nur 50000 geschätzt wird.

Wie im Norden, so sind es auch weiter südlich mohammedanische, meist arabische oder doch dieser Nationalität sich zurechnende Händler, welche den abscheulichen Handel betreiben. Nachdem die Araber an der Ostküste Afrikas und namentlich auch auf der Insel Sansibar sich festgesetzt hatten, und durch die großen Forschungen der letzten Jahrzehnte das vordem unbekannte Innere immer mehr erschlossen worden war, ergoß sich ein wahrer Strom arabischer Kaufleute und Sklavenjäger in die ungeheuren Landschaften zwischen den großen von Livingstone, Speke und Burton entdeckten Seen dem Tanganjika, Mwutan und Ukerewe und der Küste, und dann über jene großen Binnenmeere hinaus nördlich, östlich und südlich in das Innere Afrikas.

Livingstone traf schon 1859 am Ausfluß des Schire aus dem Nyassasee auf arabische Händler, die aus dem damals noch großen Negerreiche des Kazembe neben Elfenbein und Malachit auch zahlreiche Sklaven brachten. Diese Sklaven wurden dann den Schire und Sambesi hinabgeführt und sollten eben in ein arabisches Fahrzeug gebracht werden, als ein englisches Kriegsschiff erschien und die Sklaven befreite. Das Kazembereich aber wurde bald nach Livingstone's Besuch seiner Hauptstadt Lunda von einer kleinen Macht arabischer Händler überfallen, gestürzt und der Kazembe selbst getödtet.

Als zweiter Europäer kam nach Livingstone unser Landsmann Roscher an den Nyassasee. Aber obwohl erst wenige Monate zwischen beiden Besuchen lagen, waren schon ganze

[1]) Im Innern Afrikas. Von Wißmann, Wolf, François, Müller. Leipzig 1888.

Landschaften durch Sklavenjagden verwüstet. Noch schlimmer sah es hier aus, als Young's Expedition zur Auffindung des verschollenen Livingstone 1867 den Schire erreichte. Wo jener noch eine dichte, wohlhabende und ihm zutraulich entgegenkommende Bevölkerung getroffen hatte, sah Young nur noch Ruinen von Hunderten von Dörfern. Am Wege lagen als traurige Zeichen der Sklavenjagden zahlreiche menschliche Gebeine, und während dreier Tage kreuzte kein einziger Mensch die Pfade der Reisenden. Das vorher blühende Land war zur Wüste geworden. Cameron fand am Tanganjikasee die herrlichsten Gegenden halb entvölkert, die früher gut bebauten Felder brach und die Dörfer zerstört — alles infolge der Sklavenjagden. „Der Sklavenhandel“, sagt er, „breitet sich immer weiter aus, und das wird so seinen Fortgang haben, bis er entweder mit starker Hand unterdrückt wird oder durch die vollständige Vernichtung des Volkes selbst erlischt. Augenblicklich spricht alles für Entvölkerung.“

Wißmann kam westwärts vom Tanganjika auf seiner ersten Durchkreuzung Afrikas durch schöne, von wohlhabenden Negerdörfern dicht besetzte Gegenden, als er wenige Jahre später zum zweiten Male desselben Weges zog, starrte ihm überall die Oede der Verwüstung entgegen, Tage lang ging der Marsch durch verlassene, halb zerstörte Dörfer und Pflanzungen, in denen die spontan reifenden Früchte vergebens des Erntenden harrten.

Stanley erzählt, daß er 1883 in demselben Kongogebiete, doch an anderer Stelle, die schrecklichen Spuren der Sklavenjagden sah, überall Verödung, niedergebrannte Häuser, umgehauene Palmen, vernichtete Ernten, und zwischen den Ruinen trostlos irrende Menschen. Ein Schwarzer erzählte ihm, wie das Dorf plötzlich in der Dunkelheit von einer Bande heulender Männer angegriffen wurde, welche die aus den brennenden Hütten stürzenden Bewohner niedermetzelten. Nicht ein Drittel der Männer sei entkommen. Der größte Theil der Frauen und Kinder sei gefangen genommen und fortgeschleppt worden. Die Räuber hätten weiße Kleider getragen — es waren arabische Sklavenhändler vom Osten.

Stanley holte sie ein, es waren ihrer 600 Mann, alle mit Flinten wohl bewaffnet. Sie schleppten 2300 Gefangene mit, Jünglinge, Kinder und Frauen. Die Jünglinge hatten eiserne Ringe um den Hals, durch welche eine Kette ging, die je 20 zusammenschloß. Die Kinder über 10 Jahren waren mit Beinringen, die Frauen und Mädchen mit kurzen Ketten gefesselt. Und für diese 2300 Gefangenen waren nicht weniger als 118 Negerdörfer verbrannt worden. Stanley berechnet, daß aus einem Gebiete von einer Million Einwohnern die Beute von 5000 lebenden Sklaven 33000 Menschen das Leben gekostet habe. Und diese 5000 hatten noch eine lange entbehrungsvolle Reise zu machen, ehe sie ihr Ziel, die Meeresküste und von da den Sklavenmarkt erreichten!

Gerade für dieses von Sklavenjägern verödete Gebiet gewann Stanley vor Beginn seines letzten großen Unternehmens zum Entsatze Emin Paschas einen der berüchtigtsten Sklavenhändler, den Halbaraber Tippu Tib, als Gouverneur der Provinz des oberen Kongo. Natürlich unter der Bedingung, daß er fortan dem Sklavenhandel entsage. Wie wenig dieser verschlagene „Erzbösewicht“, wie ihn jetzt Stanley selber nennt, sein Versprechen gehalten hat, und daß ihm auch als intellektuellem Urheber die Ermordung des Majors Barttelot, des Führers von Stanley's Nachhut, zuzuschreiben ist, daran darf man jetzt wohl nicht mehr zweifeln. Ein Mißlingen des Unternehmens Stanley's, womöglich der Untergang der Expedition, lag ganz in seinem Interesse.

Nach den Beschlüssen der Berliner Konferenz vom 15. November 1884 soll der Kongostaat nicht als Markt oder Durchgang für Sklaven irgend welcher Rasse dienen; jede der kontrahierenden Mächte verpflichtet sich, den Sklavenhandel zu unterdrücken und die zu bestrafen, welche sich damit befassen. Wird der Kongostaat, wird Stanley selber, der ja, wie es heißt, abermals zum Gouverneur desselben berufen ist, nun gegen seinen wortbrüchigen Beamten einschreiten?

Denn den Sklavenraub und Sklavenhandel haben Tippu Tib's Verwandte und Untergebene trotz des gegebenen Versprechens keineswegs unterbrochen. Schon erstrecken sich auch die Stationen der Sklavenhändler den Aruwimi hinauf. Stanley fand zwei derselben. Damit ist die Kette geschlossen, die sich von Chartum aus durch das ganze Nilgebiet bis zum Kongo, Tanganjika und Nyassa hinzieht. Der ganze große Besitz Aegyptens im Sudan bis zu den Quellen des Nil und seiner Nebenflüsse, den Gordon, Gessi und Emin vom Fluch der Sklavenhändler zu reinigen suchten, ist durch die große Bewegung des Mahdi wiederum der Barbarei verfallen und, wie vordem, eine Beute der Sklavenhändler, welche das Land mit einem förmlichen Netz ihrer Seribas überziehen.

Aus allen diesen Gebieten Afrikas gehen die Wege der Sklavenkarawanen ostwärts, an das Rothe wie an das Indische Meer. In Portugiesisch Ostafrika nahmen sie ihren Ausgang von den Nyassa-Distrikten nach Ibo, Mozambique, Angoche und Quilimane; die Sklaven wurden von dort nach Madagaskar, den Komoren, vor allen aber nach Sansibar verfrachtet, von wo, wenn die Monsune günstig wehten, dann ein nicht geringer Theil nach Arabien und Persien verschifft wurde. Nach einem Berichte des britischen Konsuls O'Neill wurden noch 1880 von der Küste zwischen dem Rovuma und Zambesi jährlich 3000 Sklaven ausgeführt; aber 1862 und in dem folgenden Jahre sollen nach demselben Gewährsmanne jährlich 19000 Sklaven von Nyassa nach Sansibar übergeführt worden sein.

War schon seit Jahrhunderten und vielleicht Jahrtausenden der Sklavenhandel an der Ostküste im Schwunge, so wurde er erst recht blühend, seit die Araber den großen Sklavenmarkt in Sansibar und anderen Küstenstädten errichteten. Für diese Märkte weisen die Zollhausregister uns für die Jahre 1862 bis 1867 nicht weniger als 97 203 Sklaven auf. Man darf nicht vergessen, daß diese Zahl mindestens um das Fünffache zu erhöhen ist, will man die wirkliche Zahl der zur Sklaverei bestimmten Neger finden, da die Sterblichkeit auf dem Zuge zur Küste eine ungeheure ist.

„Das Grausamste“, sagt Dekan Schneider in einem beachtenswerthen Vortrage[1], „ist die Sklavenkarawane. Die Armen, groß und klein, Mann und Weib, werden in eine Reihe gestellt und einer hinter dem anderen mit einer Kette angefesselt. Sie müssen zugleich als Träger der Waare dienen, deren Last sie oft bis zu Tode ermüdet. So zieht die oft nach Hunderten zählende Menge dahin, von Hunger und Durst geplagt, von der Hitze gedrückt, von den unmenschlichen Führern mit Peitschen und Stöcken geschlagen.“ Und versagen endlich die Kräfte vollends, will selbst die grausamste Züchtigung den gänzlich Gebrochenen nicht mehr zum Aufstehen bewegen, so macht das scharfe Messer des Treibers dem Leben des Unglücklichen ein Ende, um das ihn die Ueberlebenden beneiden könnten. Oft aber thut sich die Grausamkeit der Händler damit nicht genug, und die schreckliche Sklavengabel muß ihn aufrecht an irgend einem Baum halten, bis nach fürchterlichen Leiden der Tod den Gequälten erlöst. Truppe hungriger Hyänen folgen dem schrecklichen Zuge, und ihr schauerliches Geheul bei Nacht bezeichnet die Stelle, wo irgend ein Unglücklicher zusammengebrochen ist.

[1] Die Sklavenfrage in Ostafrika, von Dekan Schneider. Stuttgart 1889.

Mit Recht sagt Kardinal Lavigerie: „Wenn Europa nicht rasch und mit Gewalt jenen greulichen Zuständen ein Ende macht, so wird das Centrum von Afrika in wenigen Jahren nur mehr eine Wüste sein und eine Wildniß ohne Menschen.“

England hat sich bereits seit längerer Zeit bemüht, der Sklavenausfuhr von der Ostküste aus ein Ende zu machen, gerade so wie ihm dies an der Westküste bereits gelungen war. Im Jahre 1872 entsandte es Sir Bartle Frere mit einem Geschwader nach Sansibar, dem Hauptstapelplatze des Menschenhandels, an welchem jährlich 16000 Sklaven angebracht wurden. Nach langen Verhandlungen und endlich entschiedenen Drohungen von englischer Seite kam es zu einem Vertrage, welcher bestimmte, daß alle Sklavenausfuhr aus den Häfen des Sultans aufhören und alle Sklavenmärkte aufgehoben sein sollten, der Sultan aber verpflichtet sei, die befreiten Sklaven zu beschützen.

Trotzdem hörte der Sklavenhandel keineswegs auf. „Alle Araber in Sansibar“, schreibt Dr. Schmidt[1]) im Jahre 1888, „wie auch sehr viele Neger besitzen Sklaven. Noch jetzt ist die Zahl derselben ein Maßstab für die Macht und das Ansehen des Besitzers. Selbst dem Europäer ist es bei Kenntniß der Verhältnisse heute noch möglich, Sklaven in beliebiger Zahl zu kaufen. Besonders von Quiloa und Mozambique aus wird ein schwunghafter Handel betrieben. In Mozambique geht es so weit, daß es allen Einwohnern sehr wohl bekannt ist, ob und wo gerade Sklavenboote ihre Fracht laden. Die in den Küstenplätzen aus dem Inneren ankommenden Sklaven werden erst einige Zeit zurückgehalten, um ihnen die Erlernung des Kisuaheli zu ermöglichen. Dann erst werden sie in kleinen Trupps nach Sansibar eingeführt und unter der Hand verkauft. Auch nach dem Abkommen mit England wurde Sklavenhandel nach wie vor getrieben, nur war die Waare viel theurer geworden. Ein kräftiger Bursche, der früher 12 bis 15 Dollars gekostet hatte, mußte nun mit dem Doppelten bezahlt werden. Auch stand der Sklavenhandel von Sansibar und der gegenüber liegenden Küste noch immer in voller Blüthe.“

Zwar verbot die Königin Ranavalona II. von Madagaskar 1877 die Einfuhr von Sklaven und auch die Beherrscher der Komoreninseln Mohilea und Anjuan verpflichteten sich, nach 1890 die Sklaverei in ihren Besitzungen abzuschaffen, aber die Mohammedaner Arabiens und Persiens kauften nach wie vor Sklaven, und durch die dortige Nachfrage bestand der Handel fort.

Es ist das unbestrittene Verdienst Deutschlands, seitdem es das Verwaltungsrecht über den seinen ostafrikanischen Besitzungen vorgelagerten sansibarischen Küstenstreifen erlangt hatte, dem Sklavenhandel mit Entschiedenheit entgegen getreten zu sein. Durch die umsichtigen und energischen Operationen Wißmann's ist der sofort an der ganzen Küste und bis weit ins Innere hinein von den arabischen Sklavenhändlern in Scene gesetzte Aufstand gegenwärtig vollständig unterdrückt worden, und es steht nicht zu erwarten, daß es den Sklavenhändlern wiederum möglich sein wird, innerhalb unseres Gebietes ihrem schändlichen Gewerbe nachzugehen. Auch die Sklavenausfuhr aus Portugiesisch Ostafrika dürfte aufhören, nachdem Sansibar unter das Protektorat Englands gestellt worden ist. Ob dies aber dem Sklavenhandel energisch steuern wird? Die Frage ist berechtigt angesichts der Thatsache, daß Berbera, welches doch einen britischen Residenten, eine Sepoy-Garnison sowie auch eine Truppe von Somal in britischen Militärdiensten besitzt, nach Paulitschke[1]) immer noch die Endstation der aus Guragé und Schoa kommenden Sklavenkarawanen ist. Natürlich sind auch hier wieder Araber die Händler, denn der Galla kennt die Sklaverei nicht. Er tödtet im Kriege alle männlichen Kinder, aber er macht niemand zum Sklaven.

Auf Rechnung des Islam allein sind jene Greuel zu schreiben, von denen wir durch alle Reisenden hören, des Islam, der den Untergang der einheimischen Rasse vorbereitet und die Macht der Europäer in Afrika, auch die unserige, bedroht. Die Verhältnisse in Innerafrika führen einem Beobachter so recht das Bild vor Augen, welches der Islam im großen und ganzen bei seiner Beeinflussung anderer Länder in rückläufiger Kulturrichtung zu erkennen giebt. „Er unterdrückt“, sagt Schweinfurth, „durch seine zerstörende Gewalt in kurzer Zeit alle Gewerbthätigkeit, überall die Wüste verbreitend in seinem Gefolge. Unter dem Deckmantel einer jeder Moral entbehrenden Religion betrachtet er alle Räubereien, welche er an fast wehrlosen Wilden begeht, als Heldenthaten, für welche die Freude des Paradieses winkt.“

[1]) Sansibar, von Dr. Karl Wilhelm Schmidt. Leipzig 1888.

[1]) Paulitschke, Harar. Leipzig 1888.

Kürzere Mittheilungen.

Argentinien.

Der bekannte argentinische Statistiker F. Latzina hat unter dem Titel: „L'Agriculture et l'élevage dans la République Argentine d'après le recensement de la première quinzaine d'octobre de 1888 (Paris 1889)“ eine sehr detaillirte Darstellung von dem Bodenanbau und der Viehzucht Argentiniens zusammengestellt, der wir die folgenden auf den Bodenanbau bezüglichen Thatsachen entnehmen.

Die dem Ackerbau nutzbar gemachte Bodenfläche der Republik betrug im Jahre 1888 2422995 ha, zu denen noch 43652 ha Baumpflanzungen hinzukommen. Die Ackerbaufläche vertheilte sich auf die einzelnen Theile des Staates wie folgt:

Buenos Aires	932591 ha oder	3,1	Proz. des Gesammtareals
Santa Fé . .	586537 „ „	5,9	„ „ „
Entre Rios .	136151 „ „	1,7	„ „ „
Corrientes . .	46631 „ „	0,5	„ „ „
Cordoba . . .	234395 „ „	1,3	„ „ „
San Luis . .	19869 ha oder	0,2	Proz. des Gesammtareals
Mendoza . . .	88546 „ „	0,5	„ „ „
San Juan . .	79715 „ „	0,8	„ „ „
La Rioja . . .	22217 „ „	0,2	„ „ „
Catamarca . .	44618 „ „	0,5	„ „ „
Santiago . . .	120400 „ „	1,2	„ „ „
Tucuman . . .	35943 „ „	1,5	„ „ „
Salta	40256 „ „	0,3	„ „ „
Jujuy	18994 „ „	0,4	„ „ „
Misiones . . .	4606 „ „	0,1	„ „ „
Formosa . . .	648 „ „		
Chaco	3623 „ „		
Pampa	5964 „ „		
Rio Negro . .	1291 „ „		

Was die übrigen Theile der Republik anbelangt, so haben die Territorien Santa Cruz und Feuerland keinerlei Anbau aufzuweisen. In dem Territorium Neuquen haben die ein-

gewanderten Chilenen, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt, einige Landstriche der Andesthäler zu kultiviren begonnen, aber der räumliche Umfang dieser Gebiete ist nicht genau bekannt. In dem Territorium Chubut endlich besteht, 40 km oberhalb der Mündung des Rio Chubut, eine englische Kolonie, die von ihrem auf 39000 ha sich belaufenden Landbesitze 4000 ha angebaut hat.

Setzt man die ganze angebaute Landfläche in Verhältniß zu dem Gesammtareal des Staates, so stellt sich dies wie 0,008 : 100 oder wie 8 : 10000; zieht man dagegen die zuletzt genannten Territorien nicht in Betracht, so gestaltet sich das Verhältniß wie 1,1 : 100 oder 110 : 10000 — immerhin im Vergleich etwa zu Nordamerika ein sehr unansehnlicher Betrag.

Die angebaute Landfläche vertheilt sich auf die verschiedenen Bodenerzeugnisse wie folgt:

Weizen	ha	815438 =	33,7	Proz.
Mais	„	801583 =	33,0	„
Luzerne	„	390009 =	16,1	„
Leinsaat	„	121073 =	5,0	„
Gerste	„	28672 =	1,2	„
Weinpflanzungen	„	23345 =	0,9	„
Zuckerrohr	„	21062 =	0,8	„
Kartoffeln	„	14137 =		
Erdnüsse	„	6794 =		
Bohnen	„	6775 =		
Mandioca	„	4742 =	2,1	„
Bataten	„	3757 =		
Kanariensamen . . .	„	3456 =		
Summa	ha	2240843 =	92,8	Proz.
Uebertrag	ha	2240843 =	92,8	Proz.
Tabak	„	3234 =		
Hafer	„	2371 =		
Reis	„	1286 =		
Gemüse u. Anderes	„	175261 =	7,2	„
Zusammen	ha	2422995 =	100	Proz.

Weizen, Mais und Luzerne werden in allen Provinzen gebaut; Leinsaat hauptsächlich in Buenos Aires und Santa Fé; Wein vorzugsweise in den Provinzen am Ostabhange der Anden: Mendoza, San Juan, La Rioja und Catamarca; Zuckerrohr in Tucuman, Santiago, Salta, Jujuy, Corrientes, Misiones, Chaco und Formosa; Reis in Tucuman; Tabak endlich in Cordoba und Tucuman.

Was die Baumpflanzungen anbetrifft, so entfällt von dem ganzen Betrage (43652 ha) fast die Hälfte auf die Provinz Buenos Aires (18786 ha), und fast ein Drittel auf Santa Fé. Die übrigen Provinzen haben demnach nur wenig davon aufzuweisen. Unter den Kulturbäumen kommt der Pfirsichbaum am häufigsten vor, nächstdem die Orange und Feige.

Da Argentinien im ganzen ein ziemlich trockenes Klima hat, so bedarf der Bodenanbau vielfach der künstlichen Bewässerung. Diese bezieht sich, soweit zahlenmäßig festgestellt, auf die Abtheilungen Buenos Aires mit 115351 ha, Salta mit 96321 ha, San Juan mit 79715 ha, Tucuman mit 74648 ha, Jujuy mit 67271 ha, Catamarca mit 24237 ha, Corrientes mit 18893 ha, Rioja mit 13491 ha, Rio Negro mit 1440 ha, Misiones mit 92 ha und Pampa mit 58 ha. Zusammen giebt das 491516 ha oder 20 Prozent der gesammten Ackerbaufläche.

A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— **Ein wichtiges russisches Werk über Ostsibirien** wird noch in diesem Sommer zur Ausgabe gelangen. Herausgeber desselben ist das Ministerium der Reichsdomänen, von welchem schon im Jahre 1885 eine Kommission eingesetzt wurde, welche ausführliche statistische Erhebungen über die ökonomischen Lebensverhältnisse der ostsibirischen Bevölkerung zu machen beauftragt war. Diese Kommission hat ein reichhaltiges Material zusammengetragen, das jetzt auf Kosten des Ministeriums in einem umfangreichen Buche gedruckt wird. In demselben werden die einschlägigen Verhältnisse — lokale Industrien, Kredit und Handelsverhältnisse, Schulwesen, Zahl der Lese- und Schreibkundigen 2c. — sowohl in Betreff der eingewanderten wie der eingeborenen Bevölkerungsgruppen eingehend besprochen.

— **Eine Expedition**, welche der Bergingenieur van **Schelle** im vorigen Jahre nach dem Rokka-Gebirge der Insel **Flores** unternahm, um die daselbst vermutheten Zinnerzlagerstätten zu untersuchen, ist an dem bewaffneten Widerstande der Eingeborenen gescheitert, und die Expeditionsmannschaft, aus drei Europäern und aus einer Schutztruppe von 40 Mann bestehend, ist nur mit Mühe dem Schicksale der Niedermetzelung entgangen.

— **Der indische und ceylonische Thee** hat im Jahre 1889 auf dem englischen Markte einen noch weiteren Vorsprung vor dem chinesischen Thee gewonnen. Es wurden nämlich in England eingeführt 101052264 Pfund aus Indien, 34216221 Pfund aus Ceylon, und nur 93203927 Pfund aus China. Im Jahre 1884 bis 1885 betrug der Import aus dem ersteren Lande 61472112 Pfund, aus dem zweiten 2481910 Pfund, und aus dem dritten 142476000 Pfund.

— **Der Außenhandel Koreas** bewerthete sich im Jahre 1889 auf 4612000 Doll., so daß sich derselbe also gegen 1885 verdoppelt hat. Die Einfuhr betrug 3378000 Doll. und bestand vor allen Dingen in Baumwollenwaaren. England nahm daran mit 54 Prozent, Japan mit 24 Proz., China mit 13 Proz., Deutschland mit 6 Proz., die Nordamerikanische Union mit 2 Proz., und Rußland, Frankreich und Oesterreich-Ungarn zusammen mit 1 Proz. Theil. Die Ausfuhr bezifferte sich auf 1234000 Doll. und bei ihr spielten Bohnen, Häute und Goldstaub die Hauptrolle. Sie ging beinahe ausschließlich nach Japan und China. In Jentschuan, dem Haupthafen Koreas, bestanden insgesammt 35 fremde Firmen, die den Außenhandel vermittelten (29 japanische, 4 chinesische, 1 deutsche und 1 amerikanische). In den beiden anderen Vertragshäfen, Fusan und Yuensan, sind bislang keine europäischen und amerikanischen Firmen vorhanden.

Afrika.

— Betreffs der **klimatologischen Charakteristik von Madagaskar** versprechen die Beobachtungen E. Colin's in dem königlichen Observatorium zu Tananarivo hohe Bedeutung zu erlangen. Dieselben ergaben für das Jahr 1889 eine Maximaltemperatur von 87,4° F. (am 14. November) und eine Minimaltemperatur von 41° (am 31. Juli). Regenfall war an 89 Tagen zu verzeichnen; der meiste kam auf die Monate November bis März, der Mai dagegen war absolut regenlos. Der vorherrschende Wind kam aus Südost und Nordost (Vergl. „Nature“, Vol. 42, p. 278).

— Nach dem „Mouvement Géographique“ (1890, Nr. 17) beziffert sich der **Verlust an Menschenleben**, den der

Kongo-Staat in den Jahren 1879 bis 1889 zu verzeichnen gehabt hat, insgesammt auf 82, das ist auf 8 Mann, beziehungsweise 6 Prozent des angestellten Personals im Jahresdurchschnitt. Die verlustreichsten Jahre waren die Jahre 1880, 1883 und 1884, wo die Sterblichkeit der Beamten sich auf 10 bis 15 Prozent belief; in den Jahren 1881 und 1882 dagegen sank die Verlustziffer auf 2,9 und 2,7 Prozent. Im Jahre 1889 kamen auf ein Beamtenpersonal von 226 11 Todesfälle, also 4,8 Prozent. Um die Opfer zu beurtheilen, die das gesammte belgische Kulturwerk am Kongo fordert, hat man der oben angegebenen Hauptziffer noch die Verluste zuzuzählen, die die fünf belgischen Handelsgesellschaften zu verzeichnen gehabt haben, die augenblicklich mit etwa 150 Mann im Gebiete des Kongostaates operiren. Dieselben betrugen aber im ganzen nur 6 Mann. — Den Verlust an eingeborenen Trägern, Arbeitern ꝛc., der durch die Kongo-Unternehmung verursacht worden ist, läßt die angegebene Quelle natürlich außer Betracht.

Nord- und Mittelamerika.

— Das Harvard College zu Cambridge in Massachusetts hat in dem 22. Bande seiner „Annalen" eine Zusammenstellung der meteorologischen Beobachtungen veröffentlicht, die in den Jahren 1874 bis 1888 (14½ Jahre) auf dem Gipfel des 14 134 engl. Fuß hohen Pike's Peak angestellt worden sind. Danach fallen sowohl die Maxima des Luftdruckes als auch diejenigen der Temperatur in den Juli, die Minima aber in den Januar, und die Kurven, welche die Bewegungen dieser beiden Elemente veranschaulichen, sind nahezu dieselben. Die mittlere Temperatur betrug in dem in Frage stehenden Zeitraume 19,3° F. (etwa — 7° C.), die höchste Temperatur 64° F. (gegen 18° C.), die niedrigste Temperatur — 39° F. (reichlich 39° C.). Die mittlere Tagesschwankung betrug im Juli und September etwas über 14,3° F. (7,8° C.), im Dezember aber nur 11,6° F. (6,4° C.), sie war also nur halb so stark als auf dem östlich vom Pike's Peak gelegenen Plateau. Vom Regen- und Schneefalle kamen 35 Prozent auf den Sommer und 33 Prozent auf den Frühling; der niederschlagsreichste Monat war der Juli und der niederschlagsärmste der Februar. Die größte Windgeschwindigkeit betrug 112 englische Meilen in der Stunde und ereignete sich am 11. Mai 1881; im übrigen überstieg sie aber nur selten 50 Meilen in der Stunde. Die mittlere Windgeschwindigkeit nahm vom Januar (mit 26,6 Meilen in der Stunde) bis zum Juli (12,5 Meilen) und August (12,3 Meilen) allmählich ab.

— Der Getreidebau macht in Manitoba gewaltige Fortschritte; vor allen Dingen der Weizenbau, ihm zunächst der Haferbau, und in geringerem Maße der Gerstenbau. Die Weizenfläche der Kolonie betrug im Jahre 1884 307 020 Acres, im Jahre 1889 aber 746 058 Acres; die Haferfläche 1884 133 001 Acres, 1889 aber 235 534 Acres; die Gerstenfläche 1884 40 848 Acres, 1889 aber 66 035 Acres. Letztere war im Jahre 1888 freilich schon viel größer (80 238 Acres). Die Weizenernte Manitobas war ähnlich wie in den verschiedenen Staaten der Union starken Schwankungen unterworfen; sie betrug im Jahre 1887 14 Millionen Bushels, im Jahre 1888 aber nur 7 Millionen Bushels.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Die Gelehrten der deutschen Plankton-Expedition haben sowohl an die Berliner Akademie der Wissenschaften als auch an den Kaiser vorläufige Berichte über den Verlauf und die Ergebnisse ihrer Beobachtungen und Untersuchungen eingereicht. Die Akademie der Wissenschaften wird den Kieler Arbeiten durch den Druck weite Verbreitung sichern, um die übrigen Akademien Europas und Amerikas zu gleichen Arbeiten anzuregen und die Untersuchungen da fortsetzen zu lassen, wo die deutsche Expedition stehen geblieben ist. Namentlich sollen die Berichte auch an die Marineschulen verabfolgt werden, damit das Interesse für die Ozeanologie bei möglichst vielen Flottenoffizieren ein lebhafteres werde, und damit dieselben dazu aufgemuntert werden, bei ihren Uebungsfahrten Beobachtungen über Alles, was in das Gebiet des Plankton fällt, anzustellen.

— Auf Betrieb des Stockholmer Professors O. Petterson und mit Unterstützung des wohlbekannten Mäcens geographischer Forschung, Baron O. Dickson, ist in diesem Sommer eine schwedische Expedition im Kattegatt und Skagerak mit Untersuchungen beschäftigt, die gleichzeitig über fünf Schiffe, also über eine förmliche kleine Flotte, verfügt. Bezüglich der Physik dieser Meere darf man von dieser Expedition um so Größeres erwarten, als dieselbe sowohl mit einem ausgezeichneten Stabe von Gelehrten als auch mit sehr vervollkommneten Instrumenten operirt.

Allgemeines.

— Wir bedauern, den Tod unseres treuen Mitarbeiters, des Herrn Emil Metzger, der es übernommen hatte, unsere Leser auf Grund seiner an Ort und Stelle gewonnenen Anschauungen namentlich über die Durchforschung und über die Zustände von Niederländisch Indien zu unterrichten, von dem wir aber auch zahlreiche andere Beiträge zu veröffentlichen gehabt haben, anzeigen zu müssen.

Bücherschau.

— Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm. Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. A. Stuttgart 1890. 1. bis 4. Lieferung. — Die packenden Vorträge, die der unübertroffene Meister populärer Schilderung des Naturlebens seiner Zeit in den verschiedenen Städten Deutschlands gehalten hat, finden wir hier zu einem Werke vereinigt, das allseitiger freudiger Aufnahme um so sicherer sein kann, als das gedruckte Wort darin von zahlreichen vorzüglich ausgeführten Illustrationen begleitet ist. Eine lebensvollere und plastischere Vorstellung von den Skären und Klippen Lapplands mit ihren Vogelflügen, von der nordrussischen Tundra und ihren Renthierheerden, von den asiatischen und afrikanischen Steppen und Urwäldern nebst den Thierformen und Thiergesellschaften, die diese beleben, kann man durch kein anderes Buch erhalten. Wie sehr die Brehm'sche Naturauffassung zugleich auch von Poesie durchweht ist, ist zur Genüge bekannt. Insbesondere dürfte das vorliegende Werk nach seiner Fertigstellung vielfach als ein Festgeschenk für die reifere Jugend benutzt werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Die Tiruray der Insel Mindanao.

Von Professor F. Blumentritt.

Die Tiruray, oder wie sie sich selbst nennen: Teduray[1], waren lange Zeit hindurch nicht einmal dem Namen nach bekannt. Es darf uns dies nicht wundernehmen, denn ihre bergige Heimath war ringsum von dem großen Sultanat Mindanao umgeben, und dieses — einst ein mächtiger Seeräuberstaat — selbst nicht viel mehr als eine Art terra incognita. Erst als die Spanier im Delta des Rio Grande festen Fuß faßten, lernte man dieses friedliche Heidenvolk kennen, wenngleich man sie irrthümlicher Weise in der ersten Zeit mit den blutdürstigen Manobos verwechselte. Die ersten verläßlichen Nachrichten über diesen Volksstamm danken wir einem Deutschen und einem Spanier: Hofrath Dr. A. B. Meyer[2] und Don Sebastian Vidal y Soler[3]. Ersterer brachte uns ein Vocabular ihrer Sprache, und letzterer erzählte uns von ihren Sitten und Bräuchen. Durch die von den Jesuiten begründete Mission Tamontaka wurden wir mit den Tiruray immer bekannter, und vorliegender Aufsatz faßt alle Nachrichten zusammen, welche seit dem Erscheinen meiner „Begleitworte zu meiner Karte der Insel Mindanao“[4]) mir über die Tiruray zugekommen sind. Ich danke sie den Missionsberichten der Jesuitenmissionare P. Guerrico, P. Bennasar und P. Juanmarti, ferner den interessanten Artikeln, welche über die Kolonisationsfrage der Insel Mindanao polemisirend, auch die Völkerkunde nicht unberührt ließen. Hervorzuheben sind da die sehr gut geschriebenen Aufsätze der unter den Pseudonymen „Datto Dineig“ und „Lignasan“ schreibenden Autoren. Das wichtigste Material boten natürlich die ausführlichen Berichte und Briefe der obgenannten Jesuiten, von denen P. Guerrico, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Greis und der beste Kenner der Tiruray Sprache, inzwischen gestorben ist.

Die Tiruray bewohnen die Berglandschaften, welche südlich von Tamontaka zwischen dem Meere und dem linken Ufer des Rio Grande liegen. Die Missionare schätzen ihre Zahl auf 8000 bis 10000 Seelen. Ueber ihre Körperbeschaffenheit wird uns nichts Näheres berichtet, desto (verhältnißmäßig) mehr über ihre Sitten Lebensweise und religiöse Anschauungen. Hier freut es mich, mittheilen zu können, daß die Angaben Vidal's, wonach die Tiruray-Weiber und Mädchen lockere Sitten hätten, auf einem Irrthume beruhen. Alle neueren Berichterstatter, Priester wie Laien, heben die hohe Sittlichkeit der weiblichen Tiruray hervor, und selbst Lacalle-Sanchez, der diesem Volke nicht sehr sympathisch gesinnt ist, bestätigt, daß die Tiruray-Weiber den Europäern ängstlich aus dem Wege gehen[1]. Gleichwohl sind die Tänze, wenn man einer Nachricht trauen darf, nicht sehr moralischer Natur, indem die Tänzerinnen — es scheinen nur Weiber zu tanzen — lascive Bewegungen vornehmen, wobei ich die

[1]) Die Spanier schreiben mitunter „Tirulay“, da in der Tiruray Sprache d, l und r leicht verwechselt werden.

[2]) Ein Beitrag zu der Kenntniß der Sprachen von Mindanao zc. (Tijdschr. v. de taal-, land- en volkenkunde van Ned. Indië, XX, p. 440 ff., 1872).

[3]) Memoria sobre el Ramo de Montes en las islas Filipinas, Madrid 1874.

[4]) Berliner Zeitschrift für Erdkunde, Jahrg. 1884.

[1]) Auch Dr. de Lacalle-Sanchez begnügt sich, von ihrer „pobre constitucion“, und ihrem langen, etwas prognathen Gesicht, ihren schmalen Lippen, der breiten Stumpfnase zu sprechen. Er erwähnt ferner, daß sie von entstellenden Hautkrankheiten heimgesucht würden.

Bemerkung nicht unterdrücken kann, ob nicht den Tiruray hinwieder die Art und Weise, wie wir Europäer tanzen, auch sehr unmoralisch erscheint?

Die Tracht der Frauen und Mädchen besteht in einem (ärmellosen?) Jäckchen, das um den Hals geschlossen ist, während es gegen den Gürtel zu sich öffnet. Den Rest des Körpers verhüllen sie — nach Dr. Lacalle-Sanchez — mit einem weißen Mantel, der mitunter am Kopfe mit einem Stück Zeug oder einem breiten, aus Palmblättern bestehenden Hute festgehalten wird. Aus anderen Berichten möchte ich schließen, daß die gewöhnliche Tracht der Frauen aus dem Jäckchen und dem malayischen Sarong (Saya) besteht. Lebhafte Farben werden bevorzugt. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich vor dem männlichen durch größeren Fleiß und Arbeitsamkeit aus, und das Pantoffelregiment scheint bei den Tiruray die allgemeine Regel zu bilden.

Lacalle-Sanchez bezeichnet die Tiruray als faule, jeder Arbeit aus dem Wege gehende Leute. Diesem widersprechen die Angaben der unter ihnen lebenden Missionare, welche sie als arbeitsam schildern. Merkwürdig ist der Widerspruch, der sich diesbezüglich bei dem oben erwähnten Datto Dineig findet. Er sagt zuerst von ihnen: „Sie leben in vollständigem Elend und in Unwissenheit, es ist unmöglich, sie auch nur zu Dienern zu verwenden." Und wenige Zeilen später sagt derselbe Datto Dineig: „Der Tiruray ist mäßig, fügsam und arbeitsam, in ihm wird man immer einen verwendbaren (Feld-) Arbeiter finden." Das letztere wird auch das Richtige sein. Die auf der Jesuitenmission Tamontaka lebenden christlichen Tiruray sind sehr fleißige Ackerbauer, Tischler und Korbflechter. Den Betrieb dieser Industrie haben sie erst durch die Missionare kennen gelernt, aber die Raschheit freilich, mit der sie diese Gewerbe lernten und ausübten, zeugt von ihrer Intelligenz und von ihrem so bezweifelten Eifer.

Ihre Hütten weichen nicht von der im Philippinischen Archipel üblichen Bauart ab, d. h. sie stehen über dem Erdboden auf Pfählen, man muß demnach auf einer Leiter oder eingekerbtem Baumstamme aufwärts steigen, um in das Innere zu gelangen. Der P. Bennasar besuchte eine Hütte, in der eine Gesellschaft von 50 Personen sich befand, sie scheinen demnach geräumig zu sein. Lacalle-Sanchez erwähnt, daß die Tiruray nur Reis und Zuckerrohr anbauen, hie und da gäbe es auch Kaffeepflanzungen, welche eine vorzügliche Frucht lieferten. Die Missionare vervollständigen aber diese Liste bedeutend; nach P. Juanmarti bauen sie noch Mais, Camote (Convolvulus batatas, Bl.), Mongos (eine Linsenart??) und sehr viele Bananen an. Auch Tabak wird gepflanzt, der ein sehr gutes Blatt besitzt, aber die Tiruray verstehen nicht, ihn zu behandeln, und so ist das Produkt der zahlreichen Tabakfelder für den Handel ziemlich werthlos. Sogar die Baumwolle (Gapas) wird cultivirt und liefert eine feine Sorte von vorzüglicher Qualität. Man sieht demnach, daß diese angeblichen Faulenzer und „Verkommenen" heute doch nicht ganz die Hände in den Schooß legen. Es scheint übrigens, daß die Tiruray auch Kakao anbauen, wenigstens erwähnt Lacalle-Sanchez, daß man ihm bei dem Besuche einer Tirurayhütte Chokolade dargeboten habe.

Es muß freilich hervorgehoben werden, daß der Ackerbau der Tiruray sehr primitiver Art ist. Ihr einziges Werkzeug ist ein Waldmesser, mit welchem sie die Bäume fällen, welche dann angezündet werden. In der so entstandenen Lichtung legen sie ihre Felder an, d. h. sie stechen mit einem zugespitzten Stabe Löcher in die Erde, und in diese stecken sie dann wieder die Saatkörner von Reis und Mais. Folgt günstiges Wetter, so giebt es einige gute Ernten. Bald aber wuchert der Jungwald wieder in die Höhe, und der Tiruray sieht sich genöthigt, die Niederlassung aufzugeben und eine andere Rodung vorzunehmen. Nach zwei oder drei Jahren kann er wohl auf die erste Stelle zurückkehren, um den Jungwald wieder abzuholzen und von neuem zu säen, aber dann wird doch die Saat schließlich von dem Kogongras überwuchert, und vor diesem muß der Tiruray endgültig den Rückzug antreten, denn das Kogongras kann nur mit dem Pfluge bekämpft und besiegt werden, und der Pflug ist dem Tiruray unbekannt.

Aus dem Gesagten ist, wie P. Bennasar es richtig bemerkt, leicht zu erklären, warum die Tiruray so häufig ihre Niederlassungen verlegen. Es ist dies nicht die Aeußerung eines Zigeunertriebes, sondern die natürliche Folge ihrer geringen Ackerbaukenntnisse, also eine Nothwendigkeit und keine Sitte. Wenn die Jesuitenmissionare ihre evangelische und civilisatorische Thätigkeit mit demselben Glücke und mit demselben Eifer fortsetzen wie bisher, so werden die Tiruray ihre unstäte Lebensweise gern aufgeben.

Die Frauen werden gekauft, ohne daß man sich um deren Zustimmung kümmert. P. G. Bennasar beschreibt uns einen derartigen Handel, dem er als Augenzeuge beiwohnte. Die Brautleute, welche kaum vierzehn Jahre erreicht zu haben schienen, hockten auf den Fersen in einer Ecke der Hütte neben einander, die Köpfe zu Boden gesenkt. So hörten sie schweigend den Verhandlungen über den „Tamuk" zu. Unter dem Tamuk verstehen die Tiruray alles, was ihren Reichthum ausmacht, d. h. Krise, Lanzen, Gefäße, Geschirr, Perlschmuck, Zeug, Vieh u. dergl. Hier ist unter dem Tamuk der Preis der Braut zu verstehen. Ueber diesen feilschten in der Mitte der einzimmerigen Hütte der Vater der Braut und ein naher Verwandter des Bräutigams. Die beiderseitigen Verwandten hockten rings im Kreise und horchten andächtig zu. Von Zeit zu Zeit erhob sich einer der Zuhörer, um einen der Verhandelnden anzuspornen, auf der Höhe des Tamuk zu bestehen oder nachzugeben. Während dies im Innern der Hütte vor sich ging, kochten draußen die Weiber den Reis für das Festmahl. Die Hochzeit selbst heißt „Safrayan". Dr. Lacalle-Sanchez, der einer solchen beiwohnte, erwähnt, daß hinter einem aus Zeuglappen zusammengeflickten Teppich die Braut saß, allen unsichtbar. Vor dem Teppich hockte der Bräutigam. Drei Tage bleibt so die Braut vor den Gästen, aber auch ihrem Bräutigam selbst verborgen.

Dr. Lacalle erwähnt, daß die Häuptlinge wenig Ansehen besitzen, und daß Streitigkeiten unter ihnen häufig seien, die Missionare, welche doch unter ihnen leben und daher wohl mehr Glauben verdienen, betonen aber ihre friedfertige Gesinnung und Unterwürfigkeit.

Ihre Religion entspricht in ihrem Grundwesen jenem der übrigen Malayen. Alle auffälligen Plätze und Gegenstände der freien Natur erscheinen ihnen von übernatürlichen Wesen bewohnt, welche (alle?) den auch bei anderen heidnischen Stämmen Mindanaos vorkommenden Namen „Búsao" führen. In der Berglandschaft der Tiruray befindet sich der herrliche Wasserfall des Katekisen-Flusses. Der Katekisen stürzt inmitten einer wildromantischen Felspartie aus einer Höhe von 60 bis 70 m herunter. Als P. Bennasar diesem imposanten Wasserfall sich zum ersten male näherte, bemerkte er an den beiden Tiruray, die ihn begleiteten, daß sie ihm nur mit Widerstreben folgten. An Ort und Stelle angelangt, gebot der Missionar dem einen, der einen Karabiner trug, er möchte einen Schuß abfeuern, aber dieser weigerte sich, weil dieser Wasserfall der Sitz eines Búsao wäre. „Wenn ich schieße", sagte er, „so müssen wir alle sterben." Um ihnen den Wahn zu benehmen, schoß der Padre selbst den Karabiner ab, aber die Tiruray wurden dadurch nicht von ihrem Aberglauben abgebracht, sie bemerkten vielmehr: „Der Padre kann's thun, wir aber nicht."

Bei einer anderen Gelegenheit folgte demselben Missionar keiner seiner dreißig Tiruray-Begleiter in eine Höhle, welche als der Sitz eines Búsao galt. Er fragte sie, ob sie den Dämon schon gesehen hätten, sie erwiderten: nein, aber sie wüßten es von den Alten, welche den Dämon schon gesehen hätten.

Sie behaupten ferner, daß die Seele von Zeit zu Zeit den Körper verlasse, das Zeichen ihrer Wiederkehr sei das Niesen, weshalb der Tiruray mitunter beim Niesen ausruft: „Gut, meine Seele ist schon zurückgekehrt."

Zur Ergänzung obiger von Missionaren und aus philippinischen Zeitungsberichten entnommenen Nachrichten diene, was uns Don Ramon Jordana in seinem Bosquejo geográfico é historico-natural del Archipiélago filipino, einem ausgezeichneten Werke, über die Tiruray zu sagen hat. Jordana theilt uns mit, daß die Frauen einen aus Palmblättern geflochtenen conischconcaven und breitkrämpigen Hut tragen. Arme und Beine bleiben nackt und werden mit Metallreifen geschmückt. Sie tragen ferner einen breiten, aus Messingringen zusammengefügten Gürtel. Ihre Ohrgehänge sind von so bedeutender Größe und Schwere, daß das Ohrläppchen ungebührlich verlängert wird und man durch das Ohrloch den Finger durchstechen kann. Die Männer tragen keine bestimmte Tracht, sie begnügen sich damit, irgend ein Stück Zeug um die Lenden zu schlagen. Was ihr Aeußeres anlangt, so ist ihr Oberkörper wohl gebaut, dagegen erscheinen die schmächtigen Beine im Verhältniß zu kurz. Ihr Kopf ist breit, das Gesicht bausbackig, die Augen treten stark hervor. Die Nase ist abgeplattet, die Backenknochen stark hervorspringend.

Ich füge noch einiges über die politischen Verhältnisse hinzu. Bis in die neueste Zeit herab waren die Tiruray den Dattos (Fürsten) und Sultanen der Moros von Mindanao entweder direkt unterworfen oder von deren Sklaven-Razzias ständig bedroht. Sie führten deshalb ein elendes Dasein, wie ein gehetztes Wild bargen sie sich scheu in den Schlupfwinkeln ihrer Bergwälder. Die Besitznahme des Pulangui-Deltas durch die Spanier im Anfange der 60er Jahre und die damit in Verbindung stehende Gründung der Jesuitenmission brachten ihnen einige Erleichterung, aber erst die Siege des Generalkapitäns Terrero (1888) verschafften (wenigstens den nördlichen Tiruray) ihnen Ruhe vor den Bedrückungen und Sklavenjagden der Moros. Bei dem sanften Charakter dieses sympathischen Volkes und der Unverdrossenheit der Missionare wird es wohl bald gelingen, die Tiruray nicht nur zu bekehren, sondern auch zu civilisiren. Die in der Mission Tamontaka wohnhaften christlichen Tiruray zeichnen sich ebenso durch Frömmigkeit, wie durch Fleiß und Geschicklichkeit aus.

Reisebilder aus dem nordamerikanischen Süden.

Von Dr. **Emil Deckert.**

II.

(Mit zwei Abbildungen.)

In seiner Anlage sowie in der Bauart seiner Häuser und in dem Leben seiner Straßen hat New Orleans sehr viel Originelles und von dem, was man sonst an den amerikanischen Städten zu sehen gewohnt ist, Abweichendes. Von dem bekannten Schachbrett-Schema, das in New York, Chicago, Philadelphia &c. maßgebend gewesen ist, und das dem noch nicht in Amerika acclimatisirten Reisenden in seiner Monotonie und Ideenöde zum förmlichen Schreckgespenste werden kann, ist in der Crescent City wenig zu spüren, und ebenso wenig auch von der bequemen, aber geistlosen Nummern- und Buchstabenbezeichnung der Straßen, die in den echt amerikanischen Städten üblich ist. In New Orleans haben die wechselvolle Geschichte und die geographische Lage im Verein mit einander dafür gesorgt, daß neben den rechten Winkeln auch stumpfe und spitze, und neben den geraden Linien auch gekrümmte, sowie daß namentlich auch inhaltreiche Namen zu ihrem Rechte kommen. Jede der Nationen, die der Reihe nach die Mississippimündung beherrscht haben — Franzosen, Spanier und Angelsachsen —, hat auch ihre bleibenden Spuren in der Physiognomie der Stadt zurückgelassen, und so wie der Mississippi schlangenförmig gewunden dem Südrande der Stadt entlang läuft, so laufen auch alle Longitudinalstraßen schlangenartig gewunden durch ihre Häusermasse hindurch, während dagegen die Transversalstraßen radienartig und fächerförmig von dem undurchdringlichen Cypressensumpfe, der die Stadt im Norden begrenzt, nach dem Strome hin gerichtet sind. In dem Kreolenviertel, das unserer Eisenbahnstation am nächsten liegt, und das im wesentlichen schon zur Zeit der Franzosen und Spanier entstanden ist, sind die Straßen überdies fast ebenso eng und winkelig wie in den Städten der Alten Welt. Benannt sind die Straßen nach allen Heiligen und Weltkindern, die in irgend einer Weise zu den Bewohnern der Stadt in nähere Beziehung getreten sind: nach dem heiligen Karl, dem heiligen Philipp, dem heiligen Patrick, dem heiligen Georg, dem General Jackson, dem Gouverneur Claiborne, den spanischen Cortes, den neun Musen &c.

Entlang dem Erdgeschoß der Häuser ziehen sich vielfach Arkadengänge, und um ihre oberen Etagen gewahren wir auf allen Seiten, und namentlich auch in den inneren Höfen, gedeckte oder ungedeckte Gallerien und Balkone. Man sieht, daß einen großen Theil des Jahres hindurch Schatten ein Hauptbedürfniß der Wanderer in den Straßen ist, und daneben wohl auch Schutz gegen die gelegentlichen tropischen Platzregen; die Leute, die vorwiegend im Inneren der Häuser weilen, sollen aber nach der Tagesgluth in bequemer Weise ein wenig frische Luft athmen können — so weit eben frische Luft in New Orleans vorhanden ist. Die Stadt hat ganz besonders dadurch in allen ihren Theilen etwas ausgesprochen Südländisches.

Canalstreet, die Hauptgeschäftsstraße von New Orleans, die im allgemeinen parallel läuft mit dem Schiffahrtskanale, der den Mississippi mit dem großen See Pontchartrain im Norden der Stadt verbindet, und die wir von dem Kreolenviertel aus queren müssen, kann sich in jeder Beziehung den Hauptgeschäftsstraßen anderer Großstädte an die Seite stellen. Die Häuser sowie die Läden, die Cafés und die Restaurants, die sie auf beiden Seiten einrahmen, erscheinen durchaus stattlich und vielfach elegant, die Trottoirs sind breit und wohl gepflegt, und die abendliche elektrische Beleuchtung läßt nicht das geringste zu wünschen übrig. Das Leben auf ihr aber ist jederzeit ein bunt bewegtes; es bietet namentlich eine ganze Reihe von Anklängen an das

Leben auf den Pariser Boulevards. Man schlendert darauf hin und her, Arm in Arm mit seinem Freunde oder mit seiner Dame, man raucht und plaudert, man trinkt in dem Kaffeehause oder in dem Restaurant, um zu trinken — und in allem waltet ein viel größeres Behagen und Sichgehenlassen, als man es in den Yankeestädten gewöhnt ist. Ein starker Zusatz von echtem Yankeeleben — von nervösem Jagen auf der Straße und von heftigem Trinken am „Bar“ — ist freilich gerade auf Canalstreet auch zu bemerken; derselbe ist aber erst nach dem großen Kriege eingedrungen, und auch heute noch ist er nicht eigentlich charakteristisch für dieselbe.

Das Wohnviertel der wohlhabenden Klassen ist in New Orleans ähnlich wie in anderen Städten der Alten und Neuen Welt das Westend — die Gegend westlich von Delord-Street und der Vorort Carrollton —, während das Centrum — die Nachbarschaft von Canal-Street — dem Geschäft geweiht ist, und in den Nord- und Ostvorstädten — welch letzteren zum Theil auf dem anderen Mississippi-Ufer liegen — die farbige Bevölkerung und das Arbeiterproletariat hausen.

Nach der Weststadt gelangen wir auf der St. Charles-Avenue, der wichtigsten Longitudinalstraße und der eigentlichen Glanzstraße der Stadt, die für New Orleans ungefähr dieselbe Rolle spielt wie für New York die Fünfte Avenue, und die zugleich auch als Hauptpromenade dient, oder vielmehr als Haupt-drive, da man auch in New Orleans das Fahren in der Equipage oder in dem „buggy“ dem Zufußgehen vorzieht. Bis gegen die Kreuzung mit der Napoleon-Avenue hin finden wir die breite Straße, die an den Seiten mit immergrünen Lebenseichen bepflanzt ist, tadellos asphaltirt, und auch die Ziegelsteintrottoirs und die Holzstege über die Drainirungskanäle sind dort in ziemlich gutem Zustande. Weiter westwärts, und je näher man der Stelle kommt, die auf den Stadtplänen mit dem schönen Namen „City-



Jackson Square und der Mississippi.

Park“ bezeichnet ist, desto „ländlicher“ werden aber Fahrweg und Fußpfad, und desto öfter sieht man daselbst zwischen den Hecken von wilden Rosen neben den schwarzen, weißen und braunen Zweihändern auch stattliche Wiederkäuer und Borstenthiere lustwandeln — ganz wie in den anderen Städten des nordamerikanischen Südens. Bei Abend ist Charles-Avenue natürlich ebenso schön mit elektrischen Flammen erleuchtet wie Canalstreet.

Abgesehen von Charles-Avenue schauen die Straßen der New Orleansschen Weststadt nicht gerade sehr nach öffentlicher Ordnung aus. Die Fußpfade der Nebenstraßen sind sammt und sonders in einem außerordentlich verwahrlosten Zustande, und es fordert bei Nacht die größte Vorsicht, wenn man seinen Fuß darauf heil erhalten will, ganz abgesehen von dem Schlamm und von den Pfützen, in die man auf Schritt und Tritt hineingeräth. Nur an den allerschlimmsten Stellen sind Bretter gelegt, auf denen man dahin schreiten kann; dieselben sind aber auch vielfach morsch und schadhaft. In der Mitte der Straße, die von dem Trottoir immer durch einen schmalen Entwässerungskanal getrennt ist, bilden Apfelsinen- und Bananenschalen, Schuhsohlen und Medizinflaschen, geleerte Konservenbüchsen und Küchenabfälle zusammen mit den Ablagerungen des Ueberschwemmungswassers und der Staubstürme ein unbeschreibliches Chaos, in dem wir öfters mit Maulthieren bespannte Wagen buchstäblich stecken bleiben sahen. Daß der Unrath in den Straßen die mannigfaltigsten Dünste aushaucht, und daß diese Dünste in der Sommerschwüle — die in der Regel bereits im Februar eintritt — nicht gerade dazu beitragen, die Stadt zu einer gesunden zu machen, kann man sich denken. Indessen der Mensch gewöhnt sich an Alles, und wir haben kaum einen Bürger von New Orleans kennen gelernt, der in dergleichen Zuständen etwas Bedenkliches gefunden hätte. Immer und immer wieder hörten wir aus dem Munde der südstaatlichen Optimisten Loblieder auf die Stadt singen: New Orleans sei eine unvergleichlich schöne Stadt, und New Orleans sei vor allen Dingen auch eine unvergleichlich gesunde Stadt! Die gelegentlichen Invasionen des Gelben Fiebers werden dabei nicht sehr in Betracht gezogen.

Natürlich kann es uns nicht beikommen, zu leugnen, daß New Orleans seine großen Schönheiten besitzt. Man ist auf Charles-Avenue, auf Prytania Avenue, auf Jackson Avenue, auf First Street und auf anderen Straßen der Weststadt immer sehr geneigt, über den Schmutz und über die Spuren der Lüderlichkeit hinwegzusehen, die auf denselben herrschen. Denn auf beiden Seiten werden diese Straßen von Gärten eingerahmt, die durch ihre wohlgepflegten Rasenplätze und durch ihre tropischen und halbtropischen Ziergewächse ungemein bestechend auf das Auge des Nordländers wirken. Wie sollte er sich nicht an den kleinen Kokos- und Sagopalmen und an den mächtigen Agaven erfreuen, die er da mitten im Winter im Freien grünen sieht. Wie nicht an den dichtbelaubten und übervoll mit goldrothen Früchten beladenen Orangenbäumen, an den riesigen Magnolien mit ihren großen dunklen Blättern, und an den Lebenseichen, von denen der wunderliche Greisenbart (Tillandsia usneoïdes) in dicken Strähnen herabhängt. Und dann vor allen Dingen an den Rosenstöcken, die an allen Giebeln und Gallerien der Häuser hinaufklimmen bis an das Dach, und die sich im März und April mit Tausenden und Tausenden von leuchtenden Blüthen bedecken. New Orleans ist die eigentliche Stadt der Rosen in der Neuen Welt, und es verhält sich in bezug auf die Blumenzucht und den Gartenbau mit der Mississippi-Mündungsstadt überhaupt einigermaßen ähnlich wie mit den holländischen Städten. Sie sucht dadurch einen Theil der Reize zu ersetzen, welche die Natur ihr inmitten des großen Sumpfes, in dem sie steht, versagt hat. In den Monaten März und April — und in milden Jahren sogar schon im Februar — herrscht dann allenthalben ein Blühen, daß einem das Herz aufgehen muß. Die kleinen weißen Blüthen der süßen Olive und der Orange öffnen sich, und ebenso auch die großen crèmefarbigen Blüthen der Magnolie und die großen rothen, weißen und gelben Blüthen der Blumenkönigin. Die Luft erfüllt sich dann so stark mit Blumenduft, daß man die häßlichen Aushauchungen des Unrathes auf den Straßen vollkommen vergessen kann. Es gewährte uns immer ein unbeschreibliches Vergnügen, an den warmen Frühlingsabenden, die bereits so hohe Temperaturen aufweisen wie unsere Sommerabende, in der einen oder anderen der genannten Gartenstraßen auf und ab zu wandeln.



Auf den Mississippi-Levees von New Orleans.

Die Häuser, die inmitten der Pracht stehen, und die diesem oder jenem Großhändler angehören, schauen ebenfalls in der Mehrzahl überaus verlockend aus. Sie sind fast ohne Ausnahme aus Holz gebaut, aber das ist in dem Klima von New Orleans das zweckmäßigste. Im Stile der Häuser herrscht ohne Zweifel viel mehr Geschmack und viel mehr Mannigfaltigkeit, als es sonst in amerikanischen Städten der Fall ist. Zum Theil ist dies wohl dadurch zu erklären, daß die Verandas und die Balkone und Gallerien, die selbstverständlich bei keinem fehlen, reiche Gelegenheit zu allerlei Variationen und Phantasieschöpfungen geben; zum Theil aber haben wir dabei wohl auch an den Einfluß zu denken, den die romanische Urbevölkerung auf die Bauart der Häuser ausübt. Meist haben die Häuser etwas ungemein Kokettes, und kokett genug schauen auch von den Balkonen die schönen Kreolinnen und Louisianerinnen herunter. Schade, daß das Innere der Häuser nicht überall dem Aeußeren entspricht, und daß oft genug auch selbst in solchen Kreolenwohnungen, deren Ausstattung elegant genannt werden muß, eine übel berührende Unreinlichkeit herrscht. Der Schmutz scheint eben nicht blos auf den Straßen, sondern auch in den Häusern zu den Privilegien des Südens zu gehören, und die schönen Kreolinnen halten ihn vielfach weder von ihrem Meublement noch von ihrer Kleidung und von ihrem Körper sehr konsequent fern.

Wenn die Schattenseiten und Schwächen des Südens neben den unbestreitbaren Reizen und Annehmlichkeiten schon in dem New Orleans'schen Westend so deutlich zum Ausdrucke kommen, so ist es selbstverständlich, daß dies in einem noch viel höheren Grade in den schlechteren Vierteln im Norden und Osten der Fall ist. Dort watet man vielfach in wahren Morästen herum, dort ist auch von Orangen und Palmen wenig zu spüren, und dort sind die „shanties“ der „armen Weißen“ und der Farbigen oft von einer unbeschreiblichen

Armseligkeit. Doch wir ersparen uns in dieser Beziehung die Detailschilderung. Balkone und Gallerien giebt es natürlich an den Hütten der Vorstädte nicht; statt dessen finden wir vor ihren Thüren häufig ein paar rohe Holzbänke quer über den Trainirungskanal hinweg gelegt, auf denen die Bewohner der Hütten am Abend im Geplauder mit einander frische Luft athmen. Wenn man das Wasser in dem Kanale anschaut, so traut man dieser frischen Luft allerdings schwerlich einen hohen Werth zu. Die glücklichen Schwarzen — die übrigens in New Orleans unbedingt eine Stufe höher stehen als auf dem Lande, in ihren Bedürfnissen wie in ihren Leistungen — scheinen aber auch hier mit ihrem Schicksale im allgemeinen zufrieden zu sein. Weniger dürfte dies von den „armen Weißen" gelten, unter denen wir in den Stadtvierteln nahe dem Hafen namentlich auch eine große Zahl deutscher Landsleute beobachteten.

Zwei Expeditionen Gallieni's im französischen Sudan.

Von Emil Metzger.

III.

(Mit sechs Abbildungen.)

Der Marsch wurde fortgesetzt, am 5. März Badumbe erreicht, und dort der Ausbau des Postens angeordnet, worauf Verhandlungen mit den Eingeborenen stattfanden; hier wurden telegraphische Berichte von Kapitän Péroz empfangen, welcher die Unterhandlungen mit Samory eingeleitet hatte; Gallieni, der von seiner Sorge um Ahmadu und Lamine etwas befreit war, versuchte einen gewissen Druck auf den Negerhäuptling auszuüben, der denn auch von Erfolg begleitet war. Am 7. März wurde die Furth von Tukoto glücklich überschritten und am 12. März Kita erreicht (S. Abbildung 1).

Das 1881 bis 1883 gebaute Fort erhebt sich in der Ebene auf einer kleinen Erhöhung. Auch hier wurden umfangreiche Ergänzungsbauten und Verbesserungen angeordnet, sowie Vorbereitungen zum Bau eines Sanatorium getroffen. Auch der Forschung wurde Aufmerksamkeit zugewendet und Kapitän Martin in den Bambuk geschickt, um die von Reichenberg gesammelten Berichte zu vervollständigen, während der Apotheker Liotard nach den Goldlagern des Buré entsendet wurde, mit dem Auftrage, sich dort über das Vorkommen von Kautschuk zu unterrichten. Bei dem Weitermarsche wurden die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, da das Land durch umherschweifende Mauren unsicher gemacht wurde; doch verschwanden diese Banden, sobald Truppenabtheilungen sich näherten, während sonst die Eingeborenen kaum die Einfriedigung ihrer Dörfer zu verlassen wagten und von dort aus auf besonders zu diesem Zweck erbauten Gerüsten Ausschau nach dem Feinde hielten (S. Abbildung 2).

Am 1. April wurde Bammako erreicht, nach einem Marsche, welcher manche Erinnerung an die Vergangenheit erweckt hatte. Der Kommandant, Dr. Tautain, war auf einer Forschungsreise abwesend, welche ihn nach Norden bis gegen die Grenzen der Sahara führte, namentlich auch um Nachrichten über die Uferbewohner des Niger einzuziehen. Der Aufenthalt hier wurde verherrlicht durch die Taufe des zweiten Kanonenbootes, ein Ereigniß, dessen große Bedeutung sich im Laufe der weiteren Entwickelung der Dinge gezeigt hat; die hierdurch hervorgebrachte gute Stimmung wurde noch durch ein Telegramm erhöht, welches den Abschluß des Vertrages mit Samory meldete. Durch denselben wurde der Niger endgültig als Grenze seines Gebietes festgestellt. Péroz erhielt den Auftrag, längs des Tankisso nach Basulabé zurückzukehren, und die Karte des Landes zu vollenden. Die vorgerückte Jahreszeit erlaubte nur den Marsch bis Magassola fortzusetzen, von wo der Rückweg nach Kita angetreten werden mußte. Hier traf man Kapitän Oberdorf, welcher vier Monate früher von Diana aus den schwierigen Zug nach dem Falemé und Basing angetreten hatte; es war ihm geglückt, Aguibu unter französischen Schutz zu stellen. Das Dinguiray, wie dieser Landstrich genannt wird, liegt zwischen Basing und Tankisso; ein ausgedehnter, ganz verlassener Landstrich trennt ihn vom Buré; Bergzüge, welche nach SW streichen und immer an Höhe zunehmen, bedecken das Land. Zwischen ihnen liegt das breite und schöne Thal des Basing, im übrigen aber trifft man nur allerdings zahlreiche, aber unbedeutende Wasserläufe an. Die Bevölkerung ist aus Toucouleurs und Diallonkes so vollständig gemischt, daß beide Sprachen nebeneinander gesprochen werden. Der Rückmarsch wurde beschleunigt, theils mit Rücksicht auf die politische Lage, theils mit Rücksicht auf die Annäherung der Regenzeit, welche die Truppen unterwegs überraschte. Am 6. Mai war die Kolonne in Kayes, wo sehr eifrig an der Vergrößerung des Ortes gearbeitet worden war; er war jetzt beinahe eine Stadt zu nennen.

Während die Kolonne unter Vallière noch den Senegal entlang rückte, um etwaigen Feindlichkeiten Soybu's entgegenzutreten, kam die Nachricht, daß derselbe gefangen war. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Dieses Ereigniß war sehr wichtig; durch dasselbe wurde die Ruhe im französischen Sudan gesichert, da auch Ahmadu seine Staaten unter französischen Schutz gestellt hatte. Seinen Gesandten suchte man eine hohe Meinung von der Macht der Weißen beizubringen; Eisenbahnfahrt, Revolvergeschütze, Schießübungen mit dem Repetirgewehr, Dynamit spielten hierbei eine Rolle, die größte Ueberraschung aber bereitete ihnen das Telephon.

Am 15. Mai begab sich Gallieni auf die Reise nach Bakel (S. Abbildung 3), wo indessen auch viele Verbesserungen zur Ausführung gekommen waren; da man etwas beunruhigende Nachrichten von Mahmadu Lamine empfangen hatte, wurde Kapitän Fortin nach Bani, dem Knotenpunkte der Wege, welche von Gambia nach Backel und Kayes führen, entsendet, um dort eine befestigte Stellung anzulegen. Am 4. Juni war Gallieni in St. Louis, von wo er sich am 9. Juni nach Frankreich einschiffte.

Am 12. November war er in Bakel zurück, um im Sudan die französische Herrschaft zu befestigen. Mahmadu Lamine hatte sich nicht ruhig verhalten; während er zum Schein seine Unterwerfung anbot, hatte er unerwartet den unter französischem Schutz stehenden Malamine, den König von Illi, angegriffen und getödtet; die entsendete Hilfe kam zu spät. Der Marabut, welcher diesen Vortheil ausnutzen

wollte, rückte vor, wurde aber vom Kapitän Fortin zum Rückzuge gezwungen. Indessen waren die Ufer des Senegal ruhig geblieben, der Acker wurde bebaut, der Handel entwickelte sich, auf dem Markte sah man neue Artikel erscheinen, und Käufer und Verkäufer kamen in großer Zahl. Da Gallieni sich nach dem Niger zu begeben beabsichtigte, betraute er Kapitän Fortin mit der Ausführung der gegen Mahmadu Lamine beschlossenen Maßregeln. Es war ein gewagtes Unternehmen, welches aber die Umstände durchaus nöthig machten. Am 15. November begab sich der Oberkommandant nach Kayes, wo seiner ein prächtiger Empfang wartete, den die Eingeborenen ihm bereitet hatten. Eine bunte Bevölkerung drängte sich da zusammen: Mauren und Uassubunké, Krieger vom Khasso und vom Logo, Arbeiter, Frauen und Kinder boten eine reiche Abwechselung, was Kleidung und Gesichtszüge betrifft. Der Wegebau, namentlich in der Richtung von Medine und nach dem Falemé war fortgesetzt worden; jeden Abend wurde ein Ausflug gemacht, der sich häufig nach dem Baobab von Sidi richtete (S. Abbildung 4). Derselbe trägt seinen Namen, weil Sidi, der Häuptling von Kayes vorgab, er allein habe vor Ankunft der Franzosen das Recht gehabt, unter diesem Baume zu sitzen. Auch in Kayes konnte man sich auf dem Markte überzeugen, daß der Handel blühte, wozu die Befehle der französischen Verwaltung nicht wenig beigetragen hatten. Der Einwohner ist im allgemeinen träge und unbesorgt; er liebte es, den Händler in seinem Dorfe zu erwarten; letztere konnten natürlich nicht alle Dörfer besuchen, namentlich nicht die im Innern gelegenen, die doch gerade an Erzeugnissen reich sind. Gallieni hatte also Wochenmärkte eingeführt und in den Dörfern den Befehl ertheilt, für den Besuch derselben zu sorgen. Anfangs nur infolge des Gehorsams, später aber in Erkenntniß der daraus erwachsenden Vortheile war der Besuch ein sehr lebhafter geworden. Auch in Bakel und Kayes war der Verkehr auf den Märkten ein lebhafter. Ehe der Marsch angetreten wurde, arbeitete



Inneres des Fort Kita.

man mit aller Anstrengung an der Vollendung der auf dem Wege nach dem Niger geplanten, früher schon erwähnten Verbesserungen.

Die zunächst liegende Aufgabe, welche auf diesem Zuge zu lösen war, bestand im Bau eines Forts zu Siguiri, am Zusammenflusse des Niger und des Tankisso, welches als Knotenpunkt für die Karawane, die aus den Staaten Samory's nach dem Senegal und den „Rivières du Sud" ziehen, zu betrachten ist. Selbstverständlich war es keine kleine Aufgabe, eine solche an einer 600 km von Kayes entfernten Stelle zu unternehmen und es war nöthig, alle Maßregeln mit großer Sorgfalt vorzubereiten. Der Weg mußte gebahnt, die Leitung für den elektrischen Telegraphen angelegt werden.

Trotz der umfassenden Vorbereitungen, welche hier zu treffen waren, wurden andere Interessen nicht aus den Augen verloren. Eine Sendung unter Kapitän Oberdorf wurde vorbereitet, welche den Futa Djalon den Franzosen eröffnen, und dadurch eine Verbindung der Besitzungen am oberen Niger mit denen an den Rivières du Sud anbahnen sollte; namentlich Timbo, der Hauptort des Futa Djalon war hierfür in Aussicht genommen worden. Die Aufgabe Oberdorf's wird folgendermaßen umschrieben: er sollte von Bafulabé aus sich möglichst direkt nach Seguiri wenden, um die noch unerforschten Länder nördlich vom Tankisso quer zu durchschneiden, dann den Weg nach Timbo einschlagen und von dort aus sich nach einer für eine französische Niederlassung geeigneten Stelle umschauen. Von hier aus sollte die Mission den besten Handelsweg nach dem Meere untersuchen und hierbei eine möglichst im Süden der französischen Besitzungen gelegenen Linie ins Auge fassen. Der Rückweg sollte über St. Louis angetreten werden.

Auch die Gegend im Norden der französischen Posten sollte durch eine dem Kommandant Valière unterstellte Kolonne besucht, und hierdurch sowohl die Ruhe überall hergestellt, als auch die Kenntniß dieser Gegenden erweitert werden; nach Beendigung dieses Vorstoßes nach dem Norden sollte Vallière sich nach Bammako wenden und dann längs des noch unerforschten linken Nigerufers seinen Marsch fortsetzen, um sich mit Gallieni in Siguiri zu vereinigen.

Endlich mußte ein weiteres Kanonenboot, welches in Stücken von 25 bis 40 kg von Frankreich gekommen war,

nach dem Niger geschafft werden. Durch die Vorbereitung der verschiedenen, eben erwähnten Maßregeln wurde Gallieni länger als einen Monat in Kayes zurückgehalten; am 10. Dezember wollte er seine Reise antreten, doch ein Eisenbahnunfall nöthigte ihn zu warten. Auch war noch keine Nachricht von Kapitän Fortin eingetroffen, so daß der Kommandant zögerte, sich nach dem Niger zu wenden, weil er im Nothfall bereit sein wollte, jenen zu unterstützen. Da, am 19. Dezember erhielt er zu Bakel ein Telegramm von Fortin, welches die Einnahme von Tubakuta meldete, und am 20. Dezember kam der Bericht, daß Mahmadu Lamine getödtet sei.

Wir müssen nun etwas zurückgreifen, um über den Zug des Kapitän Fortin näher zu berichten. Bani (S. Abbildg. 5), wo er mit einer schwachen Garnison den Winter zugebracht hatte, liegt etwa 250 km südlich von Bakel, auf einer kleinen, die verschiedenen nach dem Senegal und dem Gambia führenden Wege beherrschenden Höhe. Unterstützt von den Hilfstruppen, war Fortin im stande gewesen, es dem Marabut unmöglich zu machen nach Norden vorzudringen, doch war es dem letzteren geglückt, seinen Einfluß auf die Bevölkerung zu erhöhen, wozu sein Sieg über den König von Uli nicht wenig beigetragen hatte. Am 25. November war die nach dem Gambia bestimmte Kolonne in Bani versammelt, während die Bundesgenossen die Furthen, welche man auf dem Vormarsche zu passiren hatte, bewachte. Am 28. November erfolgte der Aufbruch; der Marsch erfolgte mit größter Heimlichkeit und so schnell wie möglich. Das Ziel desselben war Tubakuta, wo der Marabut sich verstärkt hatte.

Wir wollen der kleinen Kolonne nicht Schritt für Schritt folgen, nur einige Bemerkungen über das Land, durch welches sie zog, mögen eine Stelle finden. Das Gelände steigt beinahe unmerklich nach den Hochflächen, welche sich zwischen Gambia und Nieri erheben; dieses Gehölz verschleierte den Marsch, einzelne Baumarten sind bemerkenswerth (tuburis, kahis und dunubis). Die Tuburis erreichen eine Höhe von 12 bis 15 m und liefern den Eingeborenen vorzügliches Holz für Häuser und Schiffe;



Auf der Wacht gegen die Mauren.

sie besitzen eine Eigenthümlichkeit: im Herzen des Baumes findet man, je nach dem Ort wo sie wachsen, Erde oder Steine. Aus dem Holze der Kahis werden die künstlichen Schlösser verfertigt, deren sich die Eingeborenen zum Verschluß ihrer Thüren bedienen. Das Holz der Dunubis ist leicht zu bearbeiten, wird aber auch von den Termiten angetastet und ist daher wenig dauerhaft; die Rinde findet zu verschiedenen Gegenständen Verwendung, z. B. zu Stricken, Hüten und auch zu Stoffen.

In den Niederungen stieß man auf eine ziemlich große Menge Soloms. Diese Bäume werden 5 bis 6 m hoch, haben zahlreiche Aeste mit kurzen runden Schoten, die mit einem mehligen Fleisch gefüllt sind. Dieselben werden nicht nur von den Negern gern gegessen, sondern löschen auch wegen ihres Gehaltes an Weinsteinsäure den Durst und erfrischen sehr. Die zahlreichen Kautschukpflanzen, die man fand, erregten immer wieder das Bedauern, daß die Eingeborenen sich die Ausnutzung dieses Artikels, welcher einen so hohen Marktwerth besitzt, entgehen lassen.

Von Spionen hatte man vernommen, daß Mahmadu Lamine von dem Vormarsche der Franzosen ganz ohne Nachricht geblieben war, er hatte Baracunda an dem Wege zwischen Sine und Tubakuta befestigt, und stark besetzt. Sine wurde als Zwischenposten eingerichtet, die Verbündeten, mit deren Hilfe Mahmadu Lamine eingeschlossen werden sollte, auf den zu erwartenden Kampf vorbereitet. Allerdings hatte das Unternehmen seine gefährliche Seite: wenn die Einschließung glückte, stand die kleine, 400 km von jeder Hülfe entfernte französische Truppe einem starken fanatisirten Feinde gegenüber, dem nur der Kampf Hoffnung auf Entrinnen bot.

Am 7. Dezember wurde der Marsch mit der größten Heimlichkeit fortgesetzt; am Nachmittag näherte man sich dem Dorfe Barocunda, wo die Einwohner keine Ahnung von der Annäherung der französischen Truppen hatten. Es glückte mit der äußersten Vorsicht, den Ort unbemerkt zu umgehen, und um Mitternacht stand die Kolonne noch 10 km von Tubakuta entfernt. Nachdem die Truppen drei Stunden geruht hatten, erfolgte der Aufbruch um 5 Uhr morgens; der Weg war unerwartet ganz einsam, denn die Anhänger des Marabut hatten in der Nacht ein großes Fest gefeiert, der Ort selbst hatte etwa 600 bis 700 m Umfang und war durch zahlreiche Außenwerke gedeckt, welche stark

besetzt waren; es gelang, den Feind vollständig zu überraschen, und man durfte sich der Hoffnung hingeben, Mahmadu Lamine endlich zum Gefangenen zu machen. Die Franzosen ordneten sich zum Angriff, die Vertheidiger eilten auf ihre Posten, das Feuergefecht wurde eröffnet, doch bald war der nördliche Theil von seinen Vertheidigern verlassen und zahlreiche Flüchtlinge suchten sich auf dem Wege nach Nalia zu retten. Da Fortin fürchtete, Mahmadu Lamine könne auf diesem Wege zu entfliehen suchen, um die Fahne der Empörung nach dem Cazamance zu tragen, entsendete er eine Truppenabtheilung, um diesen Weg zu verlegen. Plötzlich ertönte Gewehrfeuer auf dem linken Flügel, die Truppen des Marabut suchten hier die Franzosen zu umgehen. Die Lage war bedenklich, die Hülfstruppen schwankten, aber das Schnellfeuer der Kropatschecks stellte das Gleichgewicht her; doch es kamen noch verschiedene bedenkliche Augenblicke, ehe die Truppen des Marabut auf dem Wege nach Süden Heil auf der Flucht suchten. Tubakuta stand den Franzosen offen (S. Abbildung 6); ehe es aber noch besetzt werden konnte, flog das Pulvermagazin in die Luft, und bald stand der Ort in Flammen. Die letzten Vertheidiger ergaben sich auf Gnade und Ungnade, doch der Marabut befand sich nicht unter ihnen. Derselbe hatte am 7. Dezember die Nachricht von der Annäherung der Franzosen empfangen und den Entschluß



Straße in Bakel.

zur Flucht gefaßt. Mit wenigen Anhängern hatte er um die Zeit, als der erste Schuß fiel, die Straße nach Nalia eingeschlagen.

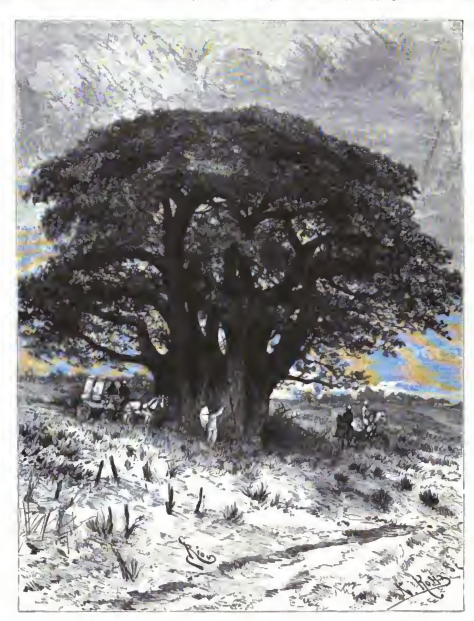
Der starken Ermüdung der Truppen wegen war an keine Verfolgung zu denken; die kleine Schaar bezog das Lager, wo die Sorge für die Verwundeten die erste Thätigkeit in Anspruch nahm. Dann aber suchte Fortin nach Mitteln, um Mahmadu Lamine zu verfolgen und sich womöglich seiner Person zu bemächtigen, wodurch der gewonnene Sieg erst vollständig wurde. Das Glück begünstigte ihn; am 9. Dezember erschien Mussa-Molo, der König von Fuladugu, mit 2000 gut organisirten Kriegern auf der Wahlstatt, um den Franzosen Hülfe zu bringen; ihm wurde die Verfolgung des Marabut aufgetragen. Der Weg war dem letzteren schon durch Mussa-Molo verlegt; es gelang ihm aber, nach Norden auszuweichen und das Dorf Maka zu erreichen, wo er weiteren Widerstand vorzubereiten suchte; diese Zögerung wurde ihm verderblich. Von allen Seiten umzingelt, glückte es dem Marabut, den ersten Angriff abzuschlagen, dann wurde er von den eingeschüchterten Einwohnern gezwungen, den Ort zu verlassen. Wie ein gescheuchtes Wild gehetzt, kam er bis nach N'Goga-Sukota, nur 2 bis 3 km vom Gambia entfernt; als der Ort von den Hülfstruppen der Franzosen eingeschlossen war, steckten die Eingeborenen denselben in Brand, um den Marabut zur Uebergabe zu nöthigen. Seine tapferen Talibes kämpften bis auf den letzten Mann, und Mahmadu Lamine fiel schwer verwundet in die Hände seiner Feinde. Auf dem Transport nach dem französischen Lager starb er, und da es unmöglich war, die Leiche zu transportiren, wurde ihr der Kopf abgeschlagen, der ebenso wie das weiße Pferd des Marabut, seine Kleider und Waffen in das französische Lager eingeliefert wurde.

Der Kampf war beendet, der Eindruck im Sudan ein ungeheurer; am 14. Dezember unterzeichneten alle in Tuba-

kuta versammelten Häuptlinge einen Schutzvertrag mit den Franzosen.

Den empfangenen Befehlen gemäß entsendete Kapitän Fortin nunmehr verschiedene Missionen, welche in geographischer, politischer und kommerzieller Richtung thätig sein sollten. Der schon genannte Apotheker Liotard sollte Niani, Kolonkadugu und die Staaten von Mussa-Malo besuchen; der Lieutenant der Marine-Infanterie Levasseur erhielt den Auftrag, den direkten Weg über Bakel, Kayes und Medine nach dem Futa Djalon einzuschlagen, den nördlichen Theil der genannten Landschaft zu erkunden und längs des Cazamance und zu Wasser sich nach Dakar zu begeben. Das Ergebniß der Reisen der beiden genannten Offiziere ist ein sehr wichtiges.

Die Kolonne vom Gambia kehrte nach Kayes zurück, wo sie im Triumph empfangen wurde. Die Expedition



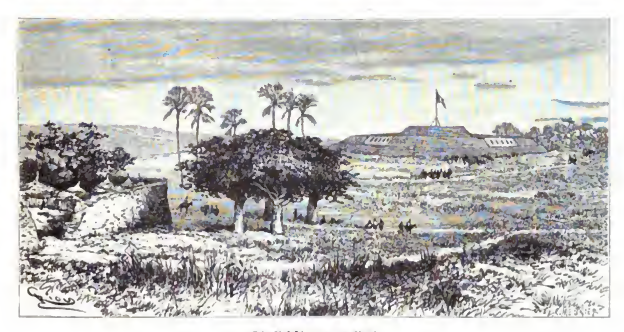
Der Baobab von Sidi.

hatte auch in wissenschaftlicher Beziehung einen ungeheuren Erfolg gehabt; Fortin hatte Maßregeln getroffen, daß die verschiedenen, von ihm entsendeten Kolonnen Karten des Landes verfertigten, die Hauptsache wenigstens für die Herrschaft der Franzosen aber war, daß sie den unbestrittenen Besitz des oberen Gambia erlangt hatten.

Das Friedenswerk wurde fortgesetzt, Schulen eingerichtet, in denen die Eingeborenen die französische Sprache lernen, und dieses Beispiel ist an den Flüssen der Küste, Salum, Cazamance &c. nachgeahmt worden. Auch vom Mutterlande aus sind wissenschaftliche Expeditionen entsendet worden; unter diesen erwähnen wir die des Dr. Colin (1888) nach dem Bambuk und die des Kapitän Brosselard, welcher beauftragt war (1888) mit dem portugiesischen Kommissär die Grenze der beiderseitigen Besitzungen zu bestimmen. Seither hat man Kundian besetzt, namentlich aber hat der französische Sudan durch die Expedition des Kapitän Binger an Bedeutung gewonnen.

Der Sudan ebensowenig wie der Senegal ist eine Besiedelungs-Kolonie, und von diesem Standpunkte aus muß er betrachtet werden; die Aufgabe kann nur die sein, dem Handel neue Gebiete zu erobern, und die Eingeborenen dazu zu bringen, die Hülfsquellen des Landes besser auszunutzen, wodurch von selbst der Verkehr lebhafter wird. Wenn man sich auf diesen Standpunkt stellt, scheinen die Aussichten der Kolonie durchaus nicht so ungünstig, wie man es manchmal darstellt. Sie ist eben kein Sicherheitsventil für die — nicht vorhandene — Uebervölkerung Frankreichs, sondern nur ein Feld der Thätigkeit für eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl von Franzosen, welche in ihrem eigenen Interesse und dem ihres Vaterlandes dort thätig sein können. Das kann aber nur der Fall sein, wenn dieser Thätigkeit ein richtig abgegrenztes Gebiet eröffnet wird, auf welchem sie genügenden Spielraum findet, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist es nicht richtig, die Ausdehnung des Gebietes nur als eine dem Ruhme und dem militärischen Geiste gebrachte, im übrigen aber nutzlose, Opfergabe zu betrachten. Natürlich ist es nicht möglich, von heute auf morgen den Handel in die Bahnen zu lenken, die man ihm vorschreiben möchte, und doch ist es gerade der Umstand, daß man in unserer schnell lebenden Zeit womöglich ernten möchte, ehe die Saat dem Schoß der Erde anvertraut ist, eine der Hauptursachen, weshalb koloniale Bestrebungen — nicht nur im Senegal oder im Sudan, sondern auch in anderen Theilen der Welt — häufig recht unbillig beurtheilt werden.

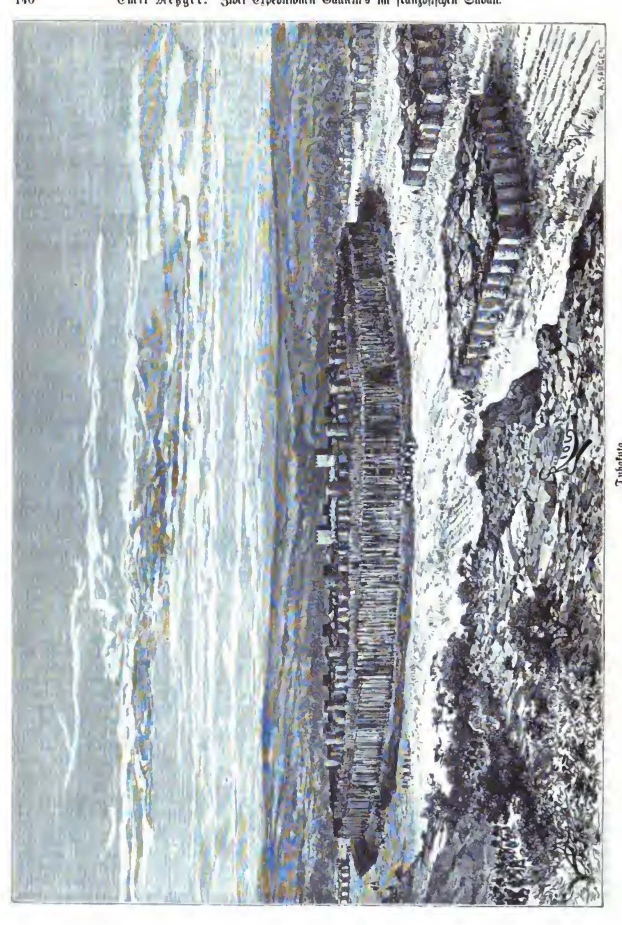
Was den Sudan betrifft, so wird ihm das schreckliche Klima, die Unfruchtbarkeit des Bodens, die geringe Produktion und der Mangel an Bedeutung derselben vorgeworfen. Ueber das ungesunde Klima haben wir oben schon gesprochen, schließlich hat dieser Umstand aber, selbst wenn die Tödtlichkeit, die dem Sudan manchmal nachgesagt wird, eine absolute Wahrheit wäre, für den Handel wenigstens keine entscheidende Bedeutung.



Die Befestigung von Bani.

In Bezug auf den Boden scheinen die hier und da gegebenen Notizen darauf hinzuweisen, daß er durchaus nicht so unfruchtbar ist, wie wohl behauptet wird; nur die Unsicherheit, welche, ehe die Franzosen Besitz ergriffen, dort herrschte, vertrieb die Bevölkerung aus den fruchtbaren Thälern in entlegene, sterile Gegenden, wo sie Schutz zu finden hoffte. Aus den Berichten Mungo Park's, der vor beinahe hundert Jahren diese Gegenden durchkreuzte, ergiebt sich, daß er ihre Fruchtbarkeit vielfach bewundert hat, und weshalb sollte dieselbe seither verschwunden sein? Anfänglich — und auch jetzt noch thut man es — hat man dem Sudan die Mittel der Entwickelung entzogen und ist auf weniger als halbem Wege stehen geblieben — der gefährlichste Fehler, der im Kolonialbetrieb begangen werden kann. Allerdings stehen der Entwickelung Hindernisse im Wege, nämlich einmal die Arbeiterfrage, dann der Umstand, daß die französischen Besitzungen kein zusammenhängendes Ganze bilden, sondern der englische Besitz am Gambia und die portugiesischen Kolonien dazwischen hineingeschoben sind. Was die zuerst berührte Schwierigkeit betrifft, kann Verbesserung der Verkehrsmittel und richtige Beeinflussung der Eingeborenen sehr viel Gutes zu Wege bringen. Die ganze Situation ist aber durch die erfolgreiche Reise des Kapitän Binger sehr zu gunsten der Franzosen verändert worden; hierdurch ist nicht nur der Wunsch Gallieni's erfüllt, der es für so wichtig hielt, Burrum Bassa zu erreichen, wo die Fahrt durch Stromschnellen sehr erschwert wird, sondern weit nach Osten hin hat Binger das Land unter französischen Schutz gestellt und die Verbindung mit der Elfenbeinküste hergestellt. Hierdurch haben die Franzosen in jenem Theile Afrikas ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen, welches richtig angewendet, dem Handel der übrigen europäischen Mächte großen Abbruch zu thun im stande sein wird. Was aber hierzu nöthig ist — unternehmende Kaufleute, die kein Wagniß scheuen — die kann man allerdings nicht aus der Erde stampfen.

Nach dem „Annuaire Colonial“ von 1889 stand der französische Sudan unter einem, dem Gouverneur des Senegal untergeordneten Oberbefehlshaber. Es werden dreizehn Niederlassungen genannt: Bakel, Kayes, Medine, Diamu, Bafulabé, Faidherbourg, Kita, Badumbé, Bamako, Niagassola, Siguiri, Senudebu.



Tubakuta.

Die Erwerbung von Grundeigenthum wird von der Genehmigung der Militärbehörde abhängig gemacht; sie kann nur auf drei Jahre stattfinden, mit der einzigen Ausnahme, daß sie definitiv sein kann, wenn Gebäude in Stein oder Ziegel auf dem Grundstück in Uebereinstimmung mit den Katasterplänen errichtet werden sollen.

In allerneuester Zeit sind bedeutende Veränderungen im französischen Sudan theils vorbereitet, theils vorgenommen worden. Der Befehlshaber desselben in Bafulabé wird, mit Ausnahme der Politik, von dem Gouverneur des Senegal unabhängig sein.

Man wünscht einerseits möglichste Sparsamkeit zu beobachten, andererseits aber die Besitzungen weiter auszudehnen, um dem französischen Handel die Möglichkeit zu eröffnen, in der oben angedeuteten Weise sich das Uebergewicht über fremde Mitbewerber zu sichern.

Was den zuerst erwähnten Punkt betrifft, so können wir auf denselben nicht näher eingehen, da wir die bestehende und in Aussicht genommene Organisation ausführlicher besprechen müßten, als in den Rahmen dieses Aufsatzes passen würde. Nur wollen wir erwähnen, daß man die Eisenbahn, da wo sie der Erneuerung bedarf, überall nach dem System Decauville anlegen wird.

Die hinsichtlich des zweiten Punktes zu befolgende Politik wird von folgenden Betrachtungen geleitet sein müssen: Der Einfluß auf die unter französischem Schutze stehenden Staaten Ahmadu's in Nioro, Samory's des Fürsten von Uassulu, und der Almamy's im Futa Djalon muß möglichst verstärkt werden, und in erster Linie ist der Besitz von Nioro wichtig, um sich mit Algier eine Verbindung durch die von dort kommenden Karawanen zu schaffen; womöglich müßte das Protektorat über Macina und Timbuktu ausgedehnt werden. Nur wenn die Handelswege, die aus dem Sudan nach dem Norden, nach dem Meere im Westen, und nach den Besitzungen am Golf von Guinea führen, im ungehinderten Besitze der Franzosen sind, wird der Sudan der vollen Entwickelung entgegengeführt werden können. Diese Pläne Gallieni's — denn von ihm rühren sie her — werden, so hell und deutlich sie den zu verfolgenden Weg andeuten, wohl kaum zur Ausführung kommen. Sie enthalten ein so umfassendes Programm, würden so weitgreifende Maßregeln nöthig machen und dem Staat so bedeutende Opfer auflegen, daß ihre Verwirklichung, jetzt wenigstens, mit Rücksicht auf die in Dahome und im Senegal entstandenen Schwierigkeiten auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde. Die Neigung, den Staat direkt zum Vorkämpfer für die Handelsinteressen zu machen, dürfte auch in Frankreich nur gering sein, und so wird wohl der stolze Plan, der in dem Ausschluß des deutschen und englischen Handels gipfelt, nicht durchgeführt werden.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Pionier der Felsengebirgs-Durchforschung.

Einer der ersten Pioniere der nordamerikanischen Felsengebirgsdurchforschung, General John Charles Fremont, ist am 13. Juli d. J. zu New York verstorben. Geboren zu Savannah am 21. Januar 1813, und väterlicherseits von französischer Abstammung, besuchte er eine Zeit lang das College zu Charleston, er entfaltete daselbst aber nicht bloß eine hohe Begabung für mathematische Studien, sondern zugleich auch eine entschiedene Abneigung gegen den regelmäßigen Schulbesuch, weswegen er schließlich aus der Anstalt entlassen wurde. Nachdem er sich längere Zeit durch Privatunterricht unterhalten und weiter fortgebildet hatte, wurde er als Lehrer der Mathematik bei der Unions-Flotte angestellt, und dadurch gelangte er unter anderem auch nach Südamerika. Des Seelebens bald müde, bereiste und studirte er mehrere Südstaaten der Union als Landvermesser. In derselben Eigenschaft begleitete er auch 1838 den Franzosen Nicollet auf seiner von der Regierung veranstalteten Expedition in dem Gebiete zwischen dem Missouri und der kanadischen Grenze. Hierauf erfolgte seine Bestellung zum Ingenieur-Lieutenant, als welcher er zunächst den Desmoines-Fluß aufnahm. Dabei faßte er die Idee, eine Ueberland-Verbindung zwischen dem Mississippi-Thale und den Küsten des Stillen Ozeans herzustellen, und es gelang ihm, das Kriegssekretariat zur Entsendung einer Expedition unter seiner Führung zu bewegen, um zu dem genannten Zwecke die Umgegend des sogenannten Südpasses der Rocky Mountains genauer zu untersuchen.

Im Juni des Jahres 1842 trat er die Reise von der Mündung des Kansas an und kehrte nach viermonatlicher Abwesenheit ebendahin zurück, nachdem er das Gebiet des Platte-Flusses und den Südpaß sorgfältig erforscht und namentlich auch die Wind-River-Berge bestiegen hatte. Der höchste Gipfel der letzteren (13750 Fuß hoch) trägt von da ab seinen Namen. Der Bericht über diese Reise erregte sowohl in Europa als auch in Amerika großes Aufsehen und veranlaßte im Frühjahr 1843 die Entsendung einer zweiten Expedition unter seiner Führung. Er verfolgte diesmal den Platte-Fluß bis an seine Quellen, ging dann wieder nach dem Südpasse und drang von dort zu dem Großen Salzsee vor, über den bis dahin nur sehr ungenaue Nachrichten vorhanden waren. Von hier ging er weiter an den Columbia, den er fast bis zu seiner Mündung verfolgte. Gegen Mitte November trat er dann die Rückreise nach dem oberen Colorado an. Undurchdringliche Schneemassen nöthigten ihn jedoch bald, in die Ebene hinabzusteigen, und da er hier nichts für den Unterhalt seiner Mannschaft fand, so mußte er, obgleich seine Indianer ihn verließen, den verzweifelten Entschluß fassen, das Gebirge zu überschreiten, um nach Kalifornien zu gelangen, und nach vierzehntägigem Marsche erreichte er glücklich Fort Sutter am Sakramento. Bereits im März 1844 trat er dann den Rückmarsch nach dem Kansas an, und den Herbst und Winter desselben Jahres verbrachte er damit, seine Aufzeichnungen zusammen zu stellen. Im Frühjahr 1845 trat er seine dritte Expedition an. Während des Sommers erforschte er die Quellgebiete mehrerer großer Tributärströme des Mississippi, und im Winter überschritt er abermals vom Großen Salzsee aus die Sierra Nevada. Im Herbst 1848 unternahm er auf eigene Kosten eine vierte Expedition, um einen gangbaren Paß über die Felsengebirge zu entdecken. Nachdem der erste Versuch, das Gebirge zu überschreiten, fehlgeschlagen war, fand er endlich einen Paß auf, über den er im Frühlinge des Jahres 1849 an den Sakramento gelangte.

Im Jahre 1850 wurde er Senator für Kalifornien, und im Jahre 1852 besuchte er Europa, wo er wegen seiner Entdeckungen mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Im folgenden Jahre unternahm er sodann eine fünfte Expedition quer durch die Felsengebirgsgegend, um seine Entdeckungen von 1848 und 1849 weiter zu verfolgen und zugleich den Bau der ersten Pacific-Eisenbahn vorzubereiten. Hierauf

widmete er sich vorwiegend politischer Thätigkeit, und während des Bürgerkrieges spielte er als Inhaber größerer Kommandos eine namhafte Rolle. In beiden Eigenschaften wurden ihm aber mancherlei Enttäuschungen bereitet, weshalb er sich schließlich ganz in das Privatleben zurückzog. In seinen letzten Lebensjahren widmete er seine Thätigkeit vor allem verschiedenen großen Eisenbahn-Unternehmungen und Kulturprojekten im amerikanischen Westen, unter welch letzteren namentlich die künstliche Unterwassersetzung eines Theiles der Colorado-Wüste — ein Seitenstück zu dem bekannten Roudaire'schen Sahara-Meere — hervorgehoben werden muß. Seine wichtigsten Schriften sind: „Narrative of the exploring expedition to the Rocky Mountains in 1842, and to Oregon and North California in 1843 — 1844" (1846) und „Life of colonel Fremont and his narrative of explorations and adventures in Kansas, Nebrasca, Oregon and California" (1856). Als Fremont's rechte Hand bei der Verarbeitung seiner Beobachtungen muß Karl Preuß genannt werden.

Eine grusinische Kolonie in Inner-Persien.

Im Herzen Persiens, 200 km südlich von der heutigen Residenzstadt Teherân, auf dem Wege nach der alten Landeshauptstadt Ispahân, am Rande der von weidenden Turkmenen besiedelten Sandsteppe, liegt die heute verkommene, jedoch noch an 20000 Seelen zählende Stadt Kum (Kom oder Gom), mit ihrer vergoldeten Kuppel über dem Grabe der „Unbefleckten Fatima", der Schwester des Imâm Risâ. Nächst Mesched im Chorassân der höchstverehrte Pilgerort auf iränischem Boden, besonders von Frauen in Hausen besucht, die daselbst um Fruchtbarkeit und häusliches Glück beten, ist Kum mehrere Kilometer weit umringt von einem Todtenfelde weither zu heiliger Stätte herbeigebrachter Leichen, wimmelnd von fanatischen Geistlichen, dagegen Juden und Guebern schlechterdings unzugänglich. In solcher spezifisch persischen Umgebung war es, wo jüngsthin ein Armenier, Korrespondent der Tifliser armenischen Zeitung „Nor-dar" („Neues Zeitalter"), auf eine Bevölkerung von kaukasischem Typus stieß, die sich durch Arbeitsamkeit vor den übrigen Einwohnern Kums auszeichnet, und dem Kleinhandel und verschiedener Hausindustrie ergeben ist. Frei von Fanatismus und der sonst den Persern eigenen Verachtung aller Christen, schließt diese 70 Familien zählende eigenthümliche Kolonie niemals mit den umwohnenden Persern eheliche Verbindungen, keltert Wein und Branntwein, solche im geheimen auch an die eingeborenen Perser verkaufend. Es sind dieses Nachkommen von Grusinern, die Schah-Abbâs I. — der Große — (1557 bis 1628) bei seinen wiederholten verheerenden Einfällen in Armenien und in den grusinischen Königreichen Kachetien und Kartalinien (außer vielen anderen unfreiwilligen Uebersiedlern, die insbesondere den Chorassân bevölkern mußten) aus ihrem Vaterlande ins Centrum Persiens versetzte. Im Hause eines solchen verkappten Grusiners lernte der Tifliser Reisende einen Achund, einen hochangesehenen mohammedanischen Geistlichen, kennen, den der Wirth ihm als „Amschari", „Landsmann", vorstellte, worauf sich zwischen den Dreien ein trautes Gespräch in der ihnen allen geläufigen grusinischen Sprache entspann. In grusinischer Sprache, wennugleich mit persischen Schriftzeichen, schreiben auch die hiesigen Grusiner einander Briefe. Der beregte Achund oder Mollä erwies sich als Gast aus einem Dorfe, das fünf Tageritte (an die 200 km) von der Stadt Kum entfernt liegt. Seiner Aussage nach befinden sich im Umkreise seines heimathlichen Dorfes folgende acht Dörfer, welche von Grusinern bewohnt sind, die gegenwärtig mehr oder weniger zu Persern geworden sind: Sewiti-Martkopi (700 Familien), Kweiti-Martkopi (200 Familien), Tolewi (300 Familien), Boïni (300 Familien), Achussi (400 Familien), Ssibaki (100 Familien), Zagdagi (100 Familien) und Schahwurdi (100 Familien). Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Dörfer in der Umgegend von Ispahân von Grusinern bevölkert wurden, die aus gleichnamigen Dörfern aus der Umgegend von Tiflis durch Schah Abbas nach Persien verpflanzt worden waren.

R. v. Seidlitz.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine wandernde Schnecke. Vor etwa 40 Jahren erregte es großes Aufsehen in allen wissenschaftlichen Kreisen, daß eine Muschel, die man bis dahin nur als Bürgerin des Wolgagebietes gekannt hatte, plötzlich zu wandern anfing und sich in wenigen Jahrzehnten durch ganz Europa verbreitete, obwohl sie im entwickelten Zustande durch einen Byssusfilz angewachsen und aller Bewegungsorgane bar ist. Dieser Einwanderer (Dreissena oder Tichogonia) hat nun einen Nachahmer gefunden in einer kleinen kugeligen Schnecke (Lithoglyphus naticoides), welche ursprünglich auch der osteuropäischen Tiefebene angehört und im vorigen Jahrzehnt noch nicht westlich von der Weichsel, und in der Donau nicht oberhalb Regensburg vorkam. Vor einigen Jahren wurde sie ganz plötzlich im Mündungsgebiete des Rheins aufgefunden, vor etwa drei Jahren auch in Kanälen bei Berlin, erst nur ganz einzeln, dann häufiger und sich offenbar rasch ausbreitend. Vor einigen Wochen wurde sie von Herrn Dr. Chr. Brömme aus Wiesbaden auch im Rheingau aufgefunden, und zwar so häufig, daß ihre Einwanderung schon einige Jahre zurück datiren muß. Die Schnecke stimmt in der Gestalt ganz mit den holländischen Exemplaren überein. — Bei dieser Einwanderung sind verschiedene Umstände sehr merkwürdig und verdienen hervorgehoben zu werden. Zunächst die plötzliche Verbreitung nach jahrtausendelangem Beharren innerhalb der alten Verbreitungsgrenzen. Eine Erklärung dafür ist nicht leicht zu geben, denn Nahrungsmangel oder übermäßige Zunahme der Individuenzahl, wie sie für die Wanderungen des Steppenhuhnes oder mancher kleiner Nager in Betracht gezogen werden können, fällt für Wasserschnecken selbstverständlich weg. Die Verbreitung kann kaum durch aktive Wanderung erfolgen. Lithoglyphus ist dafür allerdings besser ausgerüstet, als die Tichogonia, aber es ist doch nicht daran zu denken, daß er in so kurzer Zeit dem Ufer entlang kriechend von Rotterdam in den Rheingau gelangt sein könnte. Für passive Wanderungen — Verschleppung durch Schiffe oder Floßholz — scheint Lithoglyphus weniger geeignet als Tichogonia, und doch kann seine Verbreitung nur auf diesem Wege erfolgt sein. Aber warum hat er dann nicht schon viel früher die bequeme Gelegenheit durch den Donau-Mainkanal benutzt? Und warum wird er jetzt auf einmal verschleppt, obschon durchaus kein neuer Verbindungsweg zwischen Osten und Westen eröffnet worden ist? Warum finden überhaupt alle diese Wanderungen von Osten nach Westen statt? — Von großem Interesse ist auch,

daß Lithoglyphus genau wie Tichogonia schon einmal Deutschland, wenigstens die Norddeutsche Tiefebene, bewohnt hat — freilich zur Diluvialzeit —, daß er dann nach Osten zurückgewichen ist, und wir somit eigentlich von einer Wiedereinwanderung zu sprechen haben. Ko.

Asien.

— Unter der Leitung von George Armstrong hat das Stanford'sche Institut zu London eine große Karte von Palästina (im Maßstabe von 3/8 Zoll auf die Meile) veröffentlicht, in der die Aufnahmen Wilson's und Anderson's (1865 bis 1866), Warren's (1867 bis 1870), Drakes' und Conder's (1872 bis 1874), Kitchener's (1877 bis 1878), Conder's und Mantell's (1881), Kitchener's und Armstrong's (1883), und Schumacher's (1885), sowie auch die amerikanischen und französischen Aufnahmen verarbeitet sind. Die Karte, welche die Gegend östlich vom Jordan mit umfaßt und im Norden bis Beirut, im Süden bis Ain Kâdis reicht, muß als die beste vorhandene gelten.

— Dem weiteren Vordringen des Kapitäns Grombtschefski nach Tibet werden nach näheren russischen Meldungen sehr ernstliche Schwierigkeiten von chinesischer Seite in den Weg gelegt. Die Expedition wurde in Polu (S. S. 60 dieses Bandes und die Karte S. 35) angehalten, die Straße durch Soldaten gesperrt, der Bevölkerung verboten, den Russen etwas zu verkaufen oder sich als Führer zu verdingen. Die Chinesen verlangten unter Androhung von Gewalt, daß die Expedition sofort nach Kaschgar zurückkehren solle. Alles dies soll auf Antrieb englischer, in Kaschgar sich aufhaltender Offiziere geschehen sein (?). Jedenfalls befand sich die Expedition in einer verzweifelten Lage, zumal da ihre ursprünglich vorhandenen Mittel und außerdem eine beträchtliche, geliehene Summe verbraucht waren. Ihr kühner Führer hat sich trotzdem nicht entschließen können, seinen Plan aufzugeben und vor den Pforten des Unbekannten umzukehren. Ohne seine Reisezurüstung zu vollenden und ohne Führer ist er in der Nacht vom 16. zum 17. Mai (n. St.) aus Polu aufgebrochen und in die Tiefen der unerforschten Hochgebirgsöde eingedrungen. Mit welchem Erfolge und wie weit, wird die Zukunft zeigen.

— Nach dem starken Erdbeben, welches die Stadt Prshewalsk unfern des Issyk-Kul am 20. April 1890 heimsuchte, haben sich die Erschütterungen länger als einen Monat hindurch noch häufig, unmittelbar am Ufer des Sees sogar täglich wiederholt, und die dort eingewanderte russische Bauern- und Kolonistenbevölkerung in solche Furcht versetzt, daß dieselbe trotz der ausgezeichneten Fruchtbarkeit der neuen Heimath zu neuer Wanderung entschlossen ist, und Kundschafter zur Aufsuchung besserer, d. h. sicherer Wohnstätten entsandt hat. Das Hauptmotiv hierbei ist der für den Bildungsstand russischer Bauern charakteristische Aberglaube, daß Alle, die durch den Erdboden versinken, für immer in der Hölle schmachten und niemals in das Himmelreich gelangen werden, wären es auch unschuldige Kindlein. So steht es nach ihrer Versicherung in der Heiligen Schrift geschrieben.

— Aus Olti im russischen Armenien wird gemeldet, daß in der Nähe der Dörfer Lispek und Esnaur schon im Jahre 1881 ein mächtiges Graphitlager entdeckt worden ist.

— Der Naphthareichthum der Insel Sachalin stellt sich immer bedeutender heraus. So sind außer den im Nordtheile der Insel (Siehe „Globus", Bd. 56, S. 271) bekannt gewordenen Fundorten neuerdings fünf andere, der Ostküste entlang vertheilte entdeckt worden, von denen besonders eine Stelle wegen der Nähe des Meeres und mehrerer bewohnter Punkte zu baldiger Ausbeutung geeignet zu sein scheint.

— Die Insel Labuan, die in Port Victoria einen vorzüglichen Hafen besitzt, und die durch ihre Kohlenminen von höherer Wichtigkeit ist, hat im Jahre 1889 aufgehört, eine besondere englische Kronkolonie zu sein, indem sie der britischen Nordborneo-Gesellschaft ausgehändigt und dem Gouverneur dieser Kolonie unterstellt worden ist. Ihre Fläche beträgt 30 1/4 engl. Quadratmeilen und ihre Einwohnerzahl (1888) 6298. Die Bewohner sind vorwiegend Malayen, die Händler zum Theil Chinesen. Europäer giebt es nur zehn. Port Victoria zählt 1500 Einwohner, und seine Schiffahrtsbewegung belief sich im Jahre 1888 auf 75000 Tonnen.

— Aus Niederländisch-Ostindien wird berichtet, daß der Bau der ersten westsumatra'schen Eisenbahn rüstig vorwärts schreitet. Von Padang ausgehend, führt die Bahn durch den wildromantischen Gebirgspaß von Anei empor auf das Hochland, um zuerst Silok und die Gestade des Singkara-Sees und sodann Fort de Kock und Padang pandjang zu erreichen. Wichtig für die Rentabilität der neuen Schienenstraße sowie für die wirthschaftliche und kulturelle Entwickelung Sumatras überhaupt ist es, daß dieselbe auch das bekannte Ombilien-Kohlenfeld berühren wird, wo ungeheure Schätze von „schwarzen Diamanten" der Ausbeute harren.

Afrika.

— Hauptmann Kurt v. François hat im Januar dieses Jahres von Hoachanas im Damara-Lande aus einen größeren Streifzug bis an den Ngami-See unternommen, dabei im allgemeinen die von Andersson, Baines und Dr. Schinz verfolgte Route einhaltend.

— Der französische Reisende Crampel, der durch seine glücklichen Expeditionen in Französisch-Kongo unseren Lesern zur Genüge bekannt ist (Vergl. „Globus", Bd. 56, S. 109), ist dazu ausersehen worden, einen neuen gewaltigen Reiseplan auszuführen, indem er von dem Ubangi (Uelle) aus zunächst quer über Land nach dem oberen Schari und Tsad-See, und von da entweder quer durch die Sahara nach Algier oder, falls dies unmöglich, nach dem unteren Benuë vordringen soll. Es soll auf diese Weise das letzte ausgedehntere Stück vollkommener afrikanischer „terra incognita" wissenschaftlich in Angriff genommen werden. Nebenbei will man aber natürlich auch an der Verwirklichung der großen kolonialpolitischen Pläne Frankreichs arbeiten.

— Nach den Mittheilungen, welche der Missionar P. Augouard in den „Missions Catholiques" macht, sind die Bewohner des Ubangi-Gebietes arge Kannibalen, die dem Genusse von Menschenfleisch bei jeder Gelegenheit huldigen, und bei denen keine Vorstellung, daß es sich dabei um etwas Schändliches handele, fruchtete. Eben weil der Mensch ein edleres Geschöpf sei als jedes Thier, so sei auch sein Fleisch demjenigen jedes Thieres als Nahrungsmittel vorzuziehen. P. Augouard gedenkt unter den Anthropophagen eine Missionsstation zu errichten.

Australien und Polynesien.

— Der südaustralische Regierungsgeolog Brown hat eine Expedition nach dem Inneren unternommen, um besonders das Macdonnell-Gebirge und das Hale-River-Goldfeld einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen.

— Dr. Funk hat in einer ihm gehörigen Kaffeepflanzung auf der zu dem Samoa-Archipel gehörigen Insel Upolu seit 1882 Regenmessungen anstellen lassen, die im siebenjährigen Mittel die beträchtliche Niederschlagshöhe von 3433 mm ergeben haben. Das regenreichste Jahr war 1886, mit 4122 mm, das regenärmste Jahr 1884, mit 2702 mm. In der jährlichen Periode fällt der meiste Regen in den Monaten Dezember bis März, mit dem Monatsmaximum von 632 mm im Januar. Regenarm, indeß keineswegs regenlos, sind die Monate

Mai bis August, in denen der Südostpassat seine volle Herrschaft ausübt und das Barometer verhältnißmäßig am höchsten steht. Der regenärmste Monat von allen, der August 1888, hatte immer noch fünf Regentage, mit 22 mm Niederschlagshöhe.

— Ein Versuch, die im Nordosten von Neuseeland gelegenen Kermadec-Inseln zu kolonisiren, der im Jahre 1889 von Neuseeland aus gemacht wurde, ist kläglich gescheitert. Die unglücklichen Ansiedler, die den felsigen Archipel (die Sonntags-Insel) zu ihrer Heimath machen wollten, wurden von einem zufällig vorübersegelnden Schiffe dem Verhungern nahe gefunden und in letzter Stunde gerettet.

— Trotz der hohen Kopfsteuer, welcher die Chinesen beim Betreten der einzelnen australischen Kolonien unterworfen sind, hat sich ihre Zahl daselbst im letzten Decennium wieder um mehrere Tausend vermehrt, wie folgende offizielle Zusammenstellung ausweist. Die in Parenthese beigefügten Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1881. Es befanden sich am 30. Juni 1890 in Victoria 11290 (— 838), in Neu-Süd-Wales 15581 (+ 5376), in Queensland 7691 (— 3538), in Südaustralien 6660 (+ 2509), und in Westaustralien 636 (+ 481); dies ergiebt für den Kontinent 41848 (+ 3990). Außerdem lebten in Tasmanien 1000 (+ 156) und in Neu-Seeland 4585 (— 419) Chinesen, mithin in den sämmtlichen sieben Kolonien 47433 (+ 3727).

Polarregionen.

— Nachdem der norwegische Reichstag die erforderlichen Mittel bewilligt hat, ist der Aufbruch der neuen Nansen'schen Nordpolexpedition auf das Frühjahr 1892 festgesetzt worden. Den nautischen Befehl über die Expedition soll Kapitän Sverdrup führen, der sich augenblicklich durch eine Uebungsfahrt im Eismeere auf seine Aufgabe vorbereitet. Die Schiffsmannschaft soll ausschließlich aus Norwegern bestehen, während in den wissenschaftlichen Stab auch Ausländer zugelassen werden sollen.

— Die unerforschten Gegenden an den beiden Polen sind insgesammt auf 29380000 qkm Areal zu veranschlagen. Etwa 75 Prozent von dieser Ziffer (21780000 qkm) sind auf die Südpolargegend und etwa 7600000 qkm auf die Nordpolargegend zu rechnen. Von der gesammten Erdoberfläche macht die polare terra incognita also noch immer reichlich 6 Prozent aus.

Bücherschau.

— Dr. Paul Freiherr Rausch v. Traubenberg, Hauptverkehrswege Persiens. Halle 1890. Tausch & Grosse. — Eine verkehrsgeographische Monographie von Persien, die hinsichtlich ihrer Anlage und Methode sowie hinsichtlich des Geistes, der sie durchweht, Nachahmung betreffs anderer Erdräume verdient. Die deutsche geographische Literatur besitzt zwar aus der Feder von Stolze und Andreas ein sehr gediegenes, auf sorgfältigen Beobachtungen an Ort und Stelle beruhendes Werk über die Handels- und Verkehrsverhältnisse Persiens. Die v. Traubenberg'sche Arbeit zeigt aber, daß auch in einem solchen Falle zahlreiche Lücken bleiben, die nur durch eine systematische Behandlung des Gegenstandes und durch eine kritische Sichtung sämmtlicher einschläglicher Reisebeschreibungen ausgefüllt werden können. In letzterer Hinsicht hat sich der Verfasser besonders dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er die Beobachtungen der russischen Reisenden in umfassender Weise bei seinen Darlegungen verwerthet hat. Da sich unter den europäischen Nationen gerade in der gegenwärtigen Zeit ein lebhafter handelspolitischer Wettstreit in Bezug auf Persien erhoben hat, so besitzt die Schrift zugleich ein hervorragendes praktisches Interesse. Das Studium derselben wird durch die beigegebene hübsche Karte sowie durch drei hypsometrische Profile wesentlich erleichtert.

— W. Keßler, Aus Wald und Welt. 1. Theil: Aus dem Kaukasus. Neudamm 1890. J. Neumann. — Von großen nationalökonomischen Gesichtspunkten aus unterwirft in dieser Schrift ein Fachmann die Wälder des Kaukasus einer eingehenden Betrachtung, dabei das Sonst und Jetzt einander gegenüber haltend. Es sind nach seinen Darstellungen mancherlei Kräfte am Werke gewesen, um die von Natur so dichten Wälder des Gebirges zu zerstören und an ihrer Stelle öde Felsenwüsten und Steppen entstehen zu lassen: nomadische Neigungen der semitischen und turanischen Eingeborenen, strategische Gesichtspunkte der Unterjocher, rücksichtslose Privatspekulation, vor allen Dingen aber die allbekannte Mißwirthschaft der russischen Verwaltungsmaschine, die auch bei dem „ljessnitschie tschinownik" (Forstbeamten) in drastischer Weise zum Ausdrucke kommt. Daß die noch immer fortschreitende Entwaldung sich bereits in verschiedenfacher Weise gerächt hat und noch weiter zu rächen droht, ist begreiflich. Betreffs der Einzelheiten verweisen wir auf das interessante kleine Buch selbst.

— Dr. O. Zacharias, Zur Kenntniß der niederen Thierwelt des Riesengebirges nebst vergleichenden Ausblicken. Mit sechs Holzschnitten. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, IV, 5.) — Der Verfasser hat mehrere Jahre hindurch die höchsten Theile des Riesengebirges, namentlich die beiden Teiche, die kleine Schneegrube, den Hochkamm und den Koppenkegel untersucht. Zu den schon bekannten Relikten aus der Eiszeit, die dort oben noch ihnen zusagende Lebensbedingungen finden (Salix lapponum, Saxifraga nivalis, Pupa arctica) fügt er hinzu einen kleinen Krebs (Monotus lacustus), der auch im Peipussee und in einigen größeren Schweizerseen lebt, und eine nordische Schildlaus (Orthezia cataphracta), welche an Seggenwurzeln schmarotzt.

— Dr. A. Oppel, Der Reis. Mit 16 Holzschnitten. Bremen. 1890. Verlag der Bremer Reismühlen. 8°. 73 S. Der Verfasser giebt in dieser Broschüre, die aus einem in der Geographischen Gesellschaft in Bremen gehaltenen Vortrage hervorgegangen ist, eine Zusammenstellung aller auf den Reis, Reisbau und Reishandel bezüglichen Angaben von den ältesten Kulturanfängen bis in die neueste Zeit. Das speziell dem Bremer Reishandel gewidmete Kapitel zeigt eine wunderbar rasche Zunahme der Ein- und Ausfuhr, die jetzt England schon überholt hat und 1888 nicht weniger als 166000 Tonnen betrug. Das Centrum der Produktion für den Export hat sich im Laufe der Zeiten mehrfach verschoben und liegt gegenwärtig in Birma, das 1890 wahrscheinlich 1138000 Tonnen exportiren wird, von denen 788000 T. auf Rangun allein entfallen; dabei ist der birmanische Reisexport noch nicht 40 Jahre alt. Ko.

Inhalt: (Schluß der Redaktion am 18. August 1890.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LVIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1890.

Geographische Forschungs-Ergebnisse aus Ober-Birma.

Von Emil Schlagintweit.

Gebirgsgebiete in der Ausdehnung von 130 000 qkm oder Landschaften von der Größe Süddeutschlands sind durch anglo-indische Militärkolonnen in Ober-Birma dem indischen Kaiserreiche zugeschlagen worden. Unsere geographischen Kenntnisse von Hinterindien wurden hierdurch über eine Reihe von Völkerschaften erweitert, welche dem Namen nach dem Könige von Birma Tribut zu entrichten hatten, in Wirklichkeit aber gegen den Herrscher wie seine Unterthanen in der Ebene als Feinde sich benahmen. Den Truppen in Birma reichten im Westen die Hand die von Tschittagong aus in das Luschai-Kuki-Gebiet sich vorschiebenden Militär- und Polizei-Bataillone; von Norden her, von Assam, suchte mit einer stattlichen Expedition von Polizisten J. F. Needham Anschluß. Diese Vorstöße fallen in die Zeit vom Mai 1887 bis April 1889 und sind in folgenden amtlichen Aktenstücken ausführlich behandelt: Denkschrift des Oberst-Kommandirenden General Sir George White; Verwaltungsergebnisse für Ober-Birma; Tagebuch von J. F. Needham; Berichte der Beamten der Landesvermessung. Diese sämmtlichen amtlichen Darlegungen, denen eine vorzügliche Uebersichtskarte im Maßstabe von 1 engl. Zoll = 16 engl. Meilen beigegeben ist, verdanke ich der Güte der indischen Regierung; die politischen und geographischen Ergebnisse sind daraus im Folgenden mitgetheilt:

1. Die Schan-Staaten. Oestlich vom Irawaddi-Strome haben über den Salwen-Fluß hinaus bis zum Mekhong-Strome im Osten, nördlich bis zur Grenze von China, südlich bis zum Lande der Karen und dem Reiche Siam sich eine Reihe halbcivilisirter Stämme niedergelassen. Der König von Birma hatte über dieses weite Gebiet Hoheitsrechte in Anspruch genommen, die birmanische Verwaltung unterschied darin aber zwei Gruppen: den Grenzstrich, Myelat genannt, und das Hinterland. Myelat war in zwei Aufsichtsbezirke eingetheilt und jedem ein Sitke oder politischer Agent vorgesetzt, diesem auch Militär beigegeben. Diese Sitkes sammelten bei den Fürsten den herkömmlichen Tribut ein, der gar nicht unbedeutend war. Man zählte in Myelat, das eine durchschnittliche Breite von einem Grad hatte, 46 Staaten. Als die Engländer von Mandalai Besitz ergriffen hatten, waren die Sitkes von den Fürsten vertrieben und das ganze Myelat stand in Aufruhr gegen Birma, weil der letzte König Thibau in seiner Geldnoth einen erhöhten Tribut auferlegt hatte. Diese Unzufriedenheit benutzte ein Prinz aus der um den Thron von Birma gekommenen Königsfamilie zu dem Versuche, das verlorene Reich wieder zu erobern. Dieser Prinz hieß Limbin und war der Sohn des älteren Bruders von Thibau. Sein Vater hatte nicht erwarten können, bis er als Einschemin oder Kronprinz den Thron seines Vaters Mindon Min (Menlung Min) in ordentlicher Nachfolge besteigen sollte, und zettelte 1866 einen Aufstand an; hierbei verlor er sein Leben und hinterließ seinen Sohn Limbin. Nach Britisch-Birma verbracht, dort erzogen und mit anglo-indischen Verhältnissen bekannt geworden, galt Limbin den Mißvergnügten als der richtige Führer, und die Fürsten hinüber bis zum Mekhongflusse stellten sich im Frühjahre 1886 unter seine Fahne. Die Entwaffnung des Kronlandes nahm die Behörden zu sehr in Anspruch, um die Bewegung, die sich durch siegreichen Vormarsch rasch um neue Streiter mehrte, sofort

im Keime zu unterdrücken; erst im Januar 1887 wird englischerseits dagegen vorgegangen, der Prinz schon beim ersten Zusammentreffen gefangen und nach Kalkutta übergeführt. Seither haben fliegende Kolonnen das weite Gebiet nach allen Richtungen durchstreift und von Räuberbanden gereinigt; die Militärverwaltung erbaute Forts, die Civilverwaltung richtete Polizeistationen ein und setzte in Myelat die früheren zwei Sitkes wieder ein, erstreckte ihre Gerichtsbarkeit aber hinüber bis zur Grenze von China, Anam und Siam. Die neue Verwaltung drang auf eine viel einschneidendere Unterordnung der Vasallen-Fürsten, als sie Birma geltend gemacht hatte. Eine Reihe von Gewalthabern wurden aus der Liste der Fürsten gestrichen und nur als Großgrundbesitzer oder als Unter-Vasallen anerkannt; die mit Sanads oder Belehnungsbrief versehenen Fürsten sahen sich gezwungen, einen höheren Tribut als früher abzuführen und diesen in bestimmten Fristen rechtzeitig einzubezahlen. Als in diesem Frühjahre der Fürst von Nyaung-We, der mächtigste Vasall im Myelat, dessen Gebiet der neuen Eisenbahn nach Mandalai am nächsten liegt, Abminderung des Tributs verlangte und den Antrag auf Herabsetzung vor dem Vicekönig in Kalkutta persönlich vertreten wollte, wurde ihm erwidert, die laufende Sanadsumme müsse erlegt werden, und erst daraufhin könne ihm Reiseerlaubniß zur Herbeiführung neuer Berechnungen ertheilt werden.

Die Ausdehnung des englischen Einflusses führte zu diplomatischen Verhandlungen mit Siam. Die Fürsten nördlich von Kiang-mai (Zimme), deren Reiche in der Ausbuchtung liegen, welche Birma hier bis zum Mekhong nimmt, waren ihren Standesgenossen im Süden zwischen Salwen und Menam schon längst neidisch, weil diese durch die größere Nähe von Britisch-Birma in der glücklichen Lage waren, für ihre werthvollen Holzbestände und den daraus herzustellenden Lack Arbeiter wie Aufkäufer aus Birma zu empfangen. Unter den birmanischen hohen Anforderungen hatten diese Fürsten, deren mächtigster der Herr über Kyaington ist, bei Siam Schutz gesucht und dieses hatte davon Anlaß genommen, in die Residenzen Truppen vorzuschieben; im Vorjahre trugen sich dann fünf kleinere dieser Fürsten dem britischen Vice-Konsul in Zimme als Vasallen des Indischen Kaiserreiches an, und im Dezember kam es hierüber mit Siam zu einem vorläufigen Abkommen dahin, daß England vorerst auf dem Zurückziehen der siamesischen Truppen nicht bestehe, sich jedoch nach Prüfung der Verhältnisse weitere Anträge vorbehalte.

Die Einwohner in den Schan-Staaten bringen die englischen Beamten in drei Gruppen: in reine Schans, in Schan-Kadu oder birmanisirte Schans und in vereinzelte Stämme.

Alle Schans verwerfen die herkömmliche Erklärung ihres Namens als „Freie", gebrauchen auch niemals die Bezeichnung Tai (Thai), welche die Siamesen ihnen geben und wissen von einem einstigen großen Reiche ihrer Nation im Quellgebiete der Tschindwin-Mogaung-Flüsse, in den Gebirgen, welche das Brahmaputra Stromgebiet von jenem des Irawaddi trennen, nur in dem Sinne zu erzählen, daß sie dort sich lange aufgehalten haben. Vorschübe der Khyengs und anderer Bewohner des südlichen China werden die Schan zu weiteren Wanderungen nach Süden bestimmt haben; denn in dem jetzt genau erforschten, von Kakhyeng bewohnten Waldgebiete tragen Berggipfel und Dörfer noch heute Schan-Bezeichnungen, obgleich die namengebende Rasse nicht mehr vertreten ist. Die Schans bewohnen heute die Thäler und überlassen die Bergrücken weniger hoch entwickelten Völkern. — Als eine Gruppe für sich erweisen sich die Schans zwischen Irawaddi und Mekhong in der Bauart der Tempel und der Lebensweise der Priester. Die Tempel heißen Wat, und ihre Priester reichen den Almosentopf nicht umher zur Empfangnahme von Nahrungsmitteln, sondern zum Einlegen von Geld. Dabei sind sie nicht die träge, erwerbslose Bevölkerungsgruppe wie im Westen, sondern arbeiten Sonnenschirme und vermiethen sich zur Zeit der Ernte als Tagelöhner. In der Umgebung von Kaing Lung (am Nam Pan oder Ben Khung, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Salwen) kann man Priester häufig auf Ponies reiten sehen. Die Wats verfügen über einen großen Schatz buddhistischer Literatur, ihre Bücher sollen viel weniger von Pali-Worten durchsetzt sein als die birmanischen Klosterbücher und einen stärkeren Grundstock von Schan-Worten aufweisen, als in Siam. „Diese Dinge weisen auf eine Verschiedenheit in Zeit und Wegen hin, welche für den Buddhismus unter den Schans in Rechnung zu bringen sind, wenn auch unsere Kenntnisse der verschiedenen Sprachen-Familien der Schans noch zu unvollkommen sind, um sich bestimmter auszusprechen."

Schan-Kadu heißen bei den Birmanen die Schans, die unter ihnen sich niederließen und mehr oder weniger mit ihnen verschmolzen; sie finden sich meist westlich des Irawaddi in den erst durch die englische Besetzung des Landes auf Karten und in Berichten genannten Vasallen-Ländern Kantigyi, Zingalein Kanti, Wuntho, Thaung Thul und Kale. Diese Kadus gelten als diejenigen Schans, welche dem Drucke chinesischer Wandervölker zuerst nachgaben; sie sind sehr laue Buddhisten, nehmen ihre Pagoden wenig in acht und benehmen sich sehr unzuverlässig. Dabei sind sie träge, feige und werden leichter eine Beute der sie umgebenden Stämme und Dörfer, als der eigentlichen Birmanen.

Zu den rohesten Völkern, welche die Engländer zu Unterthanen gewonnen haben, gehören die Kannibalen in den Wa-Staaten. Diese Staaten liegen seitlich des Mekhong und sind Nachbarn von Kyaing Tong, Vorort ist Tongsan. Die Birmanen erzählen von den dortigen Bewohnern die aufregendsten Geschichten; als feststehend kann nach den Erkundigungen des englischen Aufsichtsbeamten gelten, daß sie vergiftete Pfeile gebrauchen, die sie mit Bogen oder Blasrohr abschnellen, und daß sie sich nur in der kalten Jahreszeit dürftig bekleiden. Dieses Volk spaltet sich in zwei Stämme, Wa und Myen, giebt sich Fürsten, und wird der Umgegend durch Raubzüge gefährlich; es sei richtig, daß sie hochbetagte Personen ihres eigenen Stammes nach Opferung an die Götter schlachten und von ihrem Fleische genießen.

2. Die Mogaung-Expedition. In der birmanischen Zeit war Mogaung Verschickungsplatz für politisch Verdächtige. 1883 plünderten Schans vom Katschin-Stamm die Stadt, die Birmanen zogen sich an den Irawaddi zurück, und Stadt wie Distrikt blieb in den Händen der Katschins. Schon im Februar 1886 entsandte die englische Regierung eine fliegende Kolonne von Bhamo vor bis Mogaung. Es sollte die englische Flagge entfaltet werden, damit nicht die Chinesen diesen Distrikt an sich nehmen und sich hierdurch zwischen die englischen Besitzungen in Birma und Assam keilförmig einschieben; auch sollte der Ausnutzung der großen Forsten und ertragreichen Nephritminen zum Vortheile der örtlichen Machthaber entgegen getreten werden. Die vordringenden Truppen fanden keinen Widerstand, zogen sich aber nach Einrichtung einiger Polizeiposten wieder zurück. Ende Dezember findet die Ernennung der erforderlichen Verwaltungsstellen statt; eine entsprechende gemischte Kolonne aus Militär und Polizisten erhält den Auftrag, die neuen Beamten einzusetzen, nordwestlich bis in das Hukong-Thal vorzudringen und hier ein Zusammentreffen zu Stande zu bringen mit dem von Norden her unter dem Befehle des Civilbeamten Needham vorgeschickten Polizeikorps. Hukong ist

die Bezeichnung des die Quellflüsse des Tschindwin begleitenden Gebirges. Die Aufgabe konnte von beiden Expeditionen nur theilweise gelöst werden, das Zusammentreffen wurde vereitelt. Die Südkolonne litt unter dem Verhalten der örtlichen Gewalthaber. In Mogaung gebot ein Beamter mit dem Titel Myauk; er behauptete eine birmanische Bestallung zu haben und wollte die Engländer nicht walten und schalten lassen. Als die zum Vormarsch nach dem Hukong-Thale bestimmte Abtheilung einige Tagereisen von Mogaung entfernt war, fand sie sich täglich von Katschins, welche Myauk gegen sie aufgeboten hatte, angegriffen. „Viele zu Hause sprechen verächtlich von Gefechten gegen eine Hand voll Wilde und glauben unsere Dienste leicht abthun zu können; wer aus Erfahrung weiß, welche Schwierigkeiten von einer Kolonne zu überwinden sind, die sich durch Gebirg und Tschangel durchzuwinden hat, der wird die große Vorsicht anerkennen, mit welcher Hauptmann Triscott uns führte. Unsere Kolonne an Mannschaften und Troß hatte eine Länge von 3 km; wir befanden uns von unserem Stützpunkte weit entfernt, hatten keine Gelegenheit, uns durch Kauf oder Requisitionen mit Lebensmitteln zu versehen oder Träger anzuwerben, sondern mußten alles selbst thun; der Wald war so dicht, daß der Weg nur für je einen Mann in der Reihe eröffnet werden konnte, und voll von Wild, dessen Sprünge über den Weg die ganze Marschkolonne in Unordnung brachten. Kein Lagerplatz war zu erhalten ohne die zeitraubende Arbeit des Lichtens von Unterholz; dazu keine Zelte, sondern Laubdächer, die auf die Dauer Platzregen nicht Widerstand leisten, und schließlich als Kost für Offiziere wie Mannschaften geröstete Weizenkuchen und etwas Reis mit einem Stück zähen Büffelfleisches. Solche Märsche gehören zu den beschwerlichsten, die irgendwo vorkommen. Hierzu kommt das Bewußtsein, daß man jeden Augenblick gewärtig sein kann, von einem hinter dichtem Gebüsch verborgenen und unsichtbaren Feinde aus einer Flinte angeschossen zu werden, die zwar von ältester Bauart ist, aber aufgelegt abgedrückt wird und selten ihr Ziel fehlt; ein solcher Vormarsch erfordert deswegen an Leistungen mehr als der tägliche Dienst verlangt und beansprucht von Führer wie Mannschaften ein hohes Maß von Geduld, Umsicht und Ueberlegung.“ Von Interesse hierbei ist, daß die kampffähige Mannschaft aus Schotten, Kelat-i-Ghilzais (Ost-Afghanen), Gorkhas (Himalaya-Bewohnern) und Sikhs (Pandschabi) bestand.

Die Abtheilung nahm ihren Weg von Mogaung anfangs nordöstlich und rückte bis zur Einmündung des Indaw, des Abflusses aus dem Endaugyi-See, in der von den Händlern mit den Naga-Singpho Stamm gewöhnlich eingeschlagenen Richtung vor; hier wandte sie sich genau westlich, weil sie den Auftrag hatte, die großen Nephritlager zu erreichen, welche noch chinesische Unternehmer auf Grund eines mit Birma abgeschlossenen Pachtvertrages ausbeuten, ohne eine nennenswerthe Abgabe abzuliefern. Die Brüche wurden besucht, und Major Adamson berichtet hierüber: „Die Nephrit führende Gegend liegt zwischen den Flüssen Tschindwin und Uru unter dem 25. bis 26. Breitengrade; am berühmtesten unter allen Nephritablagerungen ist ein bereits senkrecht abgeteufter steiler Hang an einem in den Tschindwin sich ergießenden Bach. Die chinesischen Händler nennen diesen Steinbruch Nantelung, d. i. den schwer zu Erreichenden. Zur Zeit kommt der meiste Nephrit (Jade) aus Sanka in den Handel und wird in den Brüchen 110 km nordwestlich von Mogaung, Tomo, Paugmo, Iln, Maikenmo und Mienmo gewonnen, die sämmtlich im Umkreise von 12 km um Sanka herum liegen. Der größte dieser Brüche ist 50 m lang, bei 40 m Breite und 20 m Höhe. Die Bearbeitung beginnt im November und dauert bis Mai. Ueberfluthungen sind häufig und lassen nur im Februar und März mit Bestimmtheit auf Trockenhalten des Bodens rechnen. Dann wird unter dem auf drei Seiten eingespitzten Blocke ein mächtiger Holzstoß entzündet, und die Wächter halten in größter Hitze aus, um die ersten Absplitterungen zu beobachten. Sobald diese eintreten, werden die Keile angetrieben, und mit Hammer und Spitzmeißel wird versucht, möglichst große Stücke abzutrennen. Diese Arbeit ist eine äußerst schwere und gefährliche, Unglücksfälle und Erkrankungen sind häufig. Die Steinbrecher sind sämmtlich Katschins und weigern Anderen die Arbeit. Im April stellen sich die Käufer ein, meist Chinesen, mit ihnen Birmanen, die als Zwischenhändler und Dolmetscher dienen. Der Preis wird in indischen Silberrupien bezahlt. Verladen wird die abgenommene Jade auf Menschen eine Tagreise weit bis zu einem linksseitigen Nebenflusse des Indaw; von hier wird sie auf kleinen Booten hinab bis Kyaukseik geführt, dann in größeren Booten auf dem Indaw in den Mogaung und auf diesem in den Irawaddi bis Bhamo gebracht. Der Steuerpächter erhebt 33⅓ Proz. der Kaufsumme für den Staat; die Sabwas oder Oberhäupter der verschiedenen Stämme fordern durchschnittlich 1 Rs. (= 2 M.) von jeder Menschenladung von 30 bis 40 Pfund.“ Die Abgabe an den Staat wurde neu geregelt und ist seit 30. Juni 1888 vorerst zu jährlich 100 000 Mark festgesetzt.

3. Die Assam-Hukong-Expedition. Die Aufgabe, der Mogaung-Kolonne die Hand zu reichen, wurde dem Assistenten des politischen Agenten in Sadiya übertragen, J. R. Needham, der sich durch seine Erfolge in den Verhandlungen mit Nagas, Abors und Singphos bemerkbar gemacht hatte. Diese Expedition sollte eine politische, keine militärische sein; die Bedeckung bestand deshalb aus Polizisten, die allerdings militärisch mit Ober- und Seitengewehr ausgerüstet und von einem abkommandirten Offizier befehligt waren. Im ganzen zählten die Begleiter 165 Mann, darunter 60 Bewaffnete, die übrigen beladen mit Munition, Instrumenten, Geschenken und dem eisernen Bestand. Zur Fortschaffung des Proviants waren weitere 100 Menschen nöthig, und sollten diese Träger unterwegs den Dörfern entnommen werden. Needham war mit seiner Forderung eines Stammes von Kuliträgern auch für den Proviant nicht durchgedrungen, und diesem Mangel ist die Schuld beizumessen, daß die Expedition bis zum vorgesteckten Ziel nicht durchzudringen vermochte. Durch die Forschungsreisen von Jenkins (1869) und Peal (1879) nach dem Nongyang-See waren die Uebergänge über die Patkoikette, die im Naga-Gebiet bis zu 3600 m aufsteigt, bekannt, und wußte man, daß die Kette nach Osten stark abfällt und im Quellgebiet des Dihing-Flusses ihre geringste Höhe hat. Nach der handschriftlichen Geschichte der Könige von Assam war im November 1228 der Radscha Sukapha von Mainkwom (Munkhong, nördlich von Mogaung) mit 2080 Mann, 2 Elephanten und 300 Ponies im Dihing-Thal erschienen und von hier weiter gezogen. Die Militärverwaltung legte großen Werth darauf, daß die Brauchbarkeit dieses Weges für ihre Zwecke untersucht würde. Needham erhielt deshalb den Auftrag, den niedrigsten Uebergang aufzusuchen und von diesem südlich vorzudringen. Die Expedition sammelte sich in Margherita, dem Endpunkte der schmalspurigen Dibrugarh-Sadiya-Eisenbahn, die ihre Entstehung in diesem abgelegenen Erdenwinkel der Aufdeckung ergiebiger Kohlenflötze und dem Anbohren von Petroleum-Quellen verdankt. Der Erzählung über die Vorbereitungen zur Reise ist zu entnehmen, daß der Polizeikommissar (Political Dschemadar) an der Grenze einen ganz gewaltigen Einfluß auf die Stämme jenseits des englischen Gebietes ausübt und mittelst seiner starken Wache jeglichen Handelsumsatz unmöglich

machen kann. Selbst hierher haben Marwari-Händler der Dschain-Religion, die Juden Indiens, den Weg gefunden und einen einträglichen Tauschhandel in Opium, Kupfergeschirr und Baumwollentüchern gegen Elfenbein, Kautschuk und anderes eingerichtet. So gering in Europa Assam-Kautschuk als Handelswaare gewerthet wird, so bildet seine Gewinnung dort doch den lohnendsten Erwerb, und eine fleißige Naga-Familie verdient mit dem Einsammeln des Harzes bis zu 4 Rs. den Tag in der Saison. Die Patkoi-Kette bildet die politische Grenze von Assam; Needham überschritt sie in der geringen Höhe von 1263 m und erreichte den Nongyouk-Bergsee in 1045 m Höhe von Osten her. Nangyong ist kein Gebirgssee, wie sie die Alpen tragen, sondern die tiefste Stelle eines weiten Hochmoores; des schwammigen Untergrundes wegen umgeht der Pfad das Becken und zieht am Bergabhange hin. Der Südrand des Beckens ist an 200 m hoch, dann fällt das Gebirge steil ab, der Weg bleibt schwierig auf 10 km und folgt dann dem Thale des Loglai. Needham hält die Herstellung eines brauchbaren Saumpfades auf der ganzen langen Strecke in kürzester Zeit möglich, „wenn zwei Pionier-Regimenter mit der entsprechenden Zahl von Bengali Kulis an die Arbeit gehen“. Mangel an Proviant nöthigte die Expedition, die Richtung nach dem Hukongthale aufzugeben und längs den Ausläufern des Gebirges den Rückweg anzutreten. Der Marsch führte über ein Mittelgebirge, überragt von einer Parallelkette des Patkoi-Kammes, Mu Bum genannt; die Gegend war besser angebaut und dichter besiedelt als im Osten und der Uebergang über die Mu Bum, die Hauptkette, war um 900 m höher als im Osten; dennoch wird „ein guter Pfad unter günstigen Steigungsverhältnissen“ als noch leichter ausführbar bezeichnet wie im Osten. Die Entfernungen sind nicht bedeutend und betragen im Osten von Margherita bis zum Loglaithal 80, im Westen 130 km.

Die politischen Verhältnisse werden dahin gewürdigt, daß die Aufnahme so günstig war, als nicht geladene Gäste sie erwarten konnten. „Im Gebiete des englischen Einflusses waren Bemerkungen zu gunsten des „englischen“ Radscha häufig und wurde die größere Sicherheit verglichen mit den früheren Zuständen rühmend anerkannt. Von den Hukong-Leuten bin ich überzeugt, daß sie unser Kommen ungern sahen; aber sie sind sich bewußt, daß sie unsere Absicht, in ihr Land zu kommen, nicht vereiteln können, wenn wir es uns ernstlich vornehmen; sie werden sich in das Unvermeidliche fügen und sagen: Kommt wenn Ihr wollt. Wir haben uns bei den Dorffürsten unbeliebt gemacht durch den Kautschuk-Diebstahl in ihrem Gebiete, der unter der herrschenden Preissteigerung von Nagas unter unserer Botmäßigkeit verübt wird, seitdem in ihren Waldungen das kostbare Naß so stark abgezapft wurde, daß abgestorbene Bäume keine Seltenheit sind. Die Singphos im Hukong-Thale sagen, daß wir den Nagas gelehrt hätten, auch solche Bäume anzustechen, von welchen man früher nicht wußte, daß sie Kautschuk liefern, und daß wir gestohlenes Gut decken. Der Einfluß der Stammes-Häuptlinge ist keineswegs zu unterschätzen; sie versäumen keine Gelegenheit, Unterordnung zu erzwingen; und greifen hierfür zu Brandstiftung wie zum Messer. Die Singpho-Häuptlinge haben sich neuerdings mit Gewalt Ansehen längs des ganzen Weges westlich des Loglai verschafft.“

Eine äußerst niedrige Kulturstufe der im Hochgebirge wohnenden Nagas bekunden die Nachrichten von der Opferung von Menschen an die Götter, wie sie noch heute die Naupang-Nagas vornehmen. „Im Gebiete dieses Stammes zeigen die Enden der Dachtraufen aller Häuser Menschenschädel als Zierrath, und diese Schädel gehörten unglücklichen Opfern an. Solche Menschenopfer sollten jährlich an dem großen Jahresfeste dargebracht werden; aber es mußte gleichzeitig eine gewisse Anzahl von Büffeln, Kühen, Schweinen und Hühnern geschlachtet werden, und die Ausgaben hierfür sind so bedeutend, daß das große Opfer durchschnittlich nur alle Jahrzehnte möglich wird. Zuweilen sind die Opfer Gefangene, gewöhnlich dient aber hierzu ein aus anderem Stamme gekaufter Sklave. Der Opfermensch wird an Händen und Füßen gebunden, an die Ecke der Giebel-Veranda am Hause des Opferers gestellt; die Haare werden geschoren und der Kopf nach abwärts gebunden. Dann tritt der zur Führung des tödtlichen Schlages bestimmte ältere Mann der Sippe, welche die Kosten des Opfers trägt, vor und trennt den Kopf vom Rumpfe mit einem kräftigen Schlage seines wuchtigen Messers, des Dao. Sobald der Kopf gefallen ist, stürzen die Verwandten des Opfernden vor, öffnen die Brust des Leichnams, und jeder sucht sich des Herzens zu bemächtigen; derjenige, der es an sich bringt, tanzt damit im Kreise und wird als Glückskind beneidet. Dann hat jedermann Zutritt; man reißt sich um einen Finger, eine Zehe, taucht Bambussplitter in das Blut und steckt sie um die Häuser in die Erde, wo sie verbleiben, bis sie abfaulen. Der Kopf wird sorgfältig vom Fleisch gereinigt und dieses neben dem Hause des Familienoberhauptes begraben, darüber ein großer Stein gewälzt; den Leichnam schleppt man auf eine Bergspitze und läßt ihn als Speise für die bösen Geister liegen. Auf meinen Ausdruck des Abscheues über eine so rohe Vergewaltigung eines Menschen versicherte mir mein Gewährsmann zur Beschwichtigung, dem Opfer werde vorher bis zur Berauschung gebranntes Wasser gereicht, und dies ist vielleicht der einzige mildernde Umstand in diesem grausamen und widerlichen Gebrauche; denn er zeigt einen Anflug von Mitleid selbst in der Brust des Naga-Wilden.“

4. Die Tschin-Luschai-Expedition. Beide Völker sitzen in dem Waldgebirge, das die Grenze bildet zwischen den Landschaften Katschar, Tippezar und Tschittagong in West-Bengalen, Manipur und Ober-Birma im Osten. Die Namen decken eine Reihe verschiedener Stämme. Tschin ist erst in der neuesten Zeit, seit der Besetzung Ober-Birmas durch die Engländer, Sammelname geworden für die sonst mit Khyeng bezeichnete Völkergruppe. Tschin und Luschai kennzeichnen sich durch Zurückstreichen ihrer Haare aus dem Gesichte; jedoch besteht zwischen beiden der große Unterschied, daß die Tschin daraus einen Knoten auf dem Scheitel, die Luschai dagegen im Nacken schürzen. Deswegen sind die Luschai den Kukis und der aus zahlreichen Einzelstämmen bestehenden Gruppe der Dzo-Völker zugezählt, während die Tschin mit vielen anderen Stämmen, die hinauf bis zu Nagas, hinüber bis Karen und hinab bis Arrakan sitzen, der Poi-Abtheilung der Waldvölker an der Grenze von Bengalen und Birma zugetheilt werden. Ein endgiltiges Urtheil, ob die Tschin von den Karen oder von dem Naga-Volke sich abzweigten, läßt sich noch nicht abgeben; die Ansichten der wenigen Offiziere und Civilbeamten, die mit ihnen in nähere Berührung kamen, gehen hierüber noch weit aus einander. Am meisten Anhänger erhält neuerdings die Ansicht, daß die Tschin gleich den Karen die letzten Einwanderer aus China nach Ober-Birma sind und in der abgeschiedenen Lage, in der zurückgebliebenen Entwickelung künstlich durch Schan-Kadus und Birmanen, das Mramma-Volk, zurückgehalten wurden. Wenn die Tschins von der Armeeverwaltung in ihrer Kriegführung als „Wilde“ — und mit Recht — gewürdigt werden, so zeigen sie doch in manchen Gebräuchen einen Anflug von Kultur, welcher ihren Nachbarn, den Luschai-Kukis wie den Nagas, noch fehlt. So ist insbesondere hervorzuheben, daß Menschenopfer schon längst aufgegeben sind und nicht wie unter den Bandschogi-Luschai

im Westen nur deswegen nicht mehr stattfinden, weil die neuen Oberherren sie nicht mehr dulden. Immerhin ist auch für die Tschins als englische Unterthanen eine freiere Bewegung nicht mehr möglich, wie ihre Würdigung seitens des Generals Sir George White zeigt: „Es muß noch viel geschehen, bis die Tschins unterworfen sind; sie sind Wilde und müssen vollständig unsere Herrschaft fühlen. Sie haben uns mit ihren Hilfstruppen, den Siyin, Schendus und anderen, hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt und Unterhandlungen erst begannen, als wir ihnen ihre Ohnmacht fühlbar gemacht hatten. Die Tschins sind großsprecherisch und überschätzen ihre Tapferkeit und Ausdauer; sollten unsere Maßregeln gegen sie milder werden, so würde ihr Widerstand wieder beginnen und der Glaube entstehen, wir seien des Kampfes mit ihnen müde. Die Aufgabe ist für unsere Truppen keine leichte. Die sogenannten Gebirgswege sind weiter nichts als Ziegenpfade, und die Schwierigkeit, auf die Spitze der Hügel zu gelangen, auf denen sie ihre befestigten Dörfer anlegen, muß erprobt worden sein, um sie voll würdigen zu können. Ohne ein festes Trägerkorps aus Khassias und anderen Stämmen jenseits der Berge ist nicht voran zu kommen, und die Regenzeit stellt an die Mannschaften ganz außerordentlich große Anforderungen."

Die Luschai sind die Nachbarn der Tschin im Westen und von englischen Distrikten der Präsidentschaft Bengalen begrenzt. Bis in die Gegenwart beschränkte sich die indische Verwaltung darauf, den eigenen Unterthanen Schutz gegen Ueberfälle seitens der Gebirgsbewohner zu gewähren. Naturgemäß brachte die Nachbarschaft eines mächtigen, festgefügten Staates die Grenzstämme unter englischen Einfluß, ja sie sicherten sich das Recht des freien Einkaufes auf den Märkten im englischen Gebiet gern mit einer Abgabe, die bald beiderseits als Tribut angesehen wurde; ebenso wurden alle Streitigkeiten in Handelssachen vor die indischen Grenzbehörden gebracht. Die rückwärts liegenden Stämme wurden jedoch englischerseits sich selbst überlassen, und erst die Aufrichtung englischer Herrschaft in ihrem Rücken wird zur Vernichtung ihrer Selbständigkeit führen. Ueberfälle englischer Beamten auf Dienstreisen machten 1889 eine empfindliche Züchtigung der Luschai-Stämme nöthig; aber es ist kein Zerstörungskrieg einzelner Ortschaften mehr, sondern ein Kesseltreiben beginnt gegen die Tschin-Luschai-Völker. Zunächst wurde von der Bengalseite her, vier Tagereisen landeinwärts von Damagiri, dem vorgeschobensten Polizeiposten auf britischem Gebiete, bei einem Tallaing, auch Lungleh genannten Punkte mitten unter dem kriegerischen Schendu-Stamme ein Stützpunkt angelegt, dieser mit einer Garnison von 150 Gorkhas, je 100 Bengal-Infanteristen und Pionieren, dann 250 Polizisten belegt, sowie auf sieben Monate für eine Besatzung von tausend Mann verproviantirt. Die Besatzung bezog das neue befestigte Lager, das drei Monate zur Herstellung bedurfte und im Tschin-Gebiet sein Gegenstück in Fort White hat, im Februar; seither war noch kein Sturm abzuschlagen; die einfache Thatsache ständiger Niederlassung genügte, die Stämme einzuschüchtern. In der Oktober-Monatsversammlung des „United Service Institute" zu Simla legte Oberst Woodthorpe die Berichte vor, die vom Kommandanten des Forts, Hauptmann Badgley und seinen Offizieren eingegangen waren. Aus denselben sei hier vorgetragen:

„Das Luschai-Tschingebiet liegt zwischen dem 92. bis 94. Grade östl. L. v. Gr. und dem 22. bis 24. Grade nördl. Br. Die Gebirgszüge haben Nord- und Südrichtung; von dem Hauptkamme strahlen unzählige Verzweigungen aus. In der Nordwestecke ist das Gebirge niedrig und die Bevölkerung dünn; das Land steigt gegen Südosten an, bis es auf der Wasserscheide zwischen Bengalen und Ober-Birma seine größte Höhe erreicht; hier können die Gipfel zu einer mittleren Höhe von 2300 m angenommen werden. Zwischen den Ketten fließen in stellenweise tief eingerissenen Thälern prächtige Gewässer. Auf den Berggipfeln sind Quellen spärlich; aber die Luschai achten selbst größere Entfernungen nicht, um Wasser herbei zu holen, und da sie sich fast niemals baden, selten waschen, so bedürfen sie wenig Wasser. Dabei liefern Schlinggewächse Ersatz zum Trinken; eine besondere Art, die in den Waldungen von Baum zu Baum sich windet, enthält in einem Abschnitte von zwei Meter einen halben Liter genießbares Wasser. Das Land ist gesund, die Wintermonate haben geradezu prächtiges Klima, in den Thälern fröstelt man morgens. Die Luschais sind leidenschaftliche Jäger; alles ist ihnen Wild, was immer fliegt und läuft, vom Elephanten bis zur Feldmaus, vom Nashornvogel bis zur Bachstelze. An Wild fehlt es nicht, ebenso sind die Gewässer fischreich; die Eingeborenen betreiben den Fang mit Netzen, vergiften auch das Fischwasser mit dem Safte einer Pflanze, welche den Fisch tödtet, ohne das Fleisch ungenießbar zu machen. Wir vergnügten uns einmal mit Angelfischerei, und Hauptmann Cooksley landete in einem Nachmittage 87 Pfund Fische. Die Luschais theilen sich in Luschai, Sukte und Poi. Die Poi bilden die Abtheilung derjenigen Stämme, welche den Haarknoten auf dem Scheitel schürzen; sie sind die stärkeren und zeichnen sich durch hellere Gesichtsfarbe aus, während Luschai und Sukte das Haar im Nacken knoten und den gewöhnlichen Gebirgsschlag bilden. Männer wie Frauen dieser Gebirgler haben gute Muskulatur; die durchschnittliche Größe ist 1676 Millimeter beim Manne, 1600 Millimeter beim Weibe. Die Haut zeigt alle Schattirungen von Braun, und ebenso wechselnd sind die Gesichtszüge. Einzelne Häuptlinge und ihre Familien sind von großem Ebenmaße in Körper und Gesicht; flache Nase, weite Nasenlöcher, dicke Lippen und kleine mandelförmige Augen herrschen vor. Die geistigen Anlagen sind sichtlich gut; sie wissen uns abzulauschen, was ihnen dient und zeigen ein auffallend gutes Verständniß für Zeichnungen. Beide Geschlechter sind leidenschaftliche Raucher und starke Esser. Mit Feuerwaffen sind sie seit fünfzehn Jahren bekannt; ihre Flinten haben meist Feuersteinschloß und tragen theilweise Fabrikmarken aus dem vorigen Jahrhundert; die Schäfte zieren sie mit Linien in den schreiendsten Farben. Ein schlechtes Pulver verfertigen sie sich selbst, seit das Zufuhrverbot streng gehandhabt wird; Kugeln zu gießen haben sie noch nicht gelernt, sie hämmern sie sich aus Eisen- und Bleistücken. Die Dörfer liegen ausnahmslos auf dem obersten Kamme der Bergrücken; die Häuser sind aus Baumstämmen und Bambus fest gezimmert, und jedes Dorf ist regelrecht mit einer hohen Holzpallisade eingezäunt, vor welcher ein tiefer Graben ausgehoben ist. Dabei sind alle Zugangslinien gespickt mit scharfen Bambussplittern, deren Spitzen in Kriegszeiten vergiftet werden. Tapferkeit in offenem Kampfe zeigt das Volk nicht; Legen von Hinterhalt und Aufsuchen von Verstecken, aus denen heraus der Angreifer angeschossen wird, sagen ihm mehr zu."

Der Vormarsch der Truppen begann von Tschittagong und dem Tschindwin aus in den letzten Monaten des verflossenen Jahres; das Zusammentreffen sollte östlich der Blauen Berge erfolgen. Die Eröffnung und Sicherstellung einer Landverbindung zwischen den beiden Provinzen ist der ausgesprochene Zweck der Expedition; für den Verkehr eröffnen sich hierdurch ganz neue Aussichten. Bereits wird der Tschindwin von Dampfern mit Militärtransporten bis Kyakka (22½ Grad nördl. Br.) befahren, wo für den Vormarsch in die Blauen Berge ein Stützpunkt angelegt wurde. Westlich von Ava mündet das Mu-Thal; man wollte durch

dieses den Schienenstrang von Mandalai westlich verlängern und von hier aus in das Tschindwin-Thal gelangen, um dann nach Manipur aufzusteigen und in Katschar auf die bengalischen Bahnen zu treffen. Günstiger lauten die Nachrichten des Major Holday vom Landesvermessungs-Amte über eine Nordlinie: „Die Wasserscheide zwischen den Flüssen Nampin, einem Zuflusse des Mogaung, und dem Mawlu, der in den Meza fließt, einem Nebenfluß des Irawaddi, ist so niedrig, daß eine Eisenbahn nicht die geringste Schwierigkeit bildet; das Jade-(Nephrit-) Gebiet ist dann aufgeschlossen.“ Bisher wurde in der indischen Presse in zahlreichen Leitartikeln ein direkter Schienenstrang Kalkutta—Mandalai—Bhamo erörtert; die rascheste Verwirklichung einer Ueberlandverbindung stellt der Vorschlag von Holday dar, da auf den Strömen Brahmaputra wie Irawaddi ein regelmäßiger Dampferdienst bereits eingerichtet ist.

Durch den Gran Chaco und nach Bolivia.

I.

(Mit sechs Abbildungen.)

Seit Bolivia seine Küstenprovinz am Pacifischen Ozeane an Chile hat abtreten müssen, waltet in dem Staate das eifrige Bestreben ob, sich für seine Produktion Abzugsstraßen nach dem Osten zu schaffen, und in Brasilien sowie in Argentinien kommt man demselben natürlich gern entgegen. In ersterer Beziehung ist namentlich auf die verdienstvollen



Der Rio Paraguay bei Formosa.

Arbeiten des Obersten Antonio R. P. Labre hinzuweisen, der seit dem Jahre 1872 rastlos in der nordöstlichen Grenzgegend Bolivias, in dem Gebiete des Rio Purus, des Rio Acre, des Rio Garamann, des Rio Tahuamann, des Rio Mannrini und des Rio Madre de Dios herumstreift, um einen brauchbaren Wasserweg nach Manaos aufzufinden und zugleich auch den Bau einer bolivianisch-brasilianischen Eisenbahn vorzubereiten. In letzterer Beziehung dagegen sind aus den neueren Zeiten vor allen Dingen die drei großen Reisen hervorzuheben, welche A. Thouar im Auftrage der argentinischen und bolivianischen Regierungen im südöstlichen Bolivia sowie im nordwestlichen Argentinien unternommen hat. Auf ihren Verlauf und ihre Ergebnisse soll hier näher eingegangen werden.

Zu der ersten Reise brach Thouar am 31. Juli 1885 in Gesellschaft von W. Gillibert auf, indem er sich in Buenos



Der Marsch durch den Estero.

Ayres auf einem Dampfer des Argentinischen Lloyd einschiffte, und den Parana und Paraguay aufwärts nach Corrientes und Formosa begab. An letzterem Orte (S. Abbildung 1), wo die Ufervegetation des Stromes, die vorher ziemlich dürftig war, einen sehr üppigen und tropischen Charakter annimmt, sollte die Landreise beginnen. 25 Mann, die als Begleitung dienen sollten, waren auf die Anordnung der argentinischen Regierung bereit, und ebenso auch ein genügender Vorrath von Provisionen. Eine unerwartete Schwierigkeit bereitete aber die Beschaffung von Reitthieren, da der Pferdebestand durch die am Paraguay bodenständige Seuche — das bekannte mal de cadera — gänzlich vernichtet worden war. Man sah sich auf diese Weise dazu verurtheilt, nahezu zwei Monate in Formosa und seiner Nachbarschaft zu verbringen, und lediglich eine Anzahl kleine Streifzüge in den Gran Chaco auszuführen, dabei fischend und jagend, und die Bedingungen der Zuckerrohrkultur, die bei Formosa energisch in Angriff genommen worden ist, studirend.

Erst am 5. Oktober konnte der Marsch in den Chaco vom unteren Pilcomayo aus angetreten werden, mit einer Karawane, die aus 27 Mann, 50 Pferden, 10 Maulthieren und 18 Schlachtthieren bestand. Am linken Ufer des Flusses ging es zunächst bis nach der Holzschlägerei De Gil, von der aus die zu Bauzwecken hochgeschätzten Quebracho-Stämme auf großen Dampfern nach Rosario verschifft werden.

Am nächsten Tage sah man sich genöthigt, nach dem rechten Ufer des Pilcomayo überzusetzen, was nur durch Schwimmen geschehen konnte. Das Schlimmste, was dabei zu überwinden war, war aber nicht die Breite und Strömung des Wassers, sondern das Heer der riesigen Bremsen, sowie der Wespen und Moskitos, die über Menschen und Thiere herfielen. Fünf der Thiere wurden vor Angst toll und liefen davon.

Dann ging es durch den Sumpfwald des sogenannten „Estero“ (S. Abbildung 2) weiter, unsäglich langsam und beschwerlich, da die Lastthiere beständig in tiefe Wasserlöcher



Eine Lagune im Gran Chaco.

geriethen, aus denen sie sich nur mit großer Anstrengung wieder herausarbeiten konnten. Dabei hörte auch hier die Plage der Insekten keinen Augenblick auf; die Bremsen und Fliegen quälten mit ihren Stichen den Tag über, und in der Nacht wurden sie von den Moskitos abgelöst. Der letzteren erwehrten sich die Menschen einigermaßen durch die „Mosquiteros“. Im übrigen lagerte man unter freiem Himmel, da der Transport von schweren Zelten die Karawane nur noch mehr belastet haben würde. Die Zahl der Begleitmannschaft stellte sich bereits an den ersten Marschtagen als viel zu klein heraus. Obendrein mußte einer, der schwer an Erbrechen erkrankte, am vierten Tage nach der Holzschlägerei zurückgebracht werden. Ein anderer wurde von einer Schlange in die Hand gebissen, man wandte aber mit Erfolg sofort eine Injektion von hypermangansaurem Kali an, um ihn zu heilen. Drei Klapperschlangen und eine schöne Boa erlegte man.

Indem man auf die Rückkehr der Leute wartete, die den Kranken nach dem „Obrage“ von De Gil transportirten, mußte man gleichzeitig darauf denken, die Expedition so viel als möglich zu entlasten. Zuerst ließ man demnach die großen Lederkoffer mit Büchern, die der Reisende mitgenommen hatte, zurück, und man tödtete drei Schlachtthiere, die nicht mehr gut vorwärts konnten; bereits am 10. Oktober aber mußte man sich entschließen, sämmtliche Ladungen bis auf eine einzige, die die unentbehrlichen Instrumente enthielt, auseinanderzunehmen und den wesentlichsten Inhalt — Maté, Tabak, Lebensmittel &c. — zu vertheilen.

Bei dem Weitermarsche häuften sich die Widerwärtigkeiten: eine Anzahl Pferde verschwinden in der Nacht; man findet bei dem Lager kein Wasser und muß erst nach solchem den Boden aufgraben, — um aus einer gewissen Tiefe eine trübe und salzige Flüssigkeit zu Tage zu fördern, die zum Trinken nichts taugt; es bricht ein wüthender Sturm und Regen los; bei Tage steigt das Thermometer auf 42° C. im Schatten; ein Mann erkrankt an Dysenterie und kommt dem Tode nahe.

Allmählich kommt man aus dem „Estero“ in den „Bañado“, der eine Sumpfwildniß ist wie jener, nur daß sein Wasser nicht süß, sondern salzig ist, und daß dasselbe nicht direkt auf den Regen, sondern auf die Ueberschwemmungen der Flüsse zurückzuführen ist. Wie dort, so ist auch hier

der morastige Boden weit und breit mit hochaufgeschossenen Binsen und Schachtelhalmen bestanden, und über diesem grünen Meere erheben nur zerstreute Gruppen von Wachspalmen (Copernicia cerifera) ihre Kronen, so weit auch der Blick darüber hinweg und in die Ferne schweift. Ein schönes Schauspiel gewährt die Gegend besonders in der



Ein Rancho der Tobas.

Abendbeleuchtung, sowie bei Nacht, wenn Millionen von Leuchtkäfern und Feuerfliegen durch die Luft schießen, und Tausende von Fröschen und Unken ihr Höllenkonzert dazu anstimmen. Auf den Zweigen der Palmen tummeln sich



Kanu-Bau.

große Schaaren von Papageien, die ebenfalls gegen Abend den lautesten Lärm verführen.

Bereits am 11. Oktober stieß die Expedition auf unverkennbare Indianerspuren — auf Fußeindrücke von Menschen und Pferden, auf verlassene und verbrannte Hütten rc. —, in den folgenden Tagen mehrten sich dieselben, und am 16. Oktober war man sich darüber klar, daß man rings von den Wilden umgeben und umlauert war. Dabei griff

die Dysenterie und Kolik in immer bedenklicherer Weise um sich, und von dem adstringirenden Heilmittel, das man gegen sie anwendete (Guarana, aus den Samenkörnern von Paullinia sorbilis bereitet), besaß man nur sehr wenig. Ferner begann der Mangel an Provisionen empfindlich zu werden, und frische Fleischrationen konnten nur alle drei Tage verabreicht werden. Zum Ueberfluß gerieth man am 17. Oktober dermaßen in den Morast, daß man wieder umkehren mußte.

Am 18. Oktober hielt man einen Rasttag, um zugleich die durchnäßten Kleider, sowie das Sattelzeug ein wenig trocken werden zu lassen. Am folgenden Tage blieben zwei Thiere in dem Sumpfe stecken, ohne daß man ihnen helfen konnte, und auf dem Lagerplatze sah man sich alsbald von unzähligen rothen Ameisen überfallen und bis in die Hängematten hinein gepeinigt.

Am 20. Oktober verließ man den kleinen salzwasserhaltigen Fluß, dem man drei Tage lang gefolgt war, und wandte sich gegen Westnordwest wieder mehr dem Pilcomayo zu. Der Marsch war unbeschreiblich mühselig, und eine große Gefahr bestand darin, daß man zwischen den Lagunen und Morästen, die sich an dem Ufer des Pilcomayo ausdehnten, in eine Sackgasse gerathen konnte, aus der schwer wieder herauszukommen war. Hier verlor man ein Maulthier, dort drei Pferde, dort wieder fünf Maulthiere, und einem verfehlten Manöver in dem Labyrinthe konnte leicht der letzte Rest der Reitthiere zum Opfer fallen.



Toba-Indianer.

Am 23. Oktober machte man abermals Rasttag, und am 25. Oktober stieß man auf einen Baum, in dessen Rinde ein frisches Kreuz eingeschnitten war: es war die Stelle, wo die Gomensoro'sche Expedition, die wenige Wochen vorher dieses Weges nach dem Fort Fotheringham (nahe bei der Mündung des Pilcomayo in den Paraguay) gezogen war, einen von den Ihrigen hatte begraben müssen, weil er von einem Toba-Indianer meuchlings ermordet worden war. Um dieselbe Zeit stiegen allmählich auf allen Seiten Rauchwolken empor, die von Bränden herrührten, welche die Indianer entzündet hatten. Um sich vor denselben zu schützen, mußte der Kräuterwuchs auf dem Lagerplatze mit Hilfe der Säbel niedergemäht werden. Durch Klapperschlangen drohte beständige Lebensgefahr, und neben den früher erwähnten Plagen traten jetzt namentlich noch die Garrapatos, eine Art großer Flöhe, sowie die Vampyre in lästiger Weise auf.

Am 28. Oktober befindet man sich abermals in einem tiefen Sumpfe, der sich durch keinerlei Anstrengung überwinden läßt, und abermals sieht man sich schließlich zur Umkehr gezwungen. Und gleiches oder ähnliches Spiel wiederholt sich auch an den folgenden Tagen, bis man am 2. November höheres Terrain und einen besseren Lagerplatz erreicht, wo auch die Thiere einmal besseres Futter finden. Die Vorräthe sind jetzt beinahe vollständig erschöpft, der letzte Schluck Cognak wird zur Geburtstagsfeier des Kommandanten der Begleitmannschaft getrunken, und Schlachtthiere giebt es nur noch sieben. Der Gesundheitszustand ist infolge der Hitze, die über Tag herrscht, sowie infolge des schlechten, schlammigen und trüben Trinkwassers ein sehr übler.

Neues Sichverlieren im Sumpfe und neue Umkehr nach dem alten Lagerplatze folgt hierauf, neue furchtbare Noth um genießbares Trinkwasser sodann. Dazu weiß man, daß

man sich nicht auf dem richtigen Wege zum Pilcomayo befindet, denn dieser müßte genau nordwärts führen, und alle Vorstöße gegen Norden, die man unternimmt, stoßen auf unüberwindliche Hindernisse. Endlich, am 6. November, gelingt es, einen Platz mit leidlich trinkbarem Wasser aufzufinden, und auf demselben auch zugleich einen Jaguar zu erlegen. Hier lagert man zwei Tage, um neue Kräfte zu sammeln, dann geht es wieder weiter.

Am 10. November wird die Expedition in der Frühe des Morgens von einem heftigen Gewitter überrascht, und indem sie gegen das Unwetter Schutz zu gewinnen sucht, sieht sie sich plötzlich von einer Schaar berittener Tobas angegriffen, die mit ihrem Kriegsgeschrei auf sie einstürmt. Man schlägt sie mit den überlegenen Waffen in die Flucht und erbeutet von ihnen zwanzig Schafe, die einen willkommenen guten Braten gewähren. In beständiger Furcht vor einem neuen Angriffe geht der Marsch dann weiter, und am 12. November befindet man sich endlich hart an dem Ufer des so lange ersehnten Pilcomayo, und zwar an einer Stelle, die der Reisende bereits im Jahre 1883 kennen gelernt und aufgenommen hatte. Man findet eine Furth, aber man gewahrt auch zugleich, daß die Tobas, die man geschlagen hat, ebenfalls hier durch den Fluß gegangen sind, und man hat demnach mehr als je einen Hinterhalt von ihnen zu fürchten. Ein paar badende Indianer, die man vergeblich zu fangen sucht, zerstören den letzten Zweifel daran. Man beschließt also, die Offensive gegen die Wilden zu ergreifen. Einer Abtheilung, mit Thouar an der Spitze, gelingt es auch bald das feindliche Lager aufzuspüren, und ohne weiteres wird zum Angriffe geschritten; derselbe gestaltet sich zu einer förmlichen Schlacht, und das Ende derselben ist, daß die Tobas die Flucht ergreifen, und ihre Todten und Verwundeten, sowie 83 Schafe, 7 schöne Pferde, 5 Maulthiere und allerlei Waffen und Fischereigeräthe in den Händen der Sieger zurücklassen. Letztere schlagen hierauf unmittelbar am Pilcomayo, auf 12 m hohem Ufer, ihr Lager auf. In der Nacht schwärmten einzelne Tobas zu Pferde an dasselbe heran, um ihr Wagniß zum Theil mit dem Leben zu bezahlen, ein Massenangriff derselben erfolgt aber nicht; und ebenso geschieht es an den folgenden sechs Tagen und in den darauf folgenden Nächten. Nur am 14. November sah es noch einmal nach einem ernsten Angriffe aus; derselbe wurde aber rasch abgeschlagen.

Da es diesmal nur der weiteren Erforschung des Pilcomayo-Deltas gegolten hatte, so bezeichnete der Schauplatz des großen Kampfes mit den Tobas zugleich auch den Punkt, an dem die Expedition den Rückmarsch anzutreten hatte. Man entschied sich, denselben in Kähnen auszuführen, die man sich freilich erst aus den dicken Stämmen des Samuhu-Baumes (Samuhu eriodendron), von dem man einen schönen Bestand auffand, anzufertigen hatte (S. Abbildung 5). Herumschwärmende Tobas und Moskitos wetteiferten mit einander, die Arbeit des Fällens und Aushöhlens der Bäume sowie auch den Stapellauf der Kähne zu einer ungemein schwierigen Operation zu machen. Gleichzeitig wurden die Thiere geschlachtet, um ihr Fleisch zu trocknen und in „Charqui“ zu verwandeln, und nebenbei trieb man auch Fischfang. Glücklicherweise gewann man durch Graben am Stromufer Trinkwasser von befriedigender Qualität, so daß der üble Gesundheitszustand der Expedition sich etwas besserte.

Am 16. November ist der Kanu-Bau beendigt. Nun gilt es, die übrig gebliebenen Pferde, die die Expedition so treu bis hierher getragen haben, zu tödten — eine grausame und harte, aber doch nothwendige Maßnahme, da man die Thiere den Tobas nicht überlassen darf. Alles Andere, was nicht mitgenommen werden kann, wird verbrannt. Dann werden am 18. November die Boote bestiegen, und die Fahrt geht auf dem Strome abwärts, anfangs keineswegs leicht, da die Fahrzeuge wenig stabil sind, und das Rudern und Steuern mit primitivem Werkzeug den meisten eine ungewohnte Sache ist. Vielfach hemmen auch in das Wasser gefallene Baumstämme den Weg, und mit Hülfe der Hacke muß derselbe erst frei gemacht werden. Dabei befindet man sich in so dichten Moskitowolken, daß man kaum athmen kann. Ein winziges schwaches Thierchen, dieses Insekt, und doch, welche Kraft kann sich seiner erwehren!

Da es sich bald herausstellt, daß die Kähne zu schwer beladen sind, so muß man sich entschließen, alles, was irgendwie entbehrlich ist, so vor allen Dingen das Reitzeug und die Sättel, so aber leider auch die mit Mühe zusammengebrachten Sammlungen, über Bord zu werfen. Nur ein Vorrath von Charqui und Waffen und Schießbedarf bleibt erhalten.

An mehreren Stellen bemerkt man deutliche Spuren von Toba-Uebergängen über den Strom, aber nirgends, bis der Paraguay erreicht ist, läßt sich wieder ein Wilder erblicken. Die Ufervegetation ist prächtig — alte, hundertjährige Baumriesen, überwuchert von Orchideen, und umschlungen von einem wirren Tauwerk von Lianen. Unter ihnen wird am Abend der Mosquitero aufgeschlagen.

Am anderen Morgen heißt es dann nicht „A caballo!“ („Zu Pferde!“), sondern „A bordo!“ („An Bord!“), und die Fahrt wird allmählich geschickter fortgesetzt und seltener gehemmt von kleineren und größeren Unfällen. Ein schlimmer Unfall, der einem Manne das Leben kostete, der aber nicht unmittelbar mit der Kanu-Fahrt zusammenhängt, ereignete sich am 20. November. Um Trinkwasser von dem entgegengesetzten Ufer zu holen, wagte sich der des Schwimmens gänzlich unkundige Mann in den Strom, der nur eine geringe Tiefe zu besitzen schien, er gerieth alsbald in ein tiefes Loch, und er versank darin, ohne daß es den Zunächstbefindlichen gelungen wäre, ihn zu retten. Erst nach einer Reihe von Stunden erschien der Leichnam an der Oberfläche des Wassers, so daß man ihn begraben konnte.

Nachdem die kleine Flottille ihre Fahrt einige Tage fortgesetzt hatte, begann sich der Vorrath an getrocknetem Fleisch (Charqui) zu erschöpfen, weil ein beträchtlicher Theil desselben unter dem Einflusse der feuchtwarmen Witterung verdorben und ungenießbar geworden war. Man mußte also darauf bedacht sein, das Leben durch die Jagd zu fristen. Glücklicherweise war dieselbe ziemlich ergiebig, da der Strom von Schaaren von Wildenten und Carpinchos (Wasserschweinen, Sus Capibara) belebt war. Auch Jaguare und Hirsche stellten sich der Büchse und zeigten sich wenig scheu.

Am 24. November erlitt eins der Fahrzeuge Schiffbruch, die Insassen konnten aber gerettet werden.

Durch die Strapazen des Ruderns, durch die sengende Sonnengluth und durch den Mangel an gutem Trinkwasser verschlechterte sich aber der Gesundheitszustand der Expedition wieder in bedenklicher Weise, und die Lage derselben war eine recht kritische geworden, als man am 4. Dezember auf einige leere Hütten stieß, und Tags darauf auf einige paraguayische Holzhauer-Familien, die dieselben bewohnten. Mit deren Hülfe gelang es, eine größere Niederlassung zu erreichen, und wenige Tage danach befand sich Thouar in Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, von wo er sich am 9. Dezember nach Buenos Ayres einschiffte.

Die betreffs des Pilcomayo-Deltas gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition bestanden darin, daß die Zahl der hydrographischen Beobachtungen auf 500, die der meteorologischen Beobachtungen auf 400, die der topographischen Beobachtungen auf 1230 und die der astronomischen Beobachtungen auf 10 gebracht, und damit die Grundlagen für eine zuverlässige Karte von der Gegend gewonnen waren.

Leider kosteten diese Resultate mehrere Menschenleben, indem noch drei Mitglieder der Expedition den Folgen der überstandenen Strapazen erlagen, darunter auch der junge Freund Thouar's, W. Gillibert.

Reisebilder aus dem nordamerikanischen Süden.

Von Dr. Emil Deckert.

III.

Trotz der zahlreichen Spuren südlichen Schlendrians und südlicher Verlotterung, die man in den Straßen und Häusern von New Orleans wahrnimmt, hat man dasselbe in vielfacher Beziehung als eine wahre Wunderstadt zu bezeichnen. Wo in der Welt gäbe es denn ein menschliches Gemeinwesen, das mit größeren natürlichen Schwierigkeiten bezüglich seiner Existenz und seines Emporblühens zu kämpfen gehabt hätte? Weder an der Mündung der Newa in Rußland, noch an der Mündung der Amstel in Holland, noch in den Lagunen vor der Mündung der Brenta. Auf sumpfigen Grund und in das Wasser hinein hatte man ja allerdings in Petersburg, in Amsterdam und in Venedig auch zu bauen, aber als was für ein allgewaltiger, unbändiger Riese, gegenüber dem jedes Menschenwerk ein reines Nichts ist, erscheint der Mississippi zur Zeit seiner alljährlich wiederkehrenden Hochfluthen, sobald man ihn neben die genannten europäischen Flüsse stellt! Wie viel schlimmer sind ferner die Miasmen und Fieberdünste, die dem Sumpflande in amerikanischen Halbtropen entsteigen! Und wie viel schwerer waren die Landwege herzustellen, die mit dem großen natürlichen Wasserwege, den der Strom bildet, Hand in Hand wirken mußten, um die „Crescent City“ zu dem zu machen, was sie ist — zu der ersten Handelsmetropole am amerikanischen Mittelmeere!

Auf der ganzen 175 Kilometer langen Strecke von der Mississippi-Mündung aufwärts lag bei New Orleans der erste einigermaßen landfeste Punkt, an einer alten niederen Dünenkette, die sich zwischen dem Strome und dem großen See Pontchartrain hinzieht, und an diesem Punkte gründete der französische Kanadier Jean Baptiste Lemoyne de Bienville im Jahre 1718 die Stadt, in der Voraussetzung, daß das Hochwasser des Mississippi so hoch nicht steigen werde. Ein Jahr danach wurde die Stadt aber vollkommen überfluthet und mit Vernichtung bedroht, und wenig fehlte daran, daß man den Platz wieder geräumt hätte. Man suchte sich durch einen Damm rings um die Stadt zu schützen, aber ohne großen Erfolg. Schlimme Ueberschwemmungen kehrten beinahe jährlich wieder, die schlimmsten aber, welche die Existenz der Stadt immer von neuem in Frage stellten und ihr Gedeihen in empfindlichster Weise hemmten, in den Jahren 1735, 1770, 1782, 1785, 1796, 1799, 1816, 1831, 1837, 1844, 1846 und 1884. Mittlerweile ließ sich aber die menschliche Energie auch immer mehr in den Kampf mit dem bedrohlichen Elemente ein, und es entstand allmählich ein großartiges System von Schutzdämmen und künstlichen Stromufern — den sogenannten „Levees“ —, das insgesammt die ungeheure Summe von 150 Millionen Dollars (gegen 637 Millionen Mark) verschlungen haben soll, das aber dafür den Bewohnern der Stadt heute auch eine verhältnißmäßig große Sicherheit gewährt, und daß es denselben zugleich ermöglicht hat, weiter und weiter hinein in den Sumpf zu bauen, der die erwähnte Düne — die Metairie-Ridge — auf allen Seiten umgiebt. Der bei weitem größte Theil der Stadt liegt heute nahezu zwei Meter tiefer als der Spiegel des Mississippi-Hochwassers.

Als ein Glück für die Stadt muß es unter den obwaltenden Umständen bezeichnet werden, daß der Riesenstrom sich in ihrer Gegend dem bekannten Bär'schen Gesetze ziemlich vollkommen zu fügen scheint, und daß er in der halbmondförmigen Biegung, die er um ihre Häusermasse herum macht, immer nur das rechte Ufer benagt und unterwäscht — so wie es jenes Gesetz verlangt —, während er dagegen an dem linken Ufer beständig neue Schlamm- und Sandmassen absetzt. Den „Levees“ wird auf diese Weise kein Uebermaß von Widerstandskraft und Haltbarkeit zugemuthet, und die Anschwemmungen vermehren sogar den städtischen Baugrund alljährlich um einen Streifen von etwa vier Meter Breite — nebenbei ein ganz hübsches Zeugniß dafür, in welchem kolossalen Maßstabe der Flußriese sein geologisches Werk vollbringt. Ziemlich um denselben Betrag wird das rechte Ufer im jährlichen Durchschnitt weggewaschen und die Arbeitervorstädte Algier und Gretna, welche daselbst angelegt sind, erscheinen auf diese Weise dem unausbleiblichen Untergange geweiht.

Nicht bloß von dem Mississippi her hat New Orleans aber Verheerungen durch Ueberschwemmung zu fürchten, sondern auch von dem Lake Pontchartrain her, und wenn sich die Fluthen des Sees mit den Fluthen des Flusses vereinigt über die Stadt ergießen, so hat man wohl viel Ursache, für dieselbe zu zittern. Zur Zeit lang andauernder heftiger Stürme vom Golfe her ist eine solche verhängnißvolle Kombination immer möglich.

Viel harmloser sind die Ueberschwemmungen, die in New Orleans beinahe allwöchentlich von den heftigen tropischen Regengüssen hervorgerufen werden, obgleich es dem Fremdlinge bedenklich genug erscheint, wenn die zahllosen Kanäle, welche die Stadt durchziehen, das Wasser nicht mehr zu fassen vermögen, und wenn dasselbe allenthalben aus ihnen heraustritt und in den Straßen fußhoch steigt. Die Einheimischen sind auch an dieses Uebel gewöhnt, sie legen Nothbrücken auf den Fußpfaden, sie ziehen hohe Wasserstiefel an und waten tapfer hindurch, oder sie warten auf ihren Balkonen und Gallerien im ruhigen „dolce far niente“, bis sich die Sintfluth wieder verlaufen hat. Auch die Pferdebahnwagen stellen bei solchen Gelegenheiten ihr Werk in der Regel nicht ein, sie machen dann aber sehr den Eindruck, als seien es seltsam konstruirte und von schwimmenden Rossen gezogene Schiffe. Als ein großer Segen müssen die zuletzt erwähnten Ueberfluthungen insofern gelten, als sie den Unrath, der in den Kanälen und in den Straßen aufgehäuft liegt, zu einem großen Theile mit fortschwemmen, und als demnach sie sozusagen die Straßenreinigung, welche sonst so sehr im Argen liegt, übernehmen — wenigstens bis zu einem gewissen Grade.

Um des Wassers, das aus den Wolken herabstürzt, sowie auch desjenigen, das von dem Strome und von dem See auf ober- und unterirdischen Wegen herbeisickert, Herr zu werden, und um den amphibischen Baugrund, auf dem ihre Häuser in Folge dessen stehen, wenigstens einigermaßen trocken zu legen, haben die Bürger von New Orleans das Gebiet ihrer Stadt, wie erwähnt, in holländischer Weise mit Hunderten von Kanälen durchzogen, und in diesen treiben sie das Uebermaß durch große Dampf-Pumpwerke hin nach dem Lake Pontchartrain. Daß sie das Wasser nach diesem See hin leiten und nicht nach dem Mississippi, hat seinen Grund darin, daß der Strom eben höher liegt als der See, was bei einem so klassischen Delta, wie es sich der Mississippi aufgebaut hat, nicht anders erwartet werden kann. Das

Wegfließen alles Wassers von dem Stromufer macht nichtsdestoweniger einen sehr eigenthümlichen Eindruck. Ein Hauptkanal, der den Mississippi mit dem Lake Pontchartrain verbindet, dient übrigens gleichzeitig der Schiffahrt, und ähnliches gilt auch von dem Bayou St. John, der einen der natürlichen Nebenarme des Mississippi nach dem See hin bildet.

Man erkennt aus dem Gesagten wohl, daß es bezüglich der Crescent-City mehr als bezüglich anderer Städte der Welt heißt: Alles ist aus dem Wasser entsprungen! Das Wasser bildete nicht bloß die Haupthandelsstraßen, durch die das Gemeinwesen zu höherer Bedeutung gelangte, sondern dem Wasser mußte auch der Boden abgerungen werden, auf dem es begründet wurde, und gegen das Wasser, das es von rechts und links, sowie von oben und unten bedroht, hat es zugleich auch noch heute einen beständigen schweren Kampf um sein Dasein zu führen. Man kann von ihm sagen wie von einem Theile von Holland: Es ist ein leckes Schiff, auf dem man nicht von den Pumpen weichen darf, wenn man es oben halten will, bezw. ein sich selbst vollsaugender Schwamm, den man täglich von neuem ausdrücken muß.

Da die künstliche Entwässerung und der künstliche Deichschutz der Stadt ihren Zweck in mehrfacher Beziehung nur unvollkommen erreichen, wie man sieht, so stehen die meisten Häuser noch obendrein auf einem Gerüste von Balken, das sich einen bis zwei Meter über den Erdboden erhebt — als eine Art moderner Pfahlbauten —, und in den meisten Fällen, keineswegs aber in allen, ist man auf diese Weise wenigstens in seinem Zimmer gegen Ueberschwemmungen einigermaßen gesichert. Keller giebt es natürlich unter keinem New Orleans'schen Hause.

Den Todten aber bereitet man auf den Kirchhöfen, um sie nicht in das hochstehende Grundwasser und in den permanenten oder periodischen Morast hineinzubetten, und um die Luft sich dadurch nicht noch mehr mit üblem Geruch und mit Pesthauch erfüllen zu lassen, festgemauerte, luft- und wasserdichte, oberirdische Grabgewölbe, die wie mächtige Backöfen aussehen, und in denen die Leichen durch die Einwirkung der Sonne einem sehr schnellen trockenen Verwesungsprozesse unterliegen. Von einer „kühlen Gruft" kann in dem gegebenen Falle also keine Rede sein, und die französische Kreolensprache darf die Todtenbestattung in New Orleans mit gutem Grunde als ein „mettre en four" bezeichnen.

Einer weiteren Wassersnoth, die dem lebenden Geschlechte in New Orleans die Existenz erschwert, haben wir aber noch zu gedenken: mitten in ihrem unendlichen Ueberflusse an Wasser leiden die Bewohner der Stadt doch auch wieder Mangel an demselben, nämlich Mangel an gutem Trinkwasser, und um sich dasselbe zu verschaffen, haben sie ebenfalls sehr umfassende und großartige Vorkehrungen zu treffen gehabt. Die Fluth, die aus dem Boden quillt, sowie diejenige, die im Westen an der Stadt vorüber fließt, ist trübe und schlammig und ihrer beigemengten organischen und unorganischen Bestandtheile halber ebensowenig ohne weiteres genießbar wie die Salzfluth des Meeres. Meistens hilft man sich nun damit, daß man den Regen in riesigen Gefäßen aus Cederholz, die man wie in der Wüste „Cisternen" nennt, auffängt. In geringerem Umfange unterwirft man das Mississippi-Wasser einem Reinigungsverfahren. Auf diese Weise schafft man sich den kühlenden Trank, dessen man in New Orleans so sehr benöthigt. Die hölzernen Cisternen, die in der Regel unmittelbar an die Häuser angebaut sind, und die dieselben öfters wie gedrungene Festungsthürme überragen, geben der äußeren Physiognomie der Stadt einen eigenartigen Charakterzug mehr. Die Beschaffenheit des Wassers, das sie liefern, fanden wir im allgemeinen ganz befriedigend, wobei wir freilich hinzufügen müssen, daß wir New Orleans bei Beginn der schlimmen Jahreszeit — um Ende April — verließen. An eine Wasserleitung von einem fernen Hügel- oder Berglande her ist natürlich bei der Mississippi-Mündungsstadt nicht gut zu denken.

Die öffentlichen Bauten der Stadt, die sich nicht auf den Kampf mit dem Wasser und um das Wasser beziehen, sind fast ohne Ausnahme unbedeutend, was bei dem chronischen Bankerotte, in dem sich der öffentliche Säckel befindet, leicht begreiflich erscheint. Der große Granitbau, den die Centralregierung der Vereinigten Staaten unfern von den Levees auf Canalstreet errichtet hat, und der gleichzeitig als Zollamt und als Postamt zu dienen hat, sieht plump und unbeholfen aus, da die Millionen, welche derselbe gekostet hat, in der landesüblichen Weise zum größten Theile in die Taschen von Betrügern geflossen sind. Die alte St. Louis-Kathedrale an dem Jackson-Square ist innen wie außen mehr wunderlich als schön. Den angenehmsten Eindruck macht die City Hall, die aus weißem Marmor erbaut und hübsch mit einer Freitreppe und Säulenvorhalle geschmückt ist; dieselbe hat aber auffallend bescheidende Dimensionen. Sonst sind höchstens noch die große Baumwollenbörse, die in dem ersten Baumwollen-Exporthafen der Welt natürlich nicht fehlen kann, und das St. Charles-Hotel bemerkenswerth.

An Denkmälern ist die Stadt durch die Initiative einzelner Bürger, um deren Zahlungsfähigkeit es vielfach weit besser bestellt als um diejenige der Stadtkasse, verhältnißmäßig reich. Das stattlichste derselben ist dem militärischen Führer des Südens in dem großen Bürgerkriege — dem General Robert E. Lee — gewidmet, ein anderes dem Vorkämpfer der Sklavenemancipation — Henry Clay —, ein Zeichen, daß in der „Crescent City" Raum vorhanden ist für die widerstreitendsten Prinzipien. In der Weise anderer Großstädte, die ausschließlich von dem Handel leben, war New Orleans jederzeit eine leichte Beute des Siegers, und so wie es kühlen Blutes und ohne jeden Widerstand den Uebergang von der französischen zur spanischen, von der spanischen zur französischen, und endlich wieder von der französischen zur amerikanischen Herrschaft ertrug, so überließ es sich auch willig den Emancipationisten, nachdem die Sklavenbarone einmal im Kampfe unterlegen waren. Ein drittes Denkmal, das auf dem mit immergrünem Strauchwerke gezierten Haupt-Square steht, gilt dem General Jackson, dem Besieger der Engländer. Auf dem Schlachtfelde südlich von der Stadt, wo dieser Feldherr seinen entscheidenden Sieg errang, erhebt sich außerdem auch noch einer der großen amerikanischen Obelisken; derselbe ist aber eigentlich niemals ganz vollendet worden, und durch die Einflüsse der südstaatlichen Witterung befindet er sich gegenwärtig in einem sehr trostlosen Zustande.

Was das Klima von New Orleans betrifft, so ist dasselbe nicht gerade dazu angethan, den Nerven der Menschen Spannkraft zu verleihen, und sie mit geistiger und physischer Thatenlust zu beseelen. Bereits im Februar herrscht vielfach große Hitze und Gewitterschwüle, und im März und April wird dieselbe für den Nichtacclimatisirten durch ihre Intensität und durch ihr langes Anhalten bereits unerträglich — von den eigentlichen Sommermonaten ganz zu geschweigen.

Ein tüchtiges Donnerwetter, das sich jederzeit mit echt tropischen Regengüssen paart, und dem wenigstens für ein paar Stunden einige Abkühlung auf dem Fuße folgt, begrüßen wir immer mit großer Freude. Die kalten Luftwellen aus dem Nordwesten, die sich im Februar und März des öfteren für einige Tage geltend machen, würden wir angenehmer empfinden, wenn sie nicht auch in New Orleans gar zu unvermittelt und plötzlich hereinbrächen, und wenn wir uns in unserem Zimmer durch zweckmäßige Heizungsvorrichtungen etwas wirksamer dagegen wehren könnten. Daß gestern Hundstagshitze herrschte und heute zolldickes Eis alle Kanäle und

Wassertümpel bedeckte, erlebten wir in New Orleans verschiedene male, und obzwar wir wegen der wollenen Reisedecken und Winterkleider, die wir mit uns führten, von den Louisianern verlacht wurden, so konnten wir dieselben doch wiederholt recht gut brauchen. Die Kokos- und Sagopalmen und die Orangenbäume fallen den „cold snaps", wie der amerikanische Humor die unvorbereiteten Temperaturstürze nennt, oft genug zum Opfer, trotzdem daß man ihnen künstlichen Schutz zu Theil werden läßt, und daher haben wir es in ihnen auch meist nur mit jungem Wuchse zu thun.

An trockenen Tagen bilden die Staubwolken in den Straßen von New Orleans eine lästige Plage, denn das Mississippi-Alluvium, auf dem die Stadt erbaut ist, dörrt dann wenigstens in seiner oberen Schicht ungemein rasch aus, und der Wind wirbelt es in gewaltigen Massen hoch empor, dadurch ohne Zweifel zugleich ein sehr Wesentliches zur allmählichen Erhöhung und Festigung der Marschen in dem Mississippi-Delta beitragend.

Indem wir von dem größeren und kleineren Ungemach reden, das der Mensch in New Orleans zu bekämpfen hat, bezw. das er ruhig über sich ergehen lassen muß, dürfen wir aber noch ein paar andere nicht vergessen: Bei Nacht sucht uns außer der Gewitterschwüle, vom Februar und März an, auch die Schaar der Moskitos das Leben in den Halbtropen zu verleiden; denn diese haben in den Binsen- und Cypressensümpfen des Mississippi-Deltas Hauptbrutstätten. Gegen sie sind wir aber durch unseren „Moskito-Bar" aus feiner Gaze gut geschützt, vorausgesetzt, daß derselbe ganz ist, was in New Orleans nicht immer der Fall, und daß nicht etwa einer der kleinen Plagegeister mit uns zusammen hindurchschlüpft.

Wehrloser sind wir gegen das nächtliche Katzengeheul, das zu den weiteren berechtigten Eigenthümlichkeiten der Crescent City gehört. Von dem Unrath, der in den Straßen und Kanälen aufgehäuft ist, nähren sich ja zahllose Ratten, und gegen diese bieten die Hausbewohner ein Heer von Katzen auf, um einen Teufel durch den anderen zwar nicht zu vertreiben, aber doch einigermaßen in den Schranken zu halten. Die Nerven der Einheimischen haben sich auch gegen dieses Uebel durch langjährige Gewohnheit abgehärtet, und nur der Fremdling ist es, der es noch empfindet. Ganz ähnlich ist es auch mit dem Feuerlärm, der fast in jeder Nacht mehrere male ertönt, und der für die ständigen Bewohner der Stadt ebenfalls jede Spur von Schrecken verloren hat. Sind die Häuser auch fast sämmtlich aus Holz, und geht man auch mit Licht und Feuer in New Orleans ebenso sorglos um, wie in anderen amerikanischen Städten, so giebt es doch zugleich Wasser genug in den Cisternen und Kanälen sowie in dem Strome, und außerdem besitzt man ja eine vorzügliche Feuerwehr, die mit allen modernen Lösch- und Rettungsapparaten ausgerüstet ist. Wir haben diese Feuerwehr wiederholt am Werke gesehen und ihr dabei immer unsere volle Anerkennung gezollt. In der That ist New Orleans auch niemals von einer so großen Feuersbrunst verheert worden, wie Boston, Chicago ꝛc. Außer der von nordstaatlichen Versicherungs-Gesellschaften organisirten und unterhaltenen Feuerwehr und außer dem mehrfach erwähnten ungeheuren Wasserreichthume der Stadt ist dies ohne Zweifel auch dem Umstande mit zuzuschreiben, daß die Mehrzahl ihrer Häuser von Gärten und Gehöften umgeben sind und ziemlich isolirt stehen.

Soweit die berührten Uebel mit dem Klima zusammenhängen, soweit kann man ihnen bis zu einem gewissen Grade entfliehen, wenn man sich nach einem der freundlichen „Resorts" begiebt — nach einer der freundlichen „Sommer- und Winterfrischen", möchten wir sagen —, die mit ihren Gartenanlagen und Laubgängen unmittelbar am Lake Pontchartrain oder am Mexikanischen Golfe gelegen sind, und die man mittelst einer Dampfstraßenbahn oder eines „Buggy" auf einem Damme aus Muschelschalen quer durch den Sumpf hindurch erreicht. Diese Punkte — namentlich Spanish Fort und Westend — werden von den Bewohnern von New Orleans gern und viel besucht, und auch wir athmeten daselbst in der frischeren und reineren Luft, welche von der weiten Wasserfläche zu uns herüber wehte, neu auf, wenn wir dem dicken Dunste oder den Staubwirbeln, die uns in den Straßen der Stadt einhüllten, für ein paar Stunden entronnen waren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf dem Montblanc ist im Juli dieses Jahres eine große Unterkunftshütte errichtet worden, die zugleich als wissenschaftliches Observatorium dienen soll, und die zu diesem Zwecke mit einer Anzahl selbstregistrirender Instrumente ausgerüstet worden ist. Als Standort der Hütte wurde der Fels De Bosses gewählt, wo die Montblancbesteiger zu rasten pflegen, bevor sie den höchsten Gipfel erklimmen. Etwa 100 Führer aus Chamounix schleppten vom 15. Juni bis 31. Juli Balken, Bretter, Mobiliar, Werkzeuge, Nahrungsmittel und wissenschaftliche Instrumente hinauf. Dann leitete der Unternehmer, Herr Vallot, den Bau persönlich, und die Arbeiten schritten trotz der Bergkrankheit, und trotz der sibirischen Kälte, die zu Zeiten herrschte, und die die Leute zwang, gleich den Eskimos vermummt einherzugehen, rasch vorwärts. Am 2. August war das Werk vollendet, und am 12. August wurde die Hütte eingeweiht. Das eine der zwei Zimmer, in welche die Hütte getheilt ist, enthält neun Feldbetten mit Decken und Kissen; ein Ofen und zwei Kochherde vervollständigen die Ausrüstung. Auch einiges Tisch- und Küchengeräth, sowie Vorräthe an Petroleum, Thee, Kaffee, Bouillon, Konserven ꝛc. stehen hier den Besuchern zur Verfügung. Dieses Zimmer bleibt allen Bergsteigern geöffnet; ein zweites dagegen, in welchem eine Menge selbstthätiger Instrumente aufgestellt sind, ist nur mit Erlaubniß des Herrn Vallot zugänglich. Die Instrumente müssen alle 14 Tage aufgezogen werden. In der Nacht vom 2. zum 3. August beschäftigte sich Herr Vallot in Gesellschaft seiner Frau und des Amerikaners Lawrence Rotch in seinem Observatorium bereits eifrig mit Beobachtungen, während draußen ein wilder Orkan tobte.

— Der Hopfenbau der englischen Grafschaften Kent und Sussex ist in den letzten Jahren stark im Rückgange begriffen, theils infolge der Verwüstungen, welche thierische und pflanzliche Schmarotzer in den Pflanzungen anrichten, theils infolge der anhaltenden niedrigen Hopfenpreise, bezw. infolge der ausländischen Konkurrenz. 1868 waren in der genannten Gegend 64000 Acres mit Hopfen bebaut, 1885 sogar 71300 Acres, 1889 war diese Ziffer aber 57700 Acres herabgesunken.

Asien.

— Mit erstaunlicher Geschwindigkeit hat sich unter dem russischen Scepter die Stadt Batum entwickelt. Eine im

Juli dieses Jahres vorgenommene Volkszählung ergab, daß dieselbe jetzt 20000, und die Vororte hinzugerechnet, sogar 25000 Einwohner in sich faßt, während sie zur Zeit ihrer Annexion nur 2500 Bewohner zählte; die Zahl derselben hat sich demnach in zwölf Jahren verzehnfacht!

— Das Opiumrauchen nimmt nach russischen Nachrichten in der am südöstlichen Kaukasus belegenen Stadt Schemacha in erschreckender Weise überhand. Der ganze tatarische Theil ihrer Bevölkerung ist dem Laster verfallen; ihm fröhnt hier, wie es heißt, die Jugend und das Alter, und die verlebten, erschöpften Gesichter der Tataren mit den stieren, glanzlosen Augen legen von dem Stande der Dinge ein unzweideutiges Zeugniß ab. Schon manche der dortigen Opiumraucher sind zur Arbeit untauglich geworden, und es liegen einige Fälle vor, daß ein frühzeitiger Tod die Folge des übertriebenen, bis zur Leidenschaft gesteigerten Opiumgenusses geworden ist.

Afrika.

— Der bekannte italienische Reisende L. Robecchi hat im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft zu Neapel eine Expedition in das Innere des Somali-Landes unternommen.

— Der Generaldirektor der belgischen Kongo-Gesellschaften, Kapitän Thys, hat Anfang August dieses Jahres eine Inspektionsreise nach dem Kongo angetreten. Auf seiner ersten Reise dahin war er am oberen Kongo bis Bangala und am oberen Kassai bis Luebo vorgedrungen. Diesmal gilt sein Besuch nur dem unteren Kongo, insbesondere den Handelsniederlassungen zu Banana, Mateba, Boma, Vivi, Matadi und Siccia, sowie der in Angriff genommenen Kongo-Eisenbahn.

Nord- und Mittelamerika.

— Die neuesten „Annual Reports“ der „Smithsonian Institution“ (für 1886 und 1887) enthalten außer den Mittheilungen über die mächtig fortschreitende Ausgestaltung des großen amerikanischen Nationalmuseums wieder eine ganze Anzahl von interessanten Abhandlungen über naturhistorische, technologische und ethnologische Gegenstände. Indem wir uns vorbehalten, später auf die eine oder andere näher einzugehen, machen wir hier einige derselben namhaft: George P. Merrill, die Bau- und Ornamentirsteine des Nationalmuseums; Nelson H. Darton, nordamerikanische Geologie; Element L. Webster, Indianergräber und Mounds in Iowa, Wisconsin ꝛc.; Myron Ells, Indianer des Washington-Territoriums; B. F. Snyder, Ankersteine; Otis T. Mason, Kinderwiegen der amerikanischen Eingeborenen; Ders., der Mensch als Lastträger; E. E. Stearns, primitives Geld; William T. Hornaday, die Ausrottung des amerikanischen Büffels. Zahlreiche Illustrationen sind den Abhandlungen beigegeben.

— Durch den Beschluß der gesetzgebenden Körperschaften zu Washington sind nunmehr auch Idaho und Wyoming zu vollberechtigten Unionsstaaten erhoben worden, so daß sich die Gesammtzahl derselben, und demgemäß auch die Zahl der Sterne in dem Unionsbanner nunmehr auf 44 beläuft. Idaho hat einen Flächengehalt von 84290 engl. Quadratmeilen und zählte im Jahre 1880 32610 Einwohner. Im Jahre 1888 soll die letztere Ziffer aber auf 52500 gestiegen sein. Wyoming mißt 97575 Quadratmeilen, hatte aber nach dem Census vom Jahre 1880 nur 20789, und nach der Schätzung von 1888 nur 35600 Einwohner. Die Hilfsquellen der beiden neuen Staaten liegen beinahe ausschließlich im Bergbau, während die Viehzucht und namentlich der Ackerbau nur in sehr beschränktem Maße günstige natürliche Voraussetzungen auf ihrem Boden haben.

— Die Phosphatlager von Südkarolina, die eine der Haupthilfsquellen dieses Staates bilden, haben im Laufe des letzten Jahrzehntes eine immer größere Bedeutung erlangt. 1880 wurden nur 210000 Tonnen in dem Bezirke von Charleston gewonnen, 1889 dagegen belief sich die Förderung auf 510000 T. 251 mit Phosphat beladene Schiffe verließen im letzteren Jahre den genannten Hafen, um das wichtige Düngemittel nach anderen Gegenden der Union, sowie nach England, Frankreich, Deutschland und selbst nach Japan zu verführen.

— Die wirthschaftliche Lage der kleinen mittelamerikanischen Republik Costarica ist infolge der anhaltenden hohen Kaffeepreise eine sehr günstige. Ihr gesammter Außenhandel bezifferte sich im Jahre 1889 auf 38 Mill. Mark (18 Mill. M. Einfuhr und 20 Mill. M. Ausfuhr). Derselbe richtete sich vorzugsweise nach England (42 Prozent), nach der Nordamerikanischen Union (36 Prozent) und nach Deutschland (11 Prozent). In der Ausfuhr spielen außer dem Kaffee (1889: 176521 Sack) namentlich Bananen (1889: 40000 Tonnen), Häute und Felle, Kautschuk, Perlmutter und Drogen eine Rolle.

Südamerika.

— Anläßlich einer Differenz, die unter namhaften geographischen Autoren über den Ursprung des Rio Aconcagua besteht, enthalten die „Deutschen Nachrichten“ aus Valparaiso die nachfolgende Mittheilung: Der Rio Quillota entsteht durch den Zusammenfluß des von Norden kommenden Rio de Putaendo und des von Südosten herzuströmenden Rio Aconcagua. Letzterer entspringt, wie das „Diccionario Jeográfico de Chile“ richtig angiebt, in der Nähe des Portillo de Uspallata und des Cerro Juncal, doch führt er in seinem Oberlaufe den Namen Rio de Pauon und erst, nachdem er links den Rio Blanco aufgenommen, denjenigen „Aconcagua“, wahrscheinlich infolge des Namens der Provinz, welche er durchströmt, denn nach dem Pik so genannt zu werden, hätte der nördliche Quellfluß des Quillotastromes, der Rio de Putaendo, entschieden mehr Berechtigung, da er, wenn auch nicht am Aconcagua selbst, doch so zu sagen im Angesichte desselben, wenige Leguas entfernt an dem Nordabhange des nach Westen hin vorgelagerten Gebirgszuges entspringt. Der Strom, welcher direkt den Gletschern und Schneewassern des Riesenberges seine Entstehung verdankt, ist der spätere Rio Mendoza, welcher, obwohl am Westabhange des Aconcagua entsprungen, doch nach Osten strömt, da der Pik, wenn auch die weitaus größte Erhebung, infolge seiner verhältnißmäßig isolirten Lage doch nicht die Wasserscheide ist, welche erst weiter westlich durch den Hauptzug der Cordilleren gebildet wird.

Allgemeines.

— Die Kosten der französischen Kolonialpolitik. Nach einer Berechnung Jules Ferry's, die freilich von politischer Tendenz nicht ganz freigesprochen werden kann, kostete die Unterwerfung Tongkings der französischen Republik in den Jahren 1883 bis 1889 insgesammt 334 Millionen Francs und 9067 Soldaten, d. i. 55 Millionen Francs und 1500 Soldaten im Jahresdurchschnitt. Algerien dagegen erforderte in den Jahren 1830 bis 1869 in runder Zahl 3½ Milliarden an Geld und 300000 an Soldaten, oder 70 Millionen Francs und 750 Mann pro Jahr. Tunesien kostete der Staatskasse von 1881 bis 1886 150 Millionen Francs, also 30 Millionen pro Jahr. Wenigstens bezüglich des Geldes wäre die neuere französische Kolonialpolitik demnach wesentlich billiger als die ältere.

Bücherschau.

— Henry M. Stanley. Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Leipzig 1890. F. A. Brockhaus. — Die deutsche Kritik hat diesem Stanley'schen Reiseberichte gegenüber von vornherein eine schwierige Stellung. Einmal ist sie an und für sich weit weniger geneigt als die englische und amerikanische, das erstmalige Betreten eines „unbeaten ground" und das rücksichtslose Aufsuchen und Bestehen von Gefahren als die höchste Leistung eines geographischen Reisenden anzuerkennen, und sodann wird ihr die Aufgabe, ihr Richteramt an dem vorliegenden Buche „sine ira et studio" zu üben, auch noch erheblich dadurch erschwert, daß der Inhalt desselben stark verquickt ist mit kolonialpolitischer Tendenz und persönlicher Rancüne. Von den Gepflogenheiten des amerikanischen Reporterthums, von dem sich Henry Stanley nun und nimmermehr wird losmachen können, sowie von der gewohnheitsmäßigen Selbstverherrlichung, die auch in allen früheren Publikationen des berühmten Reisenden sichtbar genug zu Tage tritt, würde sie vielleicht eher abstrahiren können. Eins wird einem bereits durch die Lektüre des dem Buche als Vorrede beigegebenen Briefes an den deutschen Verleger klar: daß jeder Satz und jedes Wort in dem Berichte mit äußerster Vorsicht, wenn nicht mit äußerstem Mißtrauen, gelesen werden muß. Wer von dem Volke der Deutschen auf Grund seiner sehr beschränkten subjektiven Eindrücke summarisch und flach weg urtheilen kann, sie seien ebenso „leicht erregbar und leidenschaftlich wie die Franzosen", und Emin Pascha sei „seiner Gesinnung nach Engländer" gewesen, von dem können wir auch bezüglich der afrikanischen Zwergvölker und Waldwildnisse kein besonders gründliches und objektives Urtheil erwarten, ganz abgesehen von dem, was er des weiteren zur Charakteristik Emin's und seiner Lage in dem Ostsudan behauptet, und was er von Dingen sagt, die sich so flach und schlechtweg überhaupt nicht behandeln lassen. Bei dem weiteren Eindringen in das Buch findet man zu solcher Vorsicht nur um so mehr Veranlassung, und beinahe in jedem Kapitel stößt man auf grobe Unwahrscheinlichkeiten, auf offenbare Uebertreibungen und auf unlösbare innere Widersprüche. Dem unglücklichen Barttellot wird Stanley ebenso wenig gerecht wie dem zu „rettenden" Emin, und wenn ersterer nicht durch eine Kreatur Tibu-Tib's für immer stumm gemacht wäre, so würde ihm seine Vertheidigung sicherlich ebenso glänzend gelingen, wie es von derjenigen Emin's zu erwarten steht. „Audiatur et altera pars!" Was die wissenschaftlichen Beobachtungen betrifft, so konnte man von der zu ganz anderen Zwecken entsandten und organisirten Expedition naturgemäß von vornherein nichts als rohe Pionier-Arbeit erwarten, und etwas anderes hat sie auch nicht geleistet. Sowohl in geographischer als auch in ethnologischer Hinsicht wird an den neuen Stanley'schen Entdeckungen durch künftige Reisende ebensoviel zu berichtigen sein wie an den früheren — trotz der beneidenswerthen Sicherheit, mit der sie in dem Buche vorgetragen werden. Den Ruhm eines überaus energischen und unerschrockenen Expeditionsführers, der zur Ueberwindung jedes Hindernisses ein Mittel findet, sowie den Ruhm eines großen Pfadfinders, der in wissenschaftlicher Hinsicht vielfache wichtige Anregungen giebt, wird ihm natürlich auch in Deutschland niemand rauben wollen und können. Auf die in dem Buche enthaltenen Einzelnheiten einzugehen, können wir uns ersparen, da unsere Zeitschrift an der Hand vorläufiger Veröffentlichungen bereits ziemlich viel davon berichtet hat, und da sie sich außerdem auch veranlaßt sehen wird, an der Hand der in dem Werke enthaltenen Bilder darauf zurückzukommen.

— A. Merensky, Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Kolonisationsversuchen in Afrika gemacht haben? Berlin 1890. M. L. Matthies. 8°. 59 S. — In die Kolonialbroschüren ist noch und noch ein anderer Ton gekommen; nicht mehr heißt es: „Deutschland muß Kolonien, muß den ihm gebührenden Antheil der Erdoberfläche haben," sondern es heißt ganz elegisch: „Wir haben nun einmal Ostafrika und müssen es verwerthen, so gut es geht." Auch die vorliegende Schrift eines Mannes, der Ostafrika als Missionar genau genug kennen gelernt hat und ein eifriger Freund der Kolonialbestrebungen ist, geht von diesem Grundton aus und zeigt uns an dem Beispiele der Portugiesen und Franzosen, wie man es nicht machen, an dem der Buren und der Engländer, wie man es machen soll. Das Büchlein enthält viele beherzigenswerthe Winke; für Eisenbahnbauten ist der Verfasser durchaus nicht, da er nicht einsehen kann, was auf ihnen schon transportirt werden soll. Auch von Plantagen erwartet er nicht zu viel, da Ostafrika unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit den älteren und günstiger gelegenen Plantagenländern nicht konkurriren kann. Er hält es für die nächste Aufgabe, deren Erfüllung vorläufig genügen würde, Ruhe und Sicherheit zu schaffen und die Verhältnisse unter wohlwollender Vormundschaft von mit den Zuständen in Afrika vertrauten Beamten sich entwickeln zu lassen; das heutige Verkehrsbedürfniß würde durch die Einbringung der kapischen Ochsenwagen völlig befriedigt werden. Die kleine Broschüre verdient unter den gegenwärtigen Verhältnissen entschieden Beachtung. Ko.

— August Trinius, Der Rennstieg. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale. Berlin 1890. Lüstenöder. — Eine hübsche, flott geschriebene Schilderung einer Wanderung über den nun schon fast vergessenen Grenzpfad auf dem Kamme des Thüringer Waldes, welche hoffentlich den Anstoß dazu giebt, daß für die Erhaltung dieser uralten Völkerscheide, die stellenweise kaum mehr aufzufinden ist, etwas geschieht. Unter den zahlreichen Besuchern des Thüringer Waldes wird das Büchlein hoffentlich recht viele Leser finden.

— Neue Spezialkarte der Deutschen und Britischen Schutzgebiete und Interessensphären in Aequatorial-Ostafrika, nach den Vereinbarungen von 1890. 1:300000. Von Richard Kiepert. — Politische Uebersichtskarte der Nilländer. 1:500000. Von Heinrich Kiepert. Neubearbeitung von Richard Kiepert. — Politische Uebersichtskarte von Afrika. 1:20000000. Von Heinrich Kiepert. Berlin 1890. Verlag von Dietrich Reimer. — Die letzte Zeit hat so bedeutende Veränderungen auf der Karte von Afrika mit sich gebracht, daß sehr durchgreifende Neubearbeitungen derselben nöthig geworden sind. Die vorliegenden Blätter berücksichtigen nun sowohl die neuen Entdeckungen und Stationsgründungen als auch die Grenzverschiebungen zwischen den verschiedenen Interessensphären in peinlich sorgfältiger Weise. Die zuerst genannte Karte, die im Westen bis Tabora reicht, enthält eine große Fülle von neuem Material, die beiden zuletzt genannten sind zugleich wahre Muster kartographischen Namen- und Farbendruckes. Wir empfehlen die Blätter unseren Lesern auf das nachdrücklichste.

(Schluß der Redaktion am 25. August 1890.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LVIII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Die Sekte der Dschains.

Von Prof. Dr. Ottokar Feistmantel.

In meinen beiden Aufsätzen über die heiligen Berge Párasnáth und Abú wurde die Sekte der Dschains so oft erwähnt, daß eine Skizze derselben hier nicht ohne Interesse sein dürfte.

Nach dem letzten Census von 1881[1]) werden 1221896 Anhänger dieser Sekte in Indien angegeben, und zwar in Rádschputána 378672, in der Bombay-Provinz 498443; außerdem in den NW-Provinzen 79957, in Central-Indien 49824; in Baroda 46718; in den Central-Provinzen 45911; im Pandscháb 42678; in der Madras-Provinz 21973; in Adschmír 24308; in Berár 20020; in Haidarábád 8521; in Bengalen 1609, in Assam 158; in Kúrg 99 und in Barma 5.

Was den Ursprung der Sekte anbelangt, so herrschten und herrschen wohl noch verschiedene Ansichten darüber. Gewöhnlich wurden die Dschains als ein Ueberrest der Buddhisten in Indien betrachtet, also der Ursprung einige Jahrhunderte nach Christus gelegt, obzwar die Dschains selbst einen älteren Ursprung für ihre Religion behaupten, indem sie angeben, daß Mahávira, der 24. ihrer Heiligen im jetzigen Zeitalter, ein Zeitgenosse Buddha's war und daher im sechsten Jahrhundert vor Christus lebte[2]). Nach neueren Untersuchungen von Hermann Jacobi[3]) aber wäre der Dschainismus und Buddhismus aus dem Brahmanismus entstanden, und zwar so, daß der Dschainismus sich früher entwickelte. Das System soll von Párśvanátha begründet und von Mahávira dann umgestaltet und weiter verbreitet worden sein. Der moderne Dschainismus kann als verwandt in seinen Grundsätzen und Lehren mit dem alten indischen Buddhismus angesehen werden, aber vervollständigt durch die Verehrung von Heiligen, und aus einer Nationalreligion — welche der Buddhismus war — zu einer Sektenreligion zusammengeschrumpft.

Die Grundideen, durch welche sich die Dschains von den Hindus unterscheiden, sind: sie verwerfen den göttlichen Ursprung und die Unfehlbarkeit der Vedas; sie verehren gewisse heilige Männer, welche nach ihrer Angabe durch die Reinheit ihres Lebenswandels und durch ihre Werke weit über den Gottheiten der Hindus stehen; sie beobachten gegen alle Thiere eine überaus große, ja lächerlich kleinliche Schonung und Zärtlichkeit. Die ersten zwei Grundsätze stimmen mit denen der Buddhisten überein, nur ist die Zahl der Heiligen bei den Dschains größer.

Das Verwerfen der Vedas begreift in sich auch das Verwerfen der Ceremonien, die sie vorschreiben, und dies nicht nur mit Rücksicht auf die verschiedenartigen Thieropfer (welche die Vedas erlauben, die Dschains aber verwerfen), sondern auch mit Rücksicht auf das Opfer Homa, das bei fast allen Ceremonien der Hindus vorkommt und im Verbrennen verschiedener Substanzen besteht[1]), wobei, wie die Dschains meinen, es geschehen kann, daß verschiedene Thier-

[1]) Census of 1881. Statistics of Population. Vol. II. Calcutta 1883.

[2]) H. T. Colebrooke: Miscellaneous Essay's 1873. Vol. II, p. 276 ff.

[3]) Sacred Books of the East. Vol. XXII. The Akáranga Sutra. Transl. by H. Jacobi. 1884.

[1]) Fünf geweihte Holzarten, auf die überkochte Butter (Ghi) gegossen und Reiskörner gestreut werden.

chen, wie Fliegen, Käfer &c. verbrannt werden. Aber wo die Vedas mit ihren Grundsätzen übereinstimmen, dort erkennen sie dieselben an. Außerdem haben sie ihre eigenen heiligen Bücher, die sogenannten Angas, deren es elf giebt, mit einer zwölften als Ergänzung. Außerdem giebt es untergeordnete Angas, die sogenannten Upangas. Die Angas sind in Páli oder einem Prákrit, sehr ähnlich dem Mágadhi, geschrieben (ähnlich wie bei den Buddhisten). Die Angas vertreten die Vedas und enthalten verschiedene Vorschriften, sowie religiöse und civile Verordnungen, besonders auch Bestimmungen über religiöse Ceremonien und Verrichtungen. Ein bekanntes Werk ist auch die sogenannte Kalpa-Sútra von Bhadrabáhuswámin (Bhadrabahu); es enthält die Biographie des letzten Tschina Mahávira, in Mágadhi geschrieben; das Alter ist nicht festgestellt.

Der Haupttheil ihrer Religion ist die göttliche Verehrung gewisser heiliger Personen, die im allgemeinen Tschina (Sieger) genannt werden, und wovon die Sekte ihren Namen ableitet; es sind Personen, die sie weit über alle anderen Wesen stellen, vergötterte Heilige, deren jeder gewisse Gesetze für das menschliche Wohl angab, welche Allwissenheit und Nirwána erreichten, und die wiederkommen werden, die Gesetze festzustellen, wenn dieselben sich verschlechtern.

Die Tschains nehmen 24 solche Tschinas in der vergangenen Zeitperiode oder Utsarpini, 24 in der gegenwärtigen oder Avasarpini und 24 für die kommende Zeitperiode an.

Andere gemeinsame Namen der Tschinas sind: Tschagat prabhu: Herr der Welt; Kschina Karma: „Befreit von leiblichen und ceremoniellen Verrichtungen“; Sarwadschna: „Allwissend“; Adhiswara: „der höchste Herr“; Deva di Deva: „Gott der Götter“; Tirthakara oder Tirthankara: „einer der die Welt (das Leben) überschritten hat“; Kevala: „Besitzer geistiger Natur“; Arhat: „Anspruch habend auf die Verehrung von Göttern und Menschen“. Die Tschinas unterscheiden sich unter einander durch verschiedene Farbe, durch ihr Alter und durch ihre Größe; die ersten von ihnen erreichten eine ungeheure Größe und sehr langes Leben, weshalb sie sich deutlich als fabelhafte Gestalten präsentiren, während nur die zwei letzten als wirkliche Personen zu betrachten sind:

Die 24 Tschinas der gegenwärtigen Zeitperiode sind:

1) Rischabha oder Vrischabha, gelb, mit einem Stier (Writscha) als Symbol, seine Größe betrug 500 Thanus [1]), und er lebte 8400000 große Jahre (Púrva varscha). Er heißt auch Adinátha, geboren in Ajodhija oder Oude, gestorben auf Berg Aschtapud (wohl Satrundschaja) in Guzerat.

2) Adschita oder Adschitanátha [2]), gelb, mit einem Elephanten (Gadscha) als Symbol, Höhe 450 Thanus, Alter 7200000 Jahre, geboren in Oude; er erreichte sein Nirwána am Berge Samet Sikhar (Párasnáth), seine Fußeindrücke (Tscharan) sind in dem zweiten Tempelchen (Gumti) von Westen.

3) Sambhava oder Sambhunátha, gelb, Symbol ein Pferd (Asva), 400 Thanus hoch, 6000000 Jahre, geboren in Sawanta, überging ins Nirwána am Berge Sikhar, sein Fußeindruck erscheint im 19. Gumti vom Westende des Berges.

4) Abhinandana oder Abhinandannátha, gelb, Affe (Palawaga) als Symbol, 300 Thanus, 5000000 Jahre, geboren in Oude, gestorben am Berge Sikhar, sein Tscharan im 20. Gumti am Párasnáth-Berge.

5) Sumati oder Sumatnátha, gelb, als Symbol ein Vogel (Charadrius = Krauntscha), 4000000 Jahre, geboren in Oude, erreichte das Nirwána am Berge Sikhar, sein Tscharan im sechsten Gumti.

[1]) Thanus = 4 Ellen = 8 Fuß.
[2]) Nátha = ein Ehrentitel.

6) Padmaprabha oder Padmapur bhannátha, roth, ein Lotus (Abdscha) als Symbol, 200 Thanus Höhe, 3000000 Jahre, geboren in einer Stadt, genannt Kusumbi, und gestorben am Berge Sikhar, wo sein Fußeindruck im 14. Gumti sich befindet.

7) Supársva oder Suparsvanátha, goldgelb, als Symbol ein eigenes Zeichen, genannt Swástika [1]), 2000000 Jahre, geboren in Benares und das Nirwána erreicht am Berge Sikhar, sein Fußabdruck im vierten Gumti.

Swástika.

8) Tschandraprabha, weiß, der Mond (Sasi) als Symbol, 150 Thanus Höhe, 1000000 Jahre, geboren in Tschandripur, in die Ewigkeit übergegangen am Berge Sikhar, an der Stelle des 16. Gumti.

9) Puschpadanta oder Suvidhi oder Suwidhnáth, weiß, als Symbol ein Seeungeheuer, Namens Makara (von Haifisch- oder Krokodilgestalt), 100 Thanus, 200000 Jahre, geboren in Kankanderpúri und gestorben am Berge Sikhar, das sechste Gumti ist ihm geweiht.

10) Sitála oder Sitalnátha, goldgelb, als Symbol ist ein Zeichen, genannt Srivatsa (angeblich eine Haarlocke auf der Brust Vischnu's), 90 Thanus, 100000 große Jahre, geboren in Bhadulpur, gestorben am Berge Sikhar, wo sein Nirwána durch den 18. Gumti geehrt wird.

11) Srejan (Srejansa) oder Sri Ansanátha, Farbe dieselbe, Symbol ein Rhinoceros (Khadgi), 80 Thanus, 8400000 gewöhnliche Jahre, geboren in Sind, sein Tscharan ist im 12. Gumti am Berge Sikhar.

12) Vasupudschija oder Vasupodija, roth, als Symbol ein Büffel (Mahischa), 70 Thanus, 7200000 gewöhnliche Jahre, geboren in Tschumpapúry (westlich von Bhaglpur), wo er auch starb und das Nirwána erreichte; dort ist ein Tempel ihm geweiht.

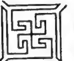
13) Vimala, Vimalanátha oder Vimalnáth, goldgelb, als Symbol ein Eber (Súkara), 60 Thanus, 6000000 gewöhnliche Jahre, geboren in Kumpalapúry und erreichte das Nirwána am Berge Sikhar, wo sein Tscharan im dritten Gumti sich befindet.

14) Ananta (Anantadschit) oder Anantanátha, Farbe dieselbe, als Symbol ein Falke (Syena), 50 Thanus, 3000000 Jahre, geboren in Oude, und in die Ewigkeit gegangen am Berge Sikhar, sein Fußeindruck ist im 17. Gumti.

15) Dharma oder Dharmanátha, gelb, als Symbol ist der Blitz (Vadschra), 45 Thanus, 1000000 Jahre, geboren in Rattenpury (in Nágpur) und gestorben am Berge Sikhar, wo sein Tscharan im siebenten Gumti sich befindet.

16) Sánti oder Santanátha, gelb, Symbol eine Antilope (Mriga), 40 Thanus, 100000 Jahre, geboren in Hustanapur (Hastinápur), erlangte sein Nirwána am Berge Sikhar, der fünfte Gumti ist ihm geweiht.

17) Kunthu oder Kuntanátha, gelb, Symbol eine Ziege (Tschhága), 35 Thanus, 95000 Jahre, geboren zu Hastinapur, gestorben am Berge Párasnáth Sikhar, wo der größte Tempel am Bergrücken (der achte von West) seinen Tscharan enthält.



18) Ara oder Aranátha, gelb, als Symbol ein eigenthümliches Zeichen genannt Nandávarta, geboren in Hastinapur, gestorben am Berge Sikhar, der 18. Gumti ist ihm geweiht.

19) Malli oder Mallinátha, blau, als Symbol ein Krug (Ghata), 25 Thanus, 55000 Jahre, geboren zu Mithila

[1]) Ein mystisches Zeichen, aus su und asti = „es möge so geschehen“; bedeutet daher eine vollständige, unbedingte Hingebung und Ergebung unter allen Umständen. Ist auch ein Abzeichen atheistischer Grundsätze.

(Tirhut), gestorben am Berge Sikhar, sein Fußeindruck im 11. Gumti.

20) Munisavrata (auch Savrata oder Muni), schwarz, als Symbol eine Schildkröte (Kurma), 20 Dhanus, 30000 Jahre, geboren in Rádschgir in Behar (heute in Ruinen), ging in die Ewigkeit am Berge Sikhar, wo ihm der 15. Gumti geweiht ist.

21) Nimi oder Niminátha, goldgelb, als Symbol die blaue Wasserlilie (nilotpala = Nymphaea caerulea), 15 Dhanus, 10000 Jahre, geboren zu Mithila, gestorben am Berge Sikhar, wo der neunte Gumti seinen Tscharan enthält.

22) Nemi oder Neminátha (auch Naminátha und Arischtanemi), schwarz, als Symbol eine Muschel (Sankha), Höhe nicht angegeben, 1000 Jahre, geboren in Dwarka (in Guzerat) und erreichte sein Nirwána am Berge Girnar in der Provinz Kathiawar; dieser Berg ist den Tschains auch ungemein heilig. (Auch in Benares giebt es einen Tempel für diesen Heiligen.)

23) Párswa oder Párswanátha (Párasnáth), blau, als Symbol die Kobraschlange (Naja tripudians = Sescha), 100 Jahre, geboren zu Bhelpura, einer Vorstadt von Benares (wo ihm ein Tempel geweiht ist); sein Nirwána erreichte er am Berge Sikhar, der nach ihm fortan Párasnáth heißt, sein Tscharan findet sich in dem Gumti auf der höchsten (westlichen) Spitze des Berges. Er ist wohl der Gründer der Sekte.

24) Wardhamana oder Wira, Maháwira auch Mahábir Swami, mit dem Beinamen Tscharama-tirthakrit = der letzte Dschina; besonders genannt Sramana = der Heilige, goldgelb, sein Symbol ist der Löwe (Sinha), er ist geboren in Tschitrkut (in Bandelkhand) und gestorben zu Páwápurí (oder Pápápurí), bei Rádschgir (Rádschagriha) in Behár, wo sich sein Tempel befindet, und der Ort gilt daher als heilig; er erreichte ein Alter von 72 Jahren. Seine Lebensgeschichte ist genau erzählt in dem schon erwähnten Werke Kalpa-Sútra, er war ein Zeitgenosse Buddha's, und hat wahrscheinlich der von Párswa gegründeten Sekte ihre eigentliche Organisation gegeben, und für ihre Weiterverbreitung ausgiebig gewirkt.

Was die Repräsentation dieser Tschinas anbelangt, so werden sie alle gewöhnlich in sitzender, nachdenkender Stellung, mit gekreuzten Füßen dargestellt, und nur durch die Symbole unterschieden, die an dem Untergestell angebracht sind.

Außer diesen Dschinas oder Tirthankaras erkennen die Dschains auch noch Gottheiten der Hindus an und verehren solche, die zu der Geschichte ihrer Heiligen in irgend einer Beziehung stehen. Oft wird Gott Indra (Sakra) erwähnt, und die Bilder der Göttinnen Sáraswatí, Dewí und Bhawaní, sowie des Hanuman, Bhairawa und Ganesa (Söhne des Siwa) sind in ihren Tempeln oft zu finden. Sie haben außerdem andere Wesen, nämlich die unmittelbaren Jünger ihrer Tschinas und die eigenthümlichen Sasanadevis, d. i. weibliche Begleiter der Tschinas, welche ähnlichen Gestalten bei den brahmanischen Gottheiten entsprechen.

Aehnlich wie die Hindus und Buddhisten, aber in einem viel höheren Grade, verehren die Tschains alle Thiere, nicht nur dadurch, daß sie kein Fleisch genießen, sondern sie essen und trinken nicht einmal in freier Natur oder im Dunkeln, damit sie nicht irgend ein Thierchen verschlingen oder sonst den Verlust eines Thierlebens verschulden. Sie trinken kein Wasser, ohne es vorher durchzuseihen; ihre geistlichen Mitglieder tragen gewöhnlich einen kleinen Besen (ughá) mit sich, um den Weg vor sich zu kehren oder auch die Erde zu reinigen, bevor sie sich niedersetzen, und sie haben gewöhnlich über den Mund ein Stück Stoff (mohomati), damit sie kein Insekt verschlingen können, während sie die Gebete hersagen.

In religiöser Beziehung theilen sich die Tschains in zweierlei Gruppen, nämlich: die Jatis oder die geistlichen Mitglieder (nicht Priester) und die Srawáks oder die weltlichen Mitglieder. Darnach ist auch die Verrichtung der religiösen Ceremonien verschieden. Die Jatis führen ein religiöses Leben, abgewandt von allen weltlichen Angelegenheiten und in nachsinnende Betrachtungen versunken, von Almosen der Srawáks lebend; sie sind daher an keine äußerlichen Ceremonien gebunden, doch sind sie gewöhnlich in den Tempeln Vorleser der religiösen Bücher. Sie sind es besonders, welche die übertriebene Zärtlichkeit den Thieren gegenüber beobachten. Sie rasiren Haar und Bart. Sie geben vor, daß sie in Enthaltsamkeit und Armuth leben und oft fasten; doch zumeist sind sie, wie es schon so der Fall ist, große Heuchler. Oft sind sie Besitzer von Tempeln (Maths) und haben gute Einkünfte von Opfergaben von Seite der weltlichen Mitglieder. Oft wohnen sie zusammen in gewissen Gebäuden, Posála genannt, und auch wenn sie dann in die Welt hinausgegangen sind, beobachten sie eine gewisse Gehorsamkeit dem Vorsteher der Posála gegenüber, der sie einst als Mitglieder angehörten.

Die religiösen Verrichtungen der weltlichen Mitglieder, der Srawáks, sind auch nicht sehr mühevoll; sie geben den Jatis Almosen und Opfergaben; sollen täglich einen Tempel besuchen, wo Bildnisse oder Figuren irgend eines Tirthankara sich befinden; sollen dreimal um die Tempel herumgehen, den Bildnissen ihre Ehrfurcht bezeugen und kleine Opfer von Blüthen, Reis, verschiedenen Früchten etc. darbringen; dabei sagen sie dann gewöhnlich ein Gebet (Mantra), wie folgt, her: „Ehre sei den Arhats, den reinen Wesen, den Weisen, den Lehrern und allen Frommen auf der Welt" (= „Namo Arihantánam; Namo Siddhánam, Namo Arjánam, Namo Upádschjánam, Namo Loë Sabba Sahúnam"). Auch ein eigenes Morgengebet haben sie: „O Gott, ich bitte für Deinen Sklaven um Verzeihung alles dessen, was während der Nacht Böses in seinen Gedanken entstand, ich neige mein Haupt vor Dir." (= „Itsch tschhámi khamá Sámano bandijon, dscho man dscháje nisiáje, máthena vandámi".) Dann können sie noch vielleicht das Vorlesen aus der Kalpasútra oder aus der Bhaktámara (Erzählungen aus dem Leben eines oder des anderen Tirthankára) anhören und gehen dann ihren gewöhnlichen Verrichtungen nach.

Der Vorleser in einem Dschaintempel ist ein Jati; aber der dienstthuende Priester, der Wärter der Statuen und Figuren der Heiligen und Götter, der Empfänger der Opfer und der Leiter der gewöhnlichen Ceremonien ist ein Brahmane. Ihre Tempel sind gewöhnlich geräumig, und viele, besonders die älteren, zeichnen sich durch eine ausgezeichnete Architektur aus. In ihren Tempeln gebrauchen sie auch Glocken; die Beichte existirt wie bei den Buddhisten, großer Werth wird auf Wallfahrten gelegt, ebenso bestehen Fasten und andere Ceremonien. Im südlichen Indien beobachten die Dschains außerdem auch noch viele andere Ceremonien der Hindus, was in Nord-Indien weniger der Fall ist. Ihre Festlichkeiten finden besonders an den Geburts- oder Todestagen der einzelnen Tirthankaras statt, und werden dann zu den einzelnen Orten Wallfahrten unternommen. Außerdem beobachten sie einzelne Festlichkeiten der Hindus.

Mit Rücksicht auf ihre philosophischen Ansichten sind die Tschains Atheisten; sie erkennen keinen Schöpfer an: die Welt existirt von Ewigkeit. Die Wesen werden in zwei Gruppen getheilt: Tschiwa (Leben), d. i. die lebenden und denkenden Geschöpfe mit Leib und Seele; die Seele ist ewig; und Adschiwa (Inertia), d. i. die verschiedenen Formen der leblosen Natur. Beide sind ungeschaffen und

unvergänglich, obzwar sie in Form sich ändern, aber nie zerstört werden können. Je nach den Werken in diesem Leben macht das Leben resp. die Seele verschiedene Wanderungen oder Veränderungen durch, bis sie endlich das letzte Stadium, d. i. Mokscha oder Nirwána erreicht; vor diesem Stadium muß der Mensch stets wiedergeboren werden, entweder in einem niederen oder höheren Geschöpfe, eine Anschauung, die auch die Hindus haben; wogegen Nirwána (Mohscha) jenes Stadium ist, wo der Mensch (resp. Dschain) von der Nothwendigkeit, wiedergeboren zu werden, befreit wird, und in einen Zustand ewiger Glückseligkeit übergeht; worin diese aber besteht, wird, wohl aus guten Gründen, nicht gesagt.

Die Haupthindernisse an der Erreichung dieses Zustandes sind: Pápa, die Sünde; dann Asrava, ein Zustand, der die Seele nach auswärtigen Gegenständen hin richtet und selbe daher dem bloßen Genusse dienstbar macht; und Bandha, d. h. die Gefangenschaft oder das Gebundensein der Seele an den Leib. Dagegen ist das Mittel zur Erreichung des oben angeführten Zustandes der Mokscha die sog. Tiratna (= „die drei Juwelen") d. i.: 1) der vollkommene Glaube, oder Glaube an den Dschina; 2) die vollkommene Kenntniß, oder die Kenntniß seiner Lehre; 3) der vollkommene Lebenswandel, oder die genaue Beobachtung seiner Vorschriften.

Die Dschains sind noch außerdem in zwei große Sekten getheilt, nämlich die sog. Digambaras [1]), d. i. die Nackten, und die Swetambaras [2]), d. i. die Weißgekleideten; diese Unterschiede beziehen sich hauptsächlich auf die Jatis, die, wie angegeben wird, bei den Digambaras früher ganz nackt gingen; doch erscheinen sie jetzt, in der Oeffentlichkeit wenigstens, angekleidet, und zwar in gefärbten Kleidern (gewöhnlich roth), im Gegensatz zu den Swetambaras, die weiße Kleidung tragen; nur bei der Mahlzeit entledigen sich die Digambaras ihrer Kleidung so viel als möglich, während die anderen auch ihr Mahl angekleidet zu sich nehmen. Die Unterschiede dieser beiden Sekten, die, wie es in solchen Fällen gewöhnlich vorkommt, sehr erbittert gegen einander sind, sind noch zahlreicher, und zwar: die Swetambaras zieren die Bildnisse ihrer Tirthankaras mit Ohrringen, Halsbändern, Armbändern ꝛc., während die Digambaras dies verwerfen; die ersteren behaupten, daß der Besen (Ughá) und das Mundtuch (Mohomati) für einen echten Asketen nothwendig sei, während die letzteren es verneinen; die ersteren behaupten, daß die Angas (heilige Schriften) das Werk der unmittelbaren Schüler der Tirthankaras sind, während die Digambaras anführen, daß diese Werke von späteren Lehrern, den sogenannten Atschárijás, zusammengestellt wurden. Endlich behaupten die Swetambaras, daß auch die Frauen den Zustand des Nirwána erreichen können, während die Digambaras diesen Vortheil den Frauen nicht zugestehen.

Es wurde angegeben, daß die Digambaras die ältere Sekte seien, doch dagegen wäre einzuwenden, daß die Nacktheit erst von Mahávira, im Gegensatz zu Páswanáth, empfohlen wurde, und daß auch die Bestreitung der Nothwendigkeit des Besens und Mundtuches wie eine spätere Neuerung aussieht [3]).

Die Dschains finden sich, wie schon angeführt, hauptsächlich in Rádschputána (in Méwar und Marwár), wo sie ihre schönen Tempel an vielen Orten haben, hauptsächlich am Berge Abú und in Dschäipur; in Guzerát (Bombay-Provinz) sind es besonders der Berg Girnár, bei Dschunagarh (Nirwána des Neminátha), und Satrundschája bei Palitána (Nirwána des Adinátha), wo berühmte Tempel sich finden; ebenso ist Ahmadábád ein sehr wichtiger Ort für die Dschains, welche an 120 Tempel dort haben (darunter den berühmten Tempel des Set Huttising); in den Nordwest-Provinzen ist ein ziemlich ansehnlicher Tempel in Mainpuri (im Doab), ebenso sind Tempel in Delhi und in Benares (resp. Bhelpura); in Central-Indien sind es die Orte Gwalior, Sonaghar und Khadscharaho, wo berühmte Tempel sich vorfinden; in Bengalen sind es neben dem Berge Páraśnáth noch Páwápuri bei Rádschgir (Nirwána des Mahâwira) und die Umgegend von Bhaglpur (Nirwána des Vasupadija), die als heilige Stätten gelten; ebenso sind mehrere berühmte Orte in dieser Beziehung in Süd-Indien [1]). Viele dieser Tempel sind ziemlich alt, und dieselben offenbaren einen eigenen Baustil, den sog. Baustil der Dschainarchitektur; die ältesten vollendeten Beispiele sind Abú und Girnar, von Anfang des 11. Jahrhunderts, obzwar Umstände darauf deuten, daß schon früher auch Bauten ausgeführt worden sein müssen.

Zu den angeführten Orten unternehmen die Dschains Wallfahrten, einzelne wohl das ganze Jahr hindurch, doch wie es scheint, hauptsächlich am Anfang des Jahres im Mágh [2]) und Phálgun [3]), und dann wieder im Kártik [4]).

Die Dschains sind es auch, die neben den Parsis die sogenannten Pindschrapols, d. i. Spitäler für kranke Thiere errichten. Ich sah so eines in Ahmedábád 1881; doch war ich von der ganzen Anlage wenig befriedigt, da es den Eindruck auf mich machte, als wenn die Anstalt da wäre, um den Tod der Thiere eher zu beschleunigen, als sie zu heilen. Uebrigens bin ich in dieser Ansicht nicht vereinzelt.

An einzelnen Orten sind aus früheren Dschaintempeln später andere Gebäude hergestellt worden, namentlich Moscheen; so gehört hierher die schöne Moschee Arhai-din-ka Dschompra in Adschmir (Rádschputána), welche an Stelle eines wundervollen Dschaintempels Anfang des 13. Jahrhunderts unter Altamsch (1211 bis 1236) erbaut wurde; ebenso besteht die Säulenkolonnade in Alt-Delhi beim Kutab-Minar aus Säulen im Dschainstile, aus dem 11. und 12. Jahrhunderte. Endlich haben die Dschains auch Höhlentempel gebaut, und zwar finden sich solche vor in der Bombay-Provinz: bei Aihole, Badami (im Süden), Bamtschandra bei Púna, Tschamar Lena bei Nasik, am Kanhar-Berg beim Dorfe Patna in der Nähe von Pitalkhora, bei Ankai-Tankai und bei Bhamer; dann bei Dharasinwa im Nizam-Gebiete, und in Gwalior in Central-Indien; die bedeutendsten sind aber in Elúra, am Nordrande des Dekhan; dort sind besonders der Tschhota Kailas, der Indra Sabha, Dschagannatha Sabha und der Páswanátha-Höhlentempel. Die Höhlentempel sind etwas älter als die oben angeführten Tempel, doch scheint keiner über das 7. Jahrhundert zurückzureichen; Badami wird ins Jahr 650 n. Chr. gesetzt; die Elúra-Höhlen datiren von 800 bis 1247 n. Chr.

Die Dschains sind zumeist wohlhabende Leute, Kaufleute und Geldwechsler, und es gehören zu ihnen die sogenannten Márwáris (verschieden unterabgetheilt), die Banijas, die durch ganz Indien sich finden u. a. m.

In Süd-Indien sind die Dschains, nach Art der Hindus, in Kasten eingetheilt; nicht so in Nord-Indien, wo sie alle

1) Digambar, sanskr. = nackt.

2) Swet, sanskr. = weiß; ambara sanskr. = Kleid.

3) Außer diesen zwei Sekten existiren noch andere, kleinere, denen aber keine besondere Bedeutung zugeschrieben wird.

1) Kleinere Tempel sind auch in Kalkutta (vier) und an anderen Orten.

2) Mágh (sanskr.), der 10. Monat des Hindu-Jahres = Jänner — Februar.

3) Phálgun (sanskr.), der 11. Monat des Hindu-Jahres Februar — März.

4) Kártik (sanskr.), der 7. Monat des Hindu-Jahres = Oktober — November.

von einer Kaste[1]) sind, oder was dasselbe ist, von keiner. Sie haben aber dessenungeachtet gewisse Unterschiede, und nicht nur, daß sie sich nicht mit anderen Klassen mischen, sondern sie unterscheiden auch unter sich gewisse Abtheilungen, welche untereinander nicht heirathen können, und von denen viele auch nicht miteinander essen. Diese Abtheilungen sind die sogenannten Gatschtscha oder Got, d. i. Stämme oder Familien; sie unterscheiden etwa 48 solcher Gatschtschas.

Ihre Leichen verbrennen sie. Ihre Sprache ist nach dem Lande, wo sie sich aufhalten, verschieden, zumeist Hindustani, Guzeráti und Marwári (Dialekt von Hindustani). In ethnographischer Beziehung sind sie zumeist arischen Ursprungs[1]).

[1]) Sie geben an, daß sie aus der Kaste der Waisijäs stammen (weswegen es so kommt, daß viele der Banijas Dschains sind); dies ist dadurch zu erklären, daß der Dschainismus sich entwickelte, als die Kasten schon ausgebildet waren. Wenn ein Dschain zum Hinduismus zurückkehren will, wird er als Kschatrija oder Waisijä aufgenommen.

[1]) Nähere Auskunft über die Dschains wird der Leser finden in: H. H. Wilson's Sketch of the Religious Sects of the Hindus. Asiat. Researches XVI, pp. 1 bis 136, XVII, 169 bis 314. Auch selbständig erschienen, Kalkutta 1846 (comp. S. 180 — 222), und in H. H. Wilson's gesammelten Werken, Vol. I. — H. T. Colebrooke, Essays. Vol. I, II. — A. Barth, Religions of India u. a. m.

Durch den Gran Chaco und nach Bolivia.

II.

(Mit acht Abbildungen.)

Seine zweite Reise unternahm A. Thouar in den Monaten Februar bis Juli des Jahres 1886. Mittelst Eisenbahn gelangte er zunächst von Buenos Ayres über Cordoba nach Tucuman, mittelst Diligence dann weiter nach Salta, und mittelst Maulthier-Karawane endlich über die südöstlichen Züge der bolivianischen Anden hinweg nach Chuquisaca oder

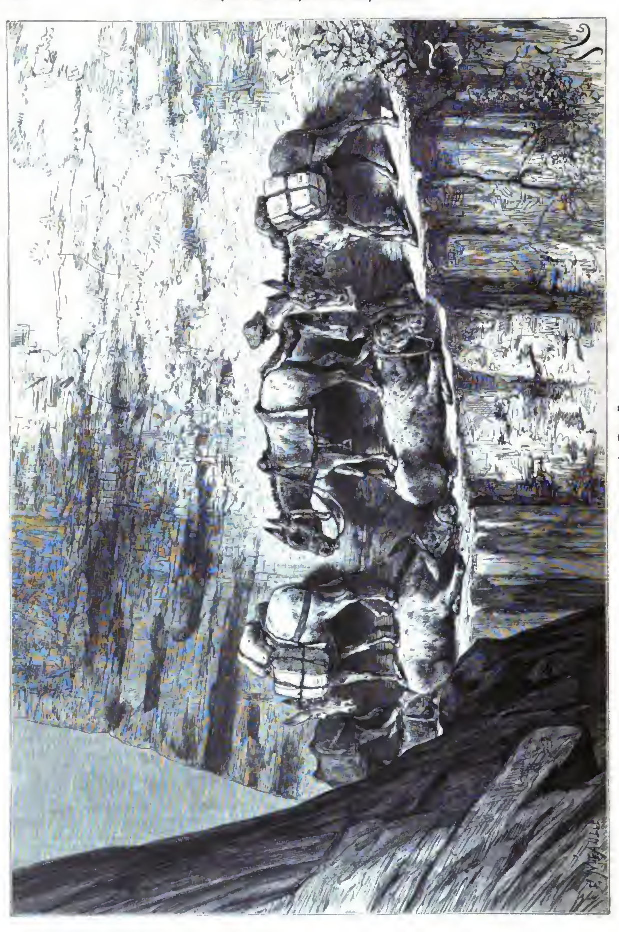


Chicha-Bereitung.

Sucre. Im Gegensatze zu der Fahrt im Pullman-Wagen war die Fahrt in der Diligence bereits von mancherlei Ungemach begleitet, die eigentlichen Schwierigkeiten begannen aber mit dem Ritte auf dem Maulthiere. Glücklicherweise brachte der letztere zugleich auch eine engere Berührung mit Land und Leuten sowie eine genauere Kunde von deren Eigenthümlichkeiten mit sich.

Auf dem Wege von Salta nach Jujuy gewahrte man allenthalben die Spuren, daß auch hier das Dampfroß die älteren, langsameren und unbequemeren Vehikel binnen kurzem verdrängt haben wird. Es waren zahlreiche Beamte mit Vorarbeiten und Vermessungen beschäftigt. Und hatte nicht die Thouar'sche Expedition die Aufgabe, demselben Zwecke zu dienen und ein Vorläufer jener Vorläufer eines neuen Zeitalters in der betreffenden Erdgegend zu sein?

Nördlich von Jujuy war davon zuvörderst noch nicht das geringste zu bemerken. Ueber schöne Weiden, auf denen sich große Heerden tummelten, ging es um Ende März in die „Quebrada" von Humahuaca hinein. Hier bildete die einzige gangbare Straße das Flußbett, zwischen dessen Steingeröll das Wasser der regenreichen Jahreszeit raschen und reißenden Laufes dahin eilte. Als Quartiere mußten elende Hütten dienen, und zur Verpflegung gab es außer dem, was man bei sich führte, nur dann und wann ein Viertel von einem frisch geschlachteten Hammel. Die spärlichen Bewohner des Thales sind sehr arm, und nur in wenigen Weitungen, wo sich statt der Steine etwas sandiger Boden abgelagert hat, bauen sie in beschränktem Umfange Roggen, Mais und Luzerne. Freilich werden Ernte und Ackerboden häufig genug von der wilden Fluth des Hochwassers hinweg gerissen,



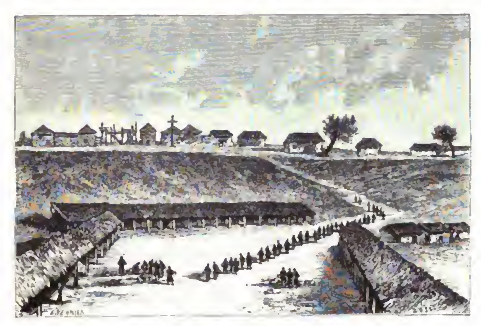
Begegnung im Engpasse.

trotz der Dämme aus Pfahlwerk und großen Steinblöcken, die man zu ihrem Schutze aufrichtet. Der Verkehr ist ein schwacher, und nur selten begegnet man einem Indianer, der einen mit Trauben, Feigen und Pfirsichen beladenen Esel vor sich her treibt. Die beiden namhaftesten Ortschaften in der Quebrada sind Tilcara und Humahuaca, und in diesen erfreuten sich die Reisenden vor allen Dingen eines etwas komfortableren Nachtlagers.



Die Mission San Franzisko.

Weiter hin steigt der Boden stärker und stärker an, und bei Ojo de Agua beginnt sich in der dünn gewordenen Atmosphäre auch die bekannte Bergkrankheit der „soroche" fühlbar zu machen. Hinter Yavi, wo ein Mischling die Reisenden mit der berühmten nationalen „chupe" — einer Suppe aus Mais, Hammelfleisch und spanischem Pfeffer — be-



Die Mission Machareti.

wirthet, wird dann die bolivianische Grenze erreicht. In ermüdender Eintönigkeit folgt nun eine Hochebene der anderen, Heidekraut wechselt mit Ginster, ein rauher Wind wirbelt Menschen und Thieren Massen von Staub ins Gesicht, und nur ab und zu erblickt man eine Lamaheerde oder die einsame Steinhütte eines Quichua-Indianers. Alles in allem ist es ein wenig wirthlicher Landstrich, den man von dieser Seite her in Bolivia betritt, und der vollkommene Mangel an öffentlichen Unterkunftshäusern für die Reisenden macht die Passage desselben doppelt beschwerlich. Man sehnt sich zurück nach den Pampas und nach dem Lande der Gauchos, das ein viel lustigeres und energischeres Leben erfüllt. Der Quichua

ist kalt und schweigsam wie das Plateau, auf dem er lebt, und dabei schmutzig, indolent, ohne Freude und ohne Streben. Durch unmäßigen Trunk nur weiß er sich eine Abwechselung in seinem armseligen Dasein zu schaffen, und vor allen Dingen sind es die Feste seiner Heiligen, die ihm dazu Gelegenheit geben.

Auf schwierigem, steilen Pfade, der sich durch ein losbrechendes Unwetter alsbald in das Bett eines Wildstromes verwandelt, geht es endlich wieder abwärts. Statt in das schöne, fruchtbare Thal von Tarija, kann man glauben, in den Höllenschlund hinunter zu steigen. Die Steine, auf die das Maulthier seinen Fuß setzt, rollen in den Abgrund, und der thonige Boden dazwischen ist so glatt und schlüpfrig, daß das Thier beständig ausgleitet und sammt seiner Last nachzustürzen droht. Unten aber tobt der Rio de Pinos ungestümen Laufes dahin. Nicht ganz ohne Unfall wurde dieser Strom überschritten, denn Thouar selbst wurde eine beträchtliche Strecke von demselben mit fortgerissen, ehe es ihm gelang, das andere Ufer zu erreichen.

Am 6. April kam man in Tarija an, und hier konnte man sich ein wenig Erholung gönnen, um so mehr als Thouar daselbst im Hause seines Freundes Miguel Estensorro, der ihn auf einer früheren Gran-Chaco-Expedition (im Jahre 1883) begleitet hatte, vorsprechen konnte. Der Umstand, daß der diesmalige Begleiter des Reisenden, Th. Novis, von dem landesüblichen Fieber — dem sogenannten „chuchu" oder der „terciana" — befallen war, ließ einen längeren Aufenthalt in Tarija geboten erscheinen. Die Stadt zählt etwa 8000 Einwohner und ist der Sitz einer Präfektur und einer „comandancia general" sowie verschiedener Bildungs-Anstalten. Das Departement, dessen Hauptort sie bildet, hat 150 000 Einwohner und zerfällt in die Provinzen San Lorenzo, Concepcion und Gran Chaco. Das Klima ist mild, und die Umgebung erzeugt Mais, Reis, Tabak, Orangen zc. sowie auch Schlachtvieh in Fülle, so daß namentlich ein guter Theil des letzteren nach Argentinien ausgeführt werden kann. Die Bewaldung der Gegend ist sehr spärlich, indessen fehlt es keineswegs an guten Bau- und Tischlerholzarten. Von Industrien stehen nur die Seifenbereitung und die Gerberei in Blüthe, dagegen ist der Handel von Tarija ziemlich bedeutend, besonders in englischen Manufakturwaaren, die durch Maulthierkarawanen von Tucuman her ins Land gelangen.



San Antonio.

Am 4. Mai wurde die Reise weiter fortgesetzt, und die Hacienda von San Joaquin erreicht. Reiche Weinberge und Pflanzungen von Obstbäumen, Oliven, spanischem Pfeffer („molle"), Cochenillenkaktus, Mais zc. umgeben dieselbe. Von da geht es durch die Quebrada von San Augustin, die sich am Fuße des Abra do Condor hinzieht, und deren Boden mit Mais, Weizen und Roggen wohl angebaut ist. Ganz unfruchtbar dagegen und von heftigen, rauhen Staubwinden durchweht findet man die Quebradas von Unacas und Polla, die weiterhin an dem genannten Gebirgsstocke folgen. Hier ist der Durchgang auch an gewissen Stellen ungemein eng, und sich begegnende Maulthierkarawanen können einander nicht ausweichen, sondern müssen über einander hinweg schreiten (S. Abbildung 2). Nachdem dann ein Wildstrom durchfurthet ist, genießt man von dem Alto de Diego einen herrlichen Ueberblick über die Hochketten der bolivianischen Anden. Der Abstieg in das Thal von San Luis erfolgt aber unter ganz ähnlichen Mühsalen wie derjenige in das Thal von Tarija. Der Aufenthalt in San Luis ist nur ein sehr kurzer, und eine etwas längere Rast wird erst gehalten, nachdem der Abhang von Achenal mit seinen zahlreichen Morästen und Wasserstürzen überwunden ist. Die Gegend ist hier von ackerbautreibenden Chiriguano-Indianern bewohnt.

Von der kalten Höhe von Japateca aus überschaut man die Gebiete des oberen Pilcomayo und Bermejo weithin, und ebenso auch die gewaltigen Hochgebirgsketten, die dieselben einrahmen. Dann steigt man hinab nach Ivitivi und findet sich bald wieder in warmer Tropenluft und von Orangen-, Bananen-, Mais- und Zuckerrohrpflanzungen umgeben. In Achenal gewinnt man übrigens auch einen Einblick in die Chicha-Bereitung: eine wesentliche, wenn auch wenig appetitliche Manipulation bei der Bereitung des berauschenden Nationalgetränkes der bolivianischen und peruanischen Indianerbevölkerung besteht bekanntlich darin, daß das dazu gehörige Maismehl von den Frauen gekaut, und der in dieser Weise gewonnene Saft behufs des Gährens in große Thongefäße gespieen wird (S. Abbildung 1).

Am 16. Mai wird in Aguairenda Station gemacht, in einer jener Missionen, die die Franziskanermönche seit Beginn des 17. Jahrhunderts zur Bekehrung und Civilisirung der Chiriguanos und Tobas begründet haben. Ein großer Theil derselben ist von den Indianern wieder zerstört worden, eine Anzahl besteht aber bis auf den heutigen Tag; so außer Aguairendo namentlich noch Chimeo, San Franzisko, Caiza, Tarairi, Tiguipa und Machareti (S. d. Abbildungen 3 und 4). Jede solche Mission besteht aus einer Kirche sowie aus einer Gruppe von Wohnhäusern und Schuppen, die von einer starken Mauer umgeben sind. Die Indianerhütten befinden sich außerhalb der Mauer, und der zu der Mission gehörige Grund und Boden wird gemäß dem Klima bald vorherrschend zur Viehzucht, bald zum Ackerbau benutzt. Sowohl der Gottesdienst und Unterricht als auch die Arbeit wird von den frommen Vätern geleitet.

Von San Francisko wandte sich Thouar dem Pilcomayo zu, dessen Oberlauf genauer zu erforschen, eine seiner Hauptaufgaben bildete. Bald war der Strom erreicht und durchschwommen, aber von San Antonio (S. Abbildung 5) ging der Marsch an seinem Ufer, an dem große Steinblöcke und vorspringende steile Felsen vielfach den Weg sperrten, sehr langsam und mühselig vorwärts. Bald galt es hoch emporzuklettern, bald wieder tief hinab, bald von einem Absatze zum anderen gefährliche Sprünge zu wagen, bald wieder sich durch enge Spalten hindurchzuzwängen. Die begleitenden



Fischende Indianer am oberen Pilcomayo.

Chiriguano- und Noctene-Indianer bewiesen dabei ein anerkennenswerthes Geschick. An dem Falle des Pirapo Ete, der zwischen zwei jähen Felswänden in die Tiefe stürzt, war das weitere Vordringen aber eine vollkommene Unmöglichkeit, und man mußte sich daher zur Umkehr entschließen.

Das Gefäll des Pilcomayo beträgt auf der betreffenden Strecke im allgemeinen sechs bis sieben Meilen in der Stunde, in den zahlreichen Schnellen ist es aber noch viel stärker. Die Ufermauern sind im Durchschnitt etwa 100 m hoch und allerorten mit einem dichten Wuchse von Sambus, Kaktus &c. bedeckt. Ein größerer Gegensatz als zwischen diesem Stücke seines Oberlaufes und demjenigen, das Thouar auf seinen vorhergegangenen Expeditionen kennen gelernt hatte, kann es nicht wohl geben. Nur am linken Ufer haben die Indianer von der Mission San Francisko an einigen Stellen kleine Kulturen angelegt, von ihren daselbst befindlichen Hütten — sogenannten chacras — zugleich eifrig dem Fischfange obliegend (S. Abbildung 6). Eine schlimme, Menschen und Thieren gefährliche Landplage bilden die zahlreichen Jaguare, die am Pilcomayo hausen.

Ueber Tarairi geht die Reise nun weiter nach Tiguipa, wo die wärmere Luft für Thouar heftige Fieberanfälle mit sich bringt, während Th. Novis schon seit längerer Zeit von solchen heimgesucht wird. Man rastet an dem genannten Orte also einige Tage, und man ist Zeuge davon, wie die christianisirten Indianer ihre Maisernte einbringen, um alsbald die Chicha-Brauerei in großem Maßstabe zu beginnen und in großen Trinkgelagen zu schwelgen. So viel die Missionare auch gegen diese Unsitte geeifert haben, so ist es ihnen doch nicht im entferntesten gelungen, sie in engere Grenzen zu verweisen, geschweige denn sie auszurotten.



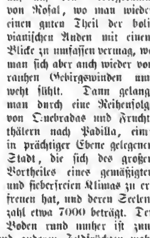
Die Bartolo-Schlucht.

Von Tiquipa aus gelangen die Reisenden weiter nach Machareti, hier sehen sie sich aber durch ihren verschlimmerten Gesundheitszustand zu weiterem längeren Rasten verurtheilt, und erst am 28. Juni sind sie im Stande, ihren Marsch in der Richtung auf Sucre wieder aufzunehmen, um dort völlige Wiederherstellung zu suchen.

Mittlerweile ist der Winter auf dem bolivianischen Hochplateau hereingebrochen, und die Reise gewinnt dadurch natürlich nichts an Annehmlichkeit. Unter großer Anstrengung geht es über Yancarsinza hoch empor, sodann wieder steil hinab nach Inipuiuta und in das zuerst sandige und dann sumpfige Thal von Cuevo, durch dicke Nebel hindurch, und bald von empfindlicher Kälte, bald von schwüler Wärme leidend. Die Hänge sind hier wieder kahl und unfruchtbar, und bis gegen Choreti hin ist weit und breit nicht eine einzige Hütte zu gewahren. Auch bei Pirarenda gewährt der dürre Boden weder der Viehzucht noch dem Ackerbau irgend welche Aussichten, und die Ortschaften bestehen durchgängig nur aus einigen ärmlichen Hütten, die sich an nackte Felsen anschmiegen. Ein kleines Maisbeet und einige Schafe, denen sich im günstigsten Falle ein paar Kühe zugesellen, müssen einer Indianerfamilie zum Unterhalte genügen. Was Wunder, daß sie dem Reisenden von dem Wenigen, was sie besitzen, um keinen Preis etwas abtreten wollen!



Ein Chiriguano.



Den Hauptröster im Elende muß auch hier die Chicha bilden. Von Pirarenda nach Matara ist der Marsch weniger beschwerlich, und an dem ruhig dahin fließenden Rio Parapiti wuchert wieder eine üppige Waldvegetation. Der Strom muß mehrmals durchfurthet werden, und dann genießen die Reisenden in San Miguel, das inmitten üppiger Zuckerrohr-, Mais-, Reis-, Roggen- und Pfefferpflanzungen liegt, abermals weitgehende bolivianische Gastfreundschaft.

Durch ein weiteres, schönes und gut kultivirtes Thal wird hierauf Sauces, der Hauptort der Provinz Azero, erreicht. Auch hier ist das Klima warm, und der Entfaltung einer reichen Pflanzenwelt günstig, obzwar plötzliche, sehr empfindliche Temperaturstürze nicht selten sind, aber auch hier haust unter der Bevölkerung, deren Zahl 900 bis 1000 betragen mag, das endemische Chucho-Fieber. Die Handelsthätigkeit des Ortes konzentrirt sich in der Hauptsache auf die jährliche „Feria“ (Messe), die gegen 6 Wochen dauert und eine beträchtliche Zahl bolivianische und argentinische Kaufleute herbeizuziehen pflegt. Natürlich geht es dabei ohne Spiel und Tanz, sowie ohne Trinkgelage nicht ab.

Hinter Sauces beginnt eine der wildesten und großartigsten Gebirgsgegenden Bolivias, die von einer mächtigen Vegetation bedeckt ist, aber von Menschen beinahe völlig verlassen erscheint. Zwischen einer Reihe von hohen Gebirgsstöcken gelangt man in die Quebrada von Mojorque. Die engste Stelle derselben bildet die Schlucht von Bartolo, über die in schwindelnder Höhe eine rohe Indianerbrücke hinweg gelegt ist (S. Abbildung 7).

Hinter Salto geht es hinauf auf den Gebirgskamm von Rosal, wo man wieder einen guten Theil der bolivianischen Anden mit einem Blicke zu umfassen vermag, wo man sich aber auch wieder von rauhen Gebirgswinden umweht fühlt. Dann gelangt man durch eine Reihenfolge von Quebradas und Fruchtthälern nach Padilla, einer in prächtiger Ebene gelegenen Stadt, die sich des großen Vortheiles eines gemäßigten und fieberfreien Klimas zu erfreuen hat, und deren Seelenzahl etwa 7000 beträgt. Der Boden rund umher ist zum Bau von Mais, Roggen und anderen Feldfrüchten wohl geeignet, und eine gute Straße verbindet den Ort mit Sucre, wohin zahlreiche Maulthierkarawanen einen regen Verkehr vermitteln.

Auf dieser Straße wird nun mit leichter Mühe Tomina erreicht, und ebenso Tacupaya, das an einem Zuflusse des Rio Grande gelegen ist. In einem der hübschen Landhäuser, die sich zu beiden Seiten des Weges allmählich häufen, zwingt das Fieber nochmals zu kurzer Rast. Dann gilt es eine letzte hohe Gebirgsschwelle — die von Tarabuco und Cuajacancha, eine der höchsten von Bolivia — zu übersteigen, und das ersehnte Sucre, am Fuße seiner beiden Cerros, die schon aus weiter Ferne sichtbar sind, ist erreicht.

Die Handels-Ausstellung in Bremen.

Von Dr. A. Oppel.

Nachdem im vergangenen Jahre Deutschlands erste Handelsstadt Hamburg den denkwürdigen Moment des Zollanschlusses durch eine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung feierlich begangen, hat sich das schwesterliche Bremen beeilt, das gegebene Beispiel nachzuahmen, jedoch mit der Modifikation, daß der geographische Rahmen beträchtlich erweitert und in der Hauptsache das ganze alte Sachsenland, oder wie man es offiziell benennt, das nordwestliche Deutschland, zur Mitwirkung herbeigezogen wurde.

Wennschon es ohne Zweifel auch für die Leser des „Globus“ von Interesse sein würde, die Leistungen Nordwestdeutschlands auf dem Gebiete von Gewerbe und Industrie in übersichtlicher Weise dargestellt zu sehen, so wollen wir doch diese Aufgabe hier nicht weiter verfolgen, sondern uns nur mit einem der Haupttheile der Bremer Ausstellung, der allgemein als der gelungenste bezeichnet wird, der Handels-Ausstellung, beschäftigen. Für eine solche Beschränkung sprechen mehrere Gründe. Einmal bezieht sich der Inhalt jener vor

zugsweise auf ausländische Gebiete, und das entspricht der Idee des „Globus". Sodann aber — und das ist wohl das wichtigere — ist die Handels-Ausstellung ausschließlich durch das Zusammenwirken der Bremischen Kaufmannschaft entstanden; sie entrollt uns damit zugleich ein Bild von dem Umfange und von der Leistungsfähigkeit des Bremischen Handels fast unmittelbar nach dem Abschluß einer langen historischen Periode: ihrer isolirten Stellung dem deutschen Zollverein gegenüber. Die gegenwärtige Handels-Ausstellung bildet also einerseits den Schlußstein eines Zustandes der Vergangenheit, wie sie andererseits die Zukunft in glücklichster Weise inaugurirt. Schließlich kommt in Betracht, daß die Handels-Ausstellung durchaus nur durch die Opferwilligkeit des Bremischen Handelsstandes entstanden ist und somit im Gegensatz zu der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung etwas Eigenes und Selbständiges, also etwas ausschließlich Bremisches bildet.

Die Handels-Ausstellung stellt sich äußerlich als ein längliches Gebäude im Stile der deutschen Renaissance dar. Durchaus in Holz gebaut, aber an den Außenseiten mit Backsteinimitation versehen, ist es reichlich 100 m lang und abgesehen von einem dem Eingang gegenüber gelegenen rückwärtigen Ausbau 21 m breit. Der Längsgliederung nach zerfällt es in einen Mittelraum und zwei Seitenflügel. Der Mittelraum enthält eine große Empfangshalle mit einer mächtigen Atlasfigur, welche die Erdkugel trägt. An die Empfangshalle schließt sich der eben erwähnte Ausbau, welcher die Hauptspezialität Bremens, die Tabakbranche, aufgenommen hat. Von den beiden Seitenflügeln ist der rechts gelegene den Ländern des Westens, der links gelegene dagegen denen des Ostens gewidmet, doch ist diese Anordnung nicht scharf durchgeführt, warum? das wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Der Inhalt der Handels-Ausstellung ist ein außerordentlich reicher und vielseitiger. Viele Tausend kleine und große Gegenstände sind da ausgestellt, aber das Arrangement im ganzen wie im einzelnen ist dabei so glücklich getroffen, daß dem orientirenden Anschauen wie dem eingehenden Beschauen nur selten Abbruch geschieht.

Bei der Gesammt-Anordnung war gleich von vornherein darauf Bedacht genommen worden, daß jedem der mit Bremen in Handel stehenden Länder ein wenn auch nicht kojenartig abgeschlossener, so doch deutlich getrennter Raum zugewiesen werde. Da aber der Schwerpunkt von Bremens Großhandel nicht so sehr in dem eigentlichen Länderverkehr besteht, sondern vielmehr auf gewissen großen Stapelartikeln beruht, so war es unumgänglich, daß die geographische Eintheilung zu gunsten der letzteren unterbrochen und diese als selbständige Abtheilungen (Sektionen) eingereiht wurden. Solche Waarensektionen bilden, nach dem Werthe der Handelsbewegung genannt, in erster Linie die Baumwolle, die Wolle, der Tabak, der Reis und das Petroleum; in zweiter Linie das Getreide, der Kaffee, der Schellack, der Indigo und die Kokosnußfaser. Doch hat man danach gestrebt, diese Waarengruppen in der Nähe derjenigen Länder unterzubringen, welche die Hauptausfuhr darbieten. Was die Ländersectionen anbetrifft, so beziehen sich zwei auf Europa: Mittelmeer-Gebiet und Nordische Länder; elf auf Amerika (mit den eingefügten Waarengruppen): Mexiko, Spanisch-Westindien, Britisch-Westindien, Central-Amerika und Columbien, die Länder der Westküste Südamerikas, Brasilien und die Laplata-Staaten; zwölf auf Asien (nebst den eingefügten Waarengruppen): Türkisch-Asien und Persien, Britisch-Ostindien und Siam, Sunda-Inseln, China und Japan; zwei auf Australien: das Festland und Hawaii; eine auf Afrika. An das letztere schließen sich die Deutschen Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee an, denen man einen ansehnlichen Raum zugewiesen hat. Als ein in wissenschaftlichem Sinne sehr werthvoller Zusatz erweist sich die von der Geographischen Gesellschaft in Bremen zusammengebrachte und übersichtlich angeordnete Sammlung von Karten und statistischen Diagrammen, welche einen doppelten Zweck verfolgt: einmal den Besuchern, welche sich für geographische Angelegenheiten näher interessiren, das nöthige Material an die Hand zu geben, andererseits aber auch zugleich einen Ueberblick über den gegenwärtigen Zustand der wirthschaftlichen Kartographie zu vermitteln.

Sehen wir uns nun das Innere der Handelshalle etwas genauer an, so ergeben sich aus der „Fülle der Gesichte" drei bleibende Haupteindrücke, welche etwa mit den Bezeichnungen: das dekorative Element, die eigentlichen Handelsprodukte und die auf die Natur- und Völkerkunde der auswärtigen Länder bezüglichen Gegenstände charakterisirt werden können. Durch die glückliche Verbindung dieser drei Gesichtspunkte ist es gelungen, die Gefahr eines langweiligen Waarenmagazins zu vermeiden und durch lebendige Anschaulichkeit die große Menge anzuziehen, welche ja in erster Linie Befriedigung des Auges verlangt, zugleich aber den Fachmann zufrieden zu stellen und ihm mancherlei Anregung zu bieten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß jene Kombination in allen Fällen vollständig gelungen sei. Da die Ausstellung den Vertretern der Einzelsektionen fast vollständig überlassen war, so konnte es nicht fehlen, daß in dem einen Falle die Waaren, im anderen das dekorative Element, in wieder anderen ethnologische und naturhistorische Gegenstände sich in den Vordergrund drängen. Aber am Ende schadet das nicht viel.

Wenn im Vorstehenden mehrfach von dem dekorativen Elemente die Rede war, so ist darunter natürlich nicht etwa die Ausschmückung der Räume mit Flaggen, Wappen, Portièren u. s. w. zu verstehen, sondern vielmehr der ganze Rahmen, in welcher die eigentlichen Gegenstände eingefügt sind. Und in dieser Beziehung herrscht eine große Mannigfaltigkeit. Vielfach sind die Rückwände der Abtheilungen mit mächtigen Gemälden versehen, welche theilweise in gröberer Dekorationsmalerei, theilweise mit künstlerischem Geschmack ausgeführt, Landschaften, Städtebilder, Volksscenen, Häfen, Plantagen u. a. darstellen. An diese schließen sich die eigentlichen Ausstellungsgegenstände, vielfach in der Art der modernen Rundgemälde, an. Die gelungenste derartige Darstellung hat wohl die Sektion Baumwolle aufzuweisen. Im Hintergrunde befindet sich da ein Bild mit einem Baumwollfeld; an dieses schließt sich nach vorn zu eine Gruppe täuschend nachgebildeter Pflanzen in Blüthe. Die Gruppe ist nur schmal, aber da der Uebergang vom Körperlichen zum Bildlichen gut getroffen ist, so wird man in die Täuschung versetzt, als habe man eine weit ausgedehnte Pflanzung vor sich. Außer den Bildern ist bezüglich des dekorativen Elementes auch die Nachbildung auswärtiger Architekturformen, als chinesischer Tempel, Indianerhütte, Battahaus u. s. w., in denen die Gegenstände aufgestellt sind, die Verwendung fremdländischer Pflanzen und Thierfelle sowie geeigneter Industrieartikel, besonders orientalischer Teppiche, indischer Stoffe, mexikanischer Serapes, südamerikanischer Ponchos u. a. zu nennen.

Die Zahl der eigentlichen Handelsartikel, welche in den vorbezeichneten Umrahmungen Platz gefunden haben, ist natürlich Legion, und da, wie bereits angedeutet, die einzelnen Ländersektionen meist selbständig vorgingen, so konnte es nicht ausbleiben, daß gewisse weit verbreitete Gegenstände, welche zudem noch theilweise in den Waarengruppen berücksichtigt sind, mehrfach oder vielfach wiederkehren. Aber der Eindruck dieser Wiederholungen wird in den meisten Fällen stark abgeschwächt, häufig auch ganz aufgehoben durch den Umstand, daß man sich nicht darauf beschränkte, das Handelsprodukt in der Ausfuhr- und Einfuhrform

vorzuführen, sondern daß man die genetische Entwickelung der Waare vom pflanzlichen, thierischen oder mineralischen Rohstoff durch alle Stadien der Verarbeitung bis zum fertigen Gebrauchsgegenstande darzustellen sich bemühte. Je nach Umstand und Gelegenheit ist die Durchführung dieses sehr wichtigen Gesichtspunktes verschieden ausgefallen, im ganzen aber doch als wohlgelungen zu bezeichnen. Dazu kommt, daß die landesübliche Behandlung mancher Gegenstände durch Modelle kleineren oder größeren Maßstabes, durch einzelne Modellfiguren oder durch die Nachbildung einzelner Geräthe zu lebhafter Anschauung gebracht ist.

Als Beispiel dieser Behandlungsweise kann die Reis-Ausstellung dienen. Wir sehen da lebende Reispflanzen, trockene Pflanzen mit Wurzelstock, Halm und Aehre, ferner Reis in Bündeln, Reiskörner in Hülse („Paddy"), geschälten Reis („Cargo"), wie er aus den Produktionsländern ausgeführt wird nebst den betreffenden Originalpackungen, polirten Reis, wie er aus den europäischen Reismühlen hervorgeht, ferner birmanische Reisbauern in Modellfiguren und sogar in einigen lebenden Exemplaren, birmanische Reisboote, Reismühlen und -Stampfer und einen Reisdampfer mit den neuesten Einrichtungen.

Von den größeren Modellen stellt beispielsweise eines die ganze Baumwollbearbeitung in Ostindien, ein zweites die Jute, ein drittes den Indigo, ein viertes ein Salpeterwerk in Chile, ein fünftes die Tabakgewinnung in Asahan (Ostsumatra) dar.

Hierbei hat man sich aber nicht auf die Gegenstände des Bremischen Handels beschränkt, sondern auch solche mit berücksichtigt, welche für die auswärtigen Länder mehr oder weniger allein in Betrachtung kommen. So findet sich z. B. eine sehr hübsche Darstellung eines Amalgamationswerkes in Mexiko, ferner die Darstellung der zahlreichen mexikanischen Faserstoffe, als Istle, Henequen, Pita u. s. w., der auf Kuba angebauten Ramiepflanze, der Korkgewinnung und vieles andere.

Was endlich das dritte der oben bezeichneten Hauptelemente der Handels-Ausstellung: die auf Volks- und Naturkunde der auswärtigen Länder bezüglichen Gegenstände anbelangt, so konnte hierbei selbstredend ein bestimmtes System gar nicht eingehalten werden. Die eine Sektion bringt viel davon, die andere weniger, eine dritte wenig oder gar nichts. Wie wäre es auch möglich, zwei so weit ausgedehnte Gebiete, die doch in einer Handels-Ausstellung nur als Zierrath auftreten können, in ausgiebiger Weise zu bedenken? Legt man aber den rechten Maßstab der Beurtheilung an, so wird man zugeben müssen, daß auch in dieser Richtung viel geleistet ist. Namentlich sind es die Sektionen Sunda-Inseln, China, Japan, Australien, Hawaii, Afrika, die deutschen Schutzgebiete und Mexiko, welche werthvolle Beiträge zur Natur- und Völkerkunde aufzuweisen haben.

Nimmt man Alles in Allem, so wird man nicht umhin können, zu sagen, daß die Bremer Handels-Ausstellung ein eigenartiges und hervorragendes Werk ist, welches allen Betheiligten zu hoher Ehre und Freude gereichen darf. Ist sie doch unstreitig das erste Unternehmen dieser Art auf dem europäischen Kontinente, viel höher stehend, als die Kolonialabtheilung, welche seiner Zeit mit der Amsterdamer Welt-Ausstellung verbunden war. Aber auch wer voriges Jahr die „Exposition Universelle" in Paris gesehen hat, wird nach Besichtigung der Bremer Handelshalle den Eindruck gewinnen, daß Paris etwas derartiges nicht zu bieten hatte.

Aus dem Vorstehenden begreift es sich leicht, daß der Besuch der Handels-Ausstellung ein enormer ist. Der Zudrang nimmt mitunter einen solchen Umfang an, daß die Thüren zeitweilig geschlossen werden müssen. Wenn nun auch ein Theil dieser Begeisterung auf einen leicht erklärlichen Lokalpatriotismus zurückzuführen ist, so wird doch auch jeder auswärtige, unbefangene Besucher seine volle Befriedigung finden. Denn das Nützlichste ist hier in glücklichster Weise mit dem Angenehmen verbunden. Wir schließen daher mit dem Wunsche, daß auch im deutschen Binnenlande, besonders aber von dem Leserkreise des „Globus", die gewiß so bald nicht wiederkehrende Gelegenheit, ihre geographischen und ethnographischen Kenntnisse und Anschauungen durch den Besuch der Bremer Handels-Ausstellung zu vertiefen und zu erweitern, im ausgiebigsten Maße benutzt werden möge.

Kürzere Mittheilungen.

Die Dr. Baumann'sche Expedition in Deutsch-Ostafrika [1].

Ueber die Expedition des Dr. Oskar Baumann in Deutsch-Ostafrika wird uns Folgendes mitgetheilt: Der Reisende begab sich mit 60 Trägern und sieben Soldaten von der deutschen Schutztruppe von Tanga aus zunächst nach der englischen Missionsstation Misosne. Dann überschritt er den Sigi-Fluß und drang bei Simbili in das nordöstliche Gebirgsland von Usambara ein. Das genannte Dorf liegt auf einem Höhenrücken, von dem aus man sowohl den See als auch die beiden Gipfel des Kilimandscharo überschauen kann. Dann ging der Zug durch die ausgedehnten Urwälder von Kombola und Handri nach Mgumbo und Msasa, und weiter dem Südrande des Gebirges entlang nach Korogwe am Pangani. Da es sich als unthunlich herausstellte, das durch Krieg verwüstete Luengera-Thal aufwärts zu verfolgen, wandte sich Dr. Baumann von Korrogwe nach dem bislang unerforscht gebliebenen Hochweidelande Wugire, das durch die Tributärflüsse des Luengera und Wurini wohl bewässert und dicht bevölkert ist. Die Eingeborenen treiben Rinderzucht. Der Reisende durchzog das Land bis Nguiro und erreichte von da Wuga. Von dort ging es durch dichten Wald nach Bumbuli, einem früher sehr bedeutenden, jetzt aber halbverlassenen Orte, und weiter durch ein offenes und gut bewohntes Land nach dem Felskegel Schembekesa, auf welchem das gleichnamige, das Land weithin beherrschende Dorf gelegen ist. Ein Marsch durch wasserreichen Bergwald brachte die Expedition von da nach Kongoi, und ein Marsch durch weniger fruchtbares Kampinengebiet nach Michihui, von wo aus ein hohes Bergjoch überstiegen werden mußte, über das der Weg nach der kleinen fruchtbaren Wakamba-Kolonie Tara führte. Durch die wasserarme Nyila-Steppe gelangte man dann in zwei Tagereisen nach der schönen, von Waschamba und Wakamba bewohnten Landschaft, die sich am Fuße der Mlalo-Berge ausdehnt und vom obern Umba bewässert wird. Ferner wurde der Mbaramu Felsberg umgangen, das Dorf Mti berührt, die Gegend von Mtai und Mbalu durchzogen, und der prächtige Gebirgsdistrikt Schele mit dem Hauptdorfe Mlalo erreicht. Durch das kühle Weideland der heerdenreichen Wambugu ging der Marsch weiter nach Schmme, und von

[1] Vergl. hierzu die Karte des Reisenden in „Petermann's Mittheilungen" 188?, S. 11.

da in äußerst mühseligem Abstiege nach Kwa Kitzungui, in der Mkomasi-Ebene. Hier wurde Dr. Baumann infolge der ausgestandenen Strapazen, insbesondere infolge der öfteren tagelangen Durchnässungen von einem schweren Fieber darniedergeworfen. — Kaum genesen, wandte er sich nordwärts, über Gondja, Kisuani nach Pare Kisungu, um dessen kleinen Gebirgskomplex zu erforschen. Er fand ihn schwach bevölkert und arm an Wasser und Pflanzungen, zur Viehzucht aber nicht ungeeignet. Ein Steppenmarsch führte die Expedition dann nach dem Südfuße des Ugueno Gebirges, das der Reisende besser mit dem Namen Nord Pare zu bezeichnen wünscht. Auf neuer Route, die diejenige von der Decken's und H. Meyer's schneidet, wurde dieses Land in der Richtung von Süd nach Nord durchzogen. Dasselbe ist vorwiegend von Wapare bevölkert, und nur in der Nordecke wohnt der kleine Stamm der Wagnero, ein den Wataweta und Wakahe nahe verwandter Stamm. Das ganze Gebirge ist sehr fruchtbar und wasserreich, größtentheils offen und mit sorgfältigen, von Kanälen durchzogenen Pflanzungen von Bananen, süßen Kartoffeln, Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Tabak, Maniok und Ricinus bedeckt. Dörfer fehlen, doch begegnet man oft den verstreuten Weilern der ziemlich zahlreichen Eingeborenen. Eine Eigenthümlichkeit der Berge ist deren Gehalt an Raseneisen, der von den Wapare stark ausgenutzt wird.

Von Ugueno stieg man nach dem versumpften Westende des Dschiga-Sees hinunter, und die beschwerliche Sumpfwanderung nach Tareta brachte dem Reisenden einen schlimmen Fieberrückfall, so daß er sich in der Hängematte weiter nach Moschi tragen lassen mußte. In der letztgenannten verlassenen Station erholte er sich aber rasch, und in Gruscha fand er bei dem Expeditionschef Frhrn. von Eltz freundliche Aufnahme und Förderung seiner Zwecke. Er konnte daselbst im besten Wohlsein namentlich die Salzsteppe in geologischer Beziehung studiren und die Litema-Berge aufnehmen, und sich dann nach Samue, am Nordende von Süd-Pare, weiter begeben. Es sollte nun die Durchforschung des südlichen Pare-Gebirges erfolgen. Mitte Juli gedachte der Reisende dann wieder in Korogwe einzutreffen, um von da den größten Theil seiner Mannschaft zur Küste zu senden, und nur mit wenigen Begleitern durch das Luengera-Thal nach dem Umba-Gebiete vorzudringen. Die Erforschung des Vorlandes von Usambara — der Landschaften Digo, Bondei und des Küstenstriches — sollte dann den Schluß machen.

In Moschi bestand die Expedition noch aus 56 Mann und äußerte sich Dr. Baumann über dieselben sehr anerkennend. Vier Mann mußten wegen Krankheit zur Küste zurückgesandt werden, und zwei, darunter ein Soldat der Schutztruppe, liefen davon.

Ueber seine Arbeiten spricht sich der Reisende wie folgt aus:

„Was meine topographischen Aufnahmen und allgemeinen Arbeiten anbelangt, so suche ich mein Ziel darin, ein möglichst vollständiges Bild des Umba-Pangani Gebietes (ausschließlich Kilimandscharo) in jeder Beziehung zu erhalten, welches nicht nur dem Reisenden und Ingenieur, sondern auch dem Kapitalisten und sonstigen Interessenten in Europa als sicherer Führer dienen soll. Die Karte von Usambara ist jetzt aufgenommen, soweit ein Einzelner dies überhaupt im Stande ist. Das Land ist jetzt besser bekannt, als irgend ein anderes Gebiet Ostafrikas und weit besser als der größte Theil der europäischen Türkei. Ebenso sind Mittel- und Nordpare aufgenommen, und es bleibt nur mehr Südpare und das Vorland von Usambara, um in Verbindung mit den Arbeiten anderer Reisender eine vollständige Karte des genannten Gebietes konstruiren zu können.

Hand in Hand mit den topographischen gingen die physischgeographischen und geologischen Studien, welch letztere die unglaubliche Einförmigkeit des genannten Gebietes erkennen ließen. Recht interessante Ergebnisse lieferten die ethnographischen Studien, die nur gemacht wurden, eine Völkerkarte und genaue Beschreibungen in jeder Hinsicht zu liefern. Die Photographie wurde durch das theilweise Versagen des großen Apparates beeinträchtigt, doch wird der kleine immerhin Bilder liefern, die als feste Basis für einen Zeichner dienen können."

Ueber das ostafrikanische Eisenbahnprojekt, dessen Untersuchung eine seiner Hauptaufgaben bildet, sagt Dr. Baumann:

„Für die Bahnfrage kann ziffernmäßiges Material erst nach Fertigstellung meiner Karte in Europa geliefert werden. Auch im allgemeinen kann ich mich nur oberflächlich äußern, da meine Reise eben noch nicht vollendet ist. Die Route Tanga—Bondei bietet, wie s. Z. erörtert, keine Schwierigkeit. Von dort ab sind zwei Möglichkeiten gegeben, die eine durch die Steppen nördlich von Usambara nach einem Punkte am Ostrande Südpares (den günstigsten werden meine Arbeiten ergeben), die andere ebendahin durch das Pangani- und Mkomasithal. Die nähere Route bietet Vortheile in Bezug auf die Zollgrenze, führt jedoch größtentheils durch Wüsten, auch ist der Abfall Usambaras steil. Die zweite führt durch durchwegs kultivirbares Land und bietet leichte Zugänge ins Innere von Usambara. Vom Ostrande Pares wäre die Bahn nach Taveta oder Aruscha zu verlängern. Ernstliche Terrainschwierigkeiten bieten sich in diesen Ebenen nirgends, auch Wasser ist überall erhältlich oder durch Bohrungen in Flußbetten und kurzen Leitungen zu beschaffen. Eine ungeheure Verringerung der Kosten ließe sich erreichen, wenn man die zwangsweise unentgeltliche Arbeit einführen wollte, wie solche in vielen Staaten der Balkanhalbinsel, in Holländisch-Indien üblich ist, und im größten Maßstabe unter Gordon im ägyptischen Sudan üblich war. — Auf die Möglichkeit der Zwangsarbeit in Usambara und Vorland wurde ich durch Zufall geführt. Ich bekam nämlich durch Desertionen und Erkrankung von Leuten gleich anfangs acht trägerfreie Lasten und benöthigte außerdem täglich zwei Wegweiser. Da ich oft Schwierigkeiten hatte, diese Leute aufzutreiben, machte ich täglich die Jumbes für deren Stellung verantwortlich. Anfangs wollten besonders die Waschamba dieses ihnen neue System nicht begreifen, doch gewöhnten sie sich erstaunlich rasch, und täglich, während zweier Monate, fand ich, selbst in den entlegendsten Distrikten meine Leute. Um weitere Proben anzustellen, requirirte ich an größeren Orten bis zu 50 Mann, um meinen Leuten einen Rasttag zu gönnen, ohne die Reise zu unterbrechen. Ich betone, daß die Leute niemals eine Bezahlung erhielten, ähnlich wie man dies in den Reiseberichten Dr. Junker's, Schweinfurth's und anderer liest. Wenn nun die Waschamba (die Wadigo sind noch gefügiger) sich so ohne weiteres zu dem ihnen ungewohnten Trägerdienst bewegen lassen, wie viel leichter würde dies in Bezug auf Erdarbeiten sein."

Farben- und Zahlennamen der Samoaner.

Vor kurzem führte Herr Cuningham eine Gruppe von Samoanern aus Tutuila, die er vorher in Brüssel, Köln und Berlin zur Schau gestellt hatte, auch nach Halle. Im Nachstehenden theile ich ein paar Ergebnisse mit, welche mir ein mehrtägiger Verkehr mit diesen geistig recht geweckten Südseeleuten während ihres Halleschen Aufenthaltes eingebracht hat.

Das Unterscheidungsvermögen der Leute für eine Vielzahl von Farbennüancen war ein vollkommenes; minder ausgebildet zeigte sich zwar das Vermögen, alle (in verschiedenfarbigen Papierbogen) ihnen vorgelegten Farbenabstufungen sprachlich zu bezeichnen, aber hierin liegt kein Widerspruch. Glücklich überwunden ist ja heute die eine zeitlang die Geister auch bei uns (seit Geiger) irreführende Truglehre, als beweise die ge-

ringere Schärfe und Reichhaltigkeit der Farbennamenreihe eines Naturvolkes die analoge Dürftigkeit seines angeblich noch „unentwickelteren“ Farbensinns gegenüber den höher gediehenen Völkern.

Wie fast bei sämmtlichen Völkern, deren Farbenausdrücke wir kennen, hatten unsere Samoaner ganz bestimmte Namen für Schwarz, Weiß und Roth:

úli úli (mitunter wie údi údi klingend), schwarz,
pei pei, weiß,
mu mu, roth.

Auch für Braun und Gelb waren feste Bezeichnungen vorhanden:

éfu éfu, braun,
sáme sáme, gelb.

Nur einmal gebrauchte einer der Leute für dasselbe Gelb schina schina, welches er ein anderes mal sáme sáme nannte. Als Lautvariation für letzteres begegnete er bisweilen scháma schúma.

Für Hellgrau kam kein genügend bezeichnendes Wort zum Vorschein; die einen gebrauchten dafür éfu éfu (braun), die anderen pei pei (weiß).

Die ganz besonders auch durch die Südsee (Polynesien, Mikronesien, Papua-Archipel) verfolgbare Gleichbezeichnung für Grün und Blau ist auch den Samoanern eigen, sie lautet: lânu moánga.

Es ist, wie man sieht, der einzige nicht aus einer Wortwiederholung bestehende Farbenname, obwohl er sich auch aus zwei Worten zusammenfügt. Das ng desselben ist das nasalirte g̃ des Polynesischen, welches wir in geographischen Namen thörichter Weise mit g schreiben (z. B. Pago Pago, der Name des vorzüglichen Hafens auf Tutuila, der weit lautgerechter Pango Pango zu schreiben ist). Naturgemäß wird lânu muánga (öfters gekürzt zu la muánga) auch für Violett verwendet. Nur für ein helles Blau hörte ich einmal statt lânu muánga von demselben Samoaner schina schina brauchen, welcher einmal mit diesem Ausdruck Gelb benannte.

Gezählt wird streng dekadisch:

kasch (kaschi) . 1 óno 6
lôa (lûa) . . . . 2 fiku (fitu) . . . 7
kólu . . . . 3 wálu 8
fa . . . . 4 íwa 9
lima . . . . 5 schefúlu 10
schefúlu mâla (mâle) kasch . . . 11
schefúlu mâla (mâle) lôa . . . . . 12 rc.
lôa fúlu 20
lôa fúlu mâla kásch . . . . 21 rc.
kólu fúlu . . . . 30 rc.
schelá-u 100

Zu Grunde gelegt ist der Zählweise offenbar die Fingerzahl, und zwar diejenige je einer Hand, also die Summe Fünf. Beim genauen Vorzählen hoben diese Tutuila Männer regelmäßig erst die eine, dann die andere Hand auf und zählten nach Fingern ab. Der Ausdruck für die Fünf (lóma) bedeutet eigentlich „Arm“, genauer „vorderes Armdrittel“ (tapu lima), also Hand, indem der ganze Arm gedrittheilt zu werden pflegt in Oberarm, Unterarm, Hand.

Prof. Dr. Alfred Kirchhoff.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Schweizer Zeitungen berichten, daß der Märjelen-See am Fuße des Eggischhorn in Ober-Wallis, den Gletscherdamm, welcher quer über dem Thale lagert, zersprengt, sich über den Gletscher ausgebreitet und große Mengen von Schlamm, Steinen und Eisstücken in die Rhone geschleudert hat. Glücklicherweise war zur Zeit nur wenig Wasser in dem Flusse, sonst hätten die Folgen für die Bewohner von Ober-Wallis sehr verhängnißvolle sein können. Ein Bauer, der sich in dem betreffenden Augenblicke in der Nähe des Sees befand, beschreibt die Scene, die sich ihm darbot, als eine äußerst grauenvolle. Als der Eisdamm nachgab, stürzte eine gewaltige Wassermasse hervor, welche Felsen und Eisblöcke mit sich reißend, sich erst in die Risse ergoß, um dann wieder hervorbrechend, in mächtigen Wellen über den Gletscher wegzufließen. Am Ende des Gletschers verengt sich das Thal zu einer schmalen Schlucht, während die Oberfläche des Gletschers einige Hundert Fuß höher ist. Das Wasser hatte sich scheinbar erst unter dem Eise Bahn gebrochen, welches dann schließlich, von oben und unten gleichzeitig angegriffen, mit einem furchtbaren Krach nachgab, und der Fluth freien Lauf ließ. Der See liegt ungefähr 2400 m über dem Meeresspiegel und wurde durch unterirdische Kanäle von seinem überflüssigen Wasser befreit, nur dann und wann, wie in dem vorliegenden Falle, seine Eisdämme zersprengend. Die Regierung des Kantons ist im Begriffe, einen Ausflußkanal zu bauen, von dem man hofft, daß er diesen periodisch stattfindenden Ausbrüchen ein Ende machen wird.

Asien.

— Unterstützt von einem reichen Bürger von Minneapolis, S. F. Menage, haben die amerikanischen Naturforscher D. C. Worcester und F. S. Bournes, von der Michiganer Universität, eine auf zwei Jahre berechnete Expedition nach den Philippinen unternommen, um vor allen Dingen die Vogelwelt und die Korallen sowie die Blüthenpflanzen dieses Archipels genauer zu untersuchen, und große Sammlungen vorzunehmen, die dem Museum der Minnesotaer Akademie der Wissenschaften einverleibt werden sollen.

— In der Juni-Sitzung der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zu Tokio hielt Dr. C. Florenz einen Vortrag über die gesellschaftlichen Zustände Japans vor Einführung der chinesischen Kultur. Nach seinen Ausführungen waren die Verhältnisse damals rein patriarchalische, indem die Gesammtheit der Patriarchalfamilien (Uji) die Einheit des Volkes bildeten und der Kaiser ein Patriach war wie die übrigen, nur mit wenigen besonderen Vorrechten ausgestattet. Das Volk wurde damals der Abstammung nach eingetheilt und bestand aus Unfreien und Freien, welche letztere sich wiederum gliederten in Berufs-Uji (Tomonotsuko), Schriftkundige (Fuhito), Ackerbautreibende (Kuni no miyatsuko oder Kunitsuko), Adel (Muraji und Omi, erstere kaiserlicher Abstammung). Darauf schilderte der Vortragende die Vorrechte des kaiserlichen Hauses, welche bestanden 1) in der Repräsentirung der verschiedenen Uji der Ahnengottheit gegenüber, 2) in der Gewalt, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen sowie in dem Oberbefehl im Kriege, und 3) in der Ordnung von Uji-Angelegenheiten (Schlichtung von Streitigkeiten u. s. w.). Erst später wuchs mit dem kaiserlichen Landbesitze zugleich auch die kaiserliche Macht. (Vergl. die Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio, Bd. 5, S. 141.)

— Dem seit alten Zeiten in den turkistanischen Landen angebauten Sorgo beabsichtigt jetzt ein Konsortium kaukasisch-russischer Industrieller eine höhere kommerzielle Bedeutung dadurch zu verschaffen, daß der Versuch gemacht wird, bereits

nach amerikanischem Systeme Zucker zu gewinnen. Dieser Versuch soll bei Arschabad gemacht werden, wo jene Gesellschaft von der Regierung ein mehrere Hundert Hektaren Landes umfassendes, bewässerbares Terrain zu erhalten hofft.

Afrika.

— Dr. E. Zintgraff steht nach Ablauf seines Urlaubes in Begriffe, wieder nach Kamerun zurückzukehren, um die Leitung der Barombi-Station wieder zu übernehmen, und seine mit so ausgezeichnetem Erfolge betriebene Erforschung des Hinterlandes bis nach Adamaua hinein weiter fortzusetzen.

— Nach Briefen, welche von Emin Pascha und P. Schynse aus Mpuapua eingetroffen sind, hatte die Expedition Emin's in Deutsch-Ostafrika bei ihrem Vormarsche mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Emin selbst sagt: Der ganze Weg von Bagamoyo nach Usagara war ein großer Sumpf, und kaum fand sich ein Platz, wo man sein Zelt aufschlagen konnte. Von Usagara an wurde es einigermaßen besser, aber nun ist an die Stelle des Wassers die Kälte getreten. Am Kidete-Bach las mein Thermometer 7,5 Grad früh um 6. Natürlich haben die Leute zu leiden, und wie ich zuerst eine ganze Anzahl von Waniamuesi an Diarrhöen und Entkräftung verlor, so habe ich jetzt eine Anzahl von Katarrhen, und einen schwer kranken Offizier, der an einem recht schlimmen Gallenfieber mit Bluturin und der ganzen Bescheerung darniederliegt. Nur ich bin bis jetzt wie gefeit und, obgleich recht alt geworden, doch noch immer auf den Beinen. Ob ich aber diesmal heil zurückkommen werde, ist mir doch mehr als zweifelhaft. Nun, Gottes Wille geschehe! Ich bin begleitet von Dr. Stuhlmann (Zoologe aus Hamburg) und Lieutenant Langheld, beide Offiziere in der Schutztruppe und tüchtige Leute. Ich habe 40 Mann regulärer Soldaten, Sudanesen und Zulus mit mir, außer einer Anzahl Suaheli-Soldaten. — Stationen gedenkt Emin namentlich auch in Usanga, wo der Elfenbeinhändler Stokes seine Hauptniederlagen hat, sowie in Korogui zu errichten.

— Ueber das Pondo-Land, in dem bekanntlich deutscher Unternehmungsgeist in einem höheren Maße am Werke ist, entnehmen wir einem Aufsatze der „Südafrikanischen Zeitung“ die folgenden Ausführungen: Das Land ist von dem Indischen Ozean, Natal und der Kapkolonie begrenzt. Die Küstenstriche sind bis etwa 25 Meilen landeinwärts sehr gebrochen, dicht mit Busch bestanden und ungemein fruchtbar. Weiterhin werden die Hügel aber breiter, die Thäler weiter, und das ganze Land mehr und mehr flach; der Busch tritt hier allmählich zurück. Der Küstenstrich eignet sich zum Anbau aller Getreidearten und subtropischer Gewächse; insbesondere hat hier der Pondo-Tabak bereits im ursprünglichsten Zustande mit Grund eine gewisse Berühmtheit erlangt, und bei besserer Pflege würden die Gegenden am unteren Umzimslave, Umzimslavane und Umtento vorzügliche Sorten liefern können. In den Distrikten des Innern würde die Viehzucht eine ausgezeichnete Stätte finden. Die Bevölkerung des Landes ist eine sehr gemischte, und besonders spielen allerlei Flüchtlinge aus den Nachbargebieten bei ihrer Zusammensetzung eine große Rolle. Eingeborene Häuptlinge üben über dieselbe eine bunte Willkürherrschaft und schalteten und walteten bisher der englischen Oberhoheit gegenüber ziemlich frei und unabhängig.

— Die Zahl der zur Zeit in Kamerun aufhältlichen Weißen beläuft sich nach dem „Deutschen Kolonialblatte“ insgesammt auf 105. Darunter sind 65 Deutsche, 23 Engländer, 10 Schweden, 2 Russen, 2 Australier, 1 Oesterreicher und 1 Amerikaner.

Polarregionen.

— Von der im vorigen Bande des „Globus“ (S. 366) erwähnten schwedischen Expedition nach Spitzbergen ist ein von der Advent-Bai mit dem 27. Juli datirter Bericht eingegangen. Die Ueberfahrt von Tromsö ging glücklich von statten, wurde aber durch Windstille verzögert. Die beabsichtigte Landung auf der Bären-Insel war eines dichten Nebels wegen unmöglich. Die Expedition ging deshalb direkt nach dem Hornsund, einem tiefen, von hohen, prachtvollen Felsen umrahmten Fjorde, der an der Südwestküste Westspitzbergens tief ins Land hineingeht. Hier verließ Dr. G. Nordenskjöld, der Sohn N. A. E. Nordenskjöld's, nebst zwei Mann die Expedition und ging auf Schneeschuhen über das Inlandeis nach dem Belsund, wo die Ankunft einen Tag nach derjenigen des Schiffes erfolgte. Die im Belsund beabsichtigten geologischen Arbeiten wurden durch den tiefen Schnee verhindert. In Green Harbour, wo die Küste auch noch mit Schnee bedeckt war, wurden verschiedene Untersuchungen vorgenommen, ebenso auf Kap Thordsen. Dann ging es nach Safe Haven, an der Nordseite des Einganges zum Eisfjord. Am 18. Juli begab sich die Expedition dann nach der Advent-Bai, um den zwischen Eisfjord und Belsund belegenen über 4000 Fuß hohen Nordenskjöldsberg zu untersuchen; von dieser Bai aus wurden auch mehrere Ausflüge in verschiedenen Richtungen unternommen. Diese Ausflüge waren äußerst beschwerlich, da die vielen Flüsse in den Thälern in Folge anhaltenden Regens über ihre Ufer getreten waren. Die Zeit bis zum 10. August, wo die Rückreise angetreten werden sollte, wurde zum Einsammeln von Versteinerungen auf und in der Umgegend des Nordenskjöldberges benutzt.

Allgemeines.

— Der nächste Internationale Geographen-Kongreß wird Anfang August 1891 in Bern zusammentreten, und die dortige Geographische Gesellschaft hat seine Organisation sowie die Zusammenstellung seines Programmes in die Hand genommen. Bezüglich des letzteren heißt der Präsident der Gesellschaft, Staatsrath Dr. Gobat, die thätige Mitwirkung anderer geographischen Gesellschaften, deren Mitglieder an dem Kongresse theilzunehmen gedenken, willkommen.

Bücherschau.

— Fr. Bachmann, Die landeskundliche Literatur über die Großherzogthümer Mecklenburg. Bibliographische Zusammenstellung, bearbeitet im Auftrage des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. Güstrow 1889. gr. 8°. XVIII und 509 S. — Eine der Zusammenstellungen, welche ihrem Verfasser eine unendliche Arbeit machen, und anderen den Nutzen bringen. Der Begriff Landeskunde ist im weitesten Umfange genommen, und neben der Geographie sind auch Naturkunde, Ortsgeschichte und Kulturgeschichte berücksichtigt. Die Anordnung ist eine klare und übersichtliche, das ganze Werk ein unentbehrliches Hülfsbuch für jeden, der sich mit deutscher Landeskunde beschäftigt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Ein neuer Beitrag zur Ethnographie der Tscheremissen.

Von P. v. Stenin.

Im Frühling 1888 wurde von der Universität zu Kasan eine Expedition, bestehend aus dem Professor der Geschichte J. N. Ssmirnoff, dem Dozenten der finnischen Dialekte M. P. Weske und dem Kustos des Museums in Kasan P. W. Traubenberg, zu den Tscheremissen zum Zwecke ethnographischer und linguistischer Forschung bei diesem finnischen Volke gesandt. Als Frucht seiner Beobachtungen veröffentlichte nun Professor Ssmirnoff eine höchst interessante ethnographische Monographie über die Tscheremissen [1]), aus welcher wir an dieser Stelle einen kurzen Auszug geben, um den Lesern dieser Blätter auf das für alle Ethnographen gewiß im höchsten Grade wichtige Werk Ssmirnoff's aufmerksam zu machen. Jetzt bewohnt die Hauptmasse der Tscheremissen das Gebiet zwischen der Wolga und der Wjatka; außerdem trifft man Tscheremissen an der Kama (in den Kreisen Jelábuga und Ssarapul des Gouvernements Wjatka) und an der Bjelaja und deren Nebenflüssen (im Kreise Krasnoufimsk des Gouvernements Perm, und im Kreise Birsk des Gouvernements Ufa). „Das Gebiet, welches jetzt das Tscheremissenvolk inne hat, zerfällt in zwei deutlich von einander verschiedene Theile", sagt Ssmirnoff, „in den kleineren — das sogenannte „Bergland" (Nagórnaja Straná) und den größeren — das „Wiesenland" (Lugowája Straná) genannt. Die Nagórnaja Straná nimmt das Territorium im Osten der Ssurá ein, und reicht von Wassilssursk im Westen bis Jljinka im Osten. Die Lugowája Straná wird im Westen von der Wetluga und ihren Zuflüssen Juronga und Usta, im Norden von der Wjatka, im Osten von der Jlet, einem Zuflusse der Wolga, und im Süden von der Wolga und der unteren Kama bis zur Einmündung der Wjatka begrenzt."

Nach Ssmirnoff beträgt die Anzahl der Tscheremissen 312591, und zwar: im Gouvernement Kasan 100714, im Gouvernement Nishny Nowgorod 5460, im Gouvernement Kostroma 3000, im Gouvernement Wjatka 133417 und in den Gouvernements Perm und Ufa etwa 70000.

Das Bergland ist mit unermeßlichen Fichten- und Tannenwäldern bedeckt und hat einen sehr fruchtbaren Boden. Das Wiesenland ist sandig. Wie das Land, so sind auch die Bewohner der beiden Landstriche in ihrem physischen Habitus und der Art, wie sie ihren Lebensunterhalt bestreiten, verschieden: während die Berg-Tscheremissen (Górnyje) größer, kräftiger und schöner als die Wiesen-Tscheremissen (Lugowyje) sind, und sich mit Ackerbau beschäftigen, leben die letzteren, in deren Gebieten 70 Proz. Waldland ist, hauptsächlich von Jagd, und erst in der letzten Zeit fangen sie an Ackerbau zu treiben.

Einst hausten die Tscheremissen am Unterlaufe der Oka. Unter dem Einflusse der verhältnißmäßig hoch civilisirten Wolga-Bulgaren wurden die Tscheremissen aber ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk und breiteten sich in dem jetzt von ihnen bewohnten Lande aus. Vom 14. Jahrhundert an sieht sich das Tscheremissenvolk zwischen zwei mächtigen Nationen, den Tataren und den Russen, eingekeilt. Es hatte nun nur die Wahl zwischen der russischen und der tatarischen Oberhoheit, und es entschied sich für die letztere, weil die Macht des blühenden Tatarenreiches

[1]) J. N. Ssmirnoff, Tscheremissy. Istoriko-etnografitschesky otscherk. Kasan 1889.

Kasan bei weitem bedeutender war als die des russischen Theilfürstenthumes Nishny Nowgorod und des Freistaates Chlynow (Wjatka).

Die langjährige Herrschaft der Tataren von Kasan hinterließ deutliche Spuren in den Gebräuchen, der Sprache und den religiösen Anschauungen der Tscheremissen, ja durch die Menge der in ihre Sprache aufgenommenen türkischen Wörter und die vom Islam beeinflußte Religion wurden die älteren Schriftsteller (wie Gerberstein) verleitet, sie für Muselmänner zu halten.

Als der Zar Iwan IV. (der Schreckliche) 1552 dem Chanat Kasan ein Ende bereitete, kamen die Tscheremissen unter die russische Herrschaft, hatten aber eigene Fürsten (Chane) oder Häuptlinge [1]) und erhoben sich oft gegen die russischen Eroberer, bis unter dem Zaren Boris Godunoff (1598—1605) ihr letzter Aufstand mit blutiger Strenge niedergeschlagen wurde. Um das Tscheremissenland vollständig zu pacificiren [2]), wurden die Städte Kosmodemjansk, Zywilsk, Zarewokokschaisk und Zarewossantschursk gegründet, welche die Wasserstraßen (Wetluga, Kokschaga und die große Zywil) vollkommen beherrschten. Im 17. Jahrhundert zählten die Tscheremissen zu den treuesten und loyalsten Unterthanen Rußlands und wurden als irreguläre Truppen in Baschkirien verwendet, wodurch das Vorhandensein von Tscheremissendörfern am Oberlaufe der Tschussowája, in den Gegenden von Kungur und Ufa sich erklären läßt. Die griechisch-katholische Geistlichkeit versuchte die Tscheremissen theils durch Gewaltmaßregeln, theils durch Geldspenden und Vorspiegelung illusorischer materieller Vortheile dem Christenthume zu gewinnen, und so konnte man im 18. Jahrhundert skandalöse Auftritte erleben, wobei die Neubekehrten einen der Missionare, den Probst (protojerei) Georg Dawydoff (im Kreise Zarewokokschaisk im Jahre 1741) in seinem Hause lebendig verbrennen, und den anderen, den Mönch (hieromonach) Benjamin (im Gouvernement Wjatka) mit Knütteln todtschlagen wollten. Der Probst Alexander Kosmin in Swijashsk verschenkte die neubekehrten Tscheremissen im Jahre 1737 als Leibeigene, damit sie, wie er vorgab, in den Satzungen der griechischen Kirche besser unterrichtet werden sollten.

Die Tscheremissen werden jetzt mehr und mehr russifizirt, ja in den Kreisen Wetluga (Gouvernement Kostroma) und Jaransk (Gouvernement Wjatka) sprechen die Tscheremissen das Russische accentfrei. Gebäude, Kleidung, Geräthe ähneln mehr und mehr den russischen, und die vollständige Russifizirung der Tscheremissen ist nur eine Frage der Zeit. Während die ajatskischen Tscheremissen durch ihre Nachbarn, die russischen Ackerbauer, russifizirt werden, drangen auf den Flüssen Wetluga, Rutka, Kokschaga, Kundysch, Ilet und Juschut die russischen Holzhändler in die jungfräulichen Wälder des Wiesenlandes — der Lugowája Straná — ein, und unter ihrem Einflusse vollzieht sich die allmähliche Russifizirung der Kasaner Tscheremissen.

Ein Dorf der Berg- (oder Górnye-) Tscheremissen unterscheidet sich sehr deutlich von einem Dorfe der Wiesen- (oder Lugowýe-) Tscheremissen: Das erstere ist ganz im Grün der Obstbäume, Linden, Birken und Erlen versteckt; die Umgebung des letzteren verräth keine Spur von Pflanzenleben.

Daß der Tscheremisse die Bauart seiner Gebäude seinen Nachbarn türkischen Stammes entlehnt hatte, beweisen die dem türkischen Sprachschatze angehörenden Bezeichnungen für das Haus (ssurt), die Badstube (montscha), den Keller (norep), das Hausthor (kapka), den Hof (ssarai), den Gemüsegarten (pachtscha). Echt charakteristisch für einen tscheremissischen Bauernhof erscheint die kudá — eine aus dünnen Balken aufgebaute und mit Holzspänen bedeckte Hütte, welche als Sommerwohnung dient. In den Tscheremissenhäusern bemerkt man heutzutage nichts Eigenthümliches, echt Nationales; sie sind gewöhnlich getreue Kopien russischer Bauernhäuser. In der Kleidung zeigen sich auch deutlich die Einflüsse, welche im Laufe von Jahrhunderten auf die Tscheremissen-Nation eingewirkt haben; so kleiden sich die Tscheremissen bald nach tatarischer, bald nach russischer oder tschuwaschischer Manier; nur in der Weibertracht erhielten sich einige spezifisch tscheremissischen Kleidungsstücke. Als Unterkleid dient ein auf der Brust, den Schultern, den Aermeln und am Saume reich gesticktes, langes leinenes Hemd, ein mit Seide gestickter Gürtel und weiße leinene Hosen. Bei den Weibern kann man an der Stickerei auf dem Hemd die Gegend, woher sie stammen, mit Leichtigkeit erkennen. Ueber dem Hemd tragen Männer wie Weiber im Sommer einen leinenen Mantel (schobyr), welchen im Winter ein Mantel aus selbstgefertigtem Tuch ersetzt. Im Kreise Zarewokokschaisk nähen die Tscheremissenweiber ihre Sonntags-Schobyr aus blauem oder grünem Tuch und besäumen sie mit Tressen. Eigenthümlich ist die Kopfbedeckung der Weiber. In den Kreisen Wetluga und Jaransk tragen die Weiber die Ssoroka; dieselbe besteht aus zwei nicht vollständig zusammengenähten Stücken Leinwand — einem kürzeren hinteren, welches reich mit bunter Seide gestickt ist, und einem längeren vorderen —; die Ssoroka wird auf ein viereckiges Stück Linden- oder Birkenrinde, das am Haarnetze steckt, mit buntgestickten, am vorderen Stücke angenähten Bändern befestigt und so auf dem Kopfe getragen. In den Kreisen Urshum und Zarewokokschaisk trägt man auf dem Kopfe den Tjurik (schimaksch, schima-schobytsch, d. i. Mückentuch), eine Art Baschlyk, mit bunter Wolle vorn reich ausgenäht. In den Kreisen Tschebokssary, Kosmodemjansk, Wassilssursk und Makarjew tragen die Tscheremissinnen den Scharpan — ein langes, an Rändern buntgesticktes Handtuch, welches um den Hals so geschlungen wird, daß ein Theil desselben auf den Kopf gezogen und mit einem schmalen, gestickten Bande (naschmak) befestigt wird. Dabei ist zu bemerken, daß Professor Ssmirnoff die Ssoroka auch bei den Weibern der Syrjanen, Permjaken und Mordwinen, den Tjurik bei den Mokschanen, den Scharpan bei den Tschuwaschen wiederfand. Als Schmuck gebrauchen die Tscheremissinnen mit Vorliebe Glasperlen, so hat man bei ihnen den Schjuscher — das Halsband — und den Melscher — Brustschmuck —, welcher am Hemd befestigt wird. In den Gouvernements Nishny Nowgorod und Kasan werden die Glasperlen unter dem Einflusse des tatarischen Geschmackes durch die an eine Schnur aufgereihten Münzen ersetzt, anstatt Schjuscher erscheint Schjn-aksch, anstatt Melscher ein viereckiges oder herzförmiges Stück Leder, mit darauf befestigten Silbermünzen — Schirka-ma oder Pytschkama.

Die Speisen der Tscheremissen sind wesentlich den russischen ähnlich; so nennt Ssmirnoff z. B. unter den beliebtesten Gerichten Sauerkohlsuppe (schtei, russ. stschi), Klößchensuppe (ljaschká), Kuchen (kagal) mit Fisch, Eiern, Kartoffeln, Erbsen, Kohlrüben ꝛc., Kuchen mit Quark (tuatka, russ. watruschka), Brei (kaschá, russ. káscha), die in Rußland so beliebte Mehlspeise kissél (kishal), Braten (shartysch, russ. sharkoje), heiße Wurst mit Speck und Graupen (ssoktá), Pfannkuchen mit Eiern (koman-melna), Quarkkuchen mit Butter geröstet (purjemetsch-melna) ꝛc. Ein National-

[1]) Nach den Traditionen der im Gouvernement Wjatka wohnenden Tscheremissen war die Residenz ihrer Herrscher Urshum.

[2]) Die Tscheremissen waren keine zu unterschätzenden Gegner, weil sie den Chanen von Kasan Militärdienste leisten mußten und deshalb in der Handhabung der Waffen wohl unterrichtet waren. Das von ihnen dem Tatarenreiche aufzustellende Heer zählte nach Rytschkoff schon im 15. Jahrhundert an 30000 Mann.

gericht bildet Schurbal aus abgekühlter, gekochter Milch mit Sahne. Der Tscheremisse zieht das Pferdefleisch allen anderen Speisen vor und betrachtet es als einen Leckerbissen. Er ist so unmäßig im Essen und Trinken, daß es nicht selten bei großen Festlichkeiten vorkommt, daß „einige von den Festgenossen zu den Vätern versammelt werden". Neben Viehzucht und Ackerbau treiben die Tscheremissen noch Fischfang und Bienenzucht; aus dem gewonnenen Honig bereiten sie ein berauschendes Getränk — pjure. Ein paar mal im Jahre wird das ewige Einerlei des Tscheremissenlebens durch Feiertage und die mit ihnen verbundenen Volksbelustigungen unterbrochen. Am Frühlingsfeste Aga-Pairem werden von der Jugend Wettrennen zu Fuß und zu Roß veranstaltet; die Sieger werden mit Handtüchern und Eiern beschenkt; außerdem belustigt man sich mit Eierrollen und mit Schaukeln. Im Gouvernement Perm wird das Aga-Pairem mit theatralischen Vorstellungen gefeiert, wobei gewöhnlich eine Gerichtsverhandlung mit Richtern, Landgensdarmen, Dieben und Trunkenbolden das Thema bildet. Auch während des Winterfestes Schorok-jol werden Vorstellungen veranstaltet, welche einer gewissen, urwüchsigen Komik nicht entbehren. Die Belustigungen der Tscheremissen während der Butterwoche sind denjenigen der Russen ganz ähnlich; sie laufen Schlittschuh, rutschen auf Schlitten von Eisbergen u. dergl. m.

Unter den Spielen der Tscheremissen sind besonders charakteristisch das Fangspiel Viljascha und eine Art Pfänderspiel.

Noch heutzutage leben die heidnischen Tscheremissen in Polygamie, und die Monogamie ist nur die Frucht des Christenthums. Professor Ssmirnoff meint, daß die Polygamie der Tscheremissen nicht unter dem Einflusse der Mohammedaner entstanden sei, sondern nur den Beweis für die Degeneration der ursprünglichen Form der Ehe der Tscheremissenfamilie liefere — für den Hetärismus [1]), d. i. den Zustand, wo die Weiber des Stammes Gemeingut aller Männer desselben waren. Ssmirnoff weist auch die Spuren des Hetärismus in der Sprache der Tscheremissen nach: es heißt z. B. iöja = Oheim, älterer Bruder, dessen Sohn, älterer Vetter; scholö = jüngerer Bruder, Neffe, Großneffe, jüngerer Vetter; aka = Tante, ältere Schwester, ältere Cousine; schushar = jüngere Schwester, Nichte, Großnichte, jüngere Cousine; mari = Mann, Ehemann; wate = Weib, Ehefrau.

Aus den Bezeichnungen der Tscheremissen für Vater = atschi, Großvater = ku-atscha (großer Vater), Mutter = aba, Großmutter = kuba (eigentl. kuaba = große Mutter), schließt der Kasaner Forscher auf das einst von dem Vater ausgeübte Recht, bei den Schwiegertöchtern die ehelichen Rechte mit seinen Söhnen zu theilen, was er mit dem Worte „Schwiegertochterrecht" (ssnochatschéstwo) [2]) bezeichnet. Wir müssen gestehen, daß uns die Begründung dieser Behauptung seitens des verdienstvollen Forschers nicht recht einleuchten will, da der Ausdruck ku-atscha vollständig mit dem deutschen — Großvater, dem französischen grand-père, dem englischen grand-father, und das Wort kuba (kuaba) mit dem deutschen — Großmutter, dem französischen grand'mère, dem englischen grand-mother übereinstimmt, und bei diesen Kulturnationen läßt sich kaum dieses unnatürliche Vorrecht der Schwiegerväter nachweisen. Eher kann der Mangel der Tscheremissensprache an einer Bezeichnung für den Enkel als Beweis für das „Schwiegertochterrecht" gelten, da der Tscheremisse dieselbe der russischen Sprache (unuka, eine aus dem russischen wnuk korrumpirte Form) entnommen hat, und die eigenthümliche Bezeichnung jengai für die Schwiegertochter, welches Wort zugleich auch die Geliebte bezeichnet. Daß bei den Tscheremissen einst die Sitte herrschte, daß die Frau des einen Bruders Gemeingut der anderen Brüder war (Levirat), dafür liefert die wichtige Rolle des kugu-wenge, des großen Schwiegersohnes, bei der Hochzeit einen deutlichen Beweis. — Der kugu-wenge betritt zuerst das Haus der Braut, trinkt als erster Bier und Branntwein, und ißt als erster vom Kuchen, und er führt die Braut in ihr neues Heim hinein. Die Wahl des kugu-wenge steht dem Vater des Bräutigams zu.

Bei den heidnischen Tscheremissen verkehren Burschen und Mädchen ganz frei mit einander, da auf die Keuschheit eines Mädchens kein Werth gelegt wird; ja Kusnezoff berichtete in seinen „Skizzen aus dem Leben der Tscheremissen", daß ein Mädchen, welches sich nicht geneigt zeigt, den Bewerbungen der Burschen Gehör zu schenken, überfallen und genothzüchtigt wird. Auch die Endogamie hinterließ Spuren in den Gebräuchen der Tscheremissen; so ist z. B. dem Tscheremissen untersagt, ein Mädchen aus einer Gegend zu ehelichen, welche sich in der Tracht der Bewohner von seiner Heimath unterscheidet, ebenso, wenn der Bräutigam am Hause seiner Braut ankommt, verwehren ihm die ledigen Landsleute der Braut den Eintritt so lange, bis er denselben mit Geschenken erkauft hat, und während der Bräutigam mit seinen Hochzeitsgästen ißt und trinkt, werden in einem besonderen Raume die Verwandten der Braut und die Burschen aus ihrem Dorfe von ihr bewirthet. Der Mädchenraub wird noch heutzutage von den Tscheremissen geübt, und der Name für die Brautwerbung deutet schon darauf hin (kutschasch = fangen, nangajasch = davonschleppen). Kusnezoff sagt: „Es kommt vor, daß das Mädchen gegen ihren Willen geraubt und, wenn sie sich zur Wehre setzt, geprügelt wird." Daß ihre Abneigung gegen den Räuber oft keine fiktive ist, beweist der Umstand, daß schon Fälle vorgekommen sind, wo die Geraubte sich das Leben zu nehmen versuchte. In den Gegenden, wo jetzt kein Mädchenraub herrscht, kann man in den Hochzeitsgebräuchen deutliche Spuren seines einstigen Vorhandenseins wahrnehmen; so weisen namentlich folgende Gebräuche auf den Mädchenraub hin: wenn die Braut das Elternhaus verläßt, so setzt sie sich nicht gleich in den Wagen des Bräutigams, sondern sie hebt dreimal den Fuß, um in den Wagen zu steigen, und dreimal tritt sie wieder zurück, bis der Brautfahrer sie mit drei Peitschenhieben zum Einsteigen zwingt. In ihr neues Heim wird die Braut an einem Handtuche, welches sie in den Händen hält, eingeführt. Professor Ssmirnoff meint, es sei eine Erinnerung daran, daß sie einst gebunden das Haus ihres Bräutigams betrat. Als einen Beweis des mangelnden gegenseitigen Zutrauens (was doch eine natürliche Folge des Mädchenraubes sein muß!), zeigt der Umstand, daß im Kreise Wetluga die Hochzeitsgäste nicht eher von den ihnen vorgesetzten Speisen kosten, als bis die Hauswirthin selbst davon genossen und ausgerufen hat: „Mir ist gut — Euch ist gut!" Auch begleiten die Eltern ihre Tochter nicht ins Haus des Bräutigams, sondern werden durch kiamat-atscha und kiamat-awa vertreten, welche von nun an Verwandte des jungen Paares werden, so daß eine Heirath zwischen einem Sohne dieses Paares und einer Tochter des kiamat-atscha von den Tscheremissen als Blutschande betrachtet wird. Unter dem Einflusse der Türken entstand aus dem Mädchenraube bei den Tscheremissen der Brautkauf, zuerst jedoch wohl als Sühne für den Raub, denn neben dem der tatarischen Sprache entnommenen Ausdruck kalym für den Brautpreis bezeichnet der Tscheremisse die Brautwerbung auch mit dem (tschuwaschischen) Worte ssörjassasch, d. i. sich versöhnen. Wie mächtig der Einfluß der Gemeinde bei den Tscheremissen, ebensowie bei allen finnischen Wolgastämmen, ist, zeigt deutlich die im Dorfe Oschkaty im Kreise Wetluga

[1]) Jetzt sind die meisten Gelehrten darüber einig, daß, wie Professor Ed. Petri nachweist, bei allen Völkern mit einer Gemeindeverfassung der Hetärismus die ursprüngliche Form der Ehe war.

[2]) Von russ. ssnochá — Schwiegertochter, im Verhältniß zum Schwiegervater; im Verhältniß zu der Schwiegermutter heißt sie newjestka.

herrschende Sitte, wonach der Vater der Braut vor der Einsegnung seine Tochter fragt, ob sie aus Liebe heirathet, worauf sie zur Antwort giebt: „Wenn es dem Volke gefällt, gefällt es auch mir!“ Dieselbe Antwort erhält er von seinem künftigen Schwiegersohne.

„Während bei der Eheschließung der Wille der Gemeinde in unseren Tagen nur fiktiv ist“, sagt Sjmirnoff, „so erscheint derselbe bei der Ehescheidung als maßgebend und entscheidend; so werden die Eheleute bei den heidnischen Tscheremissen im Kreise Krasnoufimsk von alten Männern geschieden, indem diese zuerst die Eheleute mit einem Strick zusammenbinden und dann denselben zum Zeichen der vollzogenen Ehescheidung zerschneiden.“

Die Gemeindeverfassung der Tscheremissen entstand zuerst aus dem Geschlechtsverbande (tuk). In vielen Tscheremissendörfern existirt noch jetzt die Tradition von der Zeit, wo alle Bewohner eines Dorfes unter einander verwandt waren. Da jedoch die Geschlechter sich vermehrten und infolge dessen ihre Mitglieder sich gezwungen sahen, auszuwandern und ein neues Heim zu begründen, so bildete sich eine ganze Reihe von Ansiedlungen desselben Geschlechts, welche einen kjumash ausmachen. Der Name kjumash bezeichnet die Sitte, bei den Opferfesten aus einer Schale zu speisen. Verschiedene benachbarte Kjumash bilden wiederum einen Mer. Kjumash und Mer haben jetzt nur religiöse Bedeutung. Bei besonderen Opferfesten werden besondere Boten (koschtoscho) mit einem Lindenstab mit dem eingravirten Stempel (tamga) des Veranstalters nach verschiedenen Gegenden des Tscheremissenlandes geschickt, um die Gläubigen zum Feste zusammenzurufen. (Schluß folgt.)

Durch den Gran Chaco und nach Bolivia.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

Nachdem sich A. Thouar in Sucre zur Genüge erholt hatte, brach er Anfang Dezember 1886 abermals auf, um seine Untersuchungen über die Möglichkeit der Herstellung einer Verkehrsstraße quer durch die bolivianischen Anden und den Gran Chaco weiter fortzusetzen. Seine Begleitmannschaft bestand diesmal aus 23 Mann, und bei dem

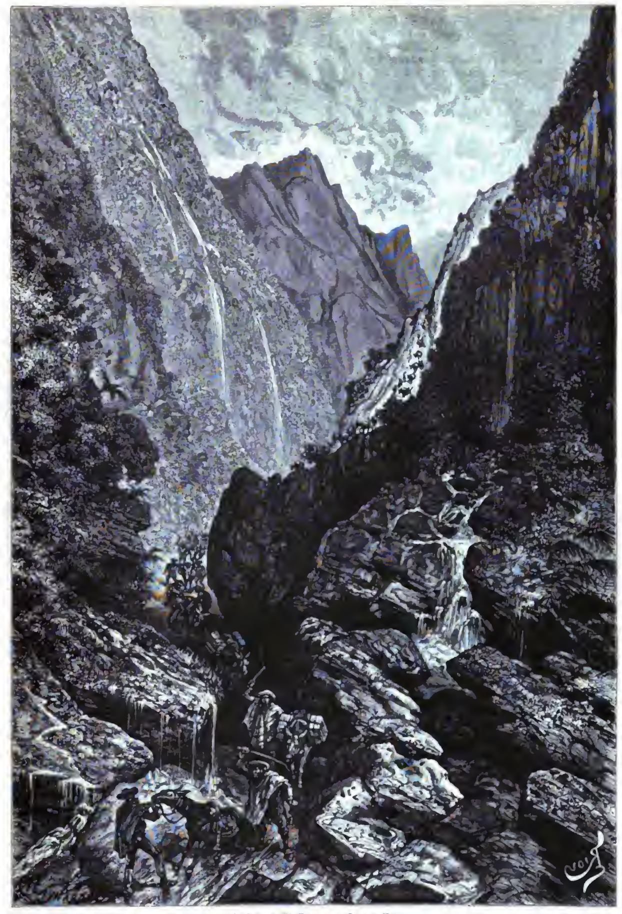


Tapui-Indianer.

Abmarsche bekundete die bolivianische Regierung ihr Interesse an der Unternehmung in nachdrücklichster Weise durch die persönliche Anwesenheit des Präsidenten und seiner Minister.

Ueber Yamparaez, Tarabuco, Villistoca und Tacupaya ging es dann auf der bereits früher betretenen Straße zurück nach Padilla. Von dort wird aber eine andere Route gewählt, theils um die größeren Ortschaften zu umgehen, die die Disciplin der Mannschaft bereits in den ersten Tagen zu lockern drohen, theils auch um der Fiebergefahr so viel als möglich auszuweichen. Der Abstieg an dem Desaguadero und durch die spärlich bewachsene Quebrada von Taco-Taco erfolgt ohne irgend welchen Zwischenfall. Bei Tabacal läuft aber ein Maulthiertreiber unter Mitnahme seines Gepäckes und seiner Waffen im Dunkel der Nacht davon, und mehrere Maulthiere erkranken an dem Genusse einer Giftpflanze.

Bei Curupau wird die Flora allmählich eine sehr reiche, und außer dem Mahagonibaume und mehreren Baumheiden treten namentlich auch Palmen auf, während die Kulturen aus Mais, Reis, Zuckerrohr, Tabak, spanischem Pfeffer und Bananen bestehen. Zugleich mehren sich hier aber auch die Beschwerlichkeiten des Gebirgsmarsches, und in den wilden Schluchten von Antorillo und Santa Cruz (S. Abbildung 2), die nun zu passiren sind, geht es nicht ohne verschiedene schlimme Unfälle ab. Der Pfad ist vom Regen schlüpfrig, zwei Maulthiere gleiten aus und rollen in den Abgrund, sieben andere laufen davon, und die Begleitmannschaft zeigt



Die Anden-Passage von Santa Cruz.

zum Theil so wenig Pflichteifer, daß man nur sehr langsam vorwärts kommt. An den Wänden der Schluchten stürzen zahlreiche Wasserfälle Hunderte von Fuß in die Tiefe. Den Rio de Camarinda aber findet man davon so hoch angeschwollen, daß man längere Zeit warten muß, bevor man es wagen kann, ihn zu durchfuhrten. Einen ähnlichen Aufenthalt verursacht auch der Rio Acero. Eine Abtheilung der Expedition muß immer mit Hacken und Schaufeln vorausgesandt werden, um wenigstens die allerschlimmsten Stellen für die Lastthiere einigermaßen passirbar zu machen.

In der reichen Farm Iñau, jenseits des letztgenannten Stromes, wo alle Kulturgewächse der Gegend angebaut werden, konnte man sich endlich am 18. Dezember eine kurze Rast gönnen. War das Wetter schon auf dem ganzen Wege von Padilla schlecht genug gewesen, so strömte auf der Höhe des Paponal, hinter Iñau, eine wahre Sündfluth auf die Karawane nieder, und der Weg wurde dadurch beinahe noch schlechter als vorher. Die Lastthiere kommen immer viel langsamer von der Stelle als die Vorhut, und öfters sieht sich der Führer der Expedition genöthigt, weite Strecken zurückzureiten, um den Zug nur einigermaßen zusammenzuhalten. Mit Mühe erreicht derselbe endlich die elenden Chiriguanos-Hütten von Las Posas, nur um in der Nähe derselben unter freiem Himmel und umheult von Jaguaren ein Nachtlager zu finden. Auch andere Landplagen — die wohlbekannten garrapatos, Moskitos, Flüge von Stechbienen, Klapperschlangen 2c. — werden immer lästiger. Thouar selbst beginnt an Dysenterie zu leiden.

In dem schönen Thale von Tiecha, wo außer Plantagenbau auch umfangreiche Viehzucht betrieben wird, und wo das Klima warm, aber gesund ist, wird nur eine kurze Rast gehalten, dann geht es weiter nach Caraparirenda, das seinen Namen von der daselbst wachsenden Opuntie (carapari) führt, und nach Lagunillas, das als Hauptstadt der bolivianischen Cordilleren-Provinz dient. Erst in diesem Orte nimmt man einen längeren Aufenthalt, um sich für den Marsch durch den Gran Chaco neu zu stärken und die Ausrüstung der Expedition zu vervollständigen. Das Thal von Lagunillas

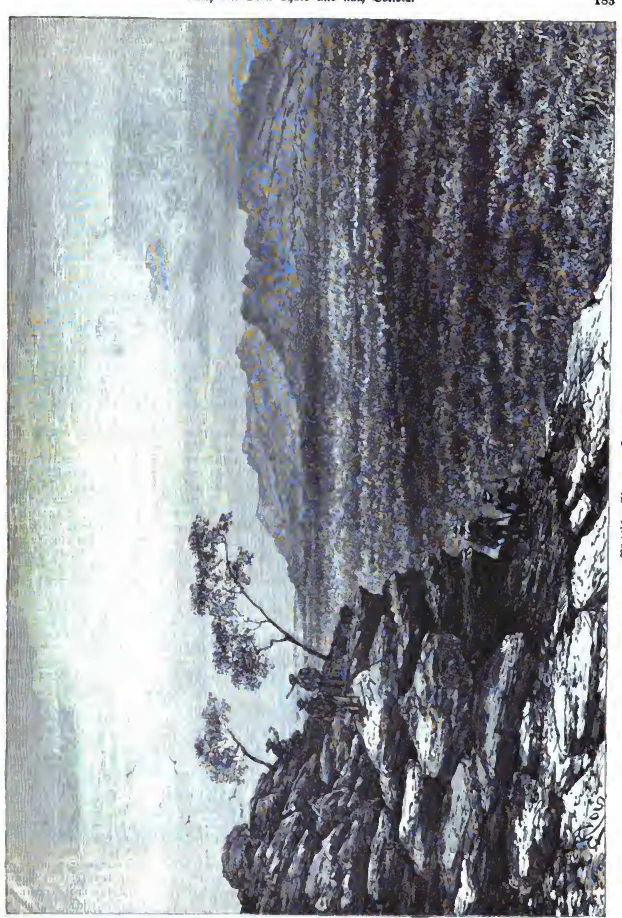


Jaguare in der Nähe des Lagers.

ist theils sandig, theils sumpfig, und infolge der letzteren Eigenschaft ist der Ort nichts weniger als fieberfrei, was Thouar und sein Begleiter Novis nur zu bald an ihrer eigenen Person zu empfinden hatten. Unter den wildwachsenden Pflanzen der Umgebung fallen die Maté-Staude (Ilex paraguayensis), der Kola-Strauch (Erythroxylon Coca) und der Fieberrindenbaum (Chinchona condaminea) auf. Kultivirt werden: der Mais, der Reis, das Zuckerrohr, die Batate (Camote), die Erdpistazie (Mani), der spanische Pfeffer, der Tabak, die Traube, die Feige, die Pfirsiche, der Granatapfel 2c. Die Bewohner von Lagunillas sprechen spanisch, die vorwiegend aus Chiriguanos zusammengesetzte Landbevölkerung versteht aber meist nur das Guarani.

Der Reisende benutzte seinen Aufenthalt, der sich vom 23. Dezember bis zum 17. Januar ausdehnte, nebenbei zu Exkursionen in der Umgegend, sowie zur Vornahme astronomischer Bestimmungen und zu Eintragungen in sein Tagebuch. Mittlerweile wurde unter mancherlei Widerwärtigkeiten die weitere Ausrüstung der Expedition und die theilweise Umgestaltung und Ergänzung ihres Personals bewirkt. Man brachte ihre Stärke auf 70 Mann, und man engagirte insbesondere auch einen der berühmtesten Chiriguano-Häuptlinge, um durch ihn größere Sicherheit gegenüber den drohenden Toba-Ueberfällen zu gewinnen, während man den Unterlieutenant, der durch seine Führung der übrigen Mannschaft wiederholt ein sehr schlechtes Beispiel gegeben hatte, nach Sucre zurückschickte.

Am 17. Januar gelangte man dann unter großer Hitze und nachfolgendem heftigen Gewittersturme nach La Peña, um daselbst in dem Lager von Schaaren riesiger Frösche heimgesucht zu werden, von denen man einige Prachtexemplare der Sammlung einverleibte. Erst am 19. Januar gestattete das Wetter den Weitermarsch nach Gutierrez, nachdem vorher wieder ein indianischer Maulthiertreiber entwichen war. Die ungünstigen Nachrichten, welche man bereits in Lagunillas von der zu durchziehenden Gegend erhalten hatte, daß nämlich daselbst nahezu ein Jahr lang kein Regen gefallen, und daß infolge der anhaltenden Dürre vor allem die Maisernte völlig mißrathen sei, bestätigten sich leider. Die Chiriguano- und Tapui-Indianer (S. Abbildung 1) von Cabejada, das man am 22. Januar erreichte, zeigten sich noch sehr freundlich, und überhäuften die Expedition mit



Nördlicher Chaco vom Tamane aus.

Spenden von Früchten, Bohnen, Käse ꝛc., wofür sie als Gegengeschenke Armspangen und Halsbänder erhielten. Bei Saipuru und Marubati, wo man von der östlichen Andenkette weit hinausblickte auf den Gran Chaco, stieß man aber bei der eingeborenen Bevölkerung auf großes Uebelwollen, weil falsche Gerüchte über gewaltsame Requisitionen Verbreitung gefunden hatten, und dies war um so unangenehmer, als sich bereits Wassermangel geltend machte, und als der Gesundheitszustand bei einem Theile der Mannschaft viel zu wünschen übrig ließ. Auf sandigem Wege und unter glühendem Sonnenbrande, den Durst nothdürftig mit den säuerlich schmeckenden Früchten des Ulala-Kaktus löschend, erreichte man so die verlassenen Ranchos von Ipapiau und den Rio Parapiti. Die Durchfuhrtung dieses breiten Flusses erwies sich als ziemlich gefährlich, theils wegen der reißenden Strömung, theils wegen des Triebsandes und der tiefen Stellen in dem Bette. Man bewerkstelligte sie nur mit dem Verluste eines Pferdes und unter Zuhülfenahme der Tapui-Indianer vom jenseitigen Ufer, die sich glücklicherweise der Expedition gegenüber wieder freundlich verhielten. Ihr Häuptling Yambae ist einer der angesehensten des „Izozog", wie man die von dem Parapiti durchströmte Gegend am Ostfuße der Anden nennt. Derselbe läßt es sich am Abend nicht nehmen, die Reisenden mit der unvermeidlichen Chicha zu bewirthen und ihnen ein paar Hammel zum Geschenke zu machen.

Von Iguiasiriri, dem Dorfe Yambaes aus, bestieg Thouar am folgenden Tage einen Berg namens Tamane, der eine scharfe Landmarke gegen den Gran Chaco hin bildet, und der sich deshalb ganz besonders gut zur Vornahme von Ortsbestimmungen eignet (S. Abbildung 4).

In Aguarati stößt man abermals auf sichtbares Uebelwollen bei der Tapui-Bevölkerung, und es kostet große Anstrengungen, dasselbe zu überwinden. Wie die Leute nachträglich gestehen, sind auch hier Gerüchte über gewaltthätiges Vorgehen der Expedition ausgestreut worden. Dieselben sind darauf zurückzuführen, daß die Bevölkerung und die Behörden von Santa Cruz die Expedition von Anfang an mit einem unbegreiflichen Mißtrauen betrachtet haben. Alle Unterstützung, die von dort kommen soll, versagt, vielmehr sucht man dem Vordringen in jeder Weise Hindernisse zu bereiten.

Von Carumbei aus sollte die Expedition sich ostwärts in den Gran Chaco hinein wenden. Um den geeignetsten Weg ausfindig zu machen, unternahm Thouar zuvörderst nur mit einem Dutzend Begleitern einen Vorstoß in der fraglichen Richtung. Durch Dornen und Dickicht drang er vor, aber nur um zuletzt von dem erklommenen Gipfel eines Baumes aus einen endlosen Wald sich ausdehnen zu sehen, und gleichzeitig zu erkennen, daß die Wasser- und Weidearmuth der Gegend die denkbar größte war, während Hitze und Insekten Menschen und Thiere aufs äußerste peinigten. In der Nacht umheulten Jaguare und Pumas in großer Zahl den Lagerplatz. Im Zustande großer Erschöpfung stieß man nach vier Tagen wieder zu dem Hauptkörper.

Auf dieselbe pfadlose Waldwildniß und Wasserlosigkeit stieß man, indem man am nächsten Tage unter dem Beistande des Häuptlings Yambae eine Besteigung des Cerro Curupautu ausführte, um im Anschlusse an diejenigen des Cerro de Tamane weitere Positionsaufnahmen auszuführen. Mit dem „Machete" — dem säbelartigen Waldmesser — muß der Weg durch das Dickicht gebahnt werden, und um Trinkwasser zu erhalten, hat man die Wurzeln des „Cipoi" [1]) aus einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ m aufzugraben. Im Osten des Gipfels dehnt sich wieder die unübersehbare Ebene des Chaco aus, ohne irgend einen Hügel im Hintergrunde, und auch von hier aus erweist sich der Versuch weiter vorzudringen, als vergeblich.

Wie schon vielfach vorher, ziehen auch am Cerro Curupautu aus Nordnordost dunkle Wolken heran, und immer wieder hofft man, daß Regen niedergehen und den Boden befeuchten werde; immer wieder wird man in seiner Hoffnung getäuscht. Ziemlich herangekommen, wendet sich das Gewitter südwärts, um seine Feuchtigkeit erst an den Gipfeln der Anden niederzuschlagen. An der Stelle, wo man sich befindet, fällt kein Tropfen: nur gewaltige Staubmassen werden von dem Winde empor gewirbelt. Mehrere Leute drohen auch auf dieser Tour vor Erschöpfung liegen zu bleiben, und es kostet auch diesmal große Anstrengung, Carumbei wieder zu erreichen.

Andere Abtheilungen der Expedition sind unterdessen damit beschäftigt gewesen, in anderer Richtung nach einem passirbaren Pfade auszuspähen, leider aber mit dem gleichen Mißerfolge. Nur nach San Miguel gab es einen solchen von 105 km Länge. Den Informationen, die man in Sucre über die Wegsamkeit der Gegend erhalten hatte, widersprachen diese Thatsachen vollständig.

Die Entmuthigung, die sich des Expeditionskörpers auf diese Weise bereits am Rande des Gran Chaco bemächtigte, gab sich unter anderem auch darin kund, daß zwei Offiziere ihre Demission verlangten. Da A. Thouar nur an ganz zuverlässigen Elementen gelegen sein konnte, so gewährte er sie ohne weiteres. Gleichzeitig aber sandte er Boten nach Sucre zurück, um unter den obwaltenden Verhältnissen neue Instruktionen einzuholen. Die Zeit, bis dieselben zurückkehrten, sollte zu einer Reihe von größeren und kleineren Explorationen, sowie zum Jagen und Sammeln an der Umgebung von Carumbei benutzt werden. Anders würde der Aufenthalt in hohem Grade demoralisirend auf die Mannschaft eingewirkt haben. Es war gerade die Zeit des Karnevals, und die damit Hand in Hand gehenden wüsten Gelage und Orgien hatten reichliche Gelegenheit geboten, zwischen den Begleitern Thouar's und der eingeborenen Indianer- und Mischlingsbevölkerung eine bedenkliche Verbrüderung herbeizuführen.

[1]) Eine Schlingpflanze, die in ihren tiefgehenden Wurzeln Wasser aufgespeichert enthält, und die dadurch ein gutes Beispiel für die Anpassung an die geographischen Verhältnisse abgiebt.

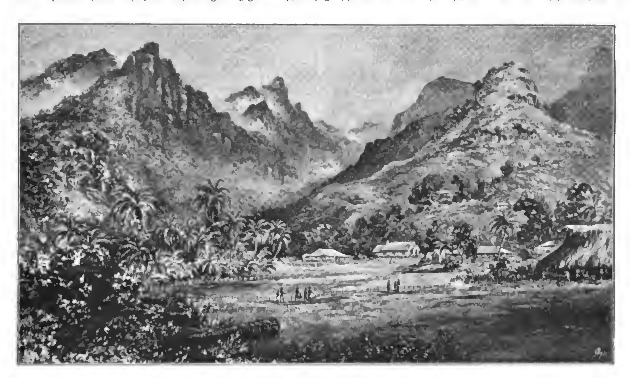
Die Südseeinseln im Jahre 1889.

Von Dr. A. Vollmer.

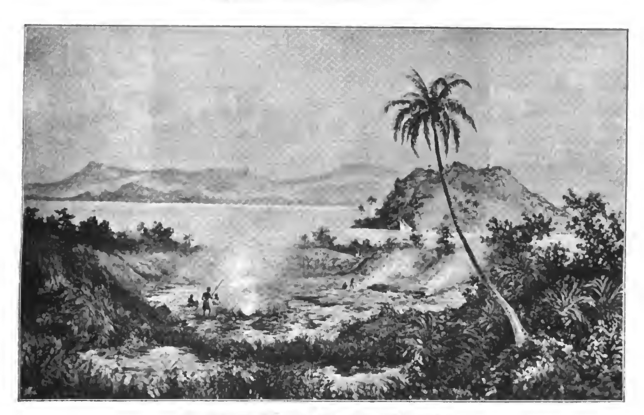
(Mit drei Abbildungen.)

In seinem 1881 erschienenen interessanten Buche „Rund um die Erde" beklagt Hugo Zöller die Unkenntniß, die selbst in den landläufigen Handbüchern der Erdkunde über die Verhältnisse auf den Südseeinseln vorherrscht, weil der Antagonismus der civilisirten Nationen und das Sonderinteresse der Kaufleute und Missionare die Sammlung von Notizen behinderten, die Veröffentlichung des in Marine- und Missions-Archiven, in Briefschaften und Berichten der Kaufhäuser angesammelten Materials erschwerte und die in mancher Hinsicht absichtlich aufrecht erhaltene Unkennt-

niß über die Südsee ermöglichte. Seitdem ist aber auch die Südsee aus ihrem Schlafe erwacht. Regelmäßige Dampferfahrten vermitteln den Verkehr zwischen den größeren Inselgruppen und dem australischen und amerikanischen Festlande



Berglandschaft und Pflanzungen auf Viti-Levu.



Die heißen Quellen von Savu-Savu, auf Vanua-Levu.

— so die Linien San-Franzisko-Neu-Seeland-Sydney, die deutsche Postdampferlinie Sydney-Tonga-Samoa, die Linien Fidschi-Auckland und Fidschi-Melbourne der Union Steamship Company of New Zealand, die Linie Fidschi-Sydney der Australasian United Steam Navigation Company, die kleineren Linien zwischen den Inseln der Fidschi-Gruppe

der Oreti (U. St. Co. of N. Zealand) und des Koko auf dem Rewaflusse, Fidschi-Tonga-Samoa u. s. w., und schon hofft man stark darauf, daß in diesem Jahre oder 1891 eine neue große Dampferlinie Vancouver-Fidschi-Brisbane-Sydney mit der Zweiglinie Fidschi-Neu-Seeland ins Leben treten wird, um die „Dominion of Canada“ und Australasien in engere Verbindung zu bringen und die Reise von England nach Australien von 36 auf 29 Tage zu verkürzen und dabei nur britisches Gebiet zu berühren. Die Erfindungen der Neuzeit — Telegraph, Telephon und Eisenbahnen — haben auf manchen Inseln schon Eingang gefunden, und seit Jahren schon nimmt die „Egeria“ im Stillen Ozean Vermessungen vor, zwecks einer direkten Kabelverbindung zwischen Vancouver, den Inselgruppen der Südsee, die England zu diesem Zwecke in den letzten Jahren annektirte, und Australien. Wenn sich auch große Schwierigkeiten dieser Kabellegung entgegenstellen, so ist sie doch sicher nur eine Frage der Zeit. Das Post-, Versicherungs-Bankwesen ist längst auf den größeren Inselgruppen ein durchaus geregeltes. Z. B. giebt es auf den Fidschiinseln 33 größere und kleinere Postämter, die im Jahre 1886 schon 285 761 Briefe und 252 081 Zeitungen beförderten, die „Union Bank of Australia“ unterhält seit ihrem Bestehen (seit 1837) Zweigbanken in Australien, Tasmania, Neu-Seeland und Fidschi, und ebenso die „Bank of New Zealand“ solche in Australien, Neu-Seeland und auf Fidschi. So ist für alle Lebensverhältnisse eine sichere Grundlage geschaffen, auf der nur rüstig weiter gearbeitet zu werden braucht, um die Kolonien der Südsee wohnlich zu machen.



Eine Plantage auf Samoa.

Sehen wir uns nun auf den einzelnen Inselgruppen etwas näher um und registriren, was durch die verschiedenen Mittheilungen über die Verhältnisse bis 1889 bekannt geworden ist. Da ist zunächst die nördlichste deutsche Besitzung in der Südsee, die Gruppe der Marschall-Inseln zu erwähnen, für welche im April dieses Jahres der Vice-Konsul Biermann zum Reichskommissar ernannt wurde. In der Zeit vom 23. September bis 19. Okt. vorigen Jahres unternahm derselbe an Bord des Kanonenbootes „Wolf“ eine Fahrt durch das Schutzgebiet. Nach den dabei angestellten Beobachtungen besteht die Gruppe aus zwei fast parallel neben einander laufenden Insel-Reihen, von denen die westliche (Ralik) 16, die östliche (Ratak) 18 Eilande umfaßt. Die Inseln sind sämmtlich Atolle, d. h. durch Korallenbauten entstanden, von denen nur sieben mehr als 1 m über die Hochwasserlinie emporragen. Die ganze Inselgruppe erstreckt sich von 5° bis 14° 31′ nördl. Br. und von 161° bis 171° 45′ östl. L., sie hat also ungefähr eine Ausdehnung von 1000 km nach beiden Richtungen. Der Zwischenraum zwischen beiden Inselreihen beträgt im Durchschnitt 150 Seemeilen (277,5 km). Die Inseln, die mit einem Gesammtnamen bezeichnet werden, haben eine ganz andere Gestaltung, als man sich sonst vorstellt. So ist Jaluit eine Korallenbank, die einen Kreis von etwa 70 engl. Meilen (129,5 km) umschreibt und 55 Inseln einschließt. Sie ist die wichtigste der ganzen Gruppe, Sitz des kaiserlichen Kommissars, und gehört zur Ralik-Reihe. Der Kommissar hat auf seiner Fahrt um die Inselgruppe die Atolle der Ralikreihe Ebon und Namerik, und von der Ratakreihe Lieb, Maloelab, Arno, Mejuro und Mille besucht. Bei Beginn der Reise wurde auf der nahezu 200 km südlich gelegenen Insel Naura (Pleasant Island), die am 16. April 1888 unter deutschen Schutz gestellt und dem Schutzgebiet der Marschall-Inseln zugetheilt wurde, ein Besuch gemacht. Dort hat die zur Zeit der Flaggenhissung im Herbst 1888 erfolgte Abnahme der Waffen, sowie die Einführung einer geordneten Gerichtsbarkeit segensreich gewirkt und den früher ununterbrochenen Kriegen der Eingeborenen ein Ende gemacht. Nach Pleasant Island wurde vom Kommissar als Vertreter ein mit den dortigen Verhältnissen schon länger vertrauter Beamter Johannsen nebst zwei Polizisten gesandt, die in Naura Wohnsitz nahmen.

Die 1857 gegründete Mission liegt in den Händen hawaiischer Lehrer und Prediger.

In Kaiser-Wilhelms-Land ergaben die Versuche mit dem Anbau von Tabak, Baumwolle ꝛc. so befriedigende Resultate, daß der Plantagenbau in größerem Umfange begonnen werden soll. Die Baumwolle erzielte mehr als Mittelpreis, und der auf Neu-Guinea nach holländischem Muster gebaute Tabak brachte 1,50 bis 2,50 Mark pro Pfund in Hamburg. Die früher bestehende Dampfschiffverbindung Cooktown-Finschhafen hat aufgehört, und seit dem 13. April vorigen Jahres findet dieselbe alle sechs Wochen von Amsterdam, Genua und Surabaja (Java) statt, vermittelt durch die Dampfschiffahrtsgesellschaft „Nederland“ in Amsterdam. Das Urtheil Zöller's geht bekanntlich dahin, daß das, was die Gesellschaft in den drei Jahren ihrer Kolonisationsthätigkeit für die bisher (1888) aufgewandten 8 Mill. Mark lieferte, bewundernswerth sei. Und ein anderer vorzüglicher Kenner der dortigen Verhältnisse,

Dr. O. Finsch, bestätigt dieses Urtheil in vollstem Maße (D. Kol.-Ztg. Nr. 31, 1889).

Auch über die Salomons-Inseln brachten die „Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel" einen Bericht des Landeshauptmanns Kräke, der mit den Dampfern „Isabel" und „Samoa" eine Fahrt nach Buka und Bougainville, den westlichsten Inseln des deutschen Schutzgebietes, unternahm. Derselbe ergänzt Zöller's Mittheilungen vielfach, so z. B. betreffs der Straße, welche die beiden obengenannten Inseln trennt, und welche in ihrem westlichen Theile wegen vieler Riffe und kleiner Inseln sehr schwierig zu befahren ist. Auf Bougainville wurde östlich vom Kap Lavardie ein guter Hafen entdeckt, ein zweiter weiter östlich, etwas südlich von der Martin-Insel, dessen Umgebung, sanft ansteigendes, hügeliges Terrain mit üppiger Vegetation, sich trefflich zur Gründung einer Station eignen würde. Daher soll zu den auf der Gruppe thätigen englischen Missionaren auch eine Missionsstation bei Toperoi von der rheinischen Missionsgesellschaft errichtet werden, die sich des Schutzes des mächtigen Häuptlings Gorai der Shortlandsgruppe versichern müßte, da gerade hier die Arbeiterwerbeschiffe unter den Eingeborenen Haß und Mißtrauen gegenüber den Weißen erregt haben.

Wenden wir uns von den deutschen Besitzungen zu den älteren englischen Kolonien in der Südsee, so tritt uns naturgemäß in den meisten eine weit vollständigere Entwickelung und ein größerer Kulturfortschritt entgegen.

Ueber Britisch-Neu-Guinea, wo am 4. September 1888 in Port Moresby durch den neu ernannten Gouverneur Sir Macgregor und das Kriegsschiff „Opal" die Proklamation der englischen Souveränetät stattfand, und wo eine direkte Dampferlinie von Thursday-Island bis Dinner-Island eingerichtet ist, wurde im „Globus" bereits verschiedenfach mitgetheilt, wie der neue Gouverneur sich im Lande umgesehen hat. Die eigentliche Kultivationsarbeit ist daselbst aber eben erst begonnen worden.

Auf den Fidschi-Inseln war im Jahre 1889 ein ruhiger Fortschritt zu bemerken. Neues Land wurde zu Kulturzwecken in Angriff genommen, ohne daß aber die Zahl der Ansiedler merklich stieg. Die Ausfuhr nimmt stetig zu, ebenso wie der Tonnengehalt der ein- und auslaufenden Schiffe. Da für das Jahr 1889 die amtlichen statistischen Zahlen über Handel und Schiffahrt Fidschis noch nicht vorliegen, so dürfte ein kurzer Hinweis auf den Bericht für das Jahr 1888 von Interesse sein, weil man aus ihm Schlüsse für die Zukunft sowohl dieser Inselgruppe wie über den Werth und die Konsums- und Produktionsfähigkeit der Südseeinseln im allgemeinen ziehen kann. — Zum Vergleiche stehen neben den Zahlen für 1888 die vom Jahre 1875 als des ersten Jahres nach der britischen Besitzergreifung und die vom Jahre 1883 als des Jahres der höchsten Entwickelung der Einfuhr, während 1888 das Jahr der höchsten Ausfuhrziffer repräsentirt.

Der Gesammthandel der Inseln betrug:

	Einfuhr	Ausfuhr	Insgesammt
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
1875	118647	94266	212913
1883	450595	351998	802593
1888	183222	376979	560201

Der Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr betrug von und nach (1888):

	Einfuhr	Ausfuhr	Insgesammt	
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.	Proz.
Neu-Süd-Wales	114182	54173	168355	(30,05)
Neu-Seeland ..	38863	178150	217013	(38,73)
Summa:	153045	232323	385368	
Uebertrag:	153045	232323	385368	
Victoria	19378	109114	128492	(22,94)
Großbritannien.	43	10	53	(0,01)
Samoa	2068	105	2173	(0,39)
Portugal	—	22311	22311	(3,98)
Tonga	940	627	1567	(0,28)
anderen Ländern	7748	105		
Spanien	0	12383	20237	(3,61)
Deutschland rc. .	0	20		
	183222	376978	560200	

Auf die beiden Hafenplätze Suva und Levuka vertheilte sich der Handel

1883	Einfuhr	Ausfuhr	Zollabgaben
Suva	305400 Pfd. St.	200938 Pfd. St.	27062 Pfd. St.
Levuka	145195 „	151060 „	19207 „
1888			
Suva	108129 Pfd. St.	258662 Pfd. St.	16123 Pfd. St.
Levuka	75093 „	118316 „	8447 „

Der Niedergang in der Einfuhr seit 1883 ist vorwiegend dem nach dem Bau der Zuckermühlen verminderten Bedarf an Eisen, Bauholz und Maschinen, zugleich aber auch der verminderten Kaufkraft der seit 1883 nicht zunehmenden europäischen Bevölkerung zuzuschreiben.

Um so bemerkenswerther ist die Zunahme der Ausfuhr. Unter den Ausfuhr-Artikeln nehmen die ersten Stellen ein:

1. Zucker, 1875: 3417 Pfd. St., 1883: 5163 Tons = 175556 Pfd. St., 1888: 16916 Tons = 27064 Pfd. St.
2. Früchte (Bananen und Ananas), 1883: 15428 Pfd. St. 1888: 42448 Pfd. St. in 211 Kisten, 517666 Bündel, 4668 Kisten Bananen und Ananas.
3. Copra (11 bis 14 Pfd. St. pro Tonne = 5500 Nüsse), 1875: 40003 Pfd. St. in Fidschi und Nachbarinseln, 1883: 81772 Pfd. St. 4892 Tons + 1389 T. = 6281, 1888: 41065 Pfd. St. 3440 Tons + 779 T. = 4219.
4. Trepang, 1875: 3411 Pfd. St., 1883: 744 Pfd. St. (12½ Tons), 1888: 3100 Pfd. St. (62 Tons),
5. Mais, 1883: 4076 Pfd. St. (23380 Buschels), 1888: 1945 Pfd. St. (12968 Buschels),
6. Erdnüsse, 1883: 1833 Pfd. St. (122 Tons), 1888: 6460 Pfd. St. (346 Tons),
7. Kokosfasern, 1883: 1676 Pfd. St. (168 Tons), 1888: 128 Pfd. St. (13 Tons),
8. Melasse, 1883: 29220 Pfd. St. (194797 Gallonen), 1888: 497 Pfd. St. (79497 Gallonen),
9. Destillirter Spiritus, 1883: 332 Pfd. St. (1900 Gallonen), 1888: 1428 Pfd. St. (8159 Gallonen).

Zeigte sich schon in den vorhergehenden Artikeln ein häufiges Auf- und Abgehen in Menge und Werth der Ausfuhr, so hat die Ausfuhr früher wichtiger Artikel entweder fast ganz aufgehört, oder sie werden in der Kolonie verbraucht und sind durch neue Produkte ersetzt. Zu ersteren gehören:

10. Baumwolle, 1875: 25853 Pfd. St., 1883: 25240 Pfd. St. (214 Tons), 1888: 342 Pfd. St. (3½ Tons),
11. Kaffee, 1877: 168 Pfd. St., 1883: 9384 (210204 Pfd.), 1888: 8½ Ctnr.,
12. Perlmutter, 1883: 298 Pfd St. (100 Ctnr.), 1888: 212 Pfd. St.,
13. Wolle, 1883: 811 Pfd. St. (5 T.), 1888: 956 Pfd. St.,
14. Kandelnüsse, 1883: 141 Pfd. St. (22 Tons), 1888: 74 Pfd. St.

Neue wichtigere Ausfuhr-Artikel sind dafür geworden 1888: 15. Thee, 2950 Pfd. St.; 16. Bauholz, 50 Pfd. St.; 17. Tabak, 181 Pfd. St.; 18. Arrow-root, 5 Pfd. St.; 19. Chinchona, 13 Pfd. St.; 20. Kuriositäten, 1255 Pfd. St.; 21. Kardamum, 97 Pfd. St.; 22. Angorahaar, 201 Pfd. St.; 23. Felle,

568 Pfd. St.; 24. Walfischöl, 495 Pfd. St.; 25. Schildpatt, 601 Pfd. St.; 26. Schwämme, 65 Pfd. St.; 27. Gummi, 31 Pfd. St.; 28. Talg, 34 Pfd. St.; 29. Tabak, 181 Pfd. St.; 30. Schildkröten, 115 Pfd. St.; 31. Matten, 27 Pfd. St.; 32. Yams, 64 Pfd. St. 2c.

Die Gesammtzahl der Handelsschiffe, die in den beiden Haupthäfen einliefen, betrug:

	Dampfer	Tons	Segler	Tons	Zusammen	
1880	47	17679	110	15254	157	32933
1881	45	16356	119	19186	164	35542
1882	38	17491	125	26277	163	43768
1883	45	36294	153	32236	198	68530
1884	50	40457	100	22789	150	63246
1885	49	33805	75	20251	124	54056
1886	60	34781	58	19351	118	54132
1887	66	33231	53	13671	119	46902
1888	71	39750	35	9829	106	49579

Ebenso viele ungefähr liefen aus, 1888: 110 mit 51548 Tons. Alle Dampfer waren englische. Monatliche Verbindung mit Neu-Seeland unterhält die „Union St. Co.“, vierzehntägige Verbindung mit Neu-Süd-Wales die „Australasian United Steam Navigation Co.“.

Die Bevölkerung betrug

1885: 3435 Europäer, 123841 Eingeborene und Polynesier = 127279 Einwohner,
1886: 2192 Europäer, 122637 Eingeborene und Polynesier = 124829 Einwohner,
1887: 2000 Europäer, 121000 Eingeborene und Polynesier = 123000 Einwohner,
1888: 1900 Europäer, 121800 Eingeborene und Polynesier = 123700 Einwohner.

Nach der Religion zählte man 1887: 102890 Methodisten und 9830 Katholiken, in den Schulen 41724 methodistische und 1000 katholische Schüler.

Die Einkünfte und Ausgaben der Kolonie wechselten in den Jahren seit 1875 sehr, da man in der guten Zeit sehr verschwenderisch verfuhr, allmählich aber die Ausgaben beschränkte.

Dadurch stieg die öffentliche Schuld auf 264695 Pfd. St. im Jahre 1886, sank 1887 auf 255390 Pfd. St.

Neu-Seeland hatte zur 50 jährigen Jubelfeier des Bestehens der Kolonie im Jahre 1889 seine Ausstellung, „die Neu Seeland und Südseeausstellung“ in Dunedin, der größten Stadt der Süd-Insel. Am 26. November vorigen Jahres fand die Eröffnung statt unter den Auspicien des Gouverneurs, des Earl of Onslow.

Earl Onslow entwarf in seiner Eröffnungsrede ein Bild des Gegensatzes zwischen 1839 und 1889. Auckland sei damals ein Dorf, Christchurch und Dunedin noch gar nicht gewesen. Statt der wenigen Buschpfade von damals bestehe jetzt eine Eisenbahn von Auckland bis zum Bluff. Die Maorikriege seien beklagenswerthe Ereignisse in der Geschichte der Kolonie gewesen, doch jetzt seien die Maoris friedliche Leute und eine Macht im Parlament.

Die Gebäude bedeckten 12 Acres, und vertreten waren Neu-Süd-Wales, Victoria, Süd-Australien, Mauritius, Costarica, das Mutterland, Amerika, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Italien, Belgien, Japan, Fidschi, Samoa, Tonga.

Neu-Seeland hatte besonders schöne Cerealien, Molkereiprodukte, Bauholz, Erzeugnisse der Wollspinnereien 2c. ausgestellt. Die Maoriausstellung war großartig sowie zugleich historisch und enthielt viele Andenken an die ersten britischen Niederlassungen. Die Südseeausstellung war dagegen arm, ebenso wie die der australischen Kolonien, da meist nur Sachen ausgestellt waren, welche schon in Melbourne waren. Der Hof der Kriegsrüstungen zeigte viele Minen, Torpedos, Signalapparate 2c., die Gemäldeausstellung wies viele schottische Landschaften auf, die mit der Landschaft von Otago große Aehnlichkeit hatten. Das hübscheste war die Fernery mit riesigen und seltenen schönen Farrenkräutern zwischen Grotten und Springbrunnen, die Abends durch zahllose elektrische Lichter erleuchtet wurden.

Zu Neu-Seelands Haupterzeugnissen — Metallen, Wolle, Kohlen 2c. — ist seit einigen Jahren, seit 1880, der Tabak hinzugekommen, und zwar ist es nach einer Mittheilung in der „Deutschen Kolonialzeitung“ ein Deutscher, namens Vollbracht aus Lennep, der auf der Nordinsel den Tabakbau begann. Dort findet sich ein aus chokoladenbrauner vulkanischer, schwarzer Erde bestehender reicher Boden, der an manchen Stellen für die ersten Jahre keines Düngers bedarf. Die ersten Ernten waren günstig, von 3 Acres 2 Tons = 107 Pfd. St. (6 d. pro Pfund). Die Pflanzer begannen nun das Drei- und Vierfache des bisherigen anzubauen. Die Bay of Island lieferte den besten Havanna-, die Bay of Plenty, der Aucklanddistrikt und die Hawkes Bay guten Connektikut-, die Poverty Bay und Waikato guten Virginia-Tabak. Auch die Maoris (1888: 41969) bewiesen sich als gute Tabakpflanzer; Kings Country, ihr Hauptsitz, lieferte gute Produkte. In Hawkes Bay, wo 1800 Pfund Tabak von 1 Acre gewonnen wurden, war sogar der Versuch einer zweiten Ernte in demselben Jahre von gutem Erfolge begleitet. Die Tabaksteuer wurde daher für inländischen Tabak herabgesetzt, und am 27. November 1883 wurde auch die erste Vollbracht'sche Fabrik durch den Gouverneur eröffnet. 1884 gab es schon 50 Pflanzer, davon $^{3}/_{4}$ deutsche, im Mai 1887 schon 168, die 1800 Acres Land in Bearbeitung hatten. Die Fabrikation ist ganz in den Händen deutscher Tabak- und Cigarrenarbeiter.

Bekanntlich ist aber Neu-Seeland mit seiner 1888 auf 607380 gestiegenen Einwohnerzahl eins der verschuldetsten Länder; 1888 hatte es 634 Mill. Mark Staats-, 112 Mill. Mark Provinzial-, 636 Mill. Hypotheken-, 408 Mill. Mark Privatschulden, zusammen 1790 Mill. Mark, denen jedoch ein Grundwerth von 2327 Mill. Mark, Privatbesitz von 1642 Mill. Mark, Werth der Eisenbahnen und Telegraphen von 381 Mill. Mark gegenüberstehen, so daß man in Neu-Seeland ein Plus von 2560 Mill. Mark über die Schulden herausgerechnet hat.

Im vorigen Jahre erschien ein 400 Folioseiten umfassendes Blaubuch über Neu-Seeland, das die Gesammt-Statistik der Kolonie für 1887 und die Statistik der Landwirthschaft für 1888 enthielt.

Vor etwa 120 Jahren ankerte Kapitän Cook auf einer Fahrt südlich von den Gesellschafts-Inseln in Poverty Bay und umfuhr von dort die nördlichen und südlichen Inseln Neu-Seelands, fand aber kein Festland. Entdeckt hatte die Inseln schon Tasman im Jahre 1642 und sie Staateninsel benannt. Englische Missionare begannen seit 1814 das Evangelium zu predigen, Samuel Marsden, Kaplan, dann Bischof in Neu-Süd-Wales, war der erste Apostel von Neu-Seeland und gründete mit zugeführten Missionaren 10 Stationen, die er bei seinem Tode (1837) schon in hoher Blüthe zurückließ, und denen andere methodistische und französisch-katholische folgten. Der erste wirkliche Versuch der Niederlassung erfolgte aber erst 1825, als eine Londoner Gesellschaft einige Inseln im Hauraki-Golf kaufte, die aber nicht recht fortkommen wollten wegen Streitigkeiten mit den wilden Eingeborenen. Durch das Anlaufen der Walfischfahrer in Kororatcha entwickelte sich aber doch eine Kolonie zunächst aus Deserteuren, entlaufenen Verbrechern 2c., Vagabunden, die eingeborene Frauen nahmen, aber europäische Laster, Krankheiten und berauschende Getränke einführten. Erst mit der Bildung der Neu-Seeland-Gesellschaft im Jahre 1838

begann die wirkliche Kolonisirung, und im Jahre 1840 wurde die britische Souveränetät über die Inseln proklamirt. Am 22. Januar 1840 landeten die ersten Auswanderer in Neu-Seeland, acht Tage später fand die Proklamirung statt, der am 5. Februar 1840 die Unterzeichnung des Vertrags von Wailangi folgte, durch den die Häuptlinge ihre Herrscherrechte und Gewalten der britischen Krone übertrugen. Bald darauf entstand die Stadt Wellington, dann Auckland, Nelson, Neu-Plymouth, Otago, Dunedin, Canterbury. Nach dem Census von 1886 hatte Neu-Seeland eine Bevölkerung von 573940 Europäern, 4542 Chinesen, 41969 Maoris, zusammen 620541 Seelen (1888 siehe oben). Bei der Gründung der Kolonie zählten die Maoris etwa 80000, 1857: 56000, 1887: 41900, die 1888 wieder etwas zunahmen; der Bericht rühmt ihnen geistig und physisch schöne Eigenschaften nach, große Fähigkeit für die Civilisation, deren Sitten und Gebräuche sie rasch annehmen. In den Jahren 1887/88 ist eine Pause in der Entwickelung der Kolonie eingetreten.

Die Bevölkerung europäischer Abkunft vermehrte sich nur um 13000 durch „natürliche Zunahme" — Ueberschuß von Geburten über Sterbefälle und der gedrückte Handel und die größere Anziehungskraft benachbarter Kolonien bewirkten, daß die Ein- die Auswanderung nur wenig überstieg. Seit etwa 7 Jahren war der Prozentsatz und die Zahl der Geburten im Abnehmen, 1888: 31,22 pro 1000. Das Durchschnittsalter der weiblichen Bevölkerung bei der Vermählung stieg, das Mißverhältniß in der Zahl der beiden Geschlechter nahm ab, doch kommen immer noch nur 85,90 Frauen auf je 100 Männer. Trotzdem ist die Zahl der Heirathen gering, denn 1887 waren 66014 heirathsfähige Männer unverehelicht, 53675 heirathsfähige Jungfrauen und 9764 Witwen ledig. Die Gesammteinwanderung der letzten 10 Jahre betrug 161232 Personen, da aber auch eine große Auswanderung stattfand, hatte die Kolonie 1887 nur 977 Seelen von jener Zahl gewonnen. Die Sterblichkeit war eine niedrige, 1887: 10,29, 1888: 9,43 pro 1000. Schottland lieferte mehr Einwanderer als Irland, dieses aber mehr Verbrecher. Der Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr betrug 1887 über 13000000 Pfd. St., nämlich Einfuhr 6245515 Pfd. St., Ausfuhr eigener Erzeugnisse 6866169 Pfd. St.; von letzterer kommt die Hälfte auf Wolle. Die Staatseinkünfte betragen jährlich 3500000 Pfd. St. Der Reichthum der Privatleute wurde vor vier Jahren auf 137000000 Pfd. St. geschätzt, der Werth der jährlichen Produkte auf 20500000 Pfd. St., die der Kolonie gehörenden, dem Verkehr übergebenen Eisenbahnen haben eine Ausdehnung von 1758 Meilen. Die Zahl der Schafe war 1888: 15235561, des Hornviehes 853358, der Pferde 187382. Etwa 40000000 Briefe werden jährlich durch die Post befördert und etwa 500000 Tons Schiffe für Verkehr und Waarentransport beschäftigt. Am Schluß des Jahres 1887 waren 127000 europäische Kinder im Schulregister. Dem Ansiedler bietet sich viel Gelegenheit zur Erwerbung von Land. Er kann nach Belieben Boden kaufen, wobei der Preis in Raten zu entrichten ist, aber nur 640 Morgen Landes erster oder zweiter Klasse; er kann es aber auch pachten, zuerst auf 30 Jahre mit dem Rechte steter Erneuerung auf je 20 Jahre, und zwar 640 Morgen Landes erster oder 2000 Morgen zweiter Klasse; auch kann er Grasland von nicht über 20000 Morgen auf 20 Jahre pachten, mit dem Rechte, es nach Ablauf der Pacht auf weitere 20 Jahre zu nehmen; der Preis wird mittelst Versteigerung bestimmt, doch darf derselbe nicht unter $2\frac{1}{2}$ Prozent des Kapitalwerthes sein; oder er kann Weideland von 5000 Morgen und darüber miethen, wobei die Miethe augenblicklich etwa 4 d. pro Morgen beträgt. — (Schluß folgt.)

Die japanische Frau[1]).

Einen sehr klaren Einblick in die bisherige Stellung der Frau in Japan, sowie in die Grundsätze und Ziele, nach denen sich die Erziehung der japanischen Frauen richtet, gewährt das Studium der durch das ganze Volk verbreiteten Literatur für Frauen, die den Zweck hat, dieselben in den ihnen eigenthümlichen Pflichten- und Thätigkeitskreis einzuführen und ihnen bei allem, was ihnen vom Kindesalter an bis zum Tode begegnen kann, zuverlässigen Rath zu geben. Die japanischen Bücher dieser Art, welche der europäischen Frauenliteratur weder an Zahl noch an Mannigfaltigkeit des Inhalts nachstehen, ja dieselbe vielleicht noch übertreffen, geben über Alles Auskunft, was dem Mädchen, der Jungfrau, der Braut, der Gattin, der jungen Mutter, der Hausfrau, der Schwiegertochter, der Witwe 2c. zu wissen noth thut. Man darf von vornherein erwarten, daß diese Werke ein interessantes und reiches Bild, nicht nur der täglichen Beschäftigungen, sondern auch der ethischen und sozialen Stellung der Frau in Japan, ja überhaupt des japanischen Familienlebens bieten werden. Allerdings dürfte das Bild, das sich hier bietet, nicht immer mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Denn einmal soll hier den Frauen eine Art von Ideal vorgehalten werden, das sie vielleicht nur in gewissem Grade zu erreichen vermögen, und sodann ist die Grundanschauung dieser Bücher auf chinesischem Boden entstanden, in einzelnen derselben läßt sich sogar eine direkte Benutzung chinesischer Vorbilder nachweisen. Der ethische Theil derselben stützt sich bei allen auf das alte berühmte „Onna Shisho" („Vier Bücher der Frauen"), das sie entweder unverändert zum Abdruck bringen, oder doch zu Grunde legen.

Die Schreibart ist, weil für Frauen berechnet, eine sehr einfache und leicht verständliche. Die Schrift ist aus der japanischen Sylbenschrift Hirakana und aus chinesischen Zeichen gemischt. Doch wird zu den letzteren gewöhnlich die japanische Aussprache in Hirakanazeichen hinzugefügt. Den Hauptheil der Seiten nimmt gewöhnlich das Onna Shisho ein. Darüber auf einem breiten Rande befinden sich bald ein Kommentar, bald Gedichte und Erzählungen, die auf den Gegenstand Bezug haben, bald einzelne Rathschläge, Rezepte 2c. Die meisten der Werke sind illustrirt.

Das Onna Shisho besteht aus

1. Onna Daigaku;
2. „ Shogaku;
3. „ Chuyo;
4. „ Imagawa.

Onna bedeutet Frau, Daigaku große Wissenschaft, Shogaku kleine Wissenschaft, Chuyo Gebrauch der Mitte.

[1]) Vergl. Dr. Hering, Japanische Frauenliteratur (Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio, Bd. 5).

Diese Titel sind von den berühmten konfucianischen Werken gleichen Namens herüber genommen, mit denen sie übrigens außer dem Namen nichts gemeinsam haben. Daigaku ist das chinesische Ta-shio und Chuyo das chinesische Chung-yung. Der Titel Onna Imagawa wird folgendermaßen erklärt: Ein alter Daimio, namens Imagawa, gab seinem Sohne eine Reihe goldener Lebensregeln, die in Japan hohes Ansehen gewannen. Nach diesem Vorbilde entwarf man ähnliche Regeln für Frauen und nannte sie Onna Imagawa. Verfasser und Zeit sind unbekannt, ähnlich wie bei Onna Chuyo. Onna Daigaku und Onna Shogaku rühren von Kaibara Ekiken, einem berühmten Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, her. Den Schluß des Onna Shisho bildet ein Briefsteller für Frauen. Die Uebersetzung eines dieser Probebriefe, eine Gratulation zum ersten Zähneschwärzen lautet: „Weil heute ein guter Tag ist, so hat Ihre Tochter beschlossen, zum ersten male die Zähne zu schwärzen. So habe ich gehört und große Freude darüber gefühlt. Dazu habe ich als Glückwunschzeichen eine Bürste, einen Sack voll Pulver und dazu ein Gefäß geschickt. Wir haben mit einander darüber gesprochen, daß es gut geeignet sein würde. Seinerzeit werde ich Ihnen persönlich Glück wünschen. Grüßen Sie die Großeltern herzlich von mir. Das wünsche ich.“ — Die Antwort lautet: „Sie haben mir einen sehr ausführlichen Brief geschrieben. Ich habe ihn mit großem Danke gelesen. Es freut mich sehr, daß sich alle wohl befinden. Zum Glückwunschzeichen haben Sie verschiedene Gegenstände für meine Tochter geschickt. Ich grüße Sie ewig dafür. Aus Ihrem treuen Herzen haben Sie viele Zeilen geschrieben. Das freut mich sehr. Seinerzeit werde ich Ihnen vor Ihrem Angesicht vielen Dank sagen. Jetzt habe ich mich nur ganz kurz gefaßt.“

Das Yamato hiaku ninisshu tama kashiwa ist wörtlich übersetzt: Yamato = Japan, hiaku ninisshu = von hundert Dichtern je ein Lied, tama kashiwa = als Ganzes ein Schatz; also eine Art Thesaurus. Ein anderes Werk dieser Gattung ist verfaßt von Yumenoya (Pseudonym) und herausgegeben im 14. Jahre Meiji (1882). Das Onna Chohoki, verfaßt von Kusada Sumboku, verkürzt und mit einer Vorrede neu herausgegeben von Takai Ranzan im 4. Jahr Kokwa (1848), gewährt in seinem überaus mannigfaltigen Inhalte eine Fülle ethnologischen und kulturhistorischen Materials. Buch 1 handelt vom Frauenanstand — im Auftreten, in der Rede, in der Kleidung und im Schmuck. Buch 2 giebt eine ausführliche Darstellung der Hochzeitsgebräuche. Buch 3 ist wesentlich medizinisch. Buch 4 behandelt die weiblichen Künste, darunter Schreiben, Lesen, Malen, Poesie, Literaturgeschichte, Musik ꝛc. Buch 5 handelt von den verschiedenen Geräthen, welche sich im täglichen Gebrauch der Frau befinden. Das Teikio („Frauentugend“) stammt aus dem 10. Jahre Tempo (1840), ist in Kyoto erschienen und verfaßt von Yajima Gogaku, einem Samurai, der einen großen Ruf als Haikai-Dichter [1]) genießt.

Bei der Abhängigkeit der japanischen Kultur von der chinesischen ist es selbstverständlich, daß auch die Frauenbücher das chinesische Vorbild leicht erkennen lassen. Chinesisch ist die metaphysische Grundanschauung, chinesisch die Ansicht vom moralischen Urzustande der Menschen, chinesisch der Tugendbegriff, chinesisch endlich auch die Auffassung des Verhältnisses von Mann und Frau. Nach der alten chinesischen Anschauung liegt dem Universum der Gegensatz von Himmel und Erde zu Grunde, die beide sich die Wage halten und so die ungestörte Ruhe des Gleichmaßes zum Grundgesetz alles Seins machen. Dieses Gleichmaß würde aber nicht bestehen können, wenn beide ganz dieselbe Bedeutung hätten, und gleichgewichtig wären. Es würde in diesem Falle leicht zum Streite kommen, daher ist es nothwendig, daß eins das Herrschende, das andere das Beherrschte ist. Dieser Gegensatz findet sich nun im großen wie im kleinen immer wieder. Er wird nachgewiesen im Verhältniß von Kaiser und Volk, Tag und Nacht, Sommer und Winter, und endlich findet er sich auch in der Ehe. Auch hier ergänzen sich Mann und Frau, wie Himmel und Erde, und bilden eins das Gleichgewicht zum anderen in ruhiger Harmonie. So heißt es im Onna Imagawa: „Der Himmel ist stark und das männliche Prinzip, die Erde ist mild und das weibliche Prinzip. Es ist ein Naturgesetz, daß das weibliche Prinzip dem männlichen gehorcht. Wenn man daher die Ehe als das Verhältniß von Himmel und Erde faßt, so ist es auch ein Naturgesetz, daß die Frau den Mann wie den Himmel ehren soll.“

Noch schärfer wird die tiefe Unterordnung der Frau durch den Vergleich von Mann und Frau mit Tag und Nacht. Die Frau ist das Dunkle, die Nacht, während der Mann der Tag ist. Das Onna Daigaku zieht hieraus nachstehende Folgerung: „Es erklärt sich hieraus, daß die Frau mit dem Manne verglichen, oft so unwissend ist, daß sie nicht einmal fähig ist, die Dinge zu verstehen, die sich vor ihren eigenen Augen vollziehen; daß sie es nicht einmal merkt, wenn sie sich durch ihre Handlungen einen schlechten Ruf zuzieht; daß sie nicht das Unglück erkennt, welches sie über ihren Mann und ihre Kinder bringt; ja daß sie oft sogar unschuldige Menschen haßt und verfolgt ꝛc.“

Fünf Untugenden sind es, welche nach der Angabe dieser Lehrbücher den Frauen besonders eigen sind, und wegen deren sie tief unter dem Manne stehen. Diese sind: Ungehorsam, heimtückische Bosheit, Schmähsucht, Eifersucht und Albernheit oder Unverstand. Das Onna Daigaku ist boshaft genug, zu behaupten, daß von zehn Frauen sicher sieben bis acht, also 70 bis 80 Prozent, mit diesen fünf „Krankheiten“ behaftet seien. Dem gegenüber soll die Frau nach dem Onna Chuyo auf viererlei ihr Hauptaugenmerk richten, nämlich auf Frauentugend — „die Frau soll eine gute Gesinnung haben, nicht lügen, nicht neidisch, nicht eigensinnig, nicht eifersüchtig sein“ —, auf Frauenwort — „sie soll nicht geschwätzig sein und soll nicht heftig, laut oder unsittlich reden“ —, auf Frauenanstand — „die Frau soll täglich am Morgen den Körper reinigen, ihr Haar binden, sich putzen, ankleiden und anmuthig bewegen; doch soll die Gestalt der Zöpfe, der Putz, das Kleid und die Zierde des Körpers der Person angemessen sein“ — und endlich auf Frauenverdienst, der sich auf die häuslichen Geschäfte bezieht, welche der Frau obliegen.

Der Gehorsam ist für die Frau geradezu der „Weg zum Himmel“. Im Shogaku heißt es: „So lange die Frau im Elternhause bleibt und ihrem Vater dient, ist ihr Vater für sie der Weg zum Himmel, dient sie einem anderen Herrn, so ist dieser für sie der Weg zum Himmel, und verheirathet sie sich, so ist — ihr Schwiegervater und ihre Schwiegermutter der Weg zum Himmel.“

Sehr hoch wird auch die Keuschheit gestellt, und zwar wird der Begriff der Keuschheit viel weiter gefaßt, als bei uns. Eine Verletzung der Keuschheit ist schon das Berühren der Hände zwischen Mann und Frau, ja selbst das unmittelbare Ueberreichen eines Gegenstandes. Männliche und weibliche Personen sollen nicht in demselben Zimmer sitzen, selbst die Kleider sollen sie nicht an denselben Platz legen, sie sollen nicht gemeinsam baden, die Frau soll in der Nacht weder außerhalb noch innerhalb des Hauses ohne Licht gehen ꝛc. Gerade dies ist ein Punkt, bei dem

[1]) Haikai ist ein kurzes, aus siebzehn Silben bestehendes Gedicht, eine Art von Epigramm.

der Unterschied zwischen der chinesischen Lehre und den thatsächlichen Zuständen im japanischen Volksleben ganz auffällig ist. Diese Vorschriften waren dem japanischen Volkscharakter so fremd, daß sie Jahrhunderte lang immer wieder eingeschärft werden konnten, ohne Einfluß auf japanische Sitten und Gebräuche auszuüben. Das Zusammenschlafen von Personen verschiedenen Geschlechts (auch Fremder) in einem Zimmer gilt nicht für anstößig, was um so erklärlicher ist, als die Japaner in den Kleidern schlafen. Das Zusammenbaden von Männern und Frauen in den öffentlichen Badehäusern galt bis vor kurzem für etwas Selbstverständliches, keinen sittlichen Anstoß Erregendes. Jetzt ist es polizeilich verboten, und kommt daher, wenigstens in der Hauptstadt, nicht mehr vor. Genau so ist es mit dem Gebrauch, in der heißen Zeit theilweise nackt zu gehen, das ebenfalls verboten ist, in der Praxis aber noch fortbesteht und in den klimatischen Verhältnissen seine Entschuldigung findet. Auch die direkte Annäherung von männlichen und weiblichen Personen zum Zwecke des Bekanntwerdens vor der Verheirathung ist nicht gestattet. Das Eheversprechen soll stets durch einen Vermittler (nakodo) oder auch zwischen den Eltern zu stande gebracht werden.

Im Genuß von Thee und Wein soll die Frau äußerst mäßig sein. Musikalische Aufführungen, scherzhafte Lieder 2c. soll sie nicht sehen und hören. Tempel und andere Orte, wo sich viele Männer und Frauen versammeln, soll sie eigentlich erst nach dem vierzigsten Jahre besuchen. Ueberhaupt ist es auffällig, wie vor zu häufigem Tempelbesuch gewarnt wird. An verschiedenen Stellen wird sogar geradezu vor den Priestern gewarnt, und das Teikio sagt: „Es ist nicht gut für die Frau, durch mehrmaligen Tempelbesuch mit dem Oberpriester bekannt zu werden."

Geiz und Verschwendung werden gleicherweise mißbilligt, ferner wird vor Neid gewarnt. Zorn und Wildheit in Reden und Handeln gehören zu den häßlichsten Eigenschaften der Frau. Klatsch- und Putzsucht werden natürlich in Japan ebensowenig für Zierden der Frau gehalten, wie anderswo. Warnungen vor dem Gespräch über den lieben Nächsten finden sich nicht wenige. Demgegenüber wird Verschwiegenheit als eine Zierde der Frau gepriesen. Vor allem soll die Frau Sanftmuth zeigen. Alle ihre Bewegungen und Reden sollen Vorsicht ausdrücken. Interessant sind die hierfür im Onna Shogaku gebrauchten Vergleiche: „Die Frau soll in ihrem Herzen immer vorsichtig und schreckhaft sein, gleich als ob sie in einen tiefen Wasserwirbel hinunter blickte, und ihre Bewegungen sollen so sein, als ob sie über dünnes Eis ginge", (deutsch: auf Stecknadeln oder Eiern).

Nach diesen mehr allgemeinen Pflichten der Frau wenden wir uns zur Besprechung derjenigen, welche ihr aus den verschiedenen Lebensaltern und Lebenslagen, besonders aus ihrer Verheirathung, erwachsen.

Die Bestimmung der Frau, nach der sich auch die Erziehung zu richten hat, wird im Onna Daigaku folgendermaßen ausgedrückt: Die Jungfrauen haben die Bestimmung, wenn sie herangewachsen sind, von ihrem Elternhause aus als Bräute oder Frauen zu einem anderen Hause zu gehen und ihren Schwiegereltern alle Dienste zu leisten. Das Onna Imagawa sagt, daß die Frau bald nach einem anderen Hause geht, um ihrem Mann zu gehorchen und die Schwiegereltern zu bedienen. Die Hauptpflicht, die ihr aus dem Verhältnisse, in welches sie durch die Verheirathung tritt, ist also der Gehorsam. Mit dem Gehorsam hängt eng zusammen die Treue, die sich nicht bloß auf den lebenden, sondern sogar auf den todten Gatten beziehen soll. Diese Treue soll auch dann nicht wanken, wenn der Mann sich Nebenfrauen annimmt.

Eifersucht wird in Japan als der Ruin des Familienglücks angesehen, und ist sogar einer der sieben Ehescheidungsgründe.

Ueber das Kapitel Nebenfrauen erwähnen die älteren unserer Bücher gar nichts, jedoch nicht, weil diese Sitte früher nicht bestanden hat. Faber sagt, daß die Polygamie in diesem Sinne in den alten Zeiten augenscheinlich für etwas Selbstverständliches galt, und er behauptet, daß sich in der ganzen chinesischen Literatur kein Zeugniß gegen dieses soziale Uebel findet. Dies ist sicher auch der Grund, weshalb in den Frauenbüchern Nebenfrauen fast gar nicht erwähnt sind. Erst in dem neuesten, im Teikio, sind ausdrücklich solche erwähnt. Auch hier stellt das Wenige, was darüber gesagt ist, den Gebrauch nicht als etwas Verwerfliches, sondern nur als etwas für die Frau Unangenehmes hin.

Auf die Pflichten gegen den Gatten folgen die Pflichten gegen die Kinder, deren Erziehung hauptsächlich in den Händen der Frau ruht. Mit deutlichem Anklang an Schiller's Worte heißt es im Onna Chuyo: „Der Mann muß hinausgehen ins Leben, muß wirken und arbeiten, aber die Frau bleibt im Hause und sorgt für die Haushaltung und die Erziehung der Kinder." Als Hauptprinzip, auf dem die Erziehung beruhen soll, wird Wahrheit und Gerechtigkeit bezeichnet, und die Kinder werden besonders zur Pietät und zum Gehorsam angehalten. Der Unterricht soll sich beim Mädchen auf Schreiben und Lesen von Kana, auf Zwirnen, Weben, Nähen, Haarflechten, Putzen, ferner auf das Spielen des Koto (eines Musikinstrumentes), auf die kunstvolle Bereitung des Thees, ja sogar auf die Anfertigung des Waka (eines japanischen Gedichtes von 31 Silben) erstrecken.

Wir kommen nun zu einem Gegenstande, der in der gesammten japanischen Frauenliteratur mit ganz besonderem Nachdrucke behandelt und als ein außerordentlich wichtiger bezeichnet wird — das Verhältniß zur Schwiegermutter. Die Pflichten der Frau ihrer Schwiegermutter gegenüber werden klar und bestimmt ausgesprochen und zwar gewöhnlich gleich an die Spitze gestellt. Das Onna Daigaku beginnt mit den Worten: „Die Jungfrauen haben die Bestimmung, aus ihrem Elternhause als Bräute in ein anderes zu gehen und ihren Schwiegereltern alle Dienste zu erweisen." Vom Gatten ist zunächst noch gar nicht die Rede. Und das Onna Chuyo beginnt: „Der Mann nimmt sich eine Frau, um sie mit sich selbst seinen Eltern gut dienen zu lassen." Es wird sogar verlangt, daß die Frau ihre Schwiegereltern viel mehr lieben soll, als ihre eigenen Eltern. Diese Liebe könne ja auch der Frau nicht schwer werden, denn die Schwiegereltern sind ihr anfangs günstig gesinnt, sonst würden sie sie nicht für ihren Sohn ausgewählt haben. Es kommt ganz allein auf die Schwiegertochter an, sich diese Gunst auch zu erhalten. Hier wird also zu allen anderen Verantwortungen auch noch die für die Gunst der Schwiegermutter der Frau aufgeladen. Demgegenüber wirkt es geradezu erleichternd, wenn der Verfasser des Teikio auch einmal die junge Frau entschuldigt, indem er sagt: „Der Mann ist großmüthig und weitherzig. Es kommt daher selten vor, daß der Schwiegervater seines Sohnes Weib haßt. Die Frau dagegen ist engherzig, argwöhnisch, anspruchsvoll, und deshalb kommt es häufig vor, daß die Schwiegermutter des Sohnes Weib haßt." Zum Troste wird ihr hierbei versichert, daß die Schwiegermutter nie so Schweres von ihr verlangt, daß sie die Knochen dadurch zerbricht.

Zum Schluß giebt unser Gewährsmann an der Hand des Teikio einen Ueberblick über die täglichen Geschäfte, welche der Frau obliegen. Wenn das Haus des Mannes blühen soll, so muß die Frau früh am Morgen aufstehen und zu

Gott und Buddha beten. Dann soll sie die Diener wecken und ihnen die verschiedenen Befehle geben. Wenn sie sodann ihren Körper mit Beni und Oshiroi (rother und weißer Schminke) schön gemacht hat, soll sie ihren Mann begrüßen. Beim Frühstück soll sie selbst ihrem Manne aufwarten, wenngleich sie sich selbst von einer Dienerin bedienen läßt. Sie soll nicht mit dem Manne zu gleicher Zeit und im gleichen Zimmer essen. Selbst wenn er es wünscht, so soll sie sich doch weigern, um den Dienern und den Jüngeren kein schlechtes Beispiel zu geben.

Wenn der Mann ausgeht, so soll sie ihn knieend begleiten, bis er die Schwelle des Hauses überschritten hat. Während seiner Abwesenheit soll sie überall im Hause gut Umschau halten und besonders fleißig nähen. Vor dem Manne soll sie nicht schlafen, sondern erst, wenn er sich ins Bett gelegt hat. Wenn alle, auch die Diener schlafen, dann soll sie noch einmal im Hause Umschau halten und sich darauf selbst schlafen legen.

Das ist es, was die Frauenliteratur uns bietet. Werfen wir noch einmal einen Rückblick darauf, so sehen wir Pflichten und immer wieder Pflichten und Verantwortungen der Frau aufgeladen, von Rechten dagegen wird nichts gesagt, denn die besprochenen Bücher sind für die Frauen selbst bestimmt, und daher wird alles, was wie ein Recht aussehen könnte, geflissentlich unerwähnt gelassen, um sie demüthig zu erhalten. Demjenigen, der das japanische Leben kennen lernt, bleibt es aber nicht verborgen, daß auch die Frau in Japan gewisse Rechte hat und auf Grund derselben oft einen großen Einfluß ausübt. Was wir hier vor uns haben, ist eben nicht eine Darstellung der wirklichen Verhältnisse, sondern eine Zusammenfassung der Grundsätze, nach denen die Frau seit Jahrhunderten bis in die neueste Zeit herauf erzogen wurde, und nach denen sich ihre Stellung in Haus und Familie bestimmte. Als das Resultat derselben dürfen wir trotz mancher thatsächlichen Abweichungen im einzelnen die japanische Frau der Gegenwart ansehen — mit ihrer Sanftmuth, ihrer Milde, ihrem zarten Anstand, ihrem edlen Duldersinn, die jedem, der sie kennen lernt, das Herz abgewinnen muß, ungeachtet ihrer Schüchternheit, ihrem Mangel an Selbstgefühl, ihrer mangelhaften geistigen Bildung und ihrer beschränkten rechtlichen Stellung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die russische Regierung scheint entschlossen zu sein, die in dem Lande anzustellenden meteorologischen Beobachtungen nach amerikanischem Muster direkt in den Dienst der Landwirthschaft zu stellen. Es sollen an allen Haupteisenbahnstationen sowie in allen Haupthafenplätzen meteorologische Stationen eingerichtet und geschriebene Wetterprognosen ausgehängt werden, und jeder Eisenbahnzug soll die Wetteraussichten des folgenden Tages den Landwirthen durch das Ausstecken von Fahnen von verschiedener Farbe bekannt machen. Bei der Gleichförmigkeit der russischen Bodenbildung darf man sich von dieser Maßnahme vielleicht einen viel erheblicheren Nutzen versprechen als in den Ländern Westeuropas.

Asien.

— Eine Expedition unter Kapitän Barwick hat sich im Frühsommer d. J. bemüht, den Oberlauf des Irawadi zu erforschen, und die Frage, ob der östliche Quellfluß desselben, der Meh-Kha, identisch mit dem tibetanischen Lu-Kiang sei, ihrer Entscheidung entgegenzuführen. Von Bhamo am 27. Mai an Bord des Raddampfers „Pathfinder" aufbrechend, erreichte die Expedition zuvörderst Maingna, bis wohin der Stromlauf bereits bekannt war. Dann ging die Fahrt über eine Reihenfolge gefährlicher Schnellen zwischen 1200 bis 2000 Fuß hohen Uferbergen weiter aufwärts, und nach sechs Tagen war die Vereinigung des Meh-Kha mit dem Mali-Kha, von der man bis dahin nur durch Berichte von Eingeborenen Kunde hatte, erreicht. Der Strom ist an diesem Punkte, der 150 englische Meilen von Bhamo entfernt ist, noch 500 Yards breit. Im Mali-Kha, der aus Nordost kommt, drang Kapitän Barwick dann noch sechs Meilen vor, bis zu einer Stelle, wo neue Schnellen und die drohende Erschöpfung des Vorrathes an Brennmaterial die Umkehr gerathen erscheinen ließen. Den aus Osten herbeifließenden Meh-Kha oder Nmaika befuhr er nur drei Meilen weit, ebenfalls bis zu einer das weitere Vordringen hemmenden Schnelle. Die dem Katschin-Stamme zugehörige eingeborene Bevölkerung verhielt sich durchaus freundlich, obwohl sie vorher mit Europäern niemals in Berührung gekommen war.

Afrika.

— Aus Mombas wird berichtet, daß in Port Reitz am 26. August der Bau einer Eisenbahn in das Innere von Britisch-Ostafrika in Angriff genommen worden ist. Man hofft, daß die neue Schienenstraße, die von schmalspuriger Art (24 Zoll Weite) ist, im Verlaufe von zehn Monaten bis Taveta fertiggestellt sein wird.

— Die wirthschaftliche Lage der Kanarischen Inseln ist augenblicklich eine recht günstige, Dank namentlich dem Umstande, daß dieselben außer als Kohlenstation auch als Reiseziel und Sanatorium mehr und mehr in Aufnahme kommen. Der Außenhandel der Inseln betrug im Jahre 1889 16½ Mill. Mark (gegen 15,1 Mill. Mark im Vorjahre), der Export 10 Mill. Mark und der Import 6½ Mill. Mark. Ausgeführt werden vor allen Dingen Gärtnereiprodukte (für 3,3 Mill. Mark), Cochenille (für 1,7 Mill. Mark), Tabak und Wein; eingeführt Kohlen, Gewebe, Kurzwaaren ꝛc. Die Hauptverkehrsländer waren England, Deutschland, Frankreich und Spanien.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Die Insel Helgoland[1]).

(Mit einer Uebersichtskarte.)

Wir verzeichnen an dieser Stelle die auf Grund des bekannten deutsch-englischen Vertrages am 9. August d. J. erfolgte Uebergabe Helgolands an das Deutsche Reich. Seiner Fläche nach ist Deutschland dadurch nur etwa um ein Milliontel vergrößert worden. In anderer Beziehung aber — ganz besonders in strategischer — kann der Einverleibung der Insel in das Reichsgebiet eine hohe Wichtigkeit nicht abgesprochen werden.

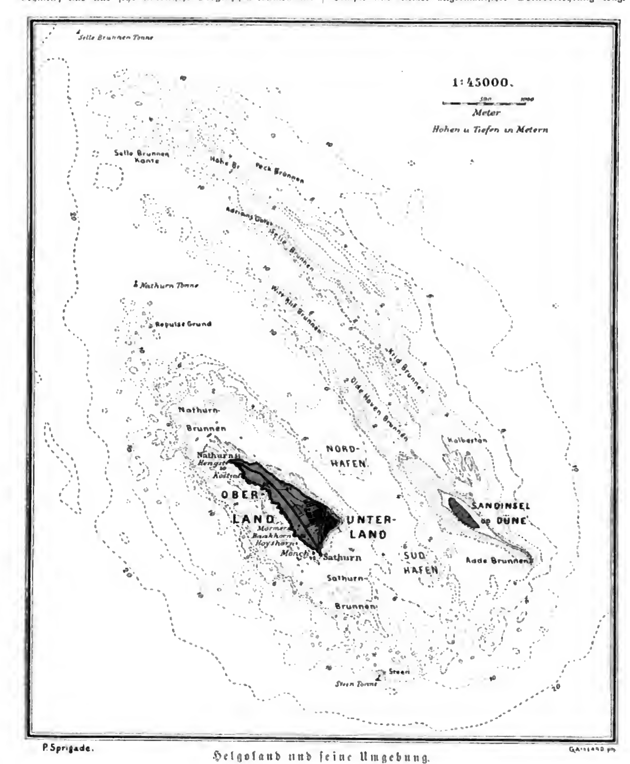
Physikalisch-geographisch betrachtet, ist der rothe Thon- und Sandsteinfels Helgolands nichts als ein winziges Bruchstück von der großen triassischen Gesteinsscholle, welche auf weiten Strecken die ältere Grundlage des norddeutschen Bodens bildet, welche aber nur an einzelnen Stellen, wie bei Lüneburg, Rüdersdorf 2c., an der Oberfläche zu Tage tritt. Zum Theil ist die Trias auf Helgoland ebenso wie in dem übrigen Norddeutschland, von Resten jüngerer Formationen überlagert. Im Vergleich mit den übrigen friesischen Nordsee-Inseln erscheint Helgoland sehr hoch — gegen 70 m — über den Meeresspiegel erhoben, in dem benachbarten Nord-Albingien (Holstein, Hannover 2c.) ragen aber zahlreiche Punkte zu ganz ähnlicher Höhe empor. Die Achsenrichtung der Hauptinsel sowie auch des „Sandes" und sämmtlicher Bänke und Rinnen, die zu dem kleinen System gehören, steht in strenger Harmonie mit der Achsenrichtung der Elbmündung sowie mit dem orographischen Baue der angrenzenden Elbniederlande. Die 220 phanerogamischen Pflanzenspecies, welche sich auf der Insel finden, sind nach Hallier ohne irgend welche Ausnahme zugleich auch dem Festlande eigen, und ganz dasselbe gilt von den wenigen Thierformen, welche auf Helgoland leben. In letzterer Hinsicht liegt Helgoland namentlich an einer Hauptzugstraße der nordeuropäischen Vogelflüge, weshalb es auch bereits seit geraumer Zeit mit einer ornithologischen Warte ausgestattet ist.

Fragt man sich nach den Kräften, durch welche Helgoland von dem deutschen Festlande losgelöst worden ist, so wird man durch grotesken Felsentrümmer, die die Insel umgeben, und die in deutlich sichtbarem weiterem Zerfalle begriffen sind, in erster Linie auf die erodirende Wirkung der Atmosphärilien und der Meereswogen hingewiesen. Besonders die Klippen des „Hengst", des „Hoysbörn", des „Monk" und des „Steen" im Westen und Süden und der sogenannte „Sand" im Osten des Hauptlandes sind Zeugen davon, daß sich Helgoland noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit — selbstverständlich im geologischen Sprachgebrauche — in der Richtung auf die deutschen Elbniederlande beträchtlich weiter erstreckte. Zwischen dem Hauptlande und dem „Sande", der heute die Seebade-Einrichtung trägt, bestand sogar bis zum Jahre 1720 eine natürliche Verbindungsbrücke — der sogenannte „Waal". Die furchtbare Sturmfluth der Sylvesternacht des genannten Jahres erst zerstörte dieselbe, so wie andere Sturmfluthen an anderen Orten und zu anderen Zeiten an der Insel wühlten und nagten. Neben der Meereserosion geht übrigens zur Zeit heftiger Stürme auf der Insel auch noch eine ziemlich lebhafte Winderosion einher, indem sodann große Mengen von Strandkieseln gegen die Küstenfelsen geschleudert werden.

Indem man von der fortschreitenden Zerstörung der Insel redet, hat man aber zu bedenken, daß ein ver-

[1]) Vergl. Dr. Emil Deckert, Die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart (Leipzig 1884), S. 51 ff.

artiger geologischer Prozeß sehr lange Zeiträume erfordert. Daß die Insel in der historischen Zeit sehr viel gewaltiger gewesen sei als heutigen Tages, ist unbedingt nicht anzunehmen, und nur sehr unkritische Geographen konnten aus vagen Angaben alter Autoren ein Helgoland rekonstruiren, daß sich noch in den Zeiten Karls des Großen über viele Quadratmeilen ausdehnte, und daß zahlreiche Dörfer, sowie Tempel und Altäre altgermanischer Gottesverehrung trug.



Helgoland und seine Umgebung.

So klein der Helgoländer Hauptfelsen auch gegenwärtig ist — ungefähr $1/2$ Quadratkilometer —, so wird er doch wahrscheinlich noch immer Jahrtausende den zerstörenden Kräften, die auf ihn einwirken, trotzen können. Rascher dürfte — namentlich bei öfters wiederkehrender starker Sturmfluth — der Verfall des „Sandes“ vor sich gehen. Uebrigens ruht aber sowohl der „Sand“ als auch das Hauptland auf einem unterseeischen Felsenplateau, das nur etwa 4 m hoch von Wasser bedeckt ist, und dieses Plateau dient der Insel zugleich nach allen Seiten hin als eine Art Breakwater, so daß sie

auch in den schlimmsten Fällen nur einen kleinen Bruchtheil des Wogenpralles auszuhalten hat, der gegen sie anstürmt. Die Thatsache, daß auch die erwähnte stärkste Sturmfluth, die Helgoland in der neueren Zeit heimgesucht hat, keine größeren Verwüstungen hat anrichten können, bekräftigt diese Behauptung, so daß sich das gegenwärtig lebende Geschlecht, ebenso wie manches noch kommende, über das endliche Schicksal der Insel keinerlei Sorgen zu machen braucht. So rasch wie an verschiedenen Punkten der britischen Inseln schreitet der Zerstörungs-Prozeß keinesfalls fort, und durch geeignete künstliche Anlagen, deren Helgoland bislang nicht für werth gehalten worden ist, würde er sich überdies ohne Zweifel noch wesentlich verlangsamen lassen.

Was die Bedeutung der Insel angeht, so ergiebt sich aus den einfachsten Erwägungen, daß dieselbe in deutscher Hand eine ganz andere sein muß als in englischer. Ein „Deutsches Gibraltar" zwar wird sich auch durch die gewaltigsten Anstrengungen nicht aus Helgoland machen lassen, dazu ist es zu klein und zu entfernt von den Punkten, die es beherrschen soll, und außerdem besitzt es auch keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine ziemlich gute Rhede. Immerhin wird es aber durch geeignete Bewehrung ein Wesentliches zur Sicherung der deutschen Küste in Kriegszeiten beitragen können, sowohl als natürlicher Lugthurm zur Beobachtung herannahender feindlicher Geschwader, als auch als Stützpunkt für die Bewegungen der deutschen Flotte. Wir hegen in dieser Beziehung ganz dieselbe Meinung wie Vice-Admiral v. Henk, der sich über die Rolle, welche Helgoland in Kriegszeiten spielen kann, folgendermaßen ausspricht: „Von hier aus können die sämmtlichen Bewegungen der deutschen Nordseeflotte beobachtet werden. Andererseits bietet es mit seinem Leuchtfeuer einen Ansegelungspunkt und unter Umständen einen mehr oder weniger gesicherten Ankerplatz. Ist die Insel nun in deutschem Besitz, so können wir unsere Beobachtungen für uns behalten. Ist sie dagegen in neutralem resp. feindlichem Besitz, so haben wir keine Garantie dafür, daß diese dem Feinde nicht mitgetheilt, resp. zu unserem Nachtheil ausgebeutet werden. Andererseits können wir das in unserem Besitz befindliche Leuchtfeuer je nach Bedürfniß zeigen oder löschen, während, wenn es im feindlichen Besitze ist, dem Feinde diese Vortheile zufallen. Im neutralen Besitze dient es Freund wie Feind in gleicher Weise. In unserem Besitz finden ferner die eigenen Schiffe allein dort einen Ankerplatz, während der Feind gezwungen ist, in dem gefährlichen Fahrwasser sich den Unbilden der Witterung auszusetzen. Im feindlichen oder neutralen Besitze finden dagegen auch die feindlichen Schiffe oder gar diese allein dort Schutz und haben namentlich Gelegenheit, ihre Vorräthe an Kohlen ꝛc. zu ergänzen. Welchem der in der Jade- und Elbmündung während des Krieges 1870 stationirten Seeoffiziere ist es nicht peinlich gewesen, wenn das unter anderen Umständen oft so freudig begrüßte Leuchtfeuer auf Helgoland wie ein Leuchtkäferchen in dunkler Nacht am Horizont erglänzte, um der nach der deutschen Küste entsendeten imposanten französischen Flotte als sicherer Leitstern zu dienen, die Gefahren für dieselbe während der stürmischen Jahreszeit auf ein Minimum zu reduziren? Welcher preußische Seeoffizier hat es nicht schmerzlich empfunden, daß, trotz einer wohlwollenden Neutralität des damaligen Gouverneurs von Helgoland, die französische Flotte unter der Insel nicht nur ankern, sondern auch ihre Kohlen- und sonstigen Vorräthe unter dem Schutze derselben ergänzen konnte?

Helgoland bildet also den Schlüssel zu unserem Kriegshafen an der Jade, sowie zu den beiden großen Wasserstraßen Elbe und Weser und beherrscht außerdem noch das Emsgebiet. In unserem Besitz, gehörig armirt, so daß wir unter dem Schutze seiner mit submarinen Vertheidigungsgürteln umgebenen Batterien resp. hinter Wellenbrechern eine Abtheilung gepanzerter, schwer armirter Fahrzeuge, sowie kleine schnelle Torpedoboote dort stationiren können, ist einer gegen Deutschlands Nordküste operirenden feindlichen Flotte die wirksamste Stütze für maritime Operationen genommen. Das Auslöschen sämmtlicher Leuchtfeuer an der helgoländer Bucht erschwert dem Feinde das Navigiren daselbst. Es nimmt seinen Schiffen die während der guten Jahreszeit verhältnißmäßig gesicherten Ankerplätze unter der Insel, behufs Ergänzung von Kohlen- und anderen Vorräthen; verbietet dem Feinde das Sammeln seiner Flotte, das Stationiren seiner Torpedo-Flotille, das Liegen seiner Transport- und anderen Schiffe, und zwingt ihn mit seinen sämmtlichen Schiffen, die offene See zu halten, stets unter Dampf zu bleiben, Kohlen zu verbrauchen und durch das Verschmutzen der Kessel die Geschwindigkeit seiner Schlachtschiffe zu beeinträchtigen ꝛc.

Die größte Gefahr, welche unseren Küsten in einem Kriege droht, ist die einer Landung größerer feindlicher Korps. Beabsichtigt dies der Feind, so kann er seine Transportflotte nicht bei Helgoland sammeln und den geeigneten Zeit- und Landungspunkt in aller Ruhe von dort aus abwarten und rekognosciren, sondern er muß mit seiner Transportflotte entweder längere Zeit die hohe See halten oder sofort auch unter ungünstigen Umständen den Landungsversuch machen.

Unserer Flotte dagegen ist die Möglichkeit geboten, da man vom Herannahen eines Landungskorps durch den Telegraphen immer die Kunde erhalten wird, sich bei Helgoland für diese Zeit zu stationiren (für immer ist es für schwere Panzerschiffe kaum möglich, da sich dort ein Hafen mit entsprechender Wassertiefe wohl schwerlich oder aber nur mit sehr bedeutenden Mitteln wird schaffen lassen), um, gestützt auf die Befestigungen, den Feind unter ungünstigen Verhältnissen zur Schlacht zu zwingen oder jeden Landungsversuch im Rücken zu bedrohen."

In ähnlichem Sinne spricht sich auch Kontreadmiral Werner aus, wenn er sagt: „Daß eine Blockade (der deutschen Küste) so gut wie unmöglich wird, wenn Helgoland deutsch ist, hat darin seine Begründung, daß die dazu verwendeten Schiffe von Zeit zu Zeit ihre Kohlen ergänzen, dazu aber einen gegen Seegang geschützten Ankerplatz haben müssen. Einen solchen giebt es aber an unserer ganzen Nordsee-Küste nur einen, der sich bei verhältnißmäßig gutem Wetter dazu eignet, und zwar südöstlich von Helgoland unter dem Schutze der Insel.

Irgendwo anders im offenen Meere Kohlen zu ergänzen und zwar bei den Tausenden von Tonnen des jetzt für die schweren Schlachtschiffe nöthigen Feuerungsmaterials, würde einmal nur unter den allergünstigsten Witterungsverhältnissen möglich sein, die sehr selten eintreten und unberechenbar sind, und dann auch äußerst langsam von statten gehen, da schon bei ganz geringem Seegang, der in der offenen Nordsee nie aufhört, die Kohlenschiffe nicht an die Kriegsschiffe anlegen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, Alles gegenseitig zu zerbrechen. Der Transport würde nur mit Booten stattfinden können, und kein Admiral darf deshalb auf eine solche unvollkommene Ergänzung der Kohlen, die außerdem jeden Augenblick durch einen Wetterumschlag gänzlich in Frage gestellt werden kann, rechnen, wenn er seine Schiffe schlagfertig halten will.

Im Jahre 1870 benutzte die französische, aus 12 Schiffen, darunter 8 Panzer, bestehende Flotte den erwähnten Punkt bei Helgoland zum Anfüllen von Kohlen und ermöglichte es dadurch, daß sie ununterbrochen monatelang vor Elbe, Weser und Jade stationiren konnte, da wir zu schwach waren, um sie zu vertreiben oder zu stören.

Das ändert sich aber sofort, wenn Helgoland deutsch wird. Jener Ankerplatz kann von dem hohen Ufer der Insel so wirksam unter Feuer gehalten werden, daß eine Annäherung auch der schwersten Panzerschiffe wegen der ihnen drohenden Senkschüsse aus den gewaltigen modernen Geschützen ganz unmöglich wird, während andererseits unsere eigenen Schiffe und Torpedoboote sie auch außerhalb Schußweite der Insel umschwärmen und sie zu keiner, wenn auch noch so geringen Kohlenergänzung kommen lassen würden".

„Natürlich muß Helgoland unsererseits befestigt und mit schweren weittragenden Geschützen bewaffnet werden, um es für jeden Feind uneinnehmbar zu machen. Ebenso wird es nöthig werden, dort eine Station für eine Torpedobootflotille zu schaffen. Das unterliegt jedoch geringen Schwierigkeiten; an der Ostseite der Insel ist die erforderliche Tiefe und ein solcher Hafen wird sich verhältnißmäßig leicht herstellen lassen."

Daß sich die strategische Bedeutung Helgolands noch sehr wesentlich erhöhen wird, sobald der deutsche Nordostsee-Kanal fertig ist, erhellt von selbst. Freilich erhellt ebenso, daß Deutschland sich das wichtige Glied in der Kette seiner Küstenvertheidigung von keinem Feinde wird entreißen lassen dürfen.

Jede andere Bedeutung, die Helgoland seither gehabt hat oder künftig haben kann — als meteorologische Beobachtungsstation, als Stützpunkt der deutschen Hochseefischerei, als Seebad ꝛc. —, tritt hinter der angegebenen so weit zurück, daß wir es unterlassen dürfen, darauf hier noch näher einzugehen.

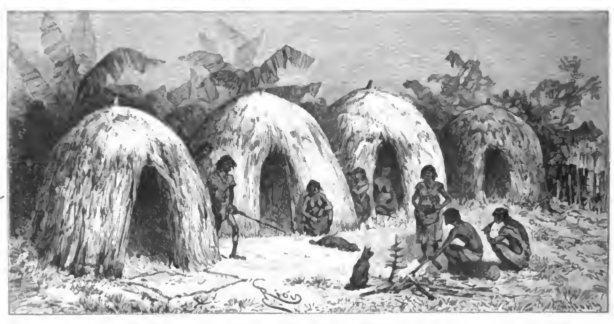
Durch den Gran Chaco und nach Bolivia.

IV. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit sechs Abbildungen.)

Die erste Unternehmung, welche von Carumbei aus ausgeführt wurde, galt der weiteren Erforschung des Parapiti-Stromes, nordwärts von der Station. In der letzteren blieb nur eine kleine Besatzung zur Bewachung des Lagers zurück.

In dem ersten Indianerdorfe, das man erreicht, und das den Namen Yagaigua („Tigerbrunnen") führt, findet man fast die ganze Bevölkerung abwesend, zu einer Nachfeier des Karnevalfestes, und es kostet daher einige Mühe, sich ortskundige Führer zu verschaffen. Nachdem dies geschehen, geht es unter heißem Sonnenbrande durch dichtes Gestrüpp und durch tiefe Wasserlöcher, in denen die Pferde und Maulthiere zu versinken drohen, und in denen das Gepäck gründlich durchnäßt wird, weiter. Ein Versuch, in größerer Entfernung von dem Stromufer vorwärts zu kommen, erweist sich als unausführbar, da der Waldwuchs daselbst vollkommen undurchdringlich ist. Der Fluß bildet in der betreffenden Gegend zahlreiche kleine Wasserfälle.



Indianerdorf im westlichen Chaco.

Endlich muß sich Thouar entschließen, die Thiere im Lager zurückzulassen, an die Mannschaft einen kleinen Vorrath von Charqui, Mais, Kaffee, Zucker und Tabak zu vertheilen, und den Weitermarsch zu Fuß zu bewirken. Zur Zeit des Niederwassers verfahren die Tapui-Indianer in derselben Weise, um behufs Fischfanges nach der großen Lagune von Ancararenda zu gelangen, gegenwärtig war aber der Rio Parapiti hoch angeschwollen und aus seinen gewöhnlichen Ufern ausgetreten, so daß das Unternehmen kein leichtes war. Um das Maß der Beschwerden voll zu machen, brach auch noch ein heftiger Sturm los, begleitet von einem sündfluthartigen Regen, der in dieser Gegend wenig von nöthen war, und die Lufttemperatur sank dadurch urplötzlich auf 12° C. Die Ufer des Ancararenda-Sees findet man allenthalben morastig und von einer mächtigen Vegetation bedeckt. Die Provisionen kann man durch den Fang einer großen Schildkröte und einer Anzahl schöner Aale vermehren, aber die meisten Leute

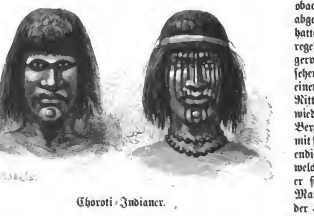
sind des Schwimmens unkundig, mehrfach muß man bis an den Hals im Wasser waten, und da man ein weiteres Anschwellen des Stromes zu befürchten hat, so bleibt schließlich nichts übrig, als nach dreitägigem harten Bemühen von dem weiteren Vordringen am rechten Stromufer abzustehen. Die Tapui-Führer versichern, daß sie bei ihren Fischerei-Expeditionen auch niemals höher hinauf gehen.

Als man die Stelle wieder erreicht hat, wo die Abtheilung mit den Pferden zurückgeblieben ist, sind Menschen und Thiere von den überstandenen Strapazen übel zugerichtet, und eine Anzahl muß als marschunfähig nach Carumbei zurückgesandt werden. Thouar selbst beschließt aber, mit den übrigen am linken Ufer des Parapiti zu versuchen, was am rechten Ufer Sümpfe Lagunen, Dornengestrüpp und Walddickicht unmöglich gemacht hatten — zu geschweigen von den Moskitos, den Bremsen, den Vampyren und den Klapperschlangen, welch letzteren eins der schönsten Maulthiere zum Opfer gefallen war. Am 1. März gelangte er bis zu der Furth von Iguoperenda, wo der Fluß sich zwischen sandigen Ufern in eine Menge kleiner Arme theilt. Nach der anderen Seite hinüber zu kommen, gelang aber nicht, da in der Zeit des Hochwassers der Triebsand die hineinwatenden Menschen und Thiere einfach zu begraben drohte. So kehrte auch Thouar selbst nach Carumbei zurück.

Die Toba-Indianerin Yalla.

Eine zweite Unternehmung richtete sich auf den Cerro Cortado, der sich südlich vom Cerro Tamane erhebt. Am 7. März marschirte man bis Cobei. Dann hinderte ein dichter Wald das Vordringen auf geradem Wege, und man mußte sich entschließen, den Umweg über den Cerro Aguaraigua zu machen. Auf diesem Berge wurden weitere topographische Bestimmungen vorgenommen. Dann riefen Boten, die von um sich greifenden Desertionen in der Mannschaft und von einer drohenden Revolte der Tapui-Indianer berichteten, nach dem Lager zurück, ohne daß man das angegebene Ziel weiter verfolgen konnte.

Wieder in Carumbei angekommen, erhielt Thouar die unerwünschte Weisung von der Regierung in Sucre, von seinem Plane, den Gran Chaco bis nach Puerto Pacheco am Rio Paraguay zu durchqueren, abzustehen, da sowohl in Paraguay als auch in Argentinien die Cholera wüthe. Auch in der bolivianischen Cordilleren-Provinz war die Epidemie ausgebrochen, so daß an Ort und Stelle ebenfalls umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen werden mußten. Dabei machte sich die anhaltende Dürre mehr und mehr auch an dem Rio Parapiti geltend, derselbe schwand zusehens zusammen, und am 19. März lag er vollständig trocken, so daß man in dem Flußsande Brunnen graben mußte, um die Thiere vor dem Verschmachten zu bewahren.



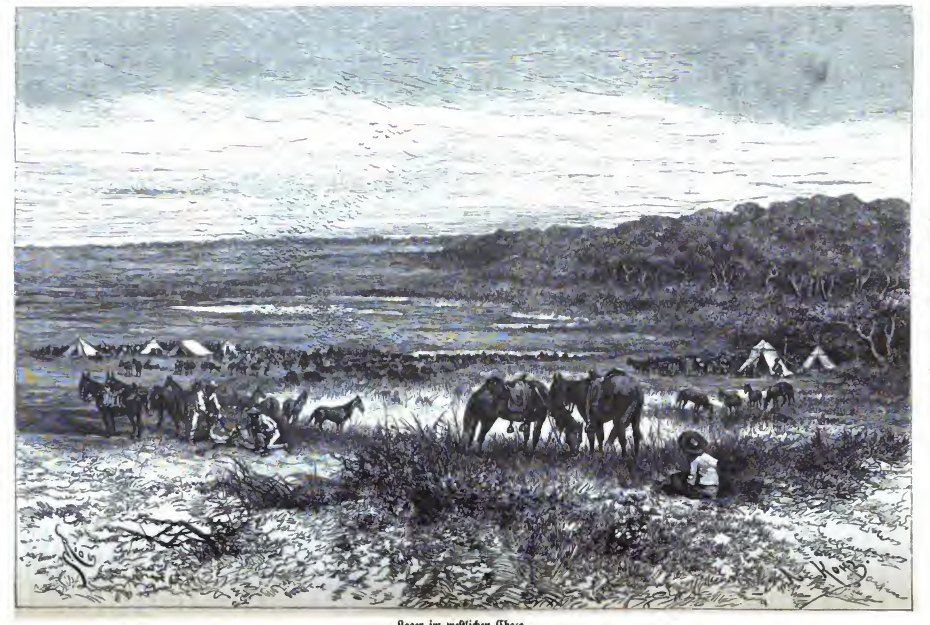
Choroti-Indianer.

Schon hatte man den Beschluß gefaßt, Carumbei ganz zu verlassen und nach Machareti zu marschiren, da kamen neue Nachrichten von Sucre, durch die Thouar auf seine Anfrage die Vollmacht erhielt, zu thun, was er unter den gegebenen Umständen für gut befand.

Der Reisende änderte demnach seine Dispositionen wieder, und während er sich selbst an die Spitze einer Abtheilung stellte, die einen weiteren Vorstoß gegen den Cerro San Miguel d'Izozog (im Nordosten von Carumbei) ausführte, ordnete er andere Abtheilungen nach dem Cerro Tamane, nach dem Cerro Curupantu und nach dem Cerro San Miguel de Chiquitos (im Südosten von Carumbei) ab, um gleichzeitige Beobachtungen anzustellen. Eine weitere Abtheilung sollte indeß von Santa Cruz neue Vorräthe herbeischaffen.

Das Vordringen zum Cerro San Miguel d'Izozog erfolgte über den Arroyo de Senderos und war mühsam genug. Zu dem Wassermangel, an dem eins der mitgeführten Schlachtrinder bald zu Grunde ging, und zu dem dichten Dornengestrüpp, durch das nur durch beständige harte Arbeit mit dem Waldmesser ein Pfad zu bahnen war, kam hier auch noch die unliebsame Berührung mit feindlichen Yanaigua-Indianern, die die Kolonne umschwärmten. Am 7. April war man dennoch glücklich oben, und konnte sich für einige Tage häuslich auf dem Gipfel einrichten, um mit dem Theodoliten und Sextanten, sowie mit den übrigen Instrumenten zu arbeiten und mit den anderen Abtheilungen Feuersignale auszutauschen. Leider blieb die erwartete Mithülfe von dem Cerro San Miguel de Chiquitos dabei völlig aus, und am 16. April wurden die Beobachtungen deshalb wieder abgebrochen. Thouar selbst hatte sich übrigens durch Unregelmäßigkeiten in der Lagerversorgung genöthigt gesehen, in der Zwischenzeit einen sehr abenteuerlichen Ritt nach Carumbei und wieder zurück nach dem Berge auszuführen, der leicht mit seinem Untergange hätte endigen können. Ohne irgend welchen Begleiter, verirrte er sich, und während sein Maulthier mit seinem an der Halfter hängenden Gewehre davon gelaufen war, sah er sich plötzlich von den Yanaiguas verfolgt. Die Postenkette, welche er zur Versorgung seiner Abtheilung zwischen Carumbei und dem San Miguel eingerichtet, hatte ihre Aufgabe nur mangelhaft erfüllt, so daß man oben auf dem Berge zum Theil von Jagdergebnissen sowie von Honig leben mußte. Der letztere fand sich allerdings sehr reichlich, denn Honigbienen verschiedener Art bevölkern den Gran Chaco in großer Zahl.

Vom Cerro San Miguel d'Izozog beschloß Thouar einen Versuch zu machen, sich mit der Abtheilung nach dem anderen Cerro San Miguel auf direktem Wege zu vereinigen, statt



Lager im westlichen Chaco.

auf dem alten Wege nach Carumbei zurückzukehren. Unfern von der Aguada de San Pedro stieß er auf ein verlassenes Yanaigua-Lager. Im übrigen waren die Schwierigkeiten des Vorwärtskommens dieselben wie vorher. Die Dornen der Kaktuspflanzen, der Karanattas (eines agavenähnlichen Gewächses), der Mimosen ꝛc. zerfleischten den Leuten die Arme und Beine, für die Reit- und Lastthiere fehlte es sowohl an Wasser als auch an Weide, und ein Orientiren über den zweckmäßigsten und aussichtsreichsten Weg war immer nur auf kleine Strecken durch das Erklimmen hoher Bäume möglich. Drei Wegstunden weit — die Entfernung, die die beiden Berge angeblich von einander trennen sollte — arbeitete man sich durch; immer aber befand man sich noch inmitten der unermeßlichen Waldeinöde, und von der cooperirenden Abtheilung konnte man nicht die geringste Spur wahrnehmen. Es war klar, daß ein großer Irrthum in der Schätzung vorlag, und ebenso war es klar, daß an die Eröffnung einer fahrbaren Wagenstraße zwischen Carumbei und Puerto Pacheco — das war der Plan, den die Regierung in Sucre am ehesten für ausführbar gehalten hatte — ein Ding vollkommener Unmöglichkeit war. Wohl oder übel mußte man sich entschließen, von weiterem Vordringen abzustehen, und nach Carumbei zurückzukehren.

Die Kolonne von Chiquitos traf man daselbst noch nicht an, trotzdem beschloß man Carumbei nunmehr zu verlassen und die Operationsbasis nach Machareti zu verlegen. Am 6. Mai erfolgte der Aufbruch, und am 14. Mai erreichte man ohne bemerkenswerthen Zwischenfall die erstgenannte Mission. Nach einigen Ruhetagen begab sich Thouar von da nach San Franzisko, um genauere Informationen über die Tobas sowie über den Untergang der Crevaux'schen Expedition zu erhalten, aber ohne großen Erfolg. Die Abtheilung von Chiquitos kam erst zwei Wochen später in Machareti an; das vorgesteckte Ziel zu erreichen, war ihr nicht gelungen.

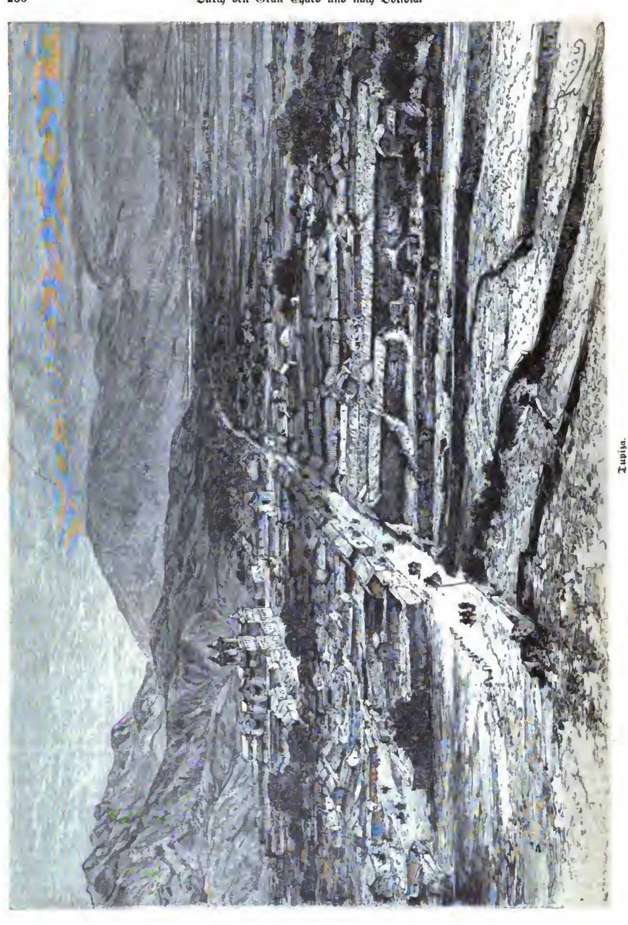
Am 4. Juni brach die Expedition in das Innere des Gran Chaco auf, nachdem die Toba-Indianer von der Mission versichert hatten, daß neue Feindseligkeiten von



Zwischen Tupiza und Salta.

Seiten ihres Stammes nicht zu befürchten seien. Anfangs gab es gute Weide und Wasser die Fülle, und ohne bemerkenswerthe Abenteuer gelangte man auf einem Toba-Pfade nach Camatindi und eine Strecke darüber hinaus. Bald stellte es sich aber heraus, daß auf die Freundschaft der Tobas nicht zu rechnen war, obwohl man Genossen ihres Stammes aus der Mission zu Führern hatte, und in der Nähe des Pilcomayo begegnete man wieder mancherlei natürlichen Schwierigkeiten des Fortkommens. In der Nähe der Kolonie Crevaux hatte Thouar eine Unterredung mit der Toba-Indianerin Yalla (S. Abbildung 2), die Zeugin von der Niedermetzelung des unglücklichen Forschers gewesen war, nach dem der Ort benannt ist, und er empfing von derselben die Versicherung, daß ihr Stamm ihm und seinen Begleitern ein ganz ähnliches Schicksal zu bereiten gedenke wie Crevaux. Außerdem war es verdächtig, daß die Tobas beim Herannahen der Expedition davon flohen, daß sie namentlich ihre Frauen und Kinder gegen Machareti hin sandten, und daß man ihre Dörfer (S. Abbildung 1) in der Regel leer fand. Der Pater Doroteo, von der Mission Machareti, der der Expedition beigegeben war, und der bereits bei dem Untergange Crevaux' eine schlimme Rolle gespielt haben soll, benahm sich sehr zweideutig, und verkehrte viel im Geheimen mit den Indianern, sich dabei ihres Idioms (des Guarani) bedienend. Die begleitenden Tapuis fürchteten einen Zusammenstoß mit den Tobas, und eine Anzahl von ihnen sowie auch einige von den angeworbenen Chorotis (S. Abbildung 3) liefen davon, die übrigen folgten und arbeiteten nur widerwillig.

Am 10. Juli erfolgt der Aufbruch von der Kolonie Crevaux, und ohne besondere Schwierigkeiten gelangte man mehrere Tagemärsche weit auf ziemlich gut gebahnten Indianerwegen vorwärts. Man bemerkte nur in verschiedener Richtung Rauchwolken, die von den Tobas herrührten, und an den Bewegungen der Indianer erkannte man, daß sie sich zu konzentriren suchten. Die Dürre in der Gegend war eine vollkommene, und an Trinkwasser herrschte bald großer Mangel. Eine „Aguada", auf die man am 16. Juli stieß, enthielt davon nur sehr wenig, und auch die Brunnen" von Cumbarurenda, die man am 18. Juli erreichte, waren zur Hälfte ausgetrocknet; an letzterem Orte fand man aber wenigstens einmal gute Weidegründe für die Maulthiere und Pferde, und man rastete daher an denselben einen Tag. Zahlreiche Pferde, die sich



Tupiza.

bei Cumbarurenda kreuzten, deuteten darauf hin, daß die Gegend ein Hauptjagdrevier der Indianer bildet. Die Hütten, welche sich daselbst befanden, waren aber offenbar seit lange von ihren Bewohnern verlassen.

Jenseits der Brunnen von Cumbarurenda wurde der Wassermangel bald wieder ein vollkommener, und selbst die letzte Quelle — die Wurzeln der Cipois — schien erschöpft, da die Stellen, an denen sie sich befanden, bereits aufgegraben waren. Der Boden war sandig, und die Hitze stieg auf 42° C. im Schatten. Auch in dieser Richtung mußte man demnach das Beginnen, nach Puerto Pacheco vordringen zu wollen, schließlich aufgeben, und etwa 80 km nordwärts von den „Brunnen" — in der Pampa de Desolacion — wandte man sich zum Rückmarsche. Im Osten der eben genannten „Pampa" dehnte sich gerade so wie im Osten des Cerro San Miguel de Chiquitos, dem man sich bis auf eine geringe Entfernung genähert hatte, dichter Urwald aus, durch den hindurchzudringen man unter den gegebenen Umständen unmöglich wagen konnte. Es wären dabei unfehlbar Alle zu Grunde gegangen. Der Verlust an Thieren war ohnedies schon ein großer.

Am 5. August befand man sich wieder in Kansokai. Hier sandte Thouar einen Theil der Mannschaft, der sich als unzuverlässig und zur Revolte geneigt erwiesen hatte, nach Crevaux zurück. Mit dem anderen Theile aber beschloß er einen letzten Vorstoß auf den Paraguay auszuführen, dazu ermuthigt durch den Umstand, daß sich östlich von Kansokai zahlreiche „Aguadas" zu finden schienen.

Am 12. August marschirte man ab, und anfangs ging Alles vortrefflich. Man hatte keine Noth um Wasserplätze, es gab reiche Weide für die Thiere, und die Indianerpfade, denen man folgte, waren so bequem als denkbar. Die Gegend schien ziemlich dicht bevölkert zu sein. Die Toba-Dörfer, die man betrat, waren aber sämmtlich leer, die Bewohner waren in das Dickicht entwichen, und ihre Heerden und Vorräthe hatten sie mitgenommen. Zutraulicher verhielten sich die Chorotis, von denen man gegen Tabak und Stoffe einige Schafe eintauschen konnte.

Am 15. August kamen unerwarteter Weise zahlreiche Tobas in das Lager, die sich sehr freundlich stellten, ihre Dienste als Führer anboten, die aber trotzdem viel Grund zum Mißtrauen gaben. Es waren wohl fünfhundert. Unter ihnen befand sich auch Yalla, und diese unterrichtete Thouar bei einem nächtlichen Stelldichein darüber, daß eine noch viel größere Zahl Tobas, Tapihetes und Noctenes einen Tagemarsch davon versammelt sei, um einen Anschlag auf die Expedition auszuführen. Am nächsten Morgen, als man aufbrechen will, sieht man sich von den Indianern umringt, aber der Hinweis darauf, daß der Hauptkörper der Expedition unter der Führung des Pater Doroteo auf dem Fuße nachfolge — eine Kriegslist —, genügt, sie für diesmal noch von einem Angriffe abstehen zu lassen. Von ihnen gefolgt, gelangt man aus dem Dickicht in eine offenere Grasgegend, und hier kann man sich ihrer durch die Drohung auf sie zu schießen, wenn sie nicht zurückgehen und auf ihre unerbetene Führerschaft verzichten, entledigen.

Am 17. August überschreitet man dann die Grenze zwischen Bolivia und Paraguay (den 22. Grad südlicher Breite), und ohne erhebliche Schwierigkeiten geht es vorwärts, anfangs auf offenen Pfaden, später sich wieder mit der Machete erst einen solchen bahnend. Ab und zu gewahrt man nur frische Indianerspuren oder davon eilende Indianer. Am 19. August aber ertönt in der unmittelbaren Nähe wildes Geschrei, und aus dem Dickicht heraus erfolgt ein wirklicher Angriff auf die Nachhut, den mehrere Feinde mit dem Leben zu bezahlen haben.

Allmählich gelangt man nun aber von neuem in eine sehr wasserarme Gegend, und die Anstrengungen, welche beim Wegbahnen aufzubieten sind, werden wieder viel größere. Am 22. August zieht ein Gewitter heran, und der Donner beginnt zu rollen, vergebens hofft man auf den erquickenden Regen, der sich anderwärts damit zu verbinden pflegt. Sechs weitere Tage marschirt man dann vorwärts, alle „Aguadas" findet man trocken, der mitgenommene Trinkwasservorrath erschöpft sich trotz der knappen Rationen, die an die Leute verabfolgt werden, und für die Thiere giebt es nichts als die dürren Blätter gewisser Sträucher. Der Zustand der Expedition ist endlich derart, daß ein Theil zurückgelassen werden muß, indeß Thouar selbst noch weiter vordringt und eine Aguada aufzufinden sucht. Vergebliches Beginnen, das zu dem Untergange der sämmtlichen Reitthiere führt, und das den Reisenden selbst und seine Begleiter dem Tode durch Verschmachten nahe bringt. Nur unter furchtbaren Anstrengungen gelingt es ihm, die zurückgelassene Abtheilung wieder zu erreichen. Zur Sicherung gegen die Indianer wird sodann am 13. September alles entbehrliche Gepäck, darunter auch die Papiere der Expedition, vergraben. Dann folgt ein weiterer harter Kampf gegen die Natur des Gran Chaco, und ein weiteres rastloses Bemühen, einen genügenden Vorrath von Wasser zu finden und an die „Bañados" des Paraguay zu gelangen, von dem man nur noch 19 Wegstunden entfernt war. Ein Thier nach dem anderen stürzt, oder muß getödtet werden, um sein Fleisch zur Nahrung herzugeben, und am 25. September verfügt man nur noch über 2 Pferde und 6 Maulthiere. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, gelang den Indianern aber am 28. September auch noch der böse Streich, die letzten 6 Maulthiere wegzutreiben. Der Rückmarsch nach der Kolonie Crevaux schien auf diese Weise noch viel aussichtsloser als der Vormarsch zum Paraguay. Eins der verschwundenen Maulthiere erlangte man zwar wieder, aber die Lage war dadurch keine wesentlich bessere.

Zu Fuß marschirte man nun weiter in die unbetretene Wildniß hinein, so erschöpft in seiner physischen Kraft, daß es ziemlich sicher war, daß die meisten als ein Opfer der „Urubus" (Geier) am Wege liegen bleiben würden. Am Abend des 29. September erfolgte abermals ein Ueberfall seitens der Tobas und Tepihetes, derselbe wurde aber wieder abgeschlagen. Auf Regen hofft man aber immer noch vergebens, und als Nahrung muß ein Gemenge von Tala-Blättern und pulverisirten Knochen genügen.

In dieser Noth erscheint plötzlich am 30. September die Indianerin Yalla, einen beabsichtigten neuen Angriff seitens der Tobas, aber gleichzeitig auch das Herannahen der erbetenen Hülfsexpedition unter Oberst Martinez verkündend. Mit dem Gewehr in der Hand wird die darauf folgende Nacht verbracht, ohne daß ein Feind sich zeigt, am anderen Morgen aber erscheint eine Anzahl Chorotis, mit einem Schreiben von Martinez, das dessen Heranmarsch bestätigt, und am Nachmittage darauf erscheinen die Retter selbst.

Am 8. Oktober befand sich Thouar mit seinen Gefährten Novis und Valverde sowie mit seinen Papieren, die unversehrt wieder ausgegraben worden waren, in Crevaux, von wo aus er sich über Sauces und Padilla zurück nach Sucre begab. Erst im folgenden März reiste er dann zusammen mit Novis zurück nach Buenos Ayres, dabei den Weg über Cinti, Tupiza (S. Abbildungen 5 und 6), Jujuy, Salta und Tucuman nehmend.

Was die praktischen Resultate der Expedition betrifft, so hat sich die Unthunlichkeit der Anlage einer Fahrstraße von Carumbei oder Machareti nach Puerto Pacheco dadurch evident genug herausgestellt. Denn wenn auch ähnliche Jahre vollkommener Trockenheit und Dürre, wie das in

Frage stehende in dem nördlichen und mittleren Gran Chaco, selten sein mögen, so ist doch die Wasserversorgung der Gegend ohne Zweifel jederzeit eine sehr knappe. Eine Eisenbahn quer durch den Chaco wäre viel leichter herzustellen, wenigstens was die technische Seite des Unternehmens angeht. Am aussichtsreichsten wäre aber wohl eine Eisenbahn, die der alten Hauptverkehrsstraße zwischen Bolivia und Argentinien folgte — der Straße über Tupiza nach Jujuy. Seit die Republik Paraguay der Schwesterrepublik Bolivia den Besitz von Puerto Pacheco streitig gemacht hat, dürfte die Regierung der letzteren übrigens auch aus anderen Gründen geneigt sein, diesem Projekte den Vorzug zu geben.

Ein neuer Beitrag zur Ethnographie der Tscheremissen.

Von P. v. Stenin.

(Schluß.)

Interessant sind die Vorstellungen der Tscheremissen vom Tode und jenseitigen Leben. Die mit langen Gesprächen geschmückten Beerdigungszeremonien der Tscheremissen beweisen, daß sie dem Todten die Fähigkeit zumuthen, auf die Oberwelt zurückkehren zu können. Im Kreise Zarewokokschaisk werden neben dem Sarge Schalen mit Pfannkuchen und Bier aufgestellt, wobei die Verwandten und Nachbarn den Todten bitten: „Möge dieser Pfannkuchen dir zukommen; gehe nicht hungrig und durstig umher!" Bevor die Leiche ins Grab herabgelassen wird, gibt man ihr drei Stücke von einem Pfannkuchen mit, und im Kreise Kosmodemjansk wird dem Todten etwas Branntwein in den Mund hineingegossen.

Im Kreise Malmysh werden auch Knochen von Opferthieren mit dem Todten begraben. Unter den Tscheremissen des Gouvernements Perm wird am 40. Tage nach dem Tode eines reichen Bauern dessen Lieblingspferd auf seinem Grabe geschlachtet und verzehrt. Die wjatskischen Tscheremissen bitten am Gründonnerstage den Höllenrichter, ihre Verstorbenen weder durch Finsterniß noch durch Kälte zu belästigen. Auch wenn die Lugowye (Wiesen-) Tscheremissen am 4. Tage nach der Beerdigung geweihte Kerzen zu Ehren ihrer Verstorbenen anzünden, ermahnen sie die Todten, ihre Hände und Füße daran ja nicht zu verbrennen. Die Tscheremissen von Krasnoufimsk fordern den Todten auf, bevor sie ihn ins Grab versenken, zum letzten mal die Sonne anzuschauen. Wenn man die vom Sarge übrig gebliebenen Späne verbrennt, muß der Todte im Rauch ersticken. Die wjatskischen Tscheremissen legen einem todten Kinde das Maß des Vaters oder der Mutter mit einer Schnur abgemessen in den Sarg und sprechen dabei den Wunsch aus, daß das Kind zu einem tüchtigen Arbeiter aufwachsen möge. Einem todten Burschen oder einer todten Dirne wünscht man, sich glücklich zu verheirathen. Dabei legt man dem Mädchen scharpan und nasehmak als Aussteuer in den Sarg. Die wjatskischen Tscheremissen glauben an eine Art Metamorphose, indem sie von einer Seelenwanderung sprechen, wobei der Mensch sieben mal stirbt, bis er sich endlich in einen Fisch verwandelt.

Rytschkoff berichtet, daß die Tscheremissen von Ufa einen Zaun um das Grab errichteten, damit der Todte nicht herauskäme und die Saaten niederträte. Die Tscheremissen hörten von den Mohammedanern von der Hölle und vom Paradiese sowie von einem Höllenrichter, doch begriffen sie nicht recht diese Vorstellungen und glaubten z. B., daß der Höllenrichter der erste Mensch sei, welcher auf dem betreffenden Friedhofe beerdigt worden ist. 40 Tage lang bekommt der Todte bei den Tscheremissen regelmäßig von verschiedenen Speisen, und am 3., 7. und 40. Tage wird ein Todtenmahl veranstaltet. Die Tscheremissen glauben fest daran, daß der Todte am Todtenmahl theilnehme; im Kreise Zarewokokschaisk vertritt den Todten beim Todtenmahle eine mit dessen Sonntagskleidern geschmückte Person oder die Kleider des Verstorbenen allein, die auf dem Ehrenplatze niedergelegt werden. Im Kreise Kosmodemjansk wird der Todte nach beendigtem Todtenmahle gebeten, das Haus in Freuden zu verlassen, und man bewirthet ihn in irgend einem Graben auf einem besonders dazu bestimmten Tischchen mit einem Abschiedsmahle, wobei musizirt, getanzt und gesungen wird. Am Mittwoch der Passionswoche (konom ketsche, d. i. der Todtentag) kommen die Todten in die Badstube, wo die Tscheremissen des Kreises Urshum für sie heißes Wasser, Pasteten und Pfannkuchen aufstellen; im Kreise Malmysh baden sich die Lebenden sozusagen für die Todten. Am Gründonnerstage wird für die Todten ein opulentes Mahl hergerichtet. Rytschkoff berichtet, daß die Tscheremissen des Gouvernements Ufa für die Todten ein besonderes Zimmer herrichteten, wo sie zwei Schalen mit Pfannkuchen und Bier aufstellten und vor ihnen ein Stück Birkenholz mit darauf befestigten Weihkerzen (nach der Anzahl der verstorbenen Angehörigen) niederlegten. Am letzten Donnerstage vor Pfingsten (russ. ssemik) werden die Todten von der ganzen Gemeinde bewirthet, Pfannkuchen werden ins Feuer geworfen und aus einer Schale Bier hineingegossen. Am Tage vorher bewirthet jedoch jeder Hausvater seine Todten. Im Kreise Kosmodemjansk werden am ssemik alte Kleider verbrannt, natürlich als Opfer für Verstorbene. Unter dem Einflusse der Russen entstand bei den Tscheremissen die Vorstellung, daß das Paradies auf einem Berge gelegen ist, infolgedessen bekommt jeder Todte eine Leiter in den Sarg mit[1]). Das Todtenreich liegt im Westen, deshalb fahren die Tscheremissen nach dem Todtenmahle stets in westlicher Richtung vom Dorfe. Bevor der Verstorbene ins Paradies kommt, muß er auf einem dünnen Stäbchen über einen Kessel mit siedendem Schwefel passiren. Je nachdem, ob ihm der Uebergang gelingt oder nicht, kommt er ins Paradies oder in die Hölle. Der Lehrer Maljaroff berichtet, daß die Tscheremissen früher auf dem Friedhofe runde Löcher in die Erde gruben und darüber in Kesseln Theer kochten, damit die Verstorbenen von dem gefährlichen Experimente mit dem Schwefel im Jenseits befreit würden. Aus den Todten rekrutirt sich ein ganzes Heer von bösen Geistern; so sind z. B. verschiedene Arten von Fieber nichts anderes als verstorbene alte Jungfern. Mörder und Selbstmörder sind aryptyschi; ihre Bedeutung erhellt sich aus den Aufzeichnungen von Semljanizky, wonach ein Räuber, welcher an der Brücke über den Iletfluß einen Menschen ermordet hatte, nach seinem Tode am Orte seiner Blutthat noch immer Unfug treibe und den Leuten Schaden zufüge. Zu den Todten gehören auch die keremet

[1]) Eine Sitte, die bei russischen Bauern der Gouvernements Kursk und Woronesh herrscht und vom Schreiber dieser Zeilen an einer anderen Stelle geschildert werden soll.

oder wadysch genannten bösen Geister. Folgende Bezeichnungen für verschiedene keremet führt Ssmirnoff an: kurukkugu-jyng = der große Bergmensch; kjuwar-kugusai = der Brücken-Großvater; jal-umbatsch kotsch'tsche keremet = der über das Dorf schreitende keremet; nemdekuruk-kugusa = das Großväterchen vom Berge an der Nemda; kuruk-piambar = der Bergprophet; paiberdaschirt = der Zorngeist.

Ueber die Entstehung einiger keremet existiren verschiedene Legenden; so erzählen z. B. die Tscheremissen von Kosmodemjansk vom kirtni-wadysch, daß er einst ein Soldat gewesen sei und mit seinem Bruder im Walde am Flusse Junga Tscheremissen geplündert habe. Als er von ihnen verfolgt, sich das Leben nehmen mußte, schwor er seinen Verfolgern ewige Rache. Andere keremet waren wieder schamlose Wucherer, wie der Makar-keremet (nach einem alten Betrüger und Wucherer Makar genannt). Der ebenerwähnte kirtni-wadysch fährt gewöhnlich in einem Dreigespann wie ein isprawnik (Kreispolizeimeister) gekleidet; der paltykankeremet dagegen rudert in einem goldenen Boote auf dem Flusse Ssumka neben dem ihm geweihten Haine umher. Kusnezoff erzählt nach den Berichten der Tscheremissen des Kreises Malmysh, daß der keremet von den Tataren verfolgt, sich zu den Tscheremissen geflüchtet habe; Semljanizky erzählt dagegen, daß der keremet ein geborener Tscheremisse, ein Häuptling gewesen sei und durch sein barbarisches Regiment bei seinen Unterthanen einen allgemeinen Haß erregt habe, und sich nach seinem Tode noch an den Menschen räche. Neben diesen vergötterten oder richtiger allgemein gefürchteten Seelen böser Menschen betete der Tscheremisse früher gewisse Steine, Pflanzen, Thiere, Gewässer &c. an; so opferten z. B. die Bewohner des Dorfes Schudugusch (im Kreise Jaransk) einem Steine, welcher jetzt, nach Ssmirnoff, auf dem Hofe eines Bewohners der Kreisstadt Kosmodemjansk aufbewahrt wird. Eine große Verehrung seitens der Tscheremissen genoß der Felsen Tschembulat am Flusse Nemda (Kreis Jaransk), welcher schließlich auf Befehl des Erzbischofs Philaret gesprengt worden ist. Die Tscheremissen des Gouvernements Ufa halten in der vorderen Ecke der kuda (Sommerhütte) Zweige der heiligen Pichta-Tanne (pinus-pichta), welche den Namen kudawodosh trägt. Diese Zweige werden jeden Frühling durch neue ersetzt. Außerdem verehren die Tscheremissen verschiedene Baumstämme und man hat einen Geist des Tannenstammes (kosh-tjung-keremet), einen Geist des Birkenstammes (kuge-tjung), einen Geist des Fichtenhaines (jachter-wadysch) &c. Als die letzte Ueberlieferung der einstigen Thierverehrung kann man die bei den Tscheremissen von Krasnoufimsk herrschende Sitte betrachten, Knochen in einem Beutel aus Birkenrinde in der obersten Ecke der kuda aufzuhängen.

Die alten Götter der Tscheremissen theilt Professor Ssmirnoff ein in:

1. Diejenigen, deren Name mit dem Worte aba (awja) = Mutter zusammengesetzt ist: tjunga jumbal schotschynaba = Mutter des hohen Himmels; osch ketschy schotschyn-aba = Mutter der hellen Sonne; pijul-awja = Mutter der Wolken; ketschy-aba = Mutter der Sonne; tjulsy-aba = Mutter des Mondes; schjudyr-aba = Mutter der Sterne; mardesh-aba = Mutter der Winde; schokscha-awja = Mutter der Wärme; wjud-aba = Mutter der Gewässer; tul-aba = Mutter des Feuers; mlandeaba = Mutter der Erde; perke-aba = Mutter des Gewinnes; wolik schotschyn-aba = Mutter des Viehes.

2. Die, deren Name mit den Worten kubai, kugusai (Großvater, Großmutter) zusammengesetzt ist, so pokschim kugusai = Großväterchen Frost; poschom kugusai = Großväterchen der Felder.

3. Die, deren Name mit dem Epitheton ija, osa (Hauswirth, Familienvater) zusammengesetzt ist: wjud-osa (ija) = der Wasserwirth; pert-ija = der Hauswirth (ähnlich dem russischen domowoi).

4. Diejenigen, deren Name mit dem Worte on oder chan (Herrscher) zusammengesetzt ist, so ketschy-on = Herr des Lichts; tjulsy-on = Herr des Mondes; schudyr-on = Herr der Sterne; jumon-on = Herr des Himmels; mjuksch-on = Herr der Bienen; pu-chan-juma oder schirga-perkechan = Herr der Bäume; kinde-perke-chan = Herr des Getreides.

5. Diejenigen, deren Name mit dem Worte jumo (Gott) zusammengesetzt ist: tjunja kugo jumo oder pilwilwjalkugo jumo = Gott des Himmels; osch-ketschy-kugojumo = Sonnengott (er hat zwei chrschaw und ssoshol genannte Untergötter); kjudyrtsche kugo jumo = Donnergott; wolgontsche kugo jumo = Gott des Blitzes; sharja kugo jumo = Gott der Morgenröthe; kuruk-jumo = Berggott; ssaska kugo jumo = Pflanzengott; kaïk kugo jumo = Gott der Thiere und Vögel; tjutjura kugo jumo = Gott des Nebels; äläk kugo jumo = Gott der Gerechtigkeit.

6. Die, deren Name mit dem Worte pyirscho = Erzeuger, Schöpfer zusammengesetzt ist.

Alle diese verschiedenen Kategorien von Göttern existiren gleichzeitig, und so hat man bei den Tscheremissen für eine Naturerscheinung oder einen Gegenstand zugleich einen Großvater, eine Mutter, einen Wirth, einen Herrscher, einen Gott und einen Schöpfer (Erzeuger) der Sonne, der Bienen, der Pflanzen u. s. w. Dabei ist zu bemerken, daß das Wort juma, jumo im Tscheremissischen eigentlich „Himmel" bedeutet, so nennt man z. B. die Milchstraße jumon kombe korne = der himmlische Gänseweg; den Norden = jut jumal = die Nachtseite des Himmels; den Süden = ketschibal-jumal = die Mittagsseite des Himmels. Der Regenbogen erscheint dem Tscheremissen als der Bogen, mit dem der Himmel bewaffnet ist = jumon pjuige. Die Sonnenstrahlen betrachtet er als die Füße der Sonne = ketsche-jol. Donner und Blitz sind unzertrennliche Brüder, der erstere geht seinem Bruder voran und klopft auf die Wolken, der letztere schießt feurige Pfeile auf die Erde herab. Wenn die mohammedanischen Nachbarn der Tscheremissen Allah mit dem Namen kelem-chan (großer Herrscher) anredeten, dachten die letzteren, es sei eine besondere Gottheit kelem-chan vorhanden und beteten sie unter diesem Namen an. Auch entwickelte sich bei den Tscheremissen aus der Vorstellung Allah und seines Propheten Mohammed eine ganze Reihe von Propheten (piambar), welche als Gehülfen oder Untergötter den einzelnen Göttern der tscheremissischen Mythologie zur Seite stehen.

Sehr viele Götter der Tscheremissen verrichten keine bestimmten Funktionen, und nur die Hauptgottheiten stehen in bestimmten Verhältnissen zu den Menschen, so z. B. spendet der kjudurtsche kugo jumo Regen, bewacht die Heerden, läßt aber auch in seinem Zorn das Vieh sterben, vernichtet Saaten durch Hagelschlag und verursacht Dürre. Der wolgontsche jumo beschützt Obst und Fische; der tul kugo jumo bewahrt das Haus vor Feuerschaden, verursacht jedoch auch, wenn ihm keine Opfer gebracht werden, denselben; die ketsche awja beschützt die Menschheit vor Seuchen und ansteckenden Krankheiten. Um alle diese Gottheiten und keremet günstig zu stimmen, muß man ihnen Opfer bringen, jedoch anstatt ganze Thiere zu schlachten, begnügt sich der Tscheremisse heutzutage damit, seinem Gott Theile desselben (Kopf und Beine oder Herz und Ohren) zu opfern, ja in den Kreisen Kosmodemjansk und Tschebokßary werden besondere Pfefferkuchen von der Form eines Pferdes gebacken, welche

dann anstatt des wirklichen Pferdes geopfert werden. Bei einem Thieropfer nehmen sich die Tscheremissen sehr in Acht, die Knochen des Thieres zu zerbrechen, sonst könnte die Gottheit es verunstaltet erhalten. Als Opferstätte erscheint gewöhnlich ein Hain (kjuss'ot); die Wahl dieses Ortes bestimmt ein Wink der Götter, z. B. die Entstehung einer neuen Quelle. Die Bäume in einem geweihten Haine sind heilig, und wehe demjenigen, der so gottlos ist, einen Baum dort zu fällen. Falls der Heiligthumsschänder unermittelt bleibt, wird ein Huhn oder eine Gans unter scheußlichsten Martern geschlachtet, und mit Kuchen zusammen ins Feuer geworfen, wobei die Rache der Götter mit den Worten: „Wer diesen Baum gefällt hat, den findet ihr und lasset ihn wie diesen Vogel sterben!“ angerufen wird. Der Tscheremisse ist sehr mißtrauisch seinen Göttern gegenüber, daraus erklärt sich die Sitte, beim Opfern auszurufen: „Sagt nicht, daß ihr gespeist und getrunken habt, ohne zu wissen, in wessen Namen es geschah!“ Also er hält seine Götter des Betruges fähig, sie könnten etwa behaupten, nicht zu wissen, wer ihnen das Opfer dargebracht habe. Mit einem der Sommerfeste vereinigen die Tscheremissen ssürem, d. i. Austreiben des Teufels (schaitan). S. K. Kusnezoff ererklärt die Entstehung des Wortes ssürem aus scherem = Grün. Dabei klopft man mit Knütteln an die Hausmauern, schießt mit Gewehren und steckt in die Erde Messer und brennende Holzspäne hinein, um die schaitans zu tödten, und die Leute springen über einen Scheiterhaufen, dabei ihre Kleider ausschüttelnd; im Kreise Zarewokokschaisk bläst man in lange Trompeten aus Lindenholz, um die Teufel zu erschrecken. Als Finale erscheint das Prügeln eines Baumes, in dem die schaitans sich zu verstecken pflegen. Auch einige christliche Heilige wurden dem tscheremissischen Pantheon einverleibt, so der heilige Kosmas, der heilige Nikolaus, der Wunderthäter von Myra, die Gottesmutter von Kasan, der Apostelfürst Petrus, der Prophet Elias &c. Der Einfluß des Christenthums äußert sich bei den heidnischen Tscheremissen dadurch, daß sie nach Filimonoff den griechisch-katholischen Priester bitten, eine Messe zu Ehren der Gottheit des Kindersegens — jumo erge pujursch — zu lesen; daß die heidnischen Tscheremissenpriester (kart) des Kreises Urshum beim Opferdienste sich bekreuzigen u. s. f.

Bei den Berg (görnye-) Tscheremissen hat sich der griechische Glaube so fest eingebürgert, daß man bereits zwei tscheremissische Klöster zu verzeichnen hat — ein Mönchskloster in der Umgebung von Wassil ssursk und ein Nonnenkloster in der Kreisstadt Kosmodemjansk.

Die Kulturzonen von Nord-Abessinien[1]).

Von Dr. E. Roth.

In der vorliegenden Arbeit sind nur die Zonen von Nord-Abessinien berücksichtigt worden, da einestheils über den Süden dieses Landes nicht hinreichende Beobachtungen vorliegen, anderentheils auch, um mit Dove zu reden, die hohen Bergmassen, welche sich von Lasta und Wadela über den Guna-Stock nach den gewaltigen Plateaus von Godscham und Damot herüberziehen, eine erhabene Scheidewand zwischen dem Norden und dem Süden Abessiniens bilden.

Im Osten steigt Nord-Abessinien plötzlich steil an dem Sandmeere der Samhara auf, um sich dann langsam zu den Stromthälern des Mareb und des Takazzé herabzusenken, welche seitwärts in zahlreichen Rissen die Hochebenen durchfurchen und zerklüften. Weiterhin wird die Landschaft stetig flacher, wenn auch das Becken des Tana sich noch in einer Höhe von 1750 m befindet, welches etwa in der Mitte des zu besprechenden Gebietes liegt. Südlich von diesem Wasserbecken treten dann wieder bedeutendere Höhen auf. Im Nordosten erhebt sich das Alpenland von Semiën, welches bis zu 4600 m ansteigt. Dieses sind die allgemeinen Züge von Nord-Abessinien.

Drei Zonen lassen sich in unserem Gebiete unterscheiden, welche sowohl im Klima wie in der Flora und den Kulturgewächsen genaue Uebereinstimmung zeigen und mit dem Namen Quolla, Woyna-Dega und Dega bezeichnet werden.

Quolla oder Qualla ist ein altäthiopisches Wort und kennzeichnet das Tiefland, wodurch die eine Zone schon hinreichend charakterisirt ist. Von Dega oder Daga hat das Wurzelwort die Bedeutung „groß“, „hoch“, während Woyna oder Wayna mit „Wein“ zusammenhängt und in Abessinien heimisch ist, so lange wir die Sprache dieses Landes kennen.

Waren bisher die Abgrenzungen dieser Zonen, welche man als solche schon lange angenommen hat, stets schwankend gewesen, hatten die Angaben der einzelnen Reisenden und Gelehrten Differenzen bis zu 400 m aufgewiesen, so glaubt Dove dieser Ungewißheit dadurch ein Ende bereiten zu können, daß er als Grenzlinie für die Quolla die Isotherme der Jahrestemperatur von 20° betrachtet, als untere Grenze der Dega oder kühleren Region aber die Höhe annimmt, in welcher die Temperatur des wärmsten Monats nur noch 20° beträgt.

Wenn auch unzweifelhaft feststeht, daß Abessinien im großen und ganzen zur tropischen Zone Afrikas gerechnet werden muß, so werden wir doch bei der Besprechung der einzelnen Theile von Nord-Abessinien unabweisbar zu der Einsicht gedrängt, daß diese Behauptung cum grano salis zu verstehen ist, und daß die höher gelegenen Theile dieses Berglandes in vieler Hinsicht mit den Wiesen und Matten unserer Alpen übereinstimmen.

Der Höhenlage nach gerechnet, dehnt sich die Quolla bis zu einer Erhebung von 1800 m aus und besitzt naturgemäß eine ganz tropische Flora sowie ein gleiches Klima, welches die übliche Regenzeit aufweist. Als ein Hauptmerkmal dieser Zone muß man das höchst ungesunde Zusammentreffen von großer Wärme und vieler Feuchtigkeit bezeichnen, welches zwar eine ungeheure Ueppigkeit des Pflanzenwuchses erzeugt, aber für Menschen im allgemeinen als todbringend gilt.

Besonders entwickelt ist die Quolla in West-Abessinien und in den Stromthälern, Gebiete, welche unter sich ebenfalls einige Verschiedenheiten aufweisen.

Der westliche Theil steigt nur langsam an, der Aufstieg beträgt auf 100 km etwa 1 km, und gewährt so der tropischen Vegetation eine prächtige Entwickelung. Dazu ist das Gebiet vielfach terrassenförmig gestaltet, welche Flächen von 100 bis zu 200 km Ausdehnung aufweisen.

Die Temperaturschwankungen an den einzelnen Beobachtungspunkten sind ziemlich bedeutend; zu Roseres be-

[1]) Karl Dove, Die Kulturzonen Nord-Abessiniens. Ergänzungsheft Nr. 97 zu A. Petermann's Mittheilungen. Gotha 1890. 4°. 34 Seiten mit einer Karte.

trugen die absoluten Maxima und Minima bei einer Seehöhe von 450 m unter 12° nördl. Br. vom Dezember bis ziemlich zu Ende Februar 38,8 und 13,1°, Kasoll unter 11½° nördl. Br. und bei 500 m Seehöhe wies die Zahlen 40,4 und 12,1 auf, bei einer Beobachtungszeit vom fünften Januar bis zum zehnten Februar.

Der Regen tritt in diesem westlichen Theile von Nord-Abessinien zur Zeit des nördlichen Sommers ein und endet im Herbst, wenn auch der Beginn der Regenzeiten sich nach den einzelnen Gegenden etwas verschiebt, da wir es mit einer Ländermasse zu thun haben, welche sich vom 10. bis 16. Parallelkreise erstreckt. Die Quolla selbst muß von Ende April auf das Erscheinen der Regenfälle gewappnet sein, wenn auch meist die Mitte des Mai herankommt, ehe die Regenzeit ordentlich einsetzt, um dann im September und Oktober sich im Zustande eines Dampfbades zu befinden, welcher jedem Menschen Verderben droht und selbst den abgehärtetsten Jäger mit Fieberanfällen heimsucht. Hervorzuheben ist noch der merkwürdige Umstand, daß die Regenniederschläge fast stets am Nachmittage oder im Laufe der Nacht erfolgen, so daß der Vormittag dem Reisenden und Jäger zu Gebote steht.

Während aber dem terrassenförmigen Westabhange der Gegensatz zwischen der trockenen und der regnerischen Jahreszeit helfend zur Seite steht und frische Luftzüge sowie Winde ein zeitweiliges Bewohnen der in Frage kommenden Gegenden gestatten, gehen diese Vortheile den engen Stromthälern ganz verloren, in welchen das Wasser niemals gänzlich versiegt und Anlaß zur Bildung echt tropischer Dschungelwälder giebt. Niemals hat bisher ein Reisender vermocht, sich in ihnen auch nur einige Tage aufzuhalten und uns genaue Messungen der Temperatur mitzutheilen, doch lassen die wenigen vorhandenen Zahlen den sicheren Schluß zu, daß die größte tägliche Temperaturschwankung zur Zeit des Nordwinters eintritt, wo die Hitze gegen Mittag immer noch sehr groß ist.

Von der Macht der niedergehenden Regengüsse und von der Fülle des herabstürzenden Wassers in der Regenzeit vermag sich eigentlich niemand einen Begriff zu machen, welcher nicht tropischen Niederschlägen beigewohnt hat. So theilt Dove einen Fall mit, wo nachweisbar von dem Mittag eines Tages bis zum Abend des nächsten 103 mm Wasser gemessen werden konnte.

Was die Vegetation der Quolla anlangt, so ist sie ihrer Lage entsprechend naturgemäß vollständig tropisch, und sticht in dieser Beziehung auch bedeutend von der Dega ab. Während das letztere zweigliederige Gebiet zum Beispiel nur etwa 40 Holzgewächse aufweist, tritt die Quolla mit ungefähr 200 Arten auf — Zahlen, welche wir hauptsächlich den herrlichen pflanzengeographischen Skizzen unseres berühmten Landsmannes Georg Schweinfurth verdanken, dem genauen Kenner jener Gebiete in botanischer Hinsicht. Die tropische Waldregion besteht der Hauptsache nach aus Akacien, Cassien, Zizyphus, denen sich riesige Bambusdschungeln anschließen, welche namentlich nach der Grenze der Dega zu auftreten und mit Tamarinden durchsetzt sind. Dieses letztere Gewächs liefert in seinen Früchten ein Labsal für alle Fieberkranken — und deren giebt es zahlreiche in jenem Lande —, eine Erfrischung, welche selbst ein schwacher Magen verträgt, wobei noch blutreinigende Eigenschaften hinzukommen. Adansonien von ungeheurem Umfange und riesiger Höhe vervollständigen das Tropenbild, von denen G. Rohlfs zum Beispiel unter 13° nördl. Br. bei 1400 m einen förmlichen Wald antraf, deren einzelne Vertreter den Reisenden gleichsam in eine vorsündfluthliche Zeit zurückversetzten. Neben diesen Riesen der Vegetation denke man sich nun das Bambusdickicht zu einer Höhe von 10 bis 15 m aufstreben und emporragen, was etwa den Höhenverhältnissen eines zweistöckigen Hauses entspricht, und man ist im Stande, sich ein Bild der Pflanzendecke der Quolla vorzustellen, ein Bild, welches freilich nach der Aussage aller Reisenden von der Wirklichkeit stets noch übertroffen wird.

Wenden wir uns von den wildwachsenden Pflanzen zu den Kulturgewächsen, so ist zunächst zu berücksichtigen, daß die fieberschwangeren Flußthäler der Quolla eine Einwohnerschaft überhaupt nicht beherbergen und daher von dem Anbau irgend welcher Nutzpflanzen gar nicht die Rede sein kann. Anders verhält es sich an der Grenze der Quolla, wo das Land beginnt sich in Terrassen aufzulösen, und wo die Steppe anfängt ihre Herrschaft auszuüben. Dort ist das Gebiet, welches namentlich die Durrha (Sorghum vulgare) hervorbringt, jenes echt tropische Getreide, welches zur Herstellung von Broten in allerlei Form verwandt wird. Diese Grasart ist von Natur höchst dankbar und lohnt die geringste Mühe auf vielfältige Art. Im Juli wird der Same der Erde anvertraut, der erste Regenguß treibt die grünen Spitzen hervor, welche bis zum Februar oder März nicht selten eine Länge von zehn Fuß erlangen und Kolben hervorbringen, deren Gewicht durchschnittlich 1 kg erreicht. Bis zu 5000 Körnern sind an einem derartigen Kolben gezählt worden, gewiß Zustände, um welche der deutsche Landmann jene Gegenden beneidet. Neben der Durrha trifft man hin und wieder auch schon auf das Teffkorn (Poa abyssinica), doch gehört es eigentlich in die Dega, wo es mit die Hauptrolle spielt.

Des Ferneren sei die Baumwolle und der Tabak erwähnt, doch bilden ihre Produkte kaum Handelsartikel. Das Land verbraucht selber, was es in dieser Hinsicht hervorbringt. Anders verhält es sich mit dem Kaffee, von dem wir schon in dem Quolla-Gebiete große Plantagen vorfinden, wenn auch der Anbau dieser Rubiacee, ähnlich wie der des Teffkorns, der Hauptsache nach den anderen höher gelegenen Strichen zukommt.

Die Thierwelt spielt keine bedeutende Rolle in der Quolla und beschränkt sich in der Viehzucht fast gänzlich auf das Kameel, da das Rindvieh in dem bald wasserreichen, bald wasserarmen Lande nur schlecht fortkommt und häufigen Krankheiten ausgesetzt ist, welche die Bestände decimiren und vernichten.

Wenden wir uns gleich zu den entsprechenden Verhältnissen der Dega, speciell der Woyna-Dega, so ist die Vegetation nach Schweinfurth's Angaben in vieler Hinsicht mit der südeuropäischen zu vergleichen, wenn auch gewisse Charakterpflanzen diesem Theile von Nord-Abessinien ihr eigenes Gepräge verliehen. Ueberall stößt man auf Euphorbia Candelabrium, nicht selten in Exemplaren, welche ihre abenteuerliche Gestalt bis zu 12 m Höhe emporrecken; bei 1600 m Höhe tritt der Oelbaum auf und mischt sein Laub einzeln unter die massenhaft vorhandenen Akacien, Pterolobium abyssinum, Carissa edulis, Celastrus-Arten, Hypericum-Arten, unter strauchähnlichen Rumex alismaefolius und Rosendickichten, denen sich noch manche andere Gewächse anschließen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Unter den Kulturpflanzen gebührt dem Wein der erste Platz, ihm, welcher dem Striche den Namen Woyna-Dega verschafft hat. Leider ist der Gewinn aber nicht der vielverheißenden Bezeichnung entsprechend, denn einestheils liegt der Anbau sehr im argen und wird kaum fach- und sachgemäß betrieben, anderentheils hat eine Rebenkrankheit unter den Stöcken ungemein aufgeräumt, an deren Ersatz niemand zu denken scheint, während der Boden wie das Klima sich vortrefflich zur Hervorbringung eines gut mundenden und reichlich lohnenden Trunkes eignet.

Namentlich im Süden gedeiht der Kaffeebaum vorzüglich, und soll der Geschmack der dort gewonnenen Bohnen dem besten arabischen Kaffee nicht nachstehen, wenn die Pflanzen gut gepflegt werden; da aber dieses gewöhnlich nicht der Fall ist, kommen die Sorten der Woyna-Dega nicht so recht zur Geltung und erzielen bei weitem nicht die Preise, welche arabischer Mokka bedingt.

Als eine Charakternutzpflanze der Woyna-Dega muß man die Musa Ensete hinstellen, deren Wurzel ein viel begehrter Handelsartikel ist und bei ihrem kartoffelähnlichen Geschmack in hoher Gunst bei Arm und Reich steht. Da auch die Blätter der ungemein rasch sich entwickelnden und wachsenden Pflanze Verwendung als Viehfutter finden, versteht man die weite Verbreitung dieses prächtigen Gewächses, welches neuerdings auch in Deutschland vielfach als Zierde unserer Gärten auftaucht.

An Gemüsen vermag die Woyna-Dega eigentlich alles hervorzubringen, was man wünscht. Angestellte Versuche haben die besten Resultate ergeben und fordern zu weiteren Schritten in dieser Hinsicht auf. Als eine der letzten Einführungen sei die Kartoffel erwähnt, welche W. Schimper nach Abyssinien brachte und dort ansiedelte.

Gut sieht es ferner mit dem Getreidebau aus, auf welchen sich der Ackerbau fast gänzlich beschränkt. Vier Getreidearten liefern Brotfrucht, wenn sie auch kaum neben einander in denselben Höhenlagen getrennt werden.

Bis zu 2300 m finden wir den Mais (Zea Mais) verbreitet, er nimmt die Hauptstelle in den niedrigeren Theilen der Woyna-Dega ein; ihm schließt sich die Gerste an, welche bis zu den höchsten Abhängen der Dega hinauf angebaut wird. Weizen und Teffkorn (Poa abyssinica) vervollständigen das Vierblatt, wobei bemerkt sein mag, daß die Poa sonst nirgends auf der Welt kultivirt wird und etwa bei 1900 m Höhe beginnt, während der Weizenbau schon bei 1600 m einsetzt.

Die Erträge sind als hoch zu bezeichnen, zumal wenn man berücksichtigt, daß Düngen eine unbekannte Sache für den Abessinier ist, wenn er sich auch vielfach dazu verstehen muß, für eine künstliche Bewässerung Sorge zu tragen; primitiv genug freilich sind alle derartigen Anlagen, wie sich der ganze Ernteertrag bei einigermaßen rationeller Bewirthschaftung bedeutend steigern ließe.

Nicht zu unterschätzen sind ferner die Wiesen, welche die Quolla in keiner Weise aufzuweisen hat, und welche das Vorhandensein zahlreicher Viehheerden gestatten. Freilich erstrecken sich diese Ländereien meist in die Dega hinein und bedecken in West-Abessinien weite Flächen des ebenen Landes. Auch die Steppenbildung tritt in ausgedehntem Maße auf, welche vornehmlich einen großen Reichthum von zwiebelartigen Gewächsen aufweist, diesen echten Vertretern einer Gegend mit trockenem Boden und gleicher Luft.

Für die Waldarmuth der Woyna-Dega sind verschiedene Ansichten aufgestellt worden, und Reisende ebenso wie Pflanzengeographen haben darin gewetteifert, neue Theorien zu schaffen und Gründe und Stützen für ihre Behauptungen beizubringen. Thatsache ist die Waldarmuth dieser Zone, welche an Holzgewächsen etwa 30 Arten aufzuweisen hat, eine Summe, welche in der eigentlichen Dega sogar auf zehn zusammenschmilzt. Diesen Zahlen gegenüber sei bekannt gegeben, daß allein die Gräser mit 194 Species auftreten, das heißt die Gramineen bilden 12 Proz. aller einheimischen Phanerogamen.

Vielfach wird der Wald verwüstet sein, wie denn das ganze Land ehedem bedeutend volkreicher gewesen ist, vielfach mag er auf natürlichem Wege verschwunden sein, da an eine Forstwirthschaft und an einen geregelten Waldschutz nicht zu denken ist, sicher aber fällt der leidigen Unsitte des Grasbrennens zur Erlangung einer saftigeren und ergiebigeren Weide ein großer Theil der Schuld zu, da diese Grasbrände den aufkeimenden Baumwuchs von Grund aus vernichten, was in Griechenland und in anderen Ländern des Mittelmeerbeckens vielfach die Ziegen besorgen.

Was die Begrenzung der Woyna-Dega durch Angabe von Zahlen anlangt, so umfaßt dieselbe die Zone von 1800 bis 2400 m Höhe; das Gebiet fällt der Beschreibung nach unter den subtropischen Begriff, wo die mittlere Jahrestemperatur an ihrer unteren Grenze 20° beträgt, welche sich in den höher gelegenen Schichten auf 16 bis 17° vermindert, also etwa der Isotherme von Neapel entspricht. Die Schwankungen der Temperatur werden weniger durch den Stand der Sonne, als vielmehr durch den Eintritt der Regenzeit, durch ihre Dauer wie ihre Intensität beeinflußt, wobei die große Milde in dem Klima noch einmal hervorgehoben sein möge, welches stets den erfrischenden Charakter der Hochgebirgsluft sich bewahrt, so daß die Heilkraft jener Gegenden nicht bezweifelt werden kann, die namentlich von den Aerzten der englischen Armee im Jahre 1868 hervorgehoben worden ist. Besonders stark tritt der Gegensatz zwischen der verderbenbringenden Quolla und der heilenden Woyna Dega hervor.

Ueber die Regenzeit passen dieselben Worte hierher, welche wir in Betreff der Quolla unsern Lesern vorgeführt haben. Hinzuzufügen wäre vielleicht der Umstand, daß die Niederschläge fast stets in Begleitung von Gewittern auftreten, und daß sie an Intensität verlieren, was sie an Häufigkeit gewinnen. Häufig auch erscheinen Hagelschläge während der Regenzeit und bedecken weithin die Gefilde mit ihren Eiskrystallen. Was die Regenmenge betrifft, so weist Dove nach, daß in günstigen Jahren in ganz Nord-Abessinien die Befeuchtung durch die für die Pflanzenwelt so wichtigen mäßigen Regen bis zu 20 mm eine häufige und für die betreffenden Monate reichliche ist, während die stärkeren Regengüsse, besonders diejenigen mit mehr als 30 mm Niederschlagshöhe in West-Abessinien am meisten vorkommen.

In der eigentlichen Dega beträgt die mittlere Jahreswärme an ihrer unteren Grenze 16 bis 17°, um selbst an der Grenze des Getreidebaues, bis 3900 m Höhe, noch 7,8° aufzuweisen. Die Spitzen der Gebirge dürften wohl mit weit niedrigeren Zahlen auftreten, zumal es nicht sicher ist, ob die Schneebedeckung auf den Gipfeln eine fortwährende und bleibende ist.

Bis zu 3000 m Höhe sind noch Städte nach dem dort landläufigen Begriffe vorhanden, dann werden die Wohnstätten seltener, doch reicht der Ackerbau bis zu 3900 m. Als neu sei erwähnt, daß bis zu der unteren Grenze der Dega Nachtfröste auftreten und so die Pflanzenwelt erheblich einschränken. Die Regenzeit tritt bei weitem nicht so genau abgegrenzt wie in den anderen Zonen auf, es regnet auch in der weniger feuchten Jahreszeit sehr viel häufiger als in den niedriger gelegenen Strichen.

Die Vegetation zeigt sich namentlich in Wiesen und Weiden, welche vielfach an die Matten unserer Alpen erinnern, um in den Höhen dann in Moose und Flechten überzugehen, wie es auch bei unseren Hochgebirgen der Fall ist. Aber auch nicht gänzlich der Holzarten entbehrt dieser Strich. In der unteren Region tritt noch der Oelbaum auf, Wachholder zeigt seinen knorrigen Stamm, Rosendickichte sind nicht selten und würzen die Luft zugleich mit dem Jasmin, während einige Rhamnaceen denselben krüppelhaften Wuchs wie unsere Krummhölzer der Hochgebirge aufweisen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Einer Aufstellung des griechischen Ministeriums des Innern zufolge beläuft sich die **Bevölkerungszahl Griechenlands** gegenwärtig auf 2 187 208. Männlichen Geschlechtes sind 1 333 625 und weiblichen 1 054 283, was ein wesentlich anderes Zahlenverhältniß ergiebt als in den meisten anderen europäischen Ländern. In Deutschland beispielsweise kamen bei dem letzten Census 104,3 weibliche Bewohner auf 100 männliche.

Asien.

— Der bekannte russische Sinologe, W. Wassiljef, Professor der chinesischen und der mandschurischen Sprache an der Universität zu St. Petersburg und Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, ist von dieser Körperschaft mit einer **wissenschaftlichen Reise in die westlichen Grenzgebiete Chinas** beauftragt worden. Dieselbe wird den Gelehrten über Omsk, wo er nach den neuesten Nachrichten schon angelangt war, nach Tschugutschak, sodann über das Gebirge nach Kuldscha, und weiter nach Wiernoje führen, während die Rückreise über Taschkent und Samarkand mit der transkaspischen Eisenbahn beabsichtigt ist. Zweck des Unternehmens ist das Studium der Sprachen und der Lebenszustände bei den die westchinesischen Grenzdistrikte bewohnenden Völkerschaften — den Mandschu, Solonen, Dunganen u. a.

— Einer der Erfolge, zu denen die letzte Reise Grombtschefski's geführt hat, besteht darin, daß die **Frage nach dem Ursprunge des Nephrits zu dem Grabmale Tamerlan's** eine endgültige Lösung gefunden zu haben scheint. Der Reisende besuchte nämlich unter anderem auch die Nephritminen am Raskem-Darja, auf dem Ostabhange des Pamir, wo die Chinesen das Mineral seiner Zeit in ähnlicher Weise durch Anzünden großer Feuer und nachfolgendes Begießen mit Wasser von dem harten Felsen lossprengten, wie es in Birma geschieht (Vergl. S. 147, des laufenden Globus-Bandes). Die Proben, welche Grombtschefski mitbrachte, unterwarf Professor Muschketof einer sorgfältigen Untersuchung, und er kam dabei zu dem Schlusse, daß der Raskem-Darja-Nephrit und der von Tamerlan's Grabsteine identisch sind.

— Dem neuesten britischen Konsularberichte zufolge ist **Smyrna als kleinasiatisches Handelsemporium** noch immer in starkem Aufschwunge begriffen. Die Seelenzahl der Stadt beträgt gegenwärtig ungefähr 210 000; etwa die Hälfte davon (107 000) sind Griechen, etwa ein Viertel (52 000) Mohammedaner, etwa ein Neuntel (23 000) Juden; die übrigen Armenier (12000), Italiener (6500), Franzosen (2500), Oesterreicher (2200), Engländer (besonders Matheser, 1500) 2c. Obwohl die Versandung des Hafens durch die Hermes-Anschwemmungen eine beständig drohende Gefahr ist, die nachdrücklich bekämpft werden muß, so darf derselbe doch noch immer für vorzüglich gelten, besonders seit großartige Kai-Anlagen die Entladung der Schiffe erleichtert haben. Der Export Smyrnas bezifferte sich 1889 auf 91 Mill. Mark, der Import auf 65 Mill. Mark. Der Export richtete sich vorwiegend nach England (46 Prozent), Oesterreich-Ungarn (12 Proz.), Amerika (10 Proz.), Holland (9 Proz.) und Frankreich (8 Proz.), während der Import namentlich aus England (40 Proz.), Frankreich (14 Proz.), der Türkei (12 Proz.), Oesterreich-Ungarn (11 Proz.), Rußland (6 Proz.) und Italien (4 Proz.) kam.

Afrika.

— Ueber die **Expedition des Hauptmanns Curt v. François nach dem Ngami-See** werden folgende Einzelheiten berichtet: Mit nur drei Mann von der südwestafrikanischen Schutztruppe und neun Eingeborenen trat er seine Reise von Hoachanas im Januar d. J. an. Das ganze durchwanderte Land bis zum Ngami-See trägt den Charakter einer Ebene, die von zahlreichen kleineren und größeren Kesselbildungen und den Flußgebieten des Nosop und Epukiro unterbrochen wird. Oestlich des Nosop-Gebietes bildet leichter Sand, der nach dem Ngami-See an Dichtigkeit zunimmt, die vorherrschende Bedeckung; westlich davon überragen Busch, vereinzelte Bäume und Baumgruppen, etwa zwei Fuß hohe, büschelförmig stehende Gräser. Der Boden ist meist sandig. Kalkstein, Quarz und Schiefer treten häufig zu Tage. Die Wasserverhältnisse sind auch in der Regenzeit so ungünstig, daß der Reisende für das Leben seiner Zugthiere besorgt war. Da der von Norden kommende, den Ngami-See speisende Okowango-Fluß zur Zeit noch kein Wasser führte, hatte der See niedrigen Wasserstand. Sein zeitweiliges Ufer befand sich noch etwa 40 km östlich des Ortes Bulibang, und war bis dahin die thonige Sole mit üppigem Grase bestanden. Die Bevölkerung ist außerordentlich dünn. Wohnplätze finden sich nur im Nosop- und Jwas-Thale (Amraal-Hottentotten) sowie im Ngami-Gebiete (Betschuanen). Dazwischen wohnen zerstreut in ersterem Gebiete Bergdamaras und Buschleute, in letzterem ein dem centralafrikanischen Zwergvolke ähnliches Buschvolk. Der Gesundheitszustand des Reisenden und seiner drei deutschen Begleiter war andauernd ein guter. Dagegen erkrankte das gesammte farbige Personal — 2 Bastarde, 4 Bergdamaras und 3 Namas — im Ngami-Gebiete am Fieber. Die an vielen Plätzen des letztgenannten Gebietes beobachtete Tsetse-Fliege fügte den Zugochsen keinen Schaden zu, trug aber dazu bei, daß die mitgenommenen Pferde einer miasmatischen Erkrankung zum Opfer fielen. Am 6. April war Hauptmann C. v. François wieder in Rehoboth, wo er mit seinem Bruder, Premierlieutenant H. v. François zusammenstieß. — Im Mai gedachte er in Begleitung einer stärkeren Truppe eine ähnliche Expedition in das östliche Damara-Land zu unternehmen.

Nord- und Mittelamerika.

— In Mexiko hat sich am 4. Januar d. J. ein **„Deutscher Wissenschaftlicher Verein"** konstituirt, der dem uns vorliegenden ersten Hefte seiner „Mittheilungen" nach zu schließen, die Landeskunde von Mexiko in ähnlicher Weise zu fördern gedenkt, wie der rühmlichst bekannte „Deutsche Wissenschaftliche Verein" zu Santiago de Chile. Das betreffende Heft enthält die nachfolgend verzeichneten Aufsätze: Mexiko und die Silberentwerthung im Auslande (von G. Struck); das Spanische der Mexikaner (von Dr. F. Semeleder); die Influenza-Epedemie in Mexiko (von Dr. P. Fichtner); eine Besteigung des Jrtaccihuatl (von Frh. v. Zedwitz). Vorsitzender des Vereins ist Frh. v. Zedwitz, Schriftführer M. v. Düring. Die Zahl der Mitglieder betrug in der dritten Sitzung (am 15. Februar) bereits 106. Ueberlegt man, was die Deutschen seit Alexander von Humboldt für die wissenschaftliche Kenntniß Mexikos gethan haben, so wird man sehr geneigt sein, dem jungen Vereine ein günstiges Prognostikon zu stellen.

— Die Republik Mexiko hat bekanntlich zur Zeit keine fertige interozeanische Eisenbahn. Doch sind Anfänge zu drei solchen vorhanden. Die kürzeste und zugleich südlichste derselben befindet sich auf der Landenge von Tehuantepec; bis jetzt ist aber nur die kleine Strecke Minatitlan-Suchil fertig. Die mittlere Transversalbahn soll Veracruz mit Acapulco verbinden. Von dieser Hauptader ist am 31. Mai d. J. eine Zweiglinie, welche nach Matamoros de Izucar geht, dem Betriebe übergeben worden. Bereits ist die Weiterführung dieser Strecke bis Puebla, welches etwas über 84 km von Matamoros de Izucar entfernt ist, in Angriff genommen worden. Die nördliche Querlinie, von Tampico ausgehend, würde den Stillen Ozean bei San Blas erreichen. Auch hier fehlt noch viel bis zur Fertigstellung. Doch könnte man jetzt schon von Veracruz aus über Mexiko und Irapuato (im Staate Guanajuato) bis nach Guadalajara (im Staate Jalisco) gelangen.

— Poor's „Manuel of the Railroads of the United States" giebt die Länge der Eisenbahnen in der nordamerikanischen Union für Ende 1889 auf 161397 amerikanische Meilen an, was gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 5751 Meilen bedeutet. Im Durchschnitt betrug der Zuwachs pro Jahr in dem Jahrzehnt 1880 bis 1889 rund 7500 Meilen. Die Menge der beförderten Güter belief sich 1889 auf 619 Mill. Tonnen, 1888 auf 591 Mill. T.; die Zahl der beförderten Personen 1889 auf 495 Mill., 1888 auf 451 Mill. (Vergl. hierzu die Notiz betreffs der deutschen Eisenbahnen im 57. Globus-Bande, S. 367.)

Allgemeines.

— Unter den Vorträgen, welche in der 21. Deutschen Anthropologen-Versammlung zu Münster gehalten worden sind, heben wir besonders hervor denjenigen des Professor Hosius über die geognostische Gestaltung Westfalens und die Fundstätten prähistorischer Kultur- und Thierreste aus der Diluvialzeit. Danach sind es besonders vier Oertlichkeiten, welche dem vorgeschichtlichen Menschen als Wohnstätten und Zufluchtsorte dienten, nämlich das Plateau von Brilon, das von Hagen bis Iserlohn und Balve sich hinziehende Lennethal, die Mulde von Attendorn und die Umgebung von Warstein (Sauerland). Die dort gefundenen Höhlen weisen sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen Beschaffenheit (Trockenheit oder Nässe), als auch hinsichtlich der in ihnen vorkommenden Reste von Thieren und der in ihnen enthaltenen Spuren des Menschen und der menschlichen Artefakte bedeutende Verschiedenheiten auf. Unter den dort gefundenen Ueberresten von zum Theil jetzt ausgestorbenen Thieren ist der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne, der Höhlenwolf, sowie vor allem der Höhlenbär vertreten, weiter finden sich Knochen vom großen und kleinen Renthier, vom Auerochsen, vom Nashorn und vom Mammuth. Für die urgeschichtliche Forschung besonders wichtig sind die Vielsteinhöhlen bei Warstein, die Höhle von Balve und die Mindenhöhle im Hönnethale. Ferner verbreitete sich Professor Nordhoff über eine Reihe von besonderen Urnen-, Waffen- und Geräthfunden in Westfalen; Professor R. Virchow über kaukasische und kleinasiatische Bronzefunde sowie über die Ausgrabungen Dr. Schliemann's zu Troja; Professor Waldeyer über die Entstehung des Menschengeschlechts (dessen Alter er auf 15 bis 20000 Jahre schätzt) und der verschiedenen Menschenrassen sowie über die Einflüsse von Klima und Kultur auf die Schädelbildung; Dr. Buschan und Professor Ascherson über das Alter der wichtigsten Kulturpflanzen (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Rebe); Professor Tischler über ostpreußische Gräberfunde; Dr. P. Ehrenreich über lebende Steinzeit-Völker in Südamerika.

Bücherschau.

— Konrad Kretschmar, Die physische Erdkunde im christlichen Mittelalter. (Geographische Abhandlungen, herausgegeben von Prof. Dr. Albrecht Penck. Wien und Olmütz, 1889, Ed. Hölzel.) — Eben weil es ein wenig verlockendes und wenig kultivirtes Gebiet in der Geschichte der Wissenschaften ist, das der Verfasser dieser Abhandlung betreten hat, so muß man ihm seine Arbeit doppelt Dank wissen. Denn obwohl der blinde Bibel- und Kirchenglaube das Forschen und Denken über die Naturerscheinungen im allgemeinen, sowie die an dem Erdkörper vor sich gehenden im besonderen, in der fraglichen Periode völlig überwuchert hatten, so rettete sich doch ein gewisser Betrag von den Errungenschaften der Alten in sie hinein, und andererseits regten sich in einzelnen stärkeren Geistern, wie in Albert dem Großen, in Roger Baco und in Dante Allighieri auch bereits die Keime des Neuen. Dies im einzelnen darzulegen, war kein leichtes Unternehmen, da es dabei die ganze umfangreiche und großentheils recht sterile patristische Literatur zu durchpflügen galt. Hoffentlich setzt der Verfasser, der seine Aufgabe mit eben so viel Geist als Kritik gelöst hat, sein Werk noch weiter fort, indem er uns in einer künftigen Untersuchung auch eine Entwickelungsgeschichte der Länder- und Völkerkunde im christlichen Mittelalter giebt.

— H. Gebauer, Die Volkswirthschaft im Königreiche Sachsen. Dresden 1890. W. Baensch. — Eine sehr tüchtige und eingehende wirthschaftsgeographische Monographie des Königreichs Sachsen, die unseren ganzen Beifall hat. In den vorliegenden Lieferungen (1 bis 4) charakterisirt der Verfasser an der Hand der besten vorhandenen Quellen (Cotta, Credner, Hettner, Hoppe zc.) zunächst die natürliche Beschaffenheit des Landes, um sodann auf den ersten der in Sachsen florirenden Wirthschaftszweige — die Land- und Forstwirthschaft — näher einzugehen und dessen Wurzeln in den natürlichen und historischen Verhältnissen nachzuweisen. Für die folgenden Lieferungen wird eine ähnliche Behandlung des sächsischen Erz- und Kohlenbergbaues, der verschiedenen Industrien und des Handels und Verkehrs in Aussicht gestellt, und sehen wir daher der Fortsetzung des Werkes mit lebhaftem Interesse entgegen.

— Eduard Gaebler, Systematischer Schul-Hand-Atlas, Leipzig, Georg Lang. — Es ist dies ein Atlas, wie man ihn für den Gebrauch in der Volksschule nur wünschen kann: mit durchgängig scharfer und klarer Zeichnung der Umrisse und Flußlinien, mit vorsichtiger und dabei doch deutlicher Gebirgsschraffirung, mit gutem Namen- und Farbendruck, auf den Hauptkarten nur die Hauptsachen enthaltend, und alle nothwendigen Einzelheiten auf kleinen Nebenkärtchen behandelnd. Das Einbrechen der Karten von Europa und Deutschland, die so viel gebraucht werden, erscheint uns als ein Uebelstand, und die europäischen Erdtheile — besonders Asien und Amerika — sollten nach unserer Meinung in einer künftigen Auflage um eine Kleinigkeit reicher bedacht werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Das Familienrecht der Chinesen im Vergleiche zu dem der anderen Völker.

Von Dr. Jos. L. Grunzel.

Den Grundstein zur Rechtsbildung eines Volkes gab von jeher die Familie. Die Familie ist die natürlichste Grundform der menschlichen Gesellschaft, aus Familien baut sich das Volk, die Nation, der Staat auf. Selbst bei den Thieren finden wir Rudimente einer Familiengruppirung. Im weiteren Sinne versteht man unter Familie nicht nur die Gemeinschaft der ehelich Verbundenen und von ihnen Erzeugten, sondern auch Haus und Sklaven, daher die identische Bezeichnung für Haus und Familie in manchen Sprachen, wie griechisch: οἶκος, chinesisch: chia [家]. Ein festes Band, eine natürliche Organisation hält alle Glieder zusammen. An der Spitze steht der Aelteste oder Familienvater, dem von Natur aus das Recht des Stärkeren verliehen ist, dem einerseits alle Familienglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sind, der sie aber auch andererseits zu schützen und für sie zu sorgen hat. Dafür ist er auch mit den weitgehendsten Befugnissen ausgestattet, und nach alter Rechtsanschauung, die sich auch trotz der immer steigenden Entwickelung der Staatsgewalt in den alten Rechtssatzungen forterhalten hat, steht ihm sogar das Recht über Leben und Tod der Angehörigen zu.

Noth und Kampf führten im Laufe der Zeit zu dauernden Bündnissen unter den Familien, welche bei zunehmender Festigkeit mehr und mehr eine Organisation nach dem Vorbilde der Familie erhielten. Es bildeten sich zunächst patriarchalische Stammesregierungen, wo das Familienoberhaupt der angesehensten Familie die oberste Leitung und Heerführung inne hatte, mit fortschreitender Kultur erwuchs endlich daraus ein geordnetes Staatswesen mit einem wählbaren oder erblichen Fürsten an der Spitze. Die Familie blieb aber immer die Einheit, und sie spielte namentlich eine große Rolle bei der ursprünglichen Grundvertheilung. Der von einem Volke friedlich oder durch Eroberung in Besitz genommene Grund und Boden wurde nämlich an die Familien entweder als selbständiges, frei veräußerliches Eigenthum hinausgegeben, oder aber er blieb Staatseigenthum und wurde nur parzellenweise den verschiedenen Familien zur Nutznießung überlassen. Dieser Modus wurde beispielsweise im alten Peru[1]), in Java[2]) u. s. w. eingebürgert und hat sich bei zwei modernen Völkern bis zum heutigen Tage erhalten, nämlich bei den Slaven, insbesondere den Südslaven in der sogenannten Hauskommunion oder Zadruga[3]), und bei den Chinesen. Bei den letzteren gehört noch gegenwärtig trotz der großen agrarischen Umwälzungen, die sich in China mehrmals im Laufe der Jahrhunderte abgespielt haben, jeder Familie ein unveräußerliches und unverletzliches Erbgut, welches in früheren Zeiten etwa 30 Hektar, heute aber nur noch $^3/_4$ Hektar beträgt, so daß aber immerhin von den 335 Millionen Hektar bebauten Landes ungefähr 70 bis 75 Millionen unbeweglich gemacht sind[4]).

[1]) F. Müller, Allgemeine Ethnographie, 2. Abth., Wien 1879, S. 307.

[2]) Müller, Ethnographie, S. 372.

[3]) P. Turner, Slavisches Familienrecht (Straßburg 1874), S. 2 f., §§ 2 und 3. Für die österreichischen Südslaven ist dieses nationale Rechtsinstitut gesetzlich garantirt durch das königliche Patent- und Grundgesetz vom 7. Mai 1850.

[4]) Dr. J. Grunzel, Die Landwirthschaft in China. („Globus", Bd. LIV, Nr. 13 (1888), S. 193; vergl. Nr. 11, S. 163.)

Die naturgemäße und historische Entwickelung des Volkes führt stets zu einer sich mehr und mehr erweiternden Staatsgewalt. Hand in Hand damit schwindet aber die Bedeutung der früheren Geschlechter (gentes), die Familie verliert allmählich an juristischer, namentlich öffentlich rechtlicher Bedeutung, und verflüchtigt sich zu einem rein natürlich sittlichen Verhältniß. Es bildet sich ein Volk, das durch gemeinsame Interessen und Anschauungen zusammengeschweißt ist, ein Staat, der nicht mehr Familien, sondern Bürger zählt. Nur in den Ackerbaustaaten hat sich die Familie einen guten Theil ihrer juristischen Bedeutung erhalten können, wo in weiser Voraussicht oder zufolge geschichtlicher Erfahrung die Familie zur Grundlage für die Grundvertheilung genommen wurde, und wo demgemäß die Fundamente des Staates auf dem Rechtsinstitut der Familie ruhen, wie noch theilweise bei den Slaven, vor allem aber bei den Chinesen.

I. Die Ehe.

1. Wesen und Arten der Ehe.

Nahezu bei allen Völkern mag ursprünglich Polygamie erlaubt, wenn auch nicht faktisch durchwegs in Uebung gewesen sein. Vor allem war es der Mangel an Subsistenzmitteln, der dem gewöhnlichen Manne nur die Erhaltung einer Frau ermöglichte, so daß sich nur der Häuptling oder der Fürst einen größeren Frauenluxus gönnen konnte. In diesem Falle nimmt aber nur eine Frau, die ebenbürtige, die erste, oder wie bei den Indianern Nord-Amerikas die jüngste[1]) den ersten Rang ein, die übrigen stehen in dem Verhältnisse von bevorzugten Dienerinnen, Nebenfrauen oder Konkubinen. So ist es auch heute noch in China. Die Gesetzgebungen der modernen Völker thaten einen weiteren Schritt, indem sie aus höheren Rücksichten auf die gesellschaftliche Rechtsordnung nur die Ehe mit einer Frau für erlaubt erklärten: die Monogamie. Wenn von Reisenden bei einzelnen australischen, indischen und nordostasiatischen Stämmen Polyandrie angetroffen wurde, so sind Sparsamkeitsrücksichten, weit öfter aber noch sittliche Verkommenheit und unnatürliche Ausschweifungen dieser Stämme schuld daran[2]).

Die strenge Abschließung der gewöhnlich in alter Fehde lebenden Familien einerseits und das Verbot der Verwandtenehe andererseits brachten es mit sich, daß in alten Zeiten und bei vielen Naturvölkern noch heute der freie Konsens der Nupturienten in der Form des Brautraubes die gewöhnlichste Art der Eheschließung war. Dieser Brauch hat sich bei den australischen und einigen malayischen Völkern noch erhalten[3]); Ueberreste finden sich zahlreiche, insbesondere in verschiedenen Hochzeitsgebräuchen, z. B. der Slaven[4]). Geordnetere Rechtszustände führten zum Brautkauf, denn die Frau galt ja nirgends als die gleichberechtigte Lebensgefährtin eines Mannes, sie war nur eine Sklavin in bevorzugter Stellung, die ihrem Manne eine Nachkommenschaft zu geben hatte und für ihn arbeiten mußte. Daher war und ist noch der Brautkauf die allgemeinste Form der Eheschließung, er existirte auch bei den alten Germanen (Mundkauf)[5]), wovon sich noch zahlreiche Spuren erhalten haben, und im alten Rom in den Scheinkauf (coemtio) der von Plebejern geschlossenen Ehen, er besteht heute noch gesetzlich bei den islamitischen Völkern. Erst wo eine höhere Anschauung von den Zwecken der Ehe Platz greift, wie bei den indogermanischen Völkern, welche heute auf der Höhe der Kultur stehen, schwindet der Kauf, und die Ehe wird ein Vertrag, welcher das Familienleben begründet und auf dem sich alle übrigen Rechtsverhältnisse der Familie aufbauen. Geschlossen wird dieser Vertrag entweder von den Familienhäuptern der Verlobten oder zwischen den letzteren selbst. Mit dem Eingreifen der Kirche in die bürgerlichen Rechtsverhältnisse bekam die Ehe sehr oft einen religiösen Charakter, namentlich die damit verbundenen Zeremonien. Wir erinnern an die confarreatio der Patrizierehen im alten Rom. Die römische Kirche erhob die Ehe sogar in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit dieses Rechtsinstitutes zum Sakrament.

In China giebt es zwei Arten von Ehen, welche etwa dem römischen connubium und concubinatus entsprechen, und von denen die erstere schon mehr ein formeller Vertrag, die letztere aber zumeist noch ein reiner Kauf ist. Die erste Ehe darf von dem Manne giltiger Weise nur mit einer Frau eingegangen werden, welche ihm vom Vater oder einem älteren männlichen Verwandten seiner Familie, in dessen patria potestas er steht, aus einer Familie von gleichem Range und gleichen Vermögensverhältnissen erwählt wird. Diese Frau [ch'i 妻] erwirbt alle Rechte der ersten oder Hauptfrau und ist gegen Zurücksetzung gegenüber den anderen Frauen, die der Mann noch heirathen kann, durch das chinesische Strafgesetz geschützt[1]). Der Chinese kann nämlich gesetzlicher Weise noch eine Art von Eheschließung eingehen, namentlich dann, wenn die Ehe mit der ersten Frau kinderlos geblieben ist. In diesem Falle empfiehlt es ihm die Frau oft selbst an, weil sie dann als die Mutter aller im Hause geborener Kinder gilt. Bei dieser Art von Eheschließung kann sich der Mann die Braut selbst ohne Rücksicht auf Rang oder sonstige Verhältnisse wählen, auch geht die Hochzeit nicht unter so viel Zeremonien vor sich wie die erste. Solcher Nebenfrauen [chich 妾] kann der Chinese so viele heirathen, als er Lust hat und erhalten kann; unter einander stehen sie gleich, sind aber der ersten Frau untergeordnet, wie wir das bei allen Völkern finden, bei denen Polygamie herrscht. Nichtsdestoweniger ist diese zweite Ehe nicht ein Konkubinat in unserem Sinne, denn die Eheschließung geht immer unter gewissen Formalitäten vor sich, die Kinder sind alle legitim und gleichgestellt und haben ein gegründetes Erbrecht[2]). Die erste Frau gilt übrigens, wie bereits erwähnt, juristisch als die Mutter aller Kinder, welche in der Familie geboren werden, wie dies auch nach indischem und islamitischem Rechte der Fall ist[3]).

2. Die Eheschließung.

a) Der Ehekontrakt. Die Ehe wird in China geschlossen auf Grund eines Kontraktes, welcher entweder nur mündlich oder schriftlich von den Familienhäuptern, in deren patria potestas sich Bräutigam und Braut befinden, in Verbindung mit den Heirathsvermittlern [mei jên 美 人] aufgesetzt wird. Wurde das Uebereinkommen nur mündlich abgemacht, dann gelten — ein bezeichnender Ueberrest des ehemaligen Brautkaufes — die Heirathsgeschenke, welche der Bräutigam seiner Braut gegeben hat, als genügender Beweis für den Abschluß des Kontraktes[4]). Einen Ehekontrakt fordert auch das römische und germanische Recht, der Hauptunterschied

[1]) Müller, Ethnographie, S. 289.
[2]) O. Peschel, Völkerkunde. 5. Abth. Leipzig 1881, S. 222.
[3]) Müller, Ethnographie, S. 212, 361.
[4]) Turner, Slavisches Familienrecht, S. 16, §. 9.
[5]) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1854, S. 420.

[1]) Sir George Thomas Staunton, Ta Tsing Leu Le. Translated from the Chinese. London 1810, gr. in 4, S. 110, Bd. III, Sect. CIII.
v. Möllendorf, The Family Law. Schanghai 1879, S. 6, 7.
[2]) Staunton, Ta Tsing Leu Le. S. 110 Anm. — P. G.
[3]) S. Mayer, Die Rechte der Israeliten, Athener und Römer. 2 Bde. Leipzig 1862 bis 1866. Bd. II, S. 333. — G. Rosen, in der Zeitschr. der D. M. G., Bd. XXII (1868), S. 543.
[4]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 107, Bd. III, S. CI.

besteht aber darin, daß, während nach modernem Rechte der animus matrimonii der Nupturienten Haupterforderniß ist, in China ohne Rücksicht auf Neigung derselben der Kontrakt nur zwischen den Familienhäuptern abgeschlossen wird. Braut und Bräutigam können niemals selbst einen giltigen Ehekontrakt unterzeichnen, außer wenn gar keine älteren männlichen Verwandten mehr am Leben und sie infolgedessen sui juris geworden sind [1]). Nur einen Fall giebt es noch, wo der Sohn zeitweise sui juris werden kann, wenn er nämlich in amtlicher Stellung von seiner Heimath abwesend ist. Eine Wittwe aber ist nicht sui juris, sie gehört, falls der Gatte todt ist, der Familie des Gatten, wurde die Ehe aber geschieden, wieder ihrer früheren Familie an, und muß, wenn sie sich zum zweiten male verheirathen will, einen älteren Verwandten haben, der für sie den Kontrakt schließt, sonst wird die Ehe mit dem neuen Gatten nicht anerkannt und die Schuldigen werden bestraft [2]). Haben den Kontrakt Verwandte ersten Grades unterzeichnet, so sind sie, in zweiter Linie auch die Heirathsvermittler, für ihn verantwortlich, sind aber die Unterzeichner entferntere Verwandte, dann fällt ein Theil der Verantwortlichkeit auf die Verlobten selbst [3]). Die kontrahirenden Parteien haben sich von der geistigen und körperlichen Gesundheit der beiden Verlobten zu überzeugen und zu prüfen, ob keine Ehehindernisse vorliegen. In den Kontrakt wird auch der Betrag der Heirathsgeschenke aufgenommen, welche der Bräutigam dem Vater der Braut giebt, und welche oft mehrere Tausende von Taëls im Werthe haben. Besondere Feierlichkeiten sind, wie bei allen Völkern, auch bei den Chinesen insbesondere für die Heirath mit der Hauptfrau gebräuchlich, aber nicht absolut nothwendig, namentlich entbehren sie jedes religiösen Beigeschmacks [4]).

b) Die Wirkungen. Entgegen den Satzungen des römischen [5]) Rechts, in Uebereinstimmung aber mit dem kanonischen haben nach chinesischem Recht beide Parteien das Recht, auf Vollzug der kontraktlich vereinbarten Heirath zu dringen [6]). Jede dem Kontrakte zuwider laufende Handlung muß rückgängig gemacht werden und wird streng bestraft. Infolgedessen ist eine gewaltsame Entführung der Braut vor der im Kontrakte festgesetzten Zeit strafbar, ebenso aber auch die Vorenthaltung der Braut über den festgesetzten

[1]) Möllendorf, The family law, S. 12.
[2]) Staunton, Ta Tsing Leu Le. S. 121, Bd. III, S. CXVI.
[3]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 122, Bd. III, S. CXVIII.
[4]) Chinese Marriages, by X, Y, Z, in China Review, vol. VI (1877 bis 1878), p. 64.
[5]) L. 2, §. 2, D. de div. et repud. (24, 2). — Const. 2 c. de spons. (5, 1). — L. 134. D. de verb. oblig. (45, 1).
[6]) Validity of Chinese Marriages, by G. J. — China Review, vol. VI (1876 bis 1877), p. 204.

Zeitpunkt hinaus von seiten der Familie. Für Ueberschreitungen der Ehegesetze im Falle einer Heirath zweiter Art, einer Konkubinen-Ehe, treten mildere Strafen ein. Ein eigener Fall ist der folgende. Befindet sich ein Sohn in offizieller Sendung abwesend von der Familie, so ist er während dieser Zeit sui juris, und er kann infolgedessen selbständig Ehekontrakte schließen und die Ehe auch wirklich vollziehen. Aber auch das Oberhaupt seiner Familie hat das Recht, für ihn während dieser Zeit giltige Kontrakte zu schließen. Ist nun der Sohn die von ihm kontrahirte Ehe wirklich eingegangen, dann ist der von seiner Familie aufgestellte Kontrakt ungiltig, ist die Ehe aber noch nicht vollzogen, dann haben die von der Familie eingegangenen Kontrakte Vorrang vor denen, welche er selbst abgeschlossen hat [1]). Diese Thatsache illustrirt so recht schlagend die hohe juristische Bedeutung, welche der chinesischen Familie innewohnt, und die Machtvollkommenheit, welche ihrem Oberhaupte eingeräumt ist. — Sind die Heirathsgeschenke gegeben worden, dann verläßt die Braut ihre Familie für immer [ch'u chia 出家] und gehört von diesem Augenblicke an zur Familie ihres Gatten. Sie betrachtet seine Eltern als die ihrigen und trauert für dieselben gesetzlich länger als für ihre eigenen [2]).

c) Lösung des Kontraktes. Eine Lösung des Kontraktes kann erfolgen:

α) durch Tod des einen Verlobten,
β) durch Rücktritt beider Parteien,
γ) durch späteres Bekanntwerden eines Ehehindernisses,
δ) durch Irreführung oder Betrug einer der kontrahirenden Parteien,
ε) wenn sich erwiesenermaßen einer der Verlobten bis zur Abschließung der Ehe des Diebstahls oder des Adulteriums schuldig gemacht hat.

In den ersten drei Fällen werden die Heirathsgeschenke einfach zurückgegeben, und der Kontrakt wird als nicht geschehen betrachtet. In den beiden letzteren Fällen verliert der schuldige Theil die Heirathsgeschenke und wird außerdem noch bestraft, wobei noch zu bemerken ist, daß gegen den Mann in diesem Falle um einen Grad schärfere Strafbestimmungen in Kraft treten [3]). Wird ein Betrug im Kontrakte erst nach vollzogener Ehe gefunden, so kann der benachtheiligte Gatte auf Scheidung der Ehe klagen [4]).

(Schluß folgt.)

[1]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 107, Bd. III, S. CI.
[2]) Möllendorf, The family law, p. 15.
[3]) In China giebt es nämlich eine Stralenskala, nach Bambusschlägen (50 bis 100) und ein oder mehreren Jahren Verbannung bemessen.
[4]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 107, Bd. III, S. CI.

Reiseerinnerungen aus Island.

Von Hermann Petzet.

(Mit sechs Abbildungen. Nach Originalskizzen des Verfassers.)

Am Morgen des 14. August 1888 gingen wir in Kopenhagen an Bord des dänischen Postdampfers „Laura". Nach viertägiger Fahrt erreichten wir Edinburg, das wir am darauf folgenden Nachmittag wieder verließen.

Es war eine schöne Fahrt entlang der schottischen Küste mit ihren Gebirgen, deren scharfgezeichnete Konturen sich tiefblau vom goldenen Abendhimmel abhoben. Einsam auf öder, spitzer Klippe ragt der Leuchtthurm von Bell Rock aus der See empor. Zwischen den Orkney- und Shetlandinseln hindurch geht es in den Atlantischen Ozean, und bald macht sich der Einfluß seiner langen und kräftigen Wellen am Stampfen des Schiffes bemerkbar.

Am anderen Morgen erreichten wir die Färöer-Inseln. In Trangisvaag, auf der Insel Suderoe, legten wir kurze Zeit

an und kamen am selben Abend nach Thorshaven, der Hauptstadt der Insel, wo wir 24 Stunden vor Anker lagen.

In Begleitung des deutschen Vicekonsuls, des Herrn Hansen, bei dem wir eine sehr liebenswürdige Aufnahme fanden, machten wir einen Rundgang durch die Stadt und deren nächste Umgebung. Die Häuser sind ganz unregelmäßig gebaut, meistens aus Holz, mit Rasen gedeckt; dazwischen einige Steingebäude dänischer Kaufleute oder Beamten. Die Bewohner der Inseln leben meist von Schafzucht (daher Färöer, d. i. Farreninseln) und Fischfang, vorzüglich auf Dorsche und Grindvale, von welch letzteren wir auch einigen Exemplaren auf der Fahrt begegneten. Sie sind ein strammer Menschenschlag, lebendig und kräftig. Ihr Kostüm (S. Abbildung 1) hat sich erhalten — Kniehosen, Wams aus Schafwolle, lange Strümpfe und höchst primitive Schuhe. Das Haupt bedeckt eine Art phrygischer Mütze aus gestreifter Wolle. Sie haben nur ganz kleine Boote, vorn und hinten spitz, mit denen sie weit hinaus auf die offene See zum Fischfange fahren.



Ein Lootse von Thorshavn.

Bei unserer Abfahrt waren die Inseln dicht mit Wolken behangen, die sich bis auf das Wasser herabsenkten. Durch den sich allmählich verdichtenden Nebel sah man nur in der Höhe zuweilen die Kuppen der Berge, an denen in langen Streifen die Wolken förmlich hinaufkrochen. Als wir uns jedoch dem offenen Meere näherten, wurde es lichter, und wir erblickten rechts und links die steil abfallenden Felswände mit ihren gefährlichen Klippen. Immerhin konnten wir nur mit halber Kraft fahren, und es mußten mit der Damfpfeife Signale gegeben werden, obwohl man dort kaum je einem Schiffe begegnet, da die Islandfahrer ihren Kurs den Shetlandsinseln zu nehmen und außer ihnen wohl selten sich eines hin verirrt.

Die Nacht war sehr stürmisch. Am andern Morgen bekamen wir Island in Sicht.

Zwischen zerrissenen Wolkenfetzen starren die Klippen der Westmännerinseln aus den Wogen, und links der erste Berg von Island, der Myrdalls-Jökul. Die Spitze von herabhängenden Wolken verdeckt, sieht man die Schneefelder sich weit herabziehen.

Bei den Westmännerinseln stoppen wir, dort soll Ladung genommen und gelöscht werden. Im Schutze der Felsen nähert sich uns ein Boot, das mittelst zugeworfener Taue gehalten wird. Es hat ungefähr 25 Insassen, von denen 20 Seeleute sind; die anderen kommen als Passagiere an Bord, außerdem nehmen wir Ladung. Während nun die eine Hälfte auf der einen Seite die riesigen Ruder, die mindestens 20 Fuß lang sind, festhält, ist ein anderer Theil beschäftigt, das Boot immer durch Abstoßen vom Schiff entfernt zu halten, und die letzteren befestigen die Ladung an Stricken, womit sie an Deck gezogen wird. Die Passagiere müssen auf der Strickleiter an Bord klettern. Alles schwankt und schaukelt heftig. An den Klippen tobt die Brandung hoch empor, der Regen peitscht und der Wind rast im Takelwerk. Einmal reißt ein Tau; sofort wird das Boot weit weggetrieben und muß mit großer Anstrengung wieder herangerudert werden. Endlich ist Alles an Bord. Wir können jedoch unsere Ladung wegen der zu großen Bewegung nicht löschen. Das Boot wird also ins Schlepptau genommen, bis es unter Schutz der Felsen ist, und dann geht es wieder mit vollem Dampf weiter.

Von den Westmännerinseln ab geht es westwärts am Kap Reykjanes (Rauchkap) vorbei, das seinen Namen einigen heißen Quellen verdankt. In der Ferne zeigen sich die Geirfuglaska. Auf diesen Klippen wurden vor Jahren die letzten Riesenalke (Geirfugl) gefunden und getödtet.

Die Luft ist erfüllt mit Staub, der allmählich Alles auf dem Schiff mit einer graugelben Schichte überzieht. Man sagt uns, es sei Asche der Hekla, die der Landwind zu uns herweht.

Am 24. abends erreichten wir bei prächtigem Winde und herrlicher Abendbeleuchtung die Rhede von Reykjavik. Kaum hatten wir Anker geworfen, als von einem französischen Kriegsschiffe ein Boot kam, um seine Post abzuholen. Frankreich schickt nämlich jeden Sommer einige Kriegsschiffe nach den isländischen Gewässern, um die große Anzahl französischer Fischerboote zu schützen, die dort alljährlich den Stockfischfang betreiben. Denn es ist merkwürdig, aber wahr, daß die Isländer, die Nachkommen der Wikinger, der kühnsten und verwegensten Seefahrer, gar keine Seeleute sind. Sie besitzen weder außer ihren kleinen Kähnen Boote, noch können sie solche bauen, so daß die Schätze der See von fremden Nationen ausgebeutet werden, während sie selbst arm bleiben.

Reykjavik (S. Abbildung 3) liegt im Südwesten der Insel, am Faxafjord und zählt ungefähr 3000 Einwohner. Die Häuser sind meist aus Holz und Lava gebaut. Vor dem steinernen Altthinghause, dem Sitze des isländischen Parlamentes, erhebt sich ein Denkmal Thorwaldsen's, dessen Vater Isländer war. Der Strand besteht aus schwarzem vulkanischen Sand und Lavablöcken. Ueber die Bucht herüber leuchtet in violett-rothem Tone der Gebirgsstock der Esja.

Die Lage der Stadt ist eigentlich für den Schiffsverkehr nicht günstig, und man kann ihre Gründung gerade dort nur durch die eigenthümliche Kolonisationsweise der alten Nordmänner erklären. Denn Norweger waren es, die, ver-

anlaßt durch die Herrschaft Königs Harald Haarfagr, im Jahre 873 der alten Heimath den Rücken kehrten, um im hohen Norden als freie Männer weiter zu leben. Auf ihren „Drachen" kamen sie angesegelt, und sobald die Küste in Sicht war, warf der Führer den Runbalk, den den Göttern geweihten Stützpfosten des alten Hochsitzes seiner Väterburg, ins Meer, und wo man ihn am Ufer fand, wurde nach der Götter Willen die neue Ansiedelung gegründet.

Reykjavik ist Sitz einer Universität und Hauptstadt der Insel, eines Landes von der Größe Süddeutschlands mit etwa 70 000 Einwohnern, in dem sich wie in keinem andern Lande Europas die schärfsten Gegensätze vereinigt finden. Vulkanischer Thätigkeit verdankt es seine Entstehung, und während in seinem Innern noch jetzt das ewige Feuer glüht, bedeckt fast immer Schnee und Eis das von Sturmwogen umbrandete Eiland.

Durch die freundliche Fürsorge eines unserer Mitreisenden, des Herrn Landvoget von Island, eines äußerst liebenswürdigen, sprachkundigen Herrn, fanden wir sofort eine uns sehr zufriedenstellende Privatwohnung. Auch besorgte er uns gleich am ersten Tage Pferde zu einem Uebungsritt, den wir in Begleitung seines Sohnes und einiger seiner Freunde unternahmen. Hierbei lernten wir die kleinen Pferdchen schätzen und ihre Leistungsfähigkeit und Ausdauer bewundern. Auf



Isländerin zu Pferde.

den schlechtesten Wegen, über Lavafelder, bedeckt mit spitzen Steinen, durch Flüsse hindurch ging es fort, immer in scharfem Trab oder Galopp. Die Leistungsfähigkeit der kleinen Thiere, des einzigen Verkehrsmittels in Island, ist um so auffallender, als sie gar keine Pflege genießen, und sogar im Winter von den Gehöften verjagt und gezwungen werden, ihre Nahrung selbst zu suchen. Natürlich gehen die schwächeren dabei zu Grunde, während die überlebenden, die im Frühjahr eingefangen werden, doppelte Widerstandskraft besitzen.

Am nächsten Morgen wurde uns das Frühstück nach isländischer Sitte ans Bett gebracht. Die Verköstigung war ausgezeichnet, wie überhaupt das Leben an der Küste sich zu unserm Erstaunen wenig von dem unseren unterscheidet, während im Innern allerdings die Zustände außerordentlich primitiv sind. Interessant war es, die Vielsprachigkeit unserer Tafelrunde zu beobachten. Isländisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, alles schwirrte durcheinander. Am ersten Mittage waren wir bei Herrn Landvoget zu Tisch eingeladen und fanden dort außer dem Kapitän der „Laura" einen unserer gestrigen Begleiter in „Frack und weißer Binde". Die Hausfrau und ihre reizende Tochter machten die Honneurs in isländischer Tracht, was allerliebst aussah. Das Essen war reichhaltig und ausgezeichnet. Nach Tische machten wir wieder einen Spazierritt nach den zunächst befindlichen heißen Quellen.

Die nächsten Tage vergingen unter Vorbereitungen zu einer Tour ins Innere des Landes. Wir mietheten Führer und Pferde und verproviantirten uns mit den nöthigen Konserven.

Am 29. August morgens 10 Uhr brachen wir dann von Reykjavik auf. Unsere Karawane bestand aus drei Reisenden,

zwei Führern und zwölf Pferden, für jeden Mann zwei zum Wechseln, und außerdem zwei Lastpferde fürs Gepäck. Der Transport derselben geschieht in der Weise, daß an einem auf dem Rücken des Pferdes liegenden hölzernen oder eisernen



Reykjavik.

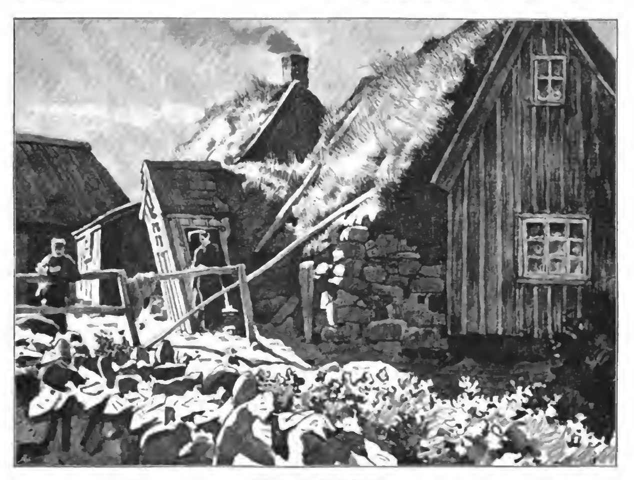


Ulfjasvatn.

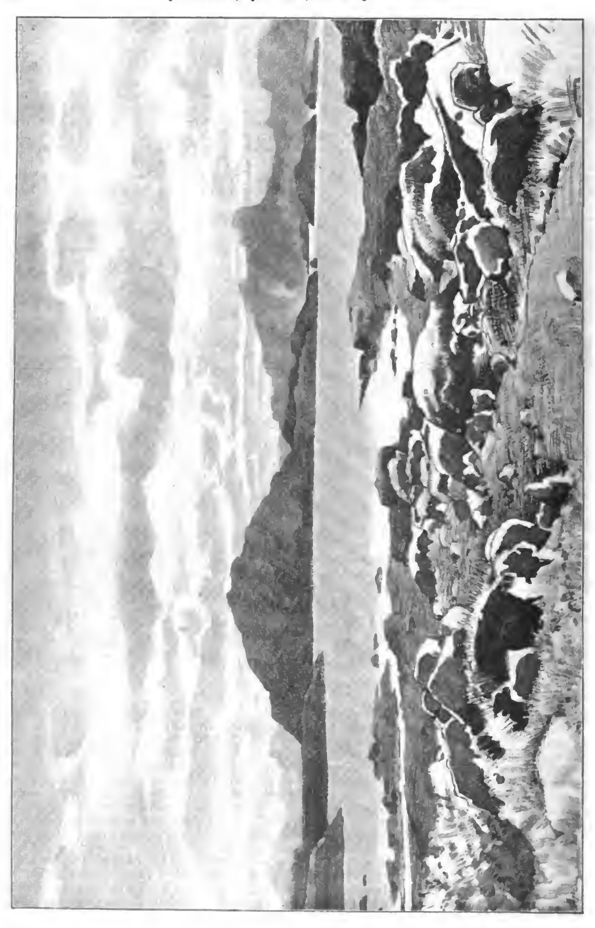
Gestell rechts und links zwei Holzkisten angehängt sind, in denen Alles wasserdicht untergebracht wird. Die freien Pferde laufen ledig voraus, ohne jeglichen Zaum. Im Galopp ging es zuerst den stäubigen Weg hinaus, den wir schon kannten,

bald aber über Lavafelder mit herrlicher Fernsicht. Ungefähr eine Stunde weit zieht sich ein Weg, der den Namen Straße verdienen könnte, und dessen Bau begonnen wurde, als seiner Zeit König Christian zum tausendjährigen Jubiläumsfeste auf Island weilte. Bald aber verliert er sich, und man sieht nur auf erdigem Boden eine mit der Zeit ausgetretene Rinne, die sich manchmal so sehr vertieft, daß man die Beine in Sattelhöhe hinaufziehen muß, um nicht einfach aus dem Sattel gestreift zu werden. Wir hatten herrliches Wetter, und die schön geformten Berglinien, die ganze Umgebung, der Führer mit spitzem Hute und dem Gewehr über den Rücken, erinnerten mich lebhaft an meine Touren in der römischen Campagna.

Nach vierstündigem, scharfem, unausgesetztem Ritte auf schauerlichen Wegen machten wir endlich am Fuße des Berges Hengill Halt zu kurzer Rast. Dann ging es weiter den Berg hinauf, ohne jeglichen Weg. Auf der Höhe bot sich uns eine unbeschreiblich schöne Fernsicht dar über die ganze von uns durchrittene Ebene, bis hinaus aufs Meer. Noch schwieriger als der Aufstieg gestaltete sich der Abstieg. Steil ging es in ein großes Kraterthal hinab, das sich kreisrund vor uns öffnete, und auf der andern Seite wieder empor durch eine enge Felsschlucht auf die Höhe, mit herrlicher Aussicht in die benachbarten Thäler. In der Ferne sahen wir heiße Quellen rauchen. Der ganze Weg ging mühsam über Lava und Geröll, das bei jedem Schritte wich. Nachmittags gegen 5 Uhr rasteten wir in einer Farm und bekamen dort den ersten Tropfen Wasser und etwas Milch. Hier wurden auch die Pferde gewechselt, und dann ritten wir auf grasigem Boden am Ufer eines Sees hin, immer in flottem Galopp, den die Pferde bei nur halbwegs gangbarem Terrain sofort anschlagen, ohne daß man sie viel dazu treiben muß. Es fing an zu dunkeln, und der Führer mahnte zur Eile. Da, eben als wir wieder eine von Regengüssen zerrissene Höhe überschritten, wich einem der Packpferde der Boden unter den Füßen, es bekam das Uebergewicht und stürzte mit dem Kopf nach unten in ein Loch, gedrückt von der Schwere des Gepäcks, ohnmächtig, hilflos daliegend. Es wurde sofort vom Gepäck befreit und losgeschnitten und dann einfach an Schwanz und Mähne herausgezogen. Mindestens, dachte ich, müsse es das Genick gebrochen haben oder halb erstickt sein, aber es schüttelte sich und fing ruhig an zu grasen. Doch wurde ein anderes lediges Pferd genommen, demselben das Gepäck aufgeladen und dann in eiligem Tempo weiter geritten. Bei vollständiger Dunkelheit kamen wir endlich gegen zehn Uhr abends an die Farm Ulfjasvatn (S. Abbildg. 4), woselbst wir die Nacht zu verbringen gedachten. Neben der Farm erhebt sich, wie das häufig in Island der Fall ist, eine kleine Kirche. Allerdings darf man sich keine zu große Vorstellung machen, wenn ich sage Kirche. Es ist ein kleiner Holzbau, der des Jahres über nur einige male zu kirchlichen Zwecken benutzt wird und sonst als Garderobe und Fischlager dient. Wir fanden gute Aufnahme und ein ausgezeichnetes Abendessen — Rebhühner, die wir unterwegs geschossen hatten, Lachs, Käse und „Skyr“, ein Hauptnahrungsmittel der Isländer, ähnlich unserer Sauermilch. Dazu wurde Milch und später Kaffee getrunken. In der Kirche wurde unser Nachtlager bereitet.



Fischerhütten bei Reykjavik.



Blick auf Tingvallavatn (im Hintergrunde der Hengill).

Am anderen Morgen konnten wir das, was wir in der Nacht nur in ungeheuerlichen Formen gesehen, genauer besichtigen. Die Kirche liegt auf einem kleinen Hügel, der steil in einen See abfällt, umgeben vom Kirchhofe. Am Fuße des Hügels steht die Farm. Die Farmen in Island sind ziemlich eine wie die andere gebaut. Es sind etwa sechs bis acht mit den Längsseiten an einander stoßende Gebäude, mit ziemlich dicken Wänden aus Steinplatten und Torfstücken, die Dächer mit Rasen gedeckt. Zwischen zwei Häusern befindet sich die sehr niedere Eingangsthür. Sie führt in einen engen dunklen Gang, der in einen eben solchen Quergang mündet. Nach links gelangt man in das Gastzimmer, das ganz mit Brettern verkleidet ist und bei besonders Wohlhabenden sogar Sopha und Stühle aufzuweisen hat. Es wird aber von der Familie kaum je benutzt. Ein oder zwei Fenster geben ihm Licht, doch sind dieselben fest in die Mauer eingelassen und können nicht geöffnet werden. Ueber dem Gastzimmer direkt unter dem Dache liegt die „Badstofa", das gemeinsame Wohn- und Schlafzimmer der ganzen Familie sowie der Dienerschaft, das die ganze Länge und Breite des Hauses einnimmt und durch eine leiterartige Treppe mit Fallthür mit dem unteren Raume in Verbindung steht. Es enthält nichts als eine Anzahl von Betten, die in zwei Reihen an den Längsseiten aufgestellt sind. Die kleinen Fensterchen an der Giebelseite sind fest verschlossen, nach unseren Begriffen ein um so empfindlicherer Mangel, je mehr Menschen in den einen Raum zusammengedrängt sind. Auf der rechten Seite des vorgenannten Ganges findet sich ein kleiner, höchst einfacher Raum, der besonders vom Hausherrn benutzt wird und als dessen Wohnzimmer gelten kann. Er enthält öfters allerhand Werkzeuge und Geräthe. Dicht dabei, im hinteren Theile des Hauses, ist die Küche, ein finsterer Raum mit schlechtem Torffußboden, der nur durch das Abzugsloch des Rauches ein wenig Licht erhält. An Stelle des Herdes dient eine aus Steinen aufgeschüttete Feuerstätte, mit Kessel darüber. Als Brennmaterial wird Torf und Birkenholz verwendet. Die übrigen Gebäude haben keine Fenster und dienen als Viehställe, zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, Sätteln, Netzen, Handwerkszeug rc. Jede Farm ist von einem Stück Wiesenland umgeben, das nur zur Heugewinnung dient und gegen das Vieh durch eine Rasenmauer abgeschlossen ist. Einige Fischnetze, die an der Mauer hingen, zeigten, an Stelle der bei uns gebräuchlichen Korkstücke, Knochen, ebenso waren der Griff eines Schleifsteins und manche andere Geräthschaften aus diesem Material gearbeitet.

Unser Führer, Gudmundson, brachte uns bald ein vorzügliches Frühstück, das wieder aus Rebhühnern und frischem, gebratenem Lachs rc. bestand. Ich zeichnete noch ein Mädchen, das sich in seinem Aussehen durch nichts von unseren Bauerndirnen unterschied, war aber, als ich mir ihren Namen aufschreiben ließ, überrascht durch die schöne Schrift. Dieselbe Erfahrung sollten wir in der Folge noch öfters machen, was uns um so mehr auffiel, als im Inneren des Landes natürlich keinerlei Schulunterricht möglich ist. Die einzigen Lehrmeister der Kinder sind ihre Eltern.

Während wir unser Gepäck richteten und dann mit demselben in einer Barke über den See fuhren, waren die Pferde weiter oben einfach durchs Wasser getrieben worden. Sie durchschwimmen dies eins hinter dem andern, laufen auch selten neben einander, wie es schon der Weg mit sich bringt. Bei Gepäckkarawanen ist meistens eins am Schwanze des anderen angebunden, so daß sie eine lange Kette bilden. Unser Weg zog sich anfangs dem See entlang, vorüber an prachtvollen Kaskaden und größeren Wasserfällen. Leider bog er aber bald ab und führte wieder durch ödes Land — durch ausgetrocknete Teiche —, wo die Pferde einen entsetzlichen Staub aufwirbelten, am Fuße einer Felsenkette weiter. Endlich erreichten wir durch niederes Birkengestrüpp eine Höhe und hatten wieder einen für Island so charakteristischen, herrlichen weiten Ausblick. Uns zu Füßen dehnte sich ein großes Thal, durchzogen von einem See, an dessen Rande heiße Quellen rauchten. Dahinter mehrere parallel laufende Höhenzüge, überragt von großen, sich lang dahinziehenden Gletschern und kegelförmig aufsteigenden Kratern, unter diesen die vielbesprochene Hekla! Um fünf Uhr erreichten wir, nachdem wir sieben Stunden ununterbrochen geritten, endlich eine Farm. Der Farmer, ein biederer Mann, war eben damit beschäftigt, seinen Wintervorrath an Heu unterzubringen. Es geschieht dies, indem das kurze Gras in viereckige Ballen gestampft wird; dieselben werden in einer Lage aufgestapelt, darüber eine mit dem Boden ausgestochene Rasenschichte und so fort im Wechsel. Ihren Namen Laugaraxn, d. h. warmes Wasser, hat die Farm von den am Seeufer ungefähr ein Meter hervorspringenden heißen Quellen.

Mit frischen Pferden setzten wir unsern Weg fort, der uns nach Durchwaten vieler Bäche durch sumpfiges Wiesenland nach der Farm Middalr führte. Dieselbe empfahl uns unser Führer als besonders reinlich, und so waren wir froh, bleiben zu können. Auch hier wurde uns als Lagerplatz die kleine Kirche angewiesen, in der wir uns, jetzt schon vertraut mit der Art und Weise, schnell einrichteten. Wir waren bei frühem Abend angekommen, und ich versuchte noch schnell die herrliche Abendstimmung festzuhalten, die sich nicht weniger farbig als im Süden zeigte. In dem heimlichen, ausgetäfelten Zimmer saßen wir abends noch bei einem Talglichte zusammen, uns gemüthlich unterhaltend und lustige Lieder singend, wobei wir nicht wenig erstaunt waren, als unsere Führer in den Refrain des „fidelen Kupferschmiedes" einfielen und tapfer mitsangen. Beim Schlafengehen sahen wir in voller Pracht die Aurora borealis, das Nordlicht, leuchten. (Schluß folgt.)

Die Südseeinseln im Jahre 1889.

Von Dr. A. Vollmer.

(Schluß. Mit einer Abbildung.)

Werfen wir nun einen Blick auf die drei unabhängigen Königreiche der Südsee Hawai, Samoa, die Tonga-Inseln. Hawai erlebte am 30. bis 31. Juli vorigen Jahres seine Juli-Revolution. Ein junger Mischling, Robert W. Wilcox, der bis 1887 auf einer königlichen Militärakademie in Italien als Ingenieuroffizier ausgebildet war, besetzte am 30. Juli mit 200 Bewaffneten den Regierungspalast, um sich der Person des Königs zu versichern, von ihm eine neue Verfassung zu fordern, zugleich mit einem neuen Kabinet, und endlich seine Abdankung zu gunsten der Schwester des Königs Lilinokalini zu erzwingen. Ein von den drei Ministern gegengezeichneter Erlaß des Mar-

schalls John H. Soper rief alle männlichen Beamten der Regierung zur Hilfe, und den Anstrengungen und dem Feuer der Schützen Honolulus, die das Opernhaus besetzten, gelang es, die Aufständischen zunächst aus dem Palaste zu vertreiben und sie am folgenden Tage zu entwaffnen und gefangen zu nehmen, nachdem sie 6 Mann an Todten, 8 an Verwundeten verloren hatten. Die Führer der „liberalen patriotischen Vereinigung", die 70 Mitglieder zählte, Wilcox und sein erster Lieutenant, der Belgier Alb. Loomenn, sitzen nun im Polizeihofe, die Prinzessin, Gemahlin des Herrn J. Dominis, hat sich von dem Verdachte der Theilnahme gereinigt, und der König Kalakaua kann wieder ruhig bei seiner Gemahlin in Queen- und Punchbowl-Straße wohnen, während die europäischen Ansiedler unter dem Schutze der amerikanischen Gesandtschaft und des amerikanischen Kriegsschiffes „Adams" dieser liliputanischen Revolution gewiß mit viel Ruhe zugesehen haben. Inzwischen fanden am 5. Februar dieses Jahres die allgemeinen Wahlen in Honolulu statt, in der das Ministerium und das fremde Element eine entschiedene Niederlage auf der Insel Oahu erlitten, durch den Ausgang der Wahlen auf den übrigen Inseln immer noch über eine kleine Mehrheit in der gesetzgebenden Versammlung verfügen, so daß die sogenannte nationale Reformpartei ihre Wünsche einstweilen noch unterdrücken muß. Ueber den Handel Hawais liegen Angaben vor von den Jahren 1886 1887. Danach betrugen 1886: die Einfuhr 4878000 Dollars, die Ausfuhr 10500000 Dollars; 1887 die Einfuhr 4944000 Dollars, die Ausfuhr 9500000 Dollars (davon 8700000 Dollars für Zucker). 91 Prozent des Handels entfallen auf die Vereinigten Staaten, 4,28 Proz. auf England, 1,27 Proz. auf Deutschland, 1,12 Proz. auf Australien und Neu-Seeland. Näheres über die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel der Sandwich-Inseln in den letzten 10 Jahren von 1878 bis 1887 brachte ein Bericht des Generalempfängers von Hawai, der zunächst die rasche steigende Entwickelung der Zucker-Industrie und die Vermehrung der Zuckerproduktion konstatirt, die nur 1883 und 1887 etwas unterbrochen wurde. Im Jahre 1878 wurden 38431458 Pfd., 1886 216223615 Pfd., die höchste erreichte Ausfuhrziffer, 1887 212763647 Pfd. exportirt. In demselben Maße stieg die Ausfuhr von Reis bis zum Jahre 1881, während sie in den letzten Jahren etwas sank; 1881 gelangten 2767798 Pfd. zur Ausfuhr, 1887 13684200 Pfd., 1882 12169475 Pfd.; Paddy, 1878 2784861 Pfd., 1879 38815 Pfd., 1887 400 Pfd., so daß die Gesammtausfuhr von Reis und Paddy 1887 die vom Jahre 1878 um 8131941 Pfd. übertraf und einen Werth von über $^1/_2$ Million Dollars erreichte. Die Wollausfuhr unterlag starken Schwankungen: 1878 52275 Pfd., 1887 75911 Pfd. Talg wurde 1878 ausgeführt 239941 Pfd., 1887 56713 Pfd. Die Ausfuhr von Pula (1878 212740 Pfd.) hörte ganz auf. Kaffee-Ausfuhr sank durch Selbstverbrauch von 127963 Pfd. (1878) auf 5300 Pfd. (1887). Melasse sank von 93136 Gallonen auf 71222 g (1878 bis 1887). Erbsennüsse wurden 1887 nicht mehr exportirt. Die Ausfuhr von Ziegenhäuten sank von 64525 Stück (1878) auf 16233 Stück (1887). Die Ausfuhr von Schwämmen, Walfischöl, Walfischbein, Rum hörte allmählich ganz auf. Dafür stieg die von Bananen von (1878) 13341 Bündel auf 60046 (1885) und 58983 Bündel (1887), die von Schafhäuten betrug 1880 2230 Stück, 1887 6871. An sonstigen Ausfuhrartikeln verzeichnet der Bericht noch Vieh, Poi, ein Nationalgericht, das aus gekochtem Taro, einer leicht verdaulichen und viel Stärkemehl enthaltenden Knollenpflanze (Caladium esculentum) bereitet wird, Betelblätter, Salz, Kalbshäute, getrocknete Bananen, Taromehl, Awa.

Auf Samoa sind nach den schweren stürmischen Tagen des Jahres 1888 Ruhe, Friede und Ordnung wieder eingekehrt, und am 5. Dezember vorigen Jahres wurde dort die alte Flagge des Königs Malietoa Laupepa, nach vorausgegangener Verständigung der Konsuln Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten, wieder aufgezogen und am folgenden Tage Malietoa auch noch von den Vertretern der drei Mächte in aller Form als König wieder anerkannt und in seiner Würde bestätigt.

In dem kleinen Königreiche auf den Tonga-Inseln regiert der 90 oder 95 Jahre zählende König Georg Tubou. Dieser Nestor unter den Beherrschern der Erde tritt in seinen alten Tagen als Gönner der Musik und der Tanzkunst auf. Ein in Auckland lebender deutscher Musikprofessor ward von ihm mit der Komponirung einer tongaischen Nationalhymne beauftragt, und im Jahre 1889 erging ein Edikt, in dem aller mannbaren Jugend anbefohlen ward, Tanzunterricht zu nehmen. Durch diesen Erlaß gerieth der alte Herr allerdings mit seinem langjährigen Minister, dem Missionsprediger Shirley W. Baker, in argen Konflikt. Der geistliche Herr eiferte in einer seiner letzten Predigten vor dem Könige mit flammenden Worten gegen Spiel und Tanz und andere sündliche Lustbarkeiten. Doch noch vor Schluß der Predigt erhob sich König Georg sammt Gefolge und schritt ungnädig dem Ausgange der Kirche zu, und die Jugend tanzt auch heute noch in Tonga. Außerdem betreibt König Georg eifrig den Bau einer großen neuen Kirche, die alle anderen Kirchen Tongas weit übertreffen soll.

Im Handel der Tonga-Inseln, der recht gering ist, hat Deutschland das Uebergewicht, und dasselbe ist durch die regelmäßigen Fahrten des deutschen Postdampfers „Lübeck" noch gesteigert worden.

Es betrug der Gesammtwerth der Ausfuhr von Tonga 1887 31489 Pfd. St., 1888 66473 Pfd. St., er hatte sich also in einem Jahre verdoppelt. Zu den Ausfuhrartikeln gehörten:

1. Arrow-root, von der 1887 $^1/_2$ Tons nach Auckland ausgeführt wurde, 1888 aber nicht, da die erzielten Preise nicht ermuthigten;
2. Bienenwachs, von dem 1888 200 Pfd. nach Fidschi gebracht wurden;
3. Chillies, 1887 20 Pfd. nach Melbourne, 1888 611 Pfd. nach Auckland;
4. Kokosnüsse, 1887 542 Säcke nach verschiedenen Häfen, 1888 nur 489 Säcke;
5. Kaffee, 1887 1321 Pfd. nach Samoa;
6. Kopra, nach verschiedenen Häfen, 1887 2649 Tons, 1888 6130 Tons;
7. Baumwolle, halb nach Auckland, halb nach Sydney, 1887 11790 Pfd.;
8. Früchte:

Früchte	Häfen	1887	1888
Bananen	Auckland	66 Bündel	9546 Bündel
Ananas	„	—	21 Kisten
Orangen	„	56 Kisten	1699 „
Ananas	Fidschi	—	3 „
Orangen	„	233 Kisten	33 „
Bananen	Greymouth	—	40 Bündel
Orangen	Lyttelton	100000 Kisten	—
„	Melbourne	30 „	—
Bananen	Sydney	8038 Bündel	6304 Bündel;

9. Schwämme, 1887 11049 Pfd., 1888 6954 Pfd. nach verschiedenen Häfen;
10. Honig, 1887 4 Kisten, 1888 1 Kiste;
11. Jam, 1887 50 Pfd. (16 s.), 1888 3 Kisten (22 s.);
12. Kava oder Jaqnoa, 1887 18700 Pfd., 1888 38013 Pfd. (= 2000 Pfd. Str.) nach Fidschi, 1887 440 Pfd. nach Melbourne, 1888 275 Pfd. nach Auckland;

13. Citronensaft (limyuice), 1887 27 Gallonen nach Auckland, 10 Gallonen nach Lyttelton, 73 Gallonen nach Melbourne, 1888 —;
14. Vieh, 1887 41 Pferde und Bullen, 1888 19 Pferde;
15. Tabakblätter, 1887 8 Pfd. nach Fidschi, 100 Pfd. nach Lissabon, 1888 —;
16. Wolle, 1887 30000 Pfd., 1888 22200 Pfd.;
17. Yams, 1887 nach Auckland ca. 2 Tons, 1888 2 Ctnr.,
 " " Fidschi ca. 4 " " 6 Tons,
 " " Sydney — " " 1 Ctnr.

Die letzten Nachrichten vom Anfange 1890 klagten noch sehr über Geschäftsstille, besonders über den niedrigen Preis der Kopra, des Hauptausfuhrartikels, der die Eingeborenen abhalte, Kopra zu machen, wenn auch Nüsse da seien. Auf manchen Inseln fehlte es auch gänzlich an diesen, und so konnten die Eingeborenen vielfach ihre Steuern nicht bezahlen, und Baker bemühte sich, in Neu-Seeland eine Staatsanleihe zu bewerkstelligen.

Von Tahiti traf im Mai vorigen Jahres die Nachricht ein, daß Frankreich von dort aus auf den Inseln Kurutu und Rimatara im Großen Ozean die Oberlehnsherrlichkeit proklamirte. Das französische Kanonenboot „Volage“ war nach Kotohunga und Manaluki abgegangen, um von diesen Inseln namens der französischen Regierung Besitz zu ergreifen, fand aber, daß die Eingeborenen schon vorher die britische Flagge gehißt hatten.



Levuka.

Völlige Anarchie herrschte im vorigen Jahre auf den Neuen Hebriden, deren Räumung durch die Franzosen die Australier vor einigen Jahren durchsetzten. Noch am 5. April 1890 meldete ein Telegramm, daß während eines verheerenden Orkans an der neuhebridischen Küste unter anderen Fahrzeugen ein Arbeiterschiff bei der Mallicolo-Insel gescheitert sei; 5 Weiße und 30 Eingeborene seien ertrunken, 30 andere, die das Ufer erreichten, seien von den Wilden niedergemetzelt.

Gerade die Neuen Hebriden und die Salomons-Inseln waren und sind theilweise noch die Gruppen, von denen die Arbeiterschiffe rekrutirten, und wenn auch die Gewaltthätigkeiten dabei aufgehört haben, da Regierungsbeamte die Rekrutirung überwachen, so sind doch leicht Gründe zu Streit und Kampf da, und es vergeht kein Jahr, wo nicht ein Arbeiterschiff dort überfallen wird. — Das Parlament von Queensland hat bekanntlich den Beschluß gefaßt, sehr zum Schaden seiner Zuckerplantagen, daß Arbeiter aus der Südsee nur noch bis zum 31. Dezember 1890 in Queensland eingeführt werden dürfen, sowie daß die letzten nach 3 Jahren auf Wunsch entlassen und durch andere Arbeiter (Chinesen oder Süd-Europäer) ersetzt werden müssen. Fidschi beschäftigt schon längst mehr indische und einheimische Arbeiter statt der theureren Polynesier. Aber die Franzosen von Neu-Kaledonien suchen immer noch Arbeiter von den Nachbarinseln für Grog und Gewehre herüberzulocken. Auch scheinen sie ihre Absichten auf völlige Besitzergreifung keineswegs aufgehoben, sondern nur aufgeschoben zu haben. Am 20. August vorigen Jahres überreichte eine Deputation von Händlern und Landeigenthümern der Neuen Hebriden dem Gouverneur von Neu-Kaledonien eine Petition, welche die

Franzosen um Annexion der Inseln bat. Dieselbe war unterzeichnet von 42 Engländern und 14 Deutschen, Schweizern, Italienern und Amerikanern, die sämmtlich auf den Neuen Hebriden geschäftlich thätig sind und deren Besitzansprüche 1670000 Acres repräsentirten. Sämmtliche Händler, außer den Franzosen und dem an Stelle des Vizekonsuls Walker zum britischen Vertreter für die Gruppe ernannten Kapitän Mc. Leod, hatten unterschrieben. Der Gouverneur Pardon versprach nur, daß die Petition aufmerksamste Erwägung finden werde. Auch der Direktor der Nickel-Gesellschaft Mr. Levat aus Paris war an Bord des „Active“ in Begleitung des Kapitän Renard, des Adjutanten des Gouverneurs von Neu-Kaledonien und des Mr. Gally, des Departementschefs für Eingebornen-Angelegenheiten. Mr. Levat kaufte in Mallicolo, Santo und auf einer Insel der Banks-Gruppe alle Ländereien, die Spuren von Mineralhaltigkeit zeigten und sagte den Eingeborenen überall, daß Frankreich bald von der Gruppe Besitz ergreifen werde; darauf schiffte er sich bei seiner Rückkehr nach Noumea auf der „Tanais“ ein und kehrte mit der „Oceanien“ von Sydney nach Marseille zurück. Auch die Neu-Hebriden-Gesellschaft kaufte alle zu erlangenden Ländereien auf, ebenso Kaufleute und Beamte von Noumea, so daß es in der That den Anschein gewinnen muß, als ob die französische Regierung beabsichtige, ihre Herrschaft über die Gruppe auszudehnen. Einer definitiven Besitzergreifung steht zwar das Uebereinkommen zwischen England und Frankreich entgegen, doch dürfte ersteres schließlich nachgeben. In Australien haben Viktoria und Neu-Süd-Wales bereits einen von sämmtlichen Kolonien ausgehenden Protest wegen dieses „Verrathes“ der Franzosen beim Kolonial-Amt in London beantragt. Die französische Gesellschaft auf den Neuen Hebriden hat zwei Kaffee-Plantagen auf den Inseln Santo und Fiba. Das französische Kriegsschiff „Fabert“ nahm vier Monate lang Vermessungen in der Bai von Santo bei Nore vor; die kleinen Schiffe, die im Sommer vorigen Jahres die Neuen Hebriden besuchten, waren mit Ausnahme des englischen Missionsschoners „Dayspring“ französische. Die in der Petition vorgebrachten Gründe für die französische Besitzergreifung waren: 1) die geographische Zugehörigkeit zu Neu-Kaledonien, 2) die Hoffnung, gesetzliche Titel auf die von den Eingeborenen erworbenen Ländereien zu erlangen, 3) eigene Kontrole und Aufsicht über die Auswanderung der Eingeborenen zu üben, die nach Plätzen außerhalb der Gruppe gehen, und dadurch die drohende Entvölkerung und Erschöpfung der Arbeiter zu hindern. Daneben befürchten die Bittsteller den überwiegenden Einfluß der englischen Missionare auf die Eingeborenen, zum Nachtheil und Schaden der Arbeit auf ihren Plantagen und Faktoreien; ferner sprechen die englischen Unterthanen ihre Unzufriedenheit aus über die Hindernisse, welche die britische Herrschaft unter dem „Western-Pacific-Order in Council“ der Anlage und Verwendung von Kapitel zur Entwickelung der Kräfte des Landes bereitet, und über die harten Bedingungen, die den Verkehr zwischen Weißen und Eingeborenen regeln und letztere mehr schützen als erstere. Endlich schließt die Bittschrift mit der dringenden Bitte an den Gouverneur, dieselbe anzunehmen, als den heißen und spontanen Ausdruck eines loyalen und gehorsamen, aber duldenden Volkes, das Hülfe, Schutz und die Segnungen des Friedens und der Ordnung sucht unter der Flagge einer mächtigen Nation, deren Stärke stets war auf der Seite des Handels, der Civilisation, der Menschlichkeit, und die Bittsteller zu erhören durch sofortige formale Besitzergreifung von der Gruppe im Namen der Regierung der Republik Frankreich.

Ein kleines Gemeinwesen für sich bildete die auf der zu den Neuen Hebriden gehörenden Insel Sandwich liegende Hafenstadt Franceville, die am 4. August v. J. ihre Unabhängigkeit proklamirte. Mr. Chevilliard wurde zum Präsidenten erwählt. Der französische Kapitän machte dabei den Eingeborenen Geschenke. Die Gesammtbevölkerung des Ortes besteht aus 40 Europäern, von denen nur der Missionar Mr. Mackenzie ein Engländer ist, und aus 500 importirten schwarzen Arbeitern in Diensten der französischen Gesellschaft. Da die Gemeindemitglieder ihre eigene Unabhängigkeit behaupten wollten, unterzeichneten sie auch nicht die Petition um französische Besitzergreifung. England erkannte jedoch die Kommune nicht an. Inzwischen klagte man in Australien sehr über den Besuch der Recidivisten, d. i. der rückfälligen Verbrecher von Neu Kaledonien aus, welcher Gegenstand am 21. November v. J. auch im Parlament Viktorias zur Sprache kam. Nach eingezogenen Erkundigungen erreichte die Zahl dieser unliebsamen Besucher 800 in Neu-Süd-Wales, 60 in Viktoria, 55 in Neu Seeland, 20 in Queensland, 1 in Fidschi, zusammen also 936.

Gegenüber den französischen Bestrebungen hat sich nun am 3. Januar 1890 die Australasian New Hebrides Company gebildet. Nach Mittheilungen aus Sydney ist Vorsitzender im Verwaltungsrathe der Gesellschaft Mr. James Burns, Senior der in Australien und auf den Inseln der Südsee weitverzweigten Rhederfirma Burns, Philp u. Co. Das Kapital der neuen Gesellschaft soll 10000 Pfd. St. betragen. Nach dem Prospekte sollte die neue englische Dampferlinie im Januar ihre Fahrten beginnen, und hoffte man, daß die Neuen-Hebriden „eventuell“ eng mit Australien verbunden sein würden als ein wichtiges Centrum für Kolonisation und Handel. Nach dem „Sydney Morning Herald“ ist die Gesellschaft Besitzerin großer Strecken Grund und Bodens, hat ferner den Antheil des Hauses Scott, Henderson u. Co., das vor einigen Jahren große Summen Geldes in die Gruppen gesteckt hat, erworben. Die Regierung von Neu-Süd-Wales hat die Subvention für eine interinsulare Dampferlinie bewilligt, die an die 14 tägigen Fahrten zwischen Sydney und Fidschi anknüpft und so die sämmtlichen Inseln der Neu-Hebridengruppe Sydney bis auf wenige Tagereisen näher bringt. Außerdem hat die englische Neu-Hebriden-Mission der Australasian Steam Navigation Company (eben jenen H. H. Burns, Philp u. Co., bezw. den eigentlichen Besitzern Mackinnon und der Britisch India Co.) die Zuweisung ihres Waarentransportes, die ihren ganzen Einfluß garantirt, zugesagt, und alles dieses, in Gemeinschaft mit den Bemühungen der neuen australischen Gesellschaft, wird viel dazu beitragen, die Inseln jeder versuchten fremdländischen, d. h. französischen Kontrolle zu entziehen.

Ueber die kleineren Inselgruppen, die England in den letzten Jahren theilweise in Besitz genommen hat, die Hervey-, Cooks-, Pitcairn-, Christmas-, Suwarow- ꝛc. Inseln geben nur gelegentliche Berichte von Missions-, Handels-, Arbeiter- und Walfischfängerschiffen Auskunft. — So besuchte die Bark „Firth of Clyde“ im Jahre 1888 auf ihrer Fahrt von San Francisko nach Falmouth die Pitcairn-Inseln. Der Kapitän des Schiffes, Smith, berichtete über diesen Besuch: „Am 9. Februar, 28 Tage vom Goldenen Thore entfernt, legte ich auf der Höhe von Adamstown, Pitcairn-Inseln, an und Mr. M'Coy, der Hauptmagistrat, und 5 Männer erschienen in ihrem Boote. Sie brachten Kürbisse, Kokosnüsse, Ananas, Bananen, Eier und einen prachtvollen Blumenstrauß mit. Frau M'Coy sandte auch ein halbgekochtes Huhn und ein Stück Pudding, aus süßen Kartoffeln und Mais zubereitet, für das Mittagsmahl des Kapitäns. Kapitän Smith hatte die größte Mühe, die Insulaner zu bewegen, irgend etwas anzunehmen, da es ihr Sabbath war. Sie feiern den siebenten Tag der Woche anstatt den ersten als ihren Ruhetag und zwar in Verfolg des dritten Gebots. Das Einzige, was

Mr. M'Coy annehmen wollte, war etwas Wein für Kommunionszwecke und etwas Medizin. Kapitän Smith versah die Insulaner mit den neuesten amerikanischen und englischen Zeitungen, die sie dankbar annahmen. Nach religiösen Büchern war lebhafte Nachfrage. Mr. M'Coy hielt einen Gottesdienst an Bord ab. Es befinden sich 117 Seelen auf der Insel, 45 männliche und 72 weibliche, darunter 38 Kinder. Der Gesundheitszustand der Insulaner ließ nichts zu wünschen übrig. Sie bethätigen lebhaftes Interesse an den Vorgängen in der Außenwelt und waren gut unterrichtet auf dem Gebiete der amerikanischen Politik, hatten Kenntniß von dem Ergebniß der letzten Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten u. s. w. Nach zweistündigem Verweilen an Bord verabschiedeten sich die Insulaner, und wir sagten einem der herrlichsten Flecken auf dieser traurigen Wasserwüste Lebewohl." Und der „Sydney Morning Herald" brachte am 13. Dezember vorigen Jahres folgenden Bericht von der Missionsbark John Williams, die nach einer langen Fahrt durch die verschiedenen Gruppen am 23. November in Apia-Samoa angekommen war. Kapitän Turple hatte die Zustände auf den Stationen überall gut getroffen und berichtete von den reichlichen Kopravorräthen auf den Ellice-, Union- und Gilbertinseln, die er besuchte; er sei von Händlern und Eingebornen gebeten, das bekannt zu machen, und daß die Eingebornen anfingen zu begreifen, daß das Gesetz von Angebot und Nachfrage die Preise regulirte, daß sie also sich mit ihren Kopravorräthen danach richteten; die europäischen Händler sehnten sich nach der Ankunft eines Schiffes mit Zwieback, Mehl, Thee, Zucker &c., da ihre Vorräthe auf die Neige gingen. Ueber die Motive zur Besitzergreifung der Union-Gruppe äußerte sich Kapitän Turple, daß Fakaofo und Atafu auf der Union-Gruppe und Christmas-Inseln die geeignetsten Punkte für eine Kabelstation auf der Linie Vancouver-Fidschi-Australien wie für eine Kohlenstation seien. — Der Besuch der Delegirten Kanadas, Mr. Abbott und Genossen, in Austratien wird die Dampfer-, Kabel- und Reciprocitätsfrage — also eine engere Verbindung zwischen Kanada und Australien — in dieser Zeit wohl fördern und theilweise zum Abschluß bringen.

Der Perser im Lichte seiner Sprichwörter.

Von A. Seidel.

Der Perser liebt Schmuck und äußeren Aufputz, daher er denn auch seine Rede gern mit allerhand mehr oder minder geistreichen Wortspielen, witzigen Antithesen, Fremdwörtern und ähnlichem Redeschmuck herausstaffirt. Eine besondere Vorliebe aber hat er für das Sprichwort, das er sprichwörtlich „den Schmuck der Rede" nennt, das er gern bei passenden und unpassenden Gelegenheiten anwendet, und in dem sich seine guten und schlechten Seiten getreulich widerspiegeln. Zwar erklärt er allen Schmuck und besonders die dem eigenen Aeußeren gewidmete Fürsorge sprichwörtlich für unmännlich, doch diese rauhe Anwandlung ist nur eine gelegentliche Reaktion gegen die Putzsucht des ewig Weiblichen, um seine Ueberlegenheit gegenüber diesem schwächlichen Geschlecht zu dokumentiren. In Wirklichkeit kennt seine Neigung, Alles und nicht zum mindesten seine eigene Person herauszuputzen, keine Grenze. Die Lust des Orientalen an bilderreicher Rede ist bekannt. Auch seine Sprichwörter, „den Schmuck der Rede", schmückt er oft noch mit dem Reim. Auf seine Kleidung verwendet er große Sorgfalt, befleißigt sich einer gewählten Redeweise und zierlicher Allüren, denn „destâe guftâe reftâr", d. h. Turban, Rede und Gang verrathen den gebildeten Mann aus guter Familie, für den er gern gehalten sein will, auch wenn er es nicht ist. „Ein wenig Schönheit ist besser als Geld und Gut", sagt er wohl bisweilen mit einer gewissen Berechtigung, da er weiß, daß seine Landsleute nach dem Sprichwort urtheilen: „Die Außenseite eines Menschen ist das Titelblatt des Inneren." Persien ist das Eldorado der Wohlbeleibten, denn „ein fetter Mann ist ein großer Mann, ob er will oder nicht". Zuweilen zwar besinnt der Perser sich auf sein gesundes Urtheil und betheuert: „Ein Narr achtet auf seinen Bart und ein Meister auf das, was er thut", doch thut er das natürlich nur mit Bezug auf den Splitter im Auge eines Anderen, dessen Vorspiegelungen er nicht gelten läßt, und dem er vorwirft, „er fliege mit eines Anderen Flügeln". Eingedenk des Sprichworts, daß „ein freundlicher Doktor in der Achtung seines Patienten falle", fährt er auch wohl sein Gegenüber mit den barschen Worten an: „Wenn du eine Henne bist, so leg Eier; bist du ein Hahn, so krähe!" oder er dreht dem Prahler den Rücken zu und bemerkt ironisch: „ein Sackmacher sei auch ein Schneider".

Indeß muß der äußere Aufputz, die Bemäntelung eines werthlosen Kernes mit einer glänzenden Schale, schon recht fadenscheinig sein, eine Prahlerei muß schon ins Münchhausen'sche hinüberspielen, wenn der Perser sie merken und den Entlarvten darauf aufmerksam machen soll, „hier sei der Brunnen und hier der Stock", er möge zeigen, was er könne. Denn die Perser sind äußerst leichtgläubig, trotzdem wohl nirgends in der Welt soviel gelogen wird wie im „Lande der Sonne", aus Eigennutz, aus Höflichkeit, ja rein zum Vergnügen. Er glaubt jedes Gerücht, jede Klatscherei und entschuldigt sich mit den drastischen Worten: „des Volkes Zunge ist des lieben Gottes Kesselpauke". Das viele Lügen hat seinen moralischen Maßstab etwas verschoben. So huldigt er der laxen Auffassung, der Dieb sei ein König, so lange er nicht ertappt werde, und ist leichtsinnig genug, wenn er einen Fehltritt begeht, noch obendrein zu philosophiren: „Wie! Soll ich verbotene Früchte essen und mich mit Rüben begnügen?" Daneben hat er freilich eine Menge schöner Sprüche über den Werth der Wahrhaftigkeit, die nur den einen Fehler haben, daß er sie meist nur befolgt, wenn es ihm nützlich scheint: „Wer die Wahrheit spricht, ist immer in Ruh; ein Wort ist nutz, die Lügen sind zum Putz; eines Ehrenmannes Wort ist lebendig; ein Mann, ein Wort" u. s. w. Unter solchen Umständen muß man sich wundern, daß ihm seine Schulden so sehr drückend sind. „Wenn du keine Schulden hast, so leg' dich ruhig schlafen." „Schulden sind des Mannes größtes Uebel", „Schulden sind wie eine Frau", d. h. man wird sie nicht los. Doch erklärt sich das aus dem entwickelten Selbstgefühl des Persers und seiner Hochschätzung persönlicher Unabhängigkeit. „Gieb deinen Bart nicht in eines anderen Hand", warnt er, und will lieber „seine alten Kleider flicken, als neue borgen",

oder gar Hungers sterben, als jemanden um etwas bitten, weil er sehr wohl weiß, daß „der leicht zu schlagen ist, der sich einmal schlagen ließ“. Trotz der Schwächen seines Charakters hat er ein hohes Gefühl für persönliche Ehre. Er will „lieber mit Ehren sterben als in Schanden leben“ und „wirft seine Ehre nicht um Brot weg“. „Ein hoher (d. h. rühmlicher) Name ist ihm lieber als ein hohes Haus.“ Nur „den hält er für todt, der keinen guten Namen hinterläßt“. „Wer seinen Rücken zeigt in der Schlacht, kann nachher sein Gesicht nicht mehr zeigen.“ Deshalb hütet er sich auch vor schlechtem Umgang, denn „ein schwarzer Topf macht schwarze Kleider“, um so mehr, als er der Ueberzeugung ist, daß „sein gutes Beispiel dem Schlechten zu nichts nutze sein wird“. Jedenfalls könnte ihm ein solcher Umgang doch Unbequemlichkeiten bereiten; denn da die Katze das Mausen nicht läßt, müßte er „seinen Esel anbinden, trotzdem der Dieb sein Freund wäre“.

Was seine Religion anlangt, so hat der Perser eine nicht unbeträchtliche Neigung zum Freidenkerthum; doch huldigt er demselben nur in seinem Privatkabinet oder im Kreise vertrauter Freunde. In dem für die Oeffentlichkeit gemünzten Sprichwort zeigt er ein unerschütterliches Gottvertrauen. „Du hast Gott, was hast du für Noth?“ „Gottes Hausthür ist immer offen.“ „Gott gefallen ist das erste von allen Dingen.“ „Gott, der Zähne giebt, giebt auch Brot.“ „Wenn Gott giebt, fragt er nicht, wer bist du?“ Eine freiere Auffassung der mohammedanischen Religionsvorschriften zeigt das Sprichwort: „Feßle die Leute an dich durch Wohlthaten, das ist die beste Wallfahrt.“

Aus der islamitischen Prädestinationslehre zieht der Perser für das praktische Leben die Konsequenz des Fatalismus und sagt sich: „Was nützen Denken und Grübeln, da das, was vorherbestimmt ist, kommen muß?“ „Wenn das Schicksal kommt, ist der Arzt ein Narr.“ „Kein Held hat einen Schild gegen die Pfeile des Schicksals.“ Daraus folgt ohne weiteres die Berechtigung der Aufforderung: „Laß das Gestern und Vorgestern, genieße das Heut' und gräme dich nicht um das Morgen.“ Daraus folgt ferner auch die geringe Werthschätzung der eigenen Schmiedesarbeit an der Gestaltung des persönlichen Geschicks. Der Perser sagt nicht: „Jeder ist seines Glückes Schmied“, sondern: „Ein Körnchen Glück ist besser als eine Eselsladung Geschick“, und „Wenn dir das Unglück auf dem Nacken sitzt, beißt dich der Hund auf dem Kameele.“ Bei einer so fatalistischen Weltanschauung ist die geistige Regsamkeit des Persers eigentlich zu verwundern, wenngleich sie, in den höheren Klassen des Volkes wenigstens, eine mehr theoretische Richtung zeigt. „Blindheit“ ist ihm „lieber als Unwissenheit“, denn „Unwissenheit ist der schlimmste Fehler“, zumal ihm die praktische Folge derselben vor Augen schwebt, daß „der Thor einen Keulenschlag gebraucht, wo dem Weisen ein Wink genügt“. Daher seine Mahnung: „Werde alt und lerne.“ Von dem Reisen als Bildungsmittel hält er allerdings nicht viel, denn er meint: „Das Beste, was man vom Reisen nach Hause bringt, ist die heile Haut.“

Einer der liebenswürdigsten Züge des Persers, wie des Orientalen überhaupt, ist bekanntlich seine Gastfreundschaft. Einen ungeladenen Gast nennt er „ein Geschenk Gottes“. Doch hat eben die Gastfreundschaft bei aller Geberlaune des Wirthes auch ihre Schattenseiten, was der Perser zart andeutet, wenn er sagt: „Wasser, welches lange an einem Orte bleibt, verdirbt.“ „Wer wenig ißt, ist das Licht meiner Augen.“ „Ein Gast ist nur drei Tage angenehm.“ Uebrigens ist seine Gastlichkeit doch auch nicht ganz uninteressirt, wie er selbst durch das Sprichwort zugiebt: „Ein freigebiger Mann ist Gottes Freund.“ „Wer zehnfach in dieser Welt giebt, wird hundertfach in jener empfangen.“ Und das stimmt auch vortrefflich mit einem der hervorstechendsten Charakterzüge des Persers, dem filzigsten Geiz, obwohl er in seinen Sprichwörtern nicht wenig gegen dieses Laster eifert und kühnlich behauptet, „den werde die Reue verzehren, der sein Geld nicht verzehre“. Anderseits findet er es aber ganz natürlich, daß „der Gärtner während der Obstzeit taube Ohren hat“; er verschenkt gern „Wasser aus dem Fluß“, bezahlt freigebig „aus der Börse des Khalifen“ und „reißt Haare aus dem Backenbart, um sie in den Schnurrbart zu kleben“. Auch verursacht es ihm keine Schmerzen, zu gestehen, daß man zu einem Heiligen mit vollen Händen kommen müsse, wenn man geheilt werden wolle. Der religiösen Pflicht des Almosengebens entledigt er sich seufzenden Herzens, wenn er auch sagt: „Thue Gutes und wirf es ins Meer.“ Dabei tröstet ihn, daß er sich durch wohlthätige Spenden gegen Unfälle versichert, denn er ist überzeugt, daß „Almosengeben vor Unglück bewahre“. Wer könnte auch leichten Herzens sich von seinem Reichthum trennen, der seinen Werth so gut kennt, wie unser Perser. „Er hat die Erfahrung gemacht, daß ein Mann ohne Ballast kein Gewicht hat.“ Zudem glaubt er, daß Gott niemandem „aus Versehen“ Reichthum gebe. Ist der Perser arm, so verachtet er die sauren Trauben und meint, je ärmer einer sei, desto freier sei er von Sorgen, ganz abgesehen davon, daß Reichthum hartherzig mache, denn „Könige kümmern sich nicht um die Noth der Armen“. Er begnügt sich dann mit dem Surrogat „Zufriedenheit“ statt des Reichthums, dessen Anblick er flieht, damit „der Esel sein Heu nicht stehen lasse, wenn er Gerste sehe“. Ueberhaupt weiß er sich in alle Lebenslagen zu schicken; er ist eine Rose unter Rosen, ein Dorn unter Dornen; „wenn er nicht schreiben kann, schneidet er wenigstens eine Feder“; „er kauft sich nie Kopfschmerzen für sein Geld“, verdenkt es der Katze nicht, daß sie keine Mäuse für den lieben Gott fangen will, und thut prompt den ersten Schlag, wenn Schläge unvermeidlich sind. Er ist mitunter vorsichtig im Urtheil, wenigstens hat er die Maxime in Umlauf gesetzt: „Verurtheile nichts als Unrecht, dessen Gründe du nicht kennst; vielleicht hast du es nicht verstanden.“ Andererseits gießt er die Lauge seines Spottes aus über Einen, der „100 Töpfe macht, von denen keiner einen Henkel hat“, oder der „Wasser in einem Mörser zu zerstoßen“ sich abmüht, oder es mit einem Bindfaden festbinden will. Auch hält er den Versuch für thöricht, „Himmel und Erde zusammenzunähen“, „einen Gatten von einer Wittwe zu verlangen“, „den Wind in einen Käfig zu stecken“, „Feuer mit Stroh zuzudecken“ oder „der Katze das Fleisch zum Hüten zu geben“. Da er der Ansicht ist, daß „ein Narr spricht, ein Weiser denkt“, so bezeichnet er nicht unzutreffend eine vorschnelle Zunge als ein Instrument, welches mit dem Kopfe spielt. Vor dem Heirathen hat er eine gewisse Scheu, wenigstens läßt sich das aus dem Sprichwort folgern: „Nur der genießt das Leben, der keine Frau hat.“ Auch scheint er den Frauen im allgemeinen nicht hold zu sein, da er versichert, Frauen und Drachen sähe er am liebsten unter der Erde. Doch sind das wohl nur Anwandlungen schlimmer Laune, wenn wir ihm auch gern glauben wollen, daß „eine böse Frau dem Manne das Haus zur Hölle macht“. Seine Bemerkungen über die Liebe stehen vollständig auf abendländischem Standpunkte. Da ein Sprichwort das Produkt einer gewissen Reflexion ist, so kann es nicht wunder nehmen, daß er darin von der Liebe als einem Feuer spricht, vor dem sich Jung und Alt nicht genug hüten könne. Günstiger denkt er von der Freundschaft. „Ein Freund läßt sich für den Freund von einer Schlange

beißen." Das Wort eines Freundes ist in allen Dingen gut. Indeß ist er so vorsichtig, keine Freundschaft mit einem Thoren zu schließen, die er der Umarmung eines Bären gleich erachtet. Lobenswerth ist seine Achtung vor dem Alter und seiner Erfahrung. „Was der Jüngling in einem Spiegel sieht, sagt er, sieht der Greis in einem Backstein." Seine Mutter ehrt er mit dem Worte: „Der Himmel ist zu den Füßen der Mutter." „Die Liebe zum Vaterlande ist ihm köstlicher als Salomo's Thron" und stolz nennt er Jsfahân: nisfi dschihân, d. i. die Hälfte der Welt.

Kürzere Mittheilungen.

Die Bevölkerungskapacität der Erde.

Ueber die Möglichkeit des weiteren Wachsthums der Bevölkerung der Erde machte E. G. Ravenstein vor der diesjährigen Britischen Naturforscher Versammlung die folgenden Bemerkungen: Abgesehen von den vollkommen unbewohnbaren Gegenden an den beiden Polen handelt es sich bei der Besiedelungsfrage um eine Gesammtfläche von etwa 46 Millionen engl. Quadratmeilen (gegen 120 Millionen Quadratkilometer), wovon 28 Millionen Quadratmeilen (72 Millionen Quadratkilometer) fruchtbares und ziemlich fruchtbares Land — ursprüngliches Waldland —, 14 Millionen Quadratmeilen (36 Millionen Quadratkilometer) Steppe, und 4,18 Millionen Quadratmeilen (gegen 11 Millionen Quadratkilometer) Wüste sind. Mit der Reserve, welche unsere ungenügende Bekanntschaft mit den Bevölkerungsziffern verschiedener Länder — namentlich Afrikas und Chinas — nöthig macht, darf man die Gesammtzahl der Menschen, die diese Fläche gegenwärtig bevölkert, auf 1468 Millionen angeben. Die Einwohnerzahl Afrikas wird hierbei — wohl eher zu hoch als zu niedrig — auf 127 Millionen, oder 11 auf die engl. Quadratmeile (4,2 auf den Quadratkilometer) geschätzt, während in Australien $1\frac{1}{2}$ auf die Quadratmeile (0,6 auf den Quadratkilometer), in Nordamerika 14 auf die Quadratmeile (5,4 auf den Quadratkilometer), in Südamerika 5 auf die Quadratmeile (2 auf den Quadratkilometer) und in Europa 101 auf die Quadratmeile (39 auf den Quadratkilometer) zu rechnen sind. Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung der Erde dürfte im Jahrzehnt etwa 8 Prozent betragen, und zwar kommt die Bevölkerungszunahme Europas ziemlich genau diesem Durchschnitte gleich (8 Prozent), während sie in Asien wahrscheinlich geringer ist (nur 6 Prozent), und ebenso auch in Südamerika (5 Prozent), in Australien und Nordamerika aber viel stärker (30 Prozent, bezw. 20 Proz.); für Afrika wird eine Vermehrung um 10 Prozent angenommen, obwohl es möglich ist, daß die dortige Bevölkerung sich infolge der beständigen inneren Kriege in der letzten Zeit überhaupt nicht vermehrt hat. — Keine sehr wesentliche Aenderung in den Bedürfnissen und Produktionsverhältnissen vorausgesetzt, könnte man nun die Fähigkeit der Wüstengegenden, Menschen zu beherbergen und zu ernähren, auf 4 180000 (1 auf die Quadratmeile oder 0,4 auf den Quadratkilometer), die der Steppen auf 139 Millionen (10 auf die Quadratmeile oder etwa 4 auf den Quadratkilometer) veranschlagen. Betreffs der übrigen Fläche, die als die kultur- und besiedelungsfähigste bezeichnet werden muß, ist es viel schwerer zu entscheiden, welche Bevölkerungszahl sie zu ertragen fähig ist. Man kann dabei nur eine Reihe von typischen Landstrichen herausgreifen und dadurch einen Maßstab zu gewinnen suchen. In den gut angebauten und — bei den gegenwärtigen Produktionsmethoden — ungefähr bis zu den Grenzen der Möglichkeit besiedelten Gegenden Europas beträgt die Bevölkerungsziffer im Durchschnitt auf die Quadratmeile 156 (auf den Quadratkilometer 60), in Indien 175 (auf den Quadratkilometer 67), in China 295 (auf den Quadratkilometer 110), in Japan 264 (auf den Quadratkilometer 100). Als das Mittel der möglichen Bevölkerungsdichtigkeit der Erde könnte hiernach 207 auf die Quadratmeile (80 auf den Quadratkilometer) angenommen werden, und als die mögliche absolute Bevölkerungszahl der Erde 5944 Millionen — das wäre das Vierfache der gegenwärtigen Bevölkerungszahl. Das natürliche Wachsthum der Erdbevölkerung, wie oben angegeben zu 8 Prozent vorausgesetzt, könnte diese Zahl in 182 Jahren bereits erreicht sein. Handelt es sich dabei um europäische Kulturmenschen, so kommt dabei aber in erster Linie noch die Akklimatisationsfrage in Betracht. Daß die Europäer sich trotz ihrer Elasticität und ihrer sanitären Maßregeln in den Tropenländern nur bis zu einem gewissen Grade akklimatisiren können, ist eine erwiesene Thatsache. Im Kongostaate betrug die Sterblichkeit der Europäer 60 auf das Tausend. Bezüglich Brasiliens, dessen Bevölkerung sich außerordentlich langsam vermehrt, stände alles Ernstes zu befürchten, daß das eingewanderte portugiesische Element vollkommen ausstürbe, wenn nicht beständig neuer Zuzug stattfände. Vielleicht würde sogar die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu wachsen aufhören, wenn der Einwanderung dahin in irgend einer Weise Einhalt gethan würde. Infolgedessen würde die mögliche Bevölkerungsziffer der Erde, die mit 5994 Millionen wahrscheinlich viel zu niedrig gegriffen ist, erst viel später erreicht werden, und einstweilen ist für die vorhandenen Expansionsbestrebungen noch ziemlich viel Raum. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Einem Vortrage, den Dr. E. Grasmann vor der Gesellschaft f. Naturk. Ostasiens in Tokio über die Hochgebirgswaldungen am oberen Kisogawa, in der japanischen Provinz Shinano, gehalten hat, entnehmen wir die folgenden Angaben. Es sind in der betreffenden Gegend vier Regionen zu unterscheiden: 1. Die Region von 500 bis 1550 m Erhebung über den Meeresspiegel, die je nach der Bewirthschaftungsweise entweder charakterisirt ist: a) als winterkahler Laubwald mit Kuri (Castanea vulgaris Lamb. var. japonica D. C.), Onara (Quercus crispula Bl.), Konara (Quercus glandulifiora Bl.), Kadzura (Kadzura japonica L.), Tochi (Aesculus turbinata Bl.) und der einzig vorkommenden immergrünen Laubholzart Soyongo (Ilex pedunculosa Mig.), oder b) als unterer Nadelwald mit Momi (Abies firma S. und Z.), Tsuga (Tsuga Sieboldii Carr.), und besonders Hinoki (Chamaecyparis obtusa S. und Z.), Asunaro oder Asuchi (Thuya dolabrata L.), Sawara (Chamaecyparis pisifera S. und Z.), Nedzuko (Thuypsis laetevirens) und Koyamaki (Sciadopitys verticillata S. und Z.), den wichtigsten Holzarten der

Kiso-Waldungen. 2. Die Zone von 1550 bis 1750 m, der obere Nadelwald, von viel geringerer Flächenausdehnung als der untere, mit Tohi (Picea Alcockiana Carr.), Schirabe (Abies Veitchii H. und H.), Karamatsu (Larix leptolepis Gord), Himekomatsu (Pinus parviflora S. und Z.), Tsuga (Tsuga Sieboldii Carr.). 3. Die Zone von 1750 bis 2350 m, die Region der Baumgrenze, mit Tohi, Schirabe, Tsuga, wie die zweite Zone, doch von viel geringerer Höhenentwickelung. 4. Die oberste Zone von 2390 bis 3000 m, bis nahe unter den Gipfel des Ontake (3185 m), die Krummholzregion mit Haimatsu (Pinus parviflora?), Yashiya-bushi (Alnus firma S. und Z. multinervis Reg.), Biakushin (Juniperus chinensis L.). — Die wirthschaftlich wichtigsten Baumarten sind Hinoki, Sawara, Asunaro, Nedzuko und Kogamaki. Der Fällungsbetrieb sowie der sehr interessante Transportbetrieb, mit seinen großartigen Fangwerbauten und Triftanlagen erinnert vielfach an die bayerischen und österreichischen Alpen sowie an den Schwarzwald und die Vogesen. — Die hauptsächlichen Verwüster und Feinde des japanischen Gebirgswaldes sind Stürme, Blitz und Hagel, schwarze Bären und Hasen, und eine Reihe parasitischer Pilze. (Vergl. Mittheilungen d. Ges. f. Natur- und Völkerk. Ostasiens, Bd. 5, S. 145 f.)

— Aus St. Petersburg kommt die Meldung, daß ein dortiger Unternehmer, ein Herr Robusch, um den Fang von Seethieren im Karischen Meere zu betreiben, die Absicht hegt, auf der Insel Miästnoi den Winter zuzubringen, wozu er eine Anzahl von Samojeden in Dienst genommen hat. Derselbe gedenkt auf jener Insel auch eine meteorologische Station einzurichten, auf der dann vom 1./13. Oktober 1890 bis in den August 1891 Beobachtungen vor sich gehen würden.

Afrika.

— Die bedeutenden kolonialpolitischen Erfolge, von denen die Expedition des Hauptmanns Binger begleitet gewesen ist, hat die französische Regierung veranlaßt, zwei neue Expeditionen zu entsenden, die das französische Explorations- und Annexionswerk zwischen dem Niger und der Gold- und Zahnküste weiter fortzusetzen bestimmt sind. Die eine wird sich unter der Führung von Kapitän Monteil von St. Louis nach Bammako begeben, um die befestigten Stellungen an dem Niger zur Basis ihrer Operationen zu machen; die andere soll unter Kapitän Menard nach Grand Bassam gehen und von da gegen Kong &c. vordringen, um die von Hauptmann Binger geschlossenen Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen zu bestätigen.

— Dem französischen Kolonialkommissar Solet ist es gelungen, den Lauf des Sanga-Stromes, der sich oberhalb Bolobo von rechts her in den Kongo ergießt, genauer zu erforschen, und bis zum 4. Grade nördl. Br. und 13. Grade östl. L. in das unbekannte Land, das sich zwischen Französisch Kongo, Kamerun und Adamaua erstreckt, einzudringen. Der betreffende Punkt liegt nicht sehr fern von demjenigen, welchen Kund und Tappenbeck seiner Zeit erreicht haben, und Herr Solet fand daselbst auch dieselbe Grasland-Region, von denen diese deutschen Reisenden berichteten. Es versteht sich von selbst, daß die kolonialpolitischen Interessen, welche Deutschland in Kamerun hat, durch die Solet'sche Expedition nahe berührt werden.

— Im April und Mai d. J. hat der italienische Hauptmann E. Baudi di Vesme eine Reise im nördlichen Somali-Lande unternommen, auf der es ihm gelang, den Lauf des Tug Dahr ein Stück weiter als die Gebrüder James (1884) zu verfolgen, und im Süden bis über den Berg Bur Daß vorzudringen, um dann auf einer östlicher gelegenen Route als die eben genannten englischen Reisenden von Burao nach Berbera zurückzukehren. Seine Bemühungen, neue Informationen über das Land zu gewinnen, waren von gutem Erfolge begleitet. (Vergl. d. Bolletino della Società Africana d'Italia, IX., p. 130 ff.)

Nord- und Mittelamerika.

— Die wirthschaftliche Entwickelung der Republik Guatemala war bis zu dem Ausbruche der centralamerikanischen Wirren, durch die sie neuerlich wieder in bedenklicher Weise in Frage gestellt ist, eine sehr erfreuliche. Besonders zeigte das Jahr 1889 gegenüber dem Vorjahre einen so gewaltigen Aufschwung, daß sich die Außenhandelsbewegung der kleinen Republik um volle 60 Prozent steigerte, dank vor allem der ausgezeichneten Kaffeeernte dieses Jahres. Die Einfuhr bezifferte sich im Jahre 1888 auf rund 20 Mill. Mark, 1889 aber auf 28 Mill. Mark, die Ausfuhr 1888 auf 22 Mill. Mark, 1889 aber auf 40 Mill. Mark. Die Kaffeeausfuhr, die sich in erster Linie nach Hamburg und in zweiter Linie nach San Franzisko richtet, betrug im letzten Jahre 28 Mill. Mark. Andere namhafte Ausfuhrgegenstände bilden Häute, Zucker, Kautschuk und Bananen.

Südamerika.

— Indeß die Vollendung der Eisenbahn über den Cumbre-Paß für das Jahr 1891 zu gewärtigen steht, plant man in Buenos Ayres bereits eine weitere transandine Schienenstraße von Tinogasta, in der argentinischen Provinz Catamarca, nach Copiapo, in Chile, und man glaubt dabei auf geringere Schwierigkeiten zu stoßen als bei der erstgenannten. Die Bahn soll über Fiambula (in 1640 m Höhe über dem Meeresspiegel) und Chasenil (3210 m) zum Passe von San Francisko (4878 m) aufsteigen, und dann über Codocida (4192 m) die Station Puquios (1238 m) erreichen, bis zu der die Linie von Copiapo bereits im Betriebe ist. Die Gesammtlänge der Eisenbahn würde 435 km betragen, die Steigungen ließen sich durch größere Krümmungen, die sich den vorhandenen Thälern anschlössen, mäßig erhalten, und eine größere Tunnelirung (von etwa 1 km) würde wohl nur die Andenkette von Codocida nöthig machen.

Bücherschau.

— Dr. Franz Wolf, Die klimatischen Verhältnisse der Stadt Meißen. Meißen 1890. L. Mosche. — Als solider „Baustein für eine ausführliche Bearbeitung der Klimatologie Deutschlands" muß diese Monographie, die in der „Meißnischen Witterungsgeschichte" des Magister Ursinus einen alten Vorläufer hat, und die daher zum Theil auf ungewöhnlich lange Beobachtungsreihen eingehen konnte, sehr willkommen geheißen werden. Die Angaben der Chronisten über strenge Winter und große Elbüberschwemmungen reichen nach der Wolf'schen Untersuchung bis in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zurück. Fluthmarken brachte man seit der großen Ueberschwemmung vom 15. August des Jahres 1501 an, und die ersten Meißener Wetterbeobachtungen mit Instrumenten datiren von 1772.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — **1890.**

Dünen-Landschaft am Ontario-See.

Von Dr. Hugo Toeppen.

Wer sich die Mühe giebt, den Ontario-See auf einer nicht allzu kleinen Karte zu betrachten, der findet auf der östlichen Hälfte des Nordufers die merkwürdig gestaltete Prince-Edward-Halbinsel, die dem Festlande so nahe anliegt, daß man ihre Halbinselnatur auf den ersten Blick leicht verkennen kann. Eine schmale, im Zickzack verlaufende Bucht trennt sie vom Festlande, die Bay of Quinte, die sich östlich als schmaler Seearm zwischen der Amherst-Insel und dem Festlande fortsetzt und endlich bei Kingston in den nördlichen Ausflußarm des Lorenzstromes übergeht. Das Westende der Bai, bei dem Städtchen Trenton gelegen, ist nur durch einen kaum 2½ km breiten Isthmus vom See getrennt, der sehr niedrig ist, sodaß es keines bedeutenden Steigens des Wasserspiegels bedurfte, um die Halbinsel in eine Insel zu verwandeln. Die Bai verläuft von hier aus zuerst nach Ostnordosten, dann in spitzem Winkel umbiegend nach Südsüdwesten, endlich ungefähr nach Nordosten. Sie ist 80 km lang, dabei im allgemeinen nur 3 bis 5 km breit, an manchen Stellen noch weniger. Bei der Adolphustown-Fähre, nahe dem Städtchen Picton, verengt sie sich auf etwa 1300 m, an einer Stelle nahe dem Abstande sogar auf 1000 m. Ausläufer der Bay of Quinte und mehrere andere Buchten sowie auch Strandseen dringen tief in die Halbinsel ein und geben ihr eine mannigfaltige Gestaltung. Ein Steigen des Wasserspiegels, das den Isthmus von Trenton unter Wasser setzte, würde wahrscheinlich auch genügen, um die Halbinsel in mehrere Inseln zu zerlegen.

Geologisch gehört die Halbinsel zur sogenannten Black-River- und Trenton-Formation, die sich als breiter Streifen der laurentischen Formation zwischen Ontario- und Huron-See vorlagert. Sie beginnt am Nordufer des Lorenzstromes, östlich von Kingston, bildet das Nordufer des Ontario-Sees bis über Port Hope hinaus, und trifft, den Simcoe-See ganz einschließend, den Huron-See an der Nottawasaga-Bai. Ihre der silurischen Periode angehörigen Schichten bestehen aus dunkelgrauem Kalkstein, auf welchem Kalkschiefer lagern. Die oberen Schichten sind reich an Fossilien, während die tieferen sich durch praktische Brauchbarkeit als Bausteine &c. auszeichnen. Die Formation hat eine Mächtigkeit von 200 bis 230 m und kann an mehreren Stellen, z. B. bei Kingston, gut studirt werden. Ihre Hauptmasse jedoch ist von Geschieben der Eiszeit und von noch späteren Gebilden überlagert, so auch die Halbinsel Prince-Edward. Fast überall bildet ein fruchtbarer Lehm die Oberfläche, welcher sich vorzüglich zum Ackerbau eignet und die Halbinsel zu einer blühenden Farmlandschaft macht. Sie gehört zu den bestangebauten Theilen der ganzen Provinz Ontario, und das meiste Land befindet sich im Besitze von Leuten, deren Familien schon seit Menschenaltern dort gelebt haben. Farm schließt sich an Farm, und zwischen den wohl unterhaltenen Wegen zieht sich ein endloses Netz der alle Felder und Wiesen umschließenden altmodischen „Riegelfenzen“ hin. Kleine Wäldchen, meist aus Ahorn, Buchen, Birken und Cedern bestehend, unterbrechen die Aecker und Weiden. Weizen und Gerste sind die Haupterzeugnisse der Gegend; daneben die landesüblichen Feldfrüchte, sowie Erdbeeren, Aepfel, Ahornsyrup und Ahornzucker &c.

Schiffsverkehr findet nur von den Städten an der Bay of Quinte aus statt, namentlich von Trenton und Picton (Holz und Getreide); die dem offenen See zugewandte Küste

ist durch geringe Wassertiefe und Mangel an Häfen schwer nahbar.

An der Südwestküste finden sich ein paar Strandseen, die lebhaft an die Strandseen der Ostsee erinnern; und dort ist es, wo die fruchtbaren Felder schroff und unvermittelt in eine lebensarme Dünenlandschaft übergehen. Die zwei dicht beisammen liegenden Seen, die etwa in der Verlängerung des Zipfels liegen, den die Bay of Quinte bei Picton bildet, werden West und East Lake genannt: zwei flache Wasserbecken, das letztere zum großen Theil versumpft oder in der Versumpfung begriffen, das erstere bei weitem freundlicher und reich mit Inseln durchsetzt. Zwischen beiden springt eine niedrige Landspitze, West-Point genannt, hervor, welche mit schönen alten Ahornbäumen bestanden ist, und deren graue Felsenbrust von den Wellen zu lauter kleinen Buchten ausgenagt worden ist. Die sandige Landzunge, welche den East Lake von dem Ontario-See trennt, ist zum größten Theile mit dichtem Cedern-Wald und -Gestrüpp bedeckt, und nur unmittelbar am Strande zieht sich ein schmaler Dünenstreifen hin. Der Ausfluß des Sees läuft fast die Küste parallel und ist lang und schmal wie ein Fluß. Die schmale Landzunge aber, welche den West Lake abschließt, ist eine tadellos ausgebildete Dünenkette, an der man alle Erscheinungen des Dünensandes beobachten kann, und die an Binnenseen vielleicht nicht wieder in dieser Entwickelung gefunden wird. Die Dünenkette beginnt unmittelbar nördlich von West Point und zieht sich in nordnordwestlicher Richtung bis in die Nähe des Städtchens Wellington hin. Nahe dem nördlichen Ende befindet sich die schmale und kurze Wasserverbindung des offenen Sees mit dem Strandsee, welche nicht selten durch das Spiel von Sand, Wind und Wellen ihre Stelle wechselt.

Eine Wanderung über die Düne an ihrer breitesten Stelle (am Südende) von West nach Ost erschließt uns ihre Natur und Geschichte. Zunächst dem Wasser ein wallartiger steiniger Strand — nur in Jahren mit besonders niedrigem Wasserstande findet sich demselben noch ein sandiger Streifen vorgelagert —; dann ein flacher Plan, der durch Regenwasser, durch Wellen, die der See bei stürmischem Wetter hinüberwerfen mag, vielleicht auch, weil er theilweise unter dem Niveau des Sees liegt, zum großen Theil in eine flache Lagune umgewandelt ist; um dieselbe herum Anfänge von Vegetation: Gräser, Kirschpflanzen, kleine Schößlinge von Weiden und Erlen; nun der Fuß der eigentlichen Düne. Doch welch merkwürdiges Gebilde unterbricht hier den Sand? Ein abgestorbener Baum, dessen Stamm sich nach oben verdickt, dessen Aeste nach unten weisen, und der die stärksten Aeste nach oben trägt? Nein, der ganze einst unterirdische Theil eines Baumes ist es, den vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden die vordringende Düne verschlang, und den sie jetzt, von den vorherrschenden West-, Südwest- und Nordwestwinden ostwärts getrieben, wieder herausgiebt, nachdem der obere Theil längst zerfallen, zerbröckelt, verschleppt und verweht worden ist. Nur die Wurzeln ragen jetzt, auf den Pfahlwurzeln ruhend, gleich einem riesigen zerfaserten Pilz über die Oberfläche hervor. Hie und da umher sehen wir noch ähnliche Bildungen, dann weiter hinauf eine ganze Masse von kurzen, dürren Stammenden, die den Sand um ein paar Fuß überragen: die wieder auftauchenden Reste eines ganzen Waldes, den der Sand vor Zeiten begraben hat. Auf einzelnen Stellen, die vielleicht ursprünglich schon erhöht waren, hat Vegetation sich zu halten vermocht, und einzelne Bäumchen oder kleine Gruppen von Bäumchen und Gebüsch unterbrechen in merkwürdiger Weise die trostlose Landschaft. Nun verflacht sich die Düne zu einem welligen Plateau, deren blendende Sandmasse durch nichts unterbrochen ist und lebhaft an ein Schneefeld erinnert. Hat trockenes Wetter den Sand gelockert, so schreitet man auch hier nicht ohne Mühe vorwärts, während nach Regen der Fuß kaum einen Eindruck hinterläßt.

Nun aber ändert sich das Bild: dort ragt die dürftig und krankhaft grün belaubte Krone eines Ahorns aus dem Sande empor; dort schwankt steif und lebensunfähig mit rothen Nadeln die Spitze einer Tanne hin und her; dort steht eine andere, noch lebensgrüne, doch schon bis zu den untersten Aesten im Sande begraben; nun plötzlich fällt die Düne steil, hier als glatte Böschung, da und dort in muldenartige Schluchten ab, und zu unseren Füßen liegt der schöne junge Wald, der dem Verderben zunächst anheimfallen muß. Schon schimmern zwischen Gras und Unterholz überall die hinabgewehten Sandwellen, die sicheren Vorboten der unwiderstehlichen Todeswand, hindurch. Dort, wenig weiter nördlich ragen Telegraphenpfähle aus dem Sande empor, eine frühere Straße bezeichnend, die in den letzten Jahrzehnten verschüttet worden ist, und nahe dabei wird einst auch ein Farmhaus zum Vorschein kommen, das der Sand verschlungen hat. Wenig weiter ragen die obersten Drähte eines Zaunes aus dem Sande hervor, und wir können Augenzeugen sein, wie er in ein noch vor kurzem fruchtbares Feld eindringt. Wo vor ein paar Jahren noch wogender Weizen stand, kommt kaum noch magerer Buchweizen und die genügsame Kartoffel fort, und nicht lange wird es dauern, dann muß der unglückliche Eigenthümer seine Gebäude von dem nächsten Felde dort hinwegverlegen oder sie dem Sande opfern.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück und wandeln am Strande eine kleine englische Meile nordwärts, so befinden wir uns nahe der höchsten Kuppe des Dünengebietes, die von der Nordwestseite her ohne große Mühe erstiegen werden kann. Die von der Himmelsrichtung der herrschenden Winde abgekehrte Seite ist, der Regel entsprechend, außerordentlich steil. Oben, etwa 40 oder 50 m über dem Spiegel des Sees, eröffnet sich ein schöner, uneingeschränkter Rundblick — auf der einen Seite der gewaltige Spiegel des Ontario-Sees, hier so breit, daß selbst bei klarem Wetter von dem Südufer keine Spur zu erschauen ist; auf der anderen Seite der freundliche West Lake, von fruchtbaren Gefilden umgeben und von zahlreichen Inseln unterbrochen; nach Nordwesten hin die immer schmäler werdende Nehrung, und wo sie endet, die freundlichen Häusergruppen des Städtchens Wellington; in weiter Ferne Hügelketten, die schon dem eigentlichen Festlande, der Nachbarcounty Hastings, angehören; nach Südosten die breite Hauptmasse der Dünen, eine im Sonnenlicht blendende Wüste, sich schroff abhebend von dem Grün des Waldes und der Felder dahinter; rechts davon West Point, die schon erwähnte bewaldete Landspitze, und darüber hinaus Little Sandy Bay, deren flache Gewässer schon manchem Fahrzeug den Untergang bereitet haben; jenseits derselben eine zweite Landspitze, Salmon Point genannt, von einem kleinen Leuchtthurme gekrönt; zu unseren Füßen der schon geschilderte Strand mit der im Sonnenlichte blitzenden Lagune. Das Schweigen der Natur ringsumher wird höchstens durch das Summen von ein paar Insekten unterbrochen, oder es schallt aus einiger Entfernung das Krächzen von Krähen herüber, oder vom See her der unschöne Ruf der Möven; geben wir uns die Mühe, dem Thierleben der Gegend weiter nachzuspüren, so finden wir vielleicht auch die Spuren von Füchsen, die hier dem Vogelwild nachstellen.

Will man sich die Entstehung dieser Dünenkette, sowie der Nehrung, die den East Lake abschließt, erklären, so wird man annehmen müssen, daß in ferner Vergangenheit Mündungsarme aus größeren Flüssen die Stelle der ganz unbedeutenden Bäche einnahmen, welche jetzt die Seen speisen, und daß dann an der Stelle, wo die Strömung der Flüsse mit der Wasserbewegung des Sees die Wage hielt, eine Barre entstand, die die Grundlage zur Entstehung der Düne

durch Wellen und Wind bildete. Die Beschaffenheit des Seeufers, wenigstens am südlichen Theil der West-Lake-Düne, — Steinwall und Lagune auf der Fläche, von welcher aller über dem See-Niveau befindliche Sand schon landeinwärts getrieben worden ist — scheint zu beweisen, daß Neubildung oder Ergänzung der Düne nicht mehr stattfindet. Nur die in der Vergangenheit aufgeschütteten Sandmassen werden noch landeinwärts getrieben. Wie auch anderwärts, besteht der Sand der Hauptmasse nach aus Quarzkörnchen, Glimmerstückchen ꝛc., mit einer starken Beimengung von Magneteisenkörnchen. Er ordnet sich auf der Oberfläche in kleinen Wellchen an, die die Masse wie gemustert erscheinen lassen. Nähere Betrachtung ergiebt, daß die Niveau-Unterschiede dieser Wellchen nur Bruchtheile eines Zolles betragen und wohl durch das ungleiche Gewicht der Bestandtheile des Sandes zu erklären sind, denn auf der Höhe der Wellchen sammelt sich das leichtere Material, während in dem Wellenthal die Eisenkörnchen vorherrschen. So bildet sich eine feine farbige Streifung, während aber die Masse aus einiger Entfernung hellgelb erscheint.

Am Südfuße der Dünen, durch den Ahornwald von dem Seeufer getrennt, liegt, von einer Anzahl kleiner Sommerhäuschen umgeben, das als Sommeraufenthalt weithin beliebte Lake Shore House, das jedem Besucher der Dünen bequeme Unterkunft gewährt. Die hier endende Landstraße läuft vorher durch ein freundliches, hauptsächlich aus Cedern bestehendes Wäldchen, in welchem sich noch einige kleinere Gasthäuser und sonstige Gebäude befinden. Diese Ansiedlung zusammen mit den umliegenden Farmen bildet die kleine Ortschaft Sand Banks, die, wie ersichtlich, den Dünen ihren Namen verdankt. Weiterhin führt uns die Straße am West Lake entlang, durch die Ortschaft gleichen Namens, und, weiterhin im Schatten auffallend schöner alter Ahornbäume, zu dem Städtchen Bloomfield, von wo uns eine gemüthliche Sekundärbahn zur Hauptverkehrslinie des Landes, der Grand-Trunk-Bahn, bringt.

Reiseerinnerungen aus Island.

Von Hermann Petzet.

(Schluß.)

(Mit fünf Abbildungen. Nach Originalskizzen des Verfassers.)

Als wir am anderen Morgen die Thür öffneten, regnete es zu unserer unangenehmen Ueberraschung in Strömen. Unten am Bache wurde trotzdem die Morgenwäsche vorgenommen und dann beim Frühstück auf besseres Wetter gewartet. Doch vergebens. Wir zogen daher unsere Regenröcke an und hatten unsere helle Freude über unser Aussehen. Den Südwester umgebunden, lange gelbe Oelröcke, eben solche Hosen — es war gar wunderlich anzusehen.

In scharfem Trabe ging es vier Stunden am Bergabhange hin, meist durch niederes Birkengestrüpp. Wenig wurde gesprochen, das schnelle Tempo verhinderte es. Ein breiter Gebirgsstrom, die Brurau, kreuzte unseren Weg. Langsam durchritten wir das seichte Wasser. Mitten in demselben öffnet sich plötzlich eine schmale, tiefe Schlucht, von einem kleinen Stege überbrückt, in die sich donnernd die Wasser hinabstürzen — ein großartig wildes Schauspiel, das ich trotz des Regens photographirte.

Vier weitere Stunden angestrengten Rittes, und in der Ferne unterscheidet sich durch den grauen Regenschleier deutlich weißer Nebeldampf. Das sind die Geysirs die dort rauchen, unser Ziel für heute. Die Erwartung, dieses Naturwunder, einen der interessantesten Punkte der Erde endlich zu sehen, bringt wieder Leben in die Gesellschaft. In langem, schnellem Galopp wird das letzte Stück Weges zurückgelegt, und ungeduldig halten wir an einer Farm still, nur um schnell Milch und Brod zu essen. Allerdings könnte einem dazu der Appetit vergehen, wenn man den schmutzigen Kerl von Farmer betrachtet, dem leider alle Reisenden tributpflichtig sind, da auf seinem Besitzthum die Geysirs liegen. Einer der Führer hat unterdessen das Zelt geholt, das man hier ausleiht.

Die Luft ist von Schwefeldampf erfüllt, der Boden durchlöchert von vielen kleinen Sprudeln, überall quillt und brodelt es hervor. Am meisten interessiren natürlich die beiden großen Springquellen, der Geysir und der Strokr. Dort der graugelbe Hügel, das ist der Große Geysir. Aufs höchste gespannt, mit erwartungsvoller Scheu besteigen wir den kleinen Krater, und vor uns liegt ein Wasserbecken, kochend, sprudelnd, tiefblau. Durch den Kieselsinterabsatz des Wassers hat sich allmählich ein etwa fünf Meter hoher Kegel gebildet, der ein rundes, sich trichterförmig nach unten verengendes Becken von ungefähr sechzehn Metern im Durchmesser einschließt. Ein unterirdisches, fortwährendes Grollen läßt sich vernehmen, aber am Wasser selbst ist außer der wallenden und siedenden Bewegung nichts bemerkbar. Vorsichtig tauche ich den Finger hinein, um die Wärme zu prüfen, schnell ziehe ich ihn aber wieder zurück, es ist kochend heiß. Die Wärme des Bodens macht sich durch die schweren dicken Stiefelsohlen bemerkbar. Leider finden die Eruptionen des Geysir sehr unregelmäßig statt. Während er früher alle vier bis fünf Tage sprang, vergehen jetzt oft zwanzig Tage zwischen zwei Eruptionen.

Die andere Springquelle, der Strokr, hatte bis dahin die löbliche Eigenschaft, auf Kommando zu springen, das heißt, man mußte ihm eine ordentliche Menge Rasenstücke in den Rachen werfen, wodurch er gezwungen wurde, eine Eruption folgen zu lassen. Unser Führer erzählte jedoch, daß vor einiger Zeit eine Gesellschaft dies zu gründlich betrieben habe und er seitdem nicht mehr gesprungen sei. Trotzdem versuchten wir es — leider ohne Erfolg. Das Wasser war bei dieser Quelle infolge des hineingeworfenen Rasens dunkel wie Chokolade, während die anderen Quellen sämmtlich in hellen Farben spielen. Nachdem die erste Neugierde gestillt, kehrten wir zu den Führern zurück, die unterdessen begonnen hatten, das Zelt aufzuschlagen. Der Boden war infolge des Regens vollständig durchweicht. Man brachte uns ein Bund Heu, das wir im Zelt ausbreiteten. Dabei regnete es ununterbrochen weiter, die Wolken hingen tief herab, und der warme Dampf der Quellen ward heruntergedrückt, so daß man den Eindruck hatte, als befinde man sich in einer Waschküche. Wir richteten uns im Zelte mit unsern Decken und Mänteln so häuslich als möglich ein. Einige Konservenbüchsen werden sodann an Schnüren in eine der Quellen gehängt, und nach zwanzig Minuten halten wir das feinste Diner. Als Teller dienten die flachen, fadschmeckenden Brode, dazu wurde wie gewöhnlich Milch getrunken.

Während sich mein Gefährte nochmals vergebens bemühte, den Strokr in Thätigkeit zu setzen, zog ich mich in die Küche der Farm zurück, um meine Gebeine sowie Strümpfe und Stiefel, welch letztere sich als nicht ganz wasserdicht erwiesen hatten, zu trocknen. Später kam unser Führer oder Folgemann, wie er bei Dänen und Isländern heißt, und jetzt erschien



Isländerin in Festtracht.

auch eine alte Hexe mit allem möglichen Kram, den sie zum Verkauf anbot. Ich sollte sehen, daß auch hier die alterthumswüthigen Reisenden schon die Leute erzogen haben, denn die geforderten Preise waren staunenerregend. Ich erstand ein Paar isländische Strümpfe, die mir während der Nacht prächtig zu statten kamen, und als Andenken einige aus Horn geschnitzte Löffel, in derselben Form, wie sie wohl schon vor tausend Jahren gefertigt worden sind.

Nachdem ich zum Zelte zurückgekehrt, brachte uns unser Führer noch einige sehr fragwürdige Decken, die wir aber trotzdem in Anbetracht der Feuchtigkeit freudig begrüßten, und, in unsere Mäntel gewickelt, den Sattel als Kopfkissen,

schliefen wir, von dem monotonen Geräusch des fallenden Regens eingewiegt, bald ein.

In ähnlicher Weise verlief der folgende Tag. Morgens große Wäsche mit warmem Geysirwasser. Dann brachte uns Gudmundson einen halben gebratenen Hammel in einer Holzschüssel, der herrlich schmeckte. Einige male wurden wir auch durch ein stärkeres unterirdisches Kollern und Donnern in Aufregung versetzt; wir rannten sofort an den Rand des Bassins: das Wasser war in starker Bewegung, hob sich wohl auch zur Höhe von 2 m, fiel aber dann wieder ruhig zurück. Dabei regnete es fortwährend, und zugleich wehte ein heftiger, vom Nördlichen Eismeer über die Gletscher kommender Wind, der ein ruhiges Sitzen und Arbeiten unmöglich machte. Zur Abwechslung wurde wieder ein Viertel Hammel im Sprudel gekocht, das, wenn auch die Bouillon verloren ging, doch ausgezeichnet schmeckte. Im Laufe des Nachmittags hellte sich das Wetter auf, sogar einige Sonnenblitze kamen heraus, und am Abend hatten wir wieder die herrlichste Nordlichtbeleuchtung.

Früh um 5 Uhr des andern Morgens weckte uns der Geysir. Das war anders als Tags vorher. Es dröhnte und donnerte, als würden Kanonenschüsse unter der Erde abgefeuert und als müßte dieselbe bersten. Froh erregt stürzten wir hinaus und an den Rand des Bassins. Es wallte und wogte und stieg dann plötzlich 4 m hoch empor in Form einer riesigen Glocke, die zurücksinkend von einer anderen durchbrochen wurde und so fort. Wir glaubten sicher, daß es diesmal Ernst werden würde. Das unterirdische Dröhnen und Grollen war ganz betäubend, aber nach einigen Minuten wich das Wasser wieder zurück, und bald war es still wie vorher. Es war wieder — nichts. Mißmuthig suchten wir unser Lager wieder auf und schliefen schwer gekränkt bis in den hellen Tag.


Isländerin im Straßenanzuge.

Max Nordau schildert in seinem Werke „Vom Kreml zur Alhambra" eine Geysireruption wie folgt: „Durch stärkeres unterirdisches Krachen und Poltern aufmerksam gemacht, begaben wir uns an den Rand des Bassins. Die Fluth war heftig bewegt und rollte in breiten Ringwellen gegen den Rand des Beckens; von der Röhre her tönte ein schauerliches, halberstichtes Brüllen, wie von einem vorsündfluthlichen Unthier, das eine eiserne Hand würgt. Plötzlich regte sich etwas in der Mitte des Bassins; aus dem Wasserspiegel erhob sich langsam eine dunkle, riesige Masse, gestaltlos, wogend und zerfließend, und doch heftig bewegt, und sank dann wieder ohnmächtig zurück; ein zweites mal erhob sich das formlose Ungeheuer, tauchte aber wieder in den dampfenden Abgrund nieder. Allein rasch fuhr es aufs neue empor, und diesmal schoß es unter Donner und Erdbeben haushoch in die Luft. Es war der steigende Wasserstrahl des Geysir. Wasserstrahls? Ein lächerlich schwacher, nichtssagender Ausdruck angesichts dieser Erscheinung. Eine riesige Säule, ein Berg, ein Klafter und mehr im Durchmesser haltend, wurde aus dem Höllenschlunde herausgehoben; die Masse stieg mit einem Ruck etwa 30 Fuß hoch, eine ungeheure Dampfwolke entwickelte sich aus ihr, dann sank sie um einige Fuß zurück, ein neuer Ruck, und aus der ersten Säule schien eine zweite herauszufahren, um 30 Fuß weiter in die Höhe dringend und neue Dampfmassen ausstoßend; wieder ein momentanes Zurücksinken und ein neuer Schwall brach hervor, dessen Haupt aus einer schwindelnden Höhe von vielleicht hundert Fuß und mehr auf uns nieder glänzte. In dieser Form blieb die überwältigende Erscheinung nun eine Weile; das in Schaum zerstiebende Haupt des Wasserberges bäumte sich bald etwas in die Höhe, bald sank es ein wenig zurück; manchmal fiel die Masse bis zur Hälfte zusammen, aber nur, um gleich wieder mit fürchterlicher Gewalt in die Höhe gejagt zu werden; dazu wüthete das Getöse in der Tiefe, die Erde bebte heftig, und in der Röhre schienen Dämonen sich Kämpfe zu geben.

Eine Viertelstunde lang währte das unvergleichliche Schauspiel mit unverminderter Gewalt; dann begann die Säule sich wieder ruckweise zu verkürzen, wie sie sich ruckweise aus dem Becken herausgehoben hatte. Einige Minuten später, und der Wasserkoloß war verschwunden, und mit ihm das Wasser, das bis dahin das Bassin erfüllt hatte. Der unterirdische Donner verstummte, der Boden stand wieder fest und das Becken lag leer vor uns, so daß wir in der Mitte die gähnende Mündung der Röhre sehen konnten. Wir näherten uns vorsichtig dem Rande derselben und konnten in der mit undurchdringlicher Finsterniß erfüllten Tiefe das Wallen und Gurgeln der abfließenden Gewässer hören."

Die Berge ringsum hatten sich über Nacht mit einer dichten Schneedecke überzogen, und alles sah im Morgenlichte sehr nüchtern aus. Nachdem wir unser Frühstück im Sprudel gekocht, machten wir uns auf zum Gulfoß, einem einige Stunden entfernten Wasserfall, meinen Gefährten zurücklassend, der um jeden Preis einen Geyserausbruch erwarten wollte. Auf den Pferden durchschwammen wir einen mächtigen Fluß, wobei das eiskalte Gletscherwasser bis an den Sattel ging. Gleich darauf mußten die armen Thiere bis über die Fesseln im Sand waten und uns über ein Lavafeld mit ganz eigenthümlich zugespitzten Steinen tragen.

Von hier hatten wir herrliche Aussicht auf die Gletscher des Jarlshöttur und Langijökul, die sich stundenweit dahinziehen.

Nach dreistündigem Ritte kamen wir zu dem Falle, dessen Brausen und Donnern sowie sein Wasserstaub sich schon von weitem bemerkbar machten. Während unsere Pferde weideten, stiegen wir in die Schlucht hinab, um aus nächster Nähe das herrlich großartige Schauspiel zu genießen. Der Gulfoß stürzt in mehreren Abstufungen, wobei jede fast so groß ist wie der Rheinfall, in einen engen Felsspalt und fließt in diesem einige Stunden weiter. Nach photographischer Aufnahme kehrten wir zum Geyser zurück, der sich unterdessen ganz ruhig verhalten. Es hatte während der Zeit beinahe beständig geregnet, was uns die Lust benahm, noch länger unsere Belagerung fortzusetzen und die beabsichtigte Besteigung der Hekla auszuführen, und so rüsteten wir uns zur Abreise. Mein Begleiter blieb trotzdem mit einem Führer zurück, während wir anderen abzogen. Nach langem, anstrengenden Ritte am Fuße der seit zwei Tagen mit Schnee bedeckten Berge und nach Ueberschreitung einiger Höhenzüge kamen wir endlich spät abends, durchfroren und erschöpft, in einer Farm an, wo wir freundliche Aufnahme fanden, und als wir nachts den Regen strömen hörten, streckten wir uns nach dem dreitägigen nassen Biwack um so behaglicher in unserem wenigstens trockenen Obdach, und dachten bedauernd an den zurückgebliebenen Gefährten.

Am anderen Morgen hellte sich das Wetter auf, der Regen ließ nach, und wir hatten herrliche Aussichten auf die Hekla und die übrigen Gletscher. Die Berge waren dicht mit Schnee bedeckt. Unterwegs besuchten wir eine mächtige Höhle, deren sich viele auf Island befinden. Von lebenden Wesen bekamen wir außer einigen Hammeln, die verwildert herumweiden, nichts zu sehen. Der Weg wurde entsetzlich schlecht. Ueber die schwarzen Lavafelsen, die hart und spröde wie Glas klingen, ging es fort. In den Spalten wuchert nur spärlich Haidekraut und niederes Moos. Nachdem wir wieder einen steilen Hügel erklommen hatten, blitzte es unten im Thale wie ein silberner Spiegel, und vor uns lag Tingvalla mit seinem Tingvallavatn, im Hintergrunde abgegrenzt von dem gezackten prächtigen Hengill, den wir am ersten Tage überschritten hatten und an dessen Fuße die heißen Quellen herüberleuchteten. Er hatte sich unterdessen ganz mit Schnee bedeckt. Rechts unten zieht sich wie ein schwarzes Band die Allmannagja hin. Dieses herrliche Bild vor Augen, ging es abwärts. Wir passirten die Hrafnagja (Rabenschlucht), einen gähnenden Felsspalt mit wilden, gigantisch zerrissenen Felsblöcken, und gelangten endlich, nach Durchreiten der Oxará, nach dem am Fuße der Allmannagja gelegenen Pfarrhause und der Farm Tingvellir, dem historisch interessantesten Punkte von Island.



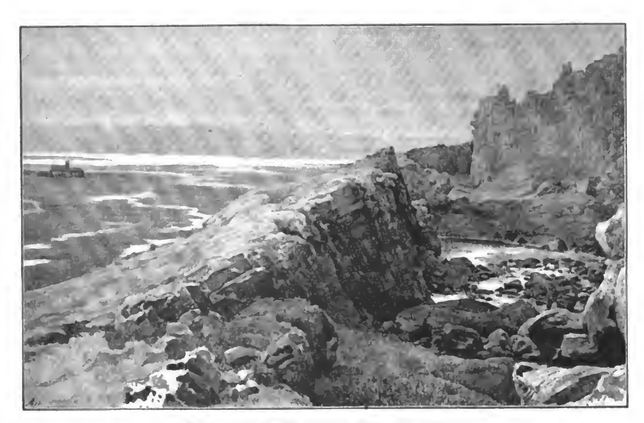
Der Große Geysir.

Die Allmannagjá (Allermannskluft), so genannt, weil vor Zeiten die Volksversammlungen dort abgehalten wurden, ist ein schmaler vulkanischer Spalt, der sich über eine Stunde hinzieht. Die eine Wand hat sich gesenkt, die andere, senkrechte, erscheint dem Auge wie eine aus riesigen Quadern aufgeführte Mauer, deren oberer Theil die abenteuerlichsten Formen zeigt. Ueber dieselbe herab stürzt die Oxará, ein wildschäumendes Bergwasser in einem etwa 100 Fuß hohen Falle in die Kluft, durchbricht nach kurzem Laufe die gegenüberliegende gesenkte Wand und ergießt sich dann in den Tingvalla-See.

Als ich mit dem Führer auf dem Lögbjerg (Gesetzesberg), von dem herab einst dem Volke die Gesetze verkündigt wurden, herumstrich und die imposant zerrissenen Felsenmassen betrachtete, sahen wir unten im Thal meinen Gefährten zurückkommen, der umsonst in Wind und Wetter gewartet hatte und nach einer sehr unangenehmen Nacht uns nachgekommen war.



Der Gulfoß.



Almannagja, mit Blick auf Tingvellir und Tingvallavatn.

Tingvellir, von allen Orten Islands am meisten besucht, ist schon für den Fremdenverkehr eingerichtet. In der mit Holz getäfelten Stube, die im Winter als Schulstube benutzt wird, fanden wir gutes, sauberes Unterkommen.

Am anderen Morgen regnete es wieder, die Wolken hingen dicht herab, und so gaben wir den Plan, länger zu bleiben, auf, nahmen Abschied von dem etwas Deutsch sprechenden Pfarrer, von dessen Seite wir uns eines freundlichen Empfanges zu erfreuen gehabt, und galoppirten auf den ausgeruhten Pferden mit lautem Peitschenknall und Halloh durch die Allmannagja. Die Hochebene, die wir durchritten, wird von einem Lavastrome durchkreuzt, an dem man die eigenthümlichen Formen der erkalteten Lava aufs deutlichste sieht. Ein letzter Blick auf das sich noch einmal in seiner ganzen düstern Schönheit zeigende Tingvalla, und fort ging es über die Moosfellheidi, durch öde, steinige Gegend. Doch da dies, wie schon erwähnt, die berittenste Strecke von ganz Island ist, hat sich allmählich ein etwas ausgeprägterer Weg gebildet, und die Pferde, die wußten, daß es heimging, liefen tüchtig. Mit einem kleinen Umwege zu einer reizenden sauberen Farm, der einzigen, die ich an einem Bergabhange liegend gefunden, woselbst wir rasteten und zum letzten male Skyr genossen, legten wir die übrige Strecke auf den frischen Pferden schnell zurück und kamen bei dunkler Nacht, um ½11 Uhr wieder in Reykjavik an.

Da das Wetter in den nächsten Tagen stets unfreundlich und kalt war, die Aussicht auf malerische Ausbeute infolgedessen gering, und eine Gelegenheit zur Heimreise sich erst in sechs Wochen wieder geboten hätte, entschloß ich mich, wenn auch schweren Herzens, den geplanten längeren Aufenthalt aufzugeben und wieder mit der „Laura“, die unterdessen in Isafjord an der Nordküste gewesen, die Rückreise anzutreten, während mein Gefährte zurückblieb.

Um Mitternacht, den 8. September, lichteten wir die Anker und kamen gegen Abend des nächsten Tages bei den Westmännerinseln an, woselbst wir diesmal bei ruhiger See löschen konnten. Ich benutzte die Gelegenheit, mit einem an Bord befindlichen dänischen Kaufmanne auf Heimaey, der größten der Inseln und zugleich der einzigen, die von Menschen bewohnt wird, ans Land zu gehen. Die anderen sind meistens nur senkrecht aus dem Meer aufsteigende Felsen, an deren Wänden unzählige Seevögel nisten. Die Höhen dagegen tragen üppigen Graswuchs und dienen im Sommer als Weideplätze für Schafe, die mit vieler Mühe hinaufgebracht werden. Auf den Inseln finden sich viele noch nicht lange erloschene Kraterkegel und Höhlen. Die Bewohner sind kleiner Statur und engbrüstig, was bei der schlechten, meist aus Fischen und thranigem Seevogelfleisch bestehenden Nahrung nicht erstaunlich ist. Am Strande lagen große Mengen von Walfischrippen. Sehr verwundert war ich, eine alte Schanze zu finden, die, wie man mir sagte, gegen die Türken errichtet worden sein soll. Thatsache ist, daß die Insel in früheren Jahren zweimal von algerischen Piraten heimgesucht worden ist.

Nach zweitägiger Fahrt entlang der Süd- und Westküste Islands kamen wir nach Seydisfjord, an der Nordwestspitze. Das Wetter war meistens trübe; wir sahen die senkrecht ins Meer abfallende Felsenküste, sehr gefährlich durch vorgelagerte Klippen. Dazwischen leuchteten durch zerrissene Wolken die Gletscher herüber. Alle Berge waren mit Schnee bedeckt. Da wir den ganzen Tag liegen blieben, hatten wir Gelegenheit, die Bucht abzustreifen. Wir fanden lauter kleine, elende Holzhütten. Ein Theil derselben war im vergangenen Jahre durch eine herabstürzende Lawine in die See gerissen worden. Ueber die steilen Felswände stürzten sich zahlreiche Wasserfälle herab.

Durch die Liebenswürdigkeit des oben erwähnten Herrn fanden wir in der Faktorei des Herrn Watna, eines norwegischen Kaufmanns, die freundlichste Aufnahme. Derselbe erzählte uns, daß erst vor drei Wochen das Eis, das den Sommer über die Nord- und Westküste einschließt, verschwunden sei. Wie erstaunten wir aber, als wir durch die Lagerräume in die Zimmer geführt wurden und tapezirte Wände, an denen Bilder in Goldrahmen prangten, sowie Kronleuchter, Spiegelschrank, Teppiche, Pianino vor uns sahen. Hätte uns nicht ein Blick durchs Fenster auf die Schneeberge belehrt, wir hätten wahrlich nicht geglaubt, uns im höchsten Norden, an den Grenzen der bewohnten Welt zu finden. Aber wie theuer erkauft ist dieser Schein europäischen Komforts, mit welchem Aufwand von Geld und Mühe mußte jedes Stück hierher transportirt worden sein!

Am selben Abende verließen wir den Fjord, und nun ging es mit vollem Dampfe der Heimath entgegen. Noch lange sahen wir die Gletscher in rosigem Abendlichte leuchten, bis endlich auch der letzte Streifen Landes ins Meer versank. Mit dem festen Entschlusse, noch einmal zurückzukehren und das Versäumte nachzuholen, schied ich von Island.

Aquileja.

Kulturbild von der Adria. Von **Julius Mucha**.

(Mit zwei Abbildungen.)

Quanta Aquileja fuit ipsa ruina docet.

Im nördlichsten Winkel der blauen Adria weitet sich im mächtigen Bogen der Meerbusen von Monfalcone.

Aber während unablässig tief befrachtete Fahrzeuge aller Art dem nahen, blühenden Emporium Triest zuhasten, ist es hier traumhaft, still und einsam. Höchstens, daß zeitweilig das schwanke Boot eines Sardellenfischers seine blinkende Furche zieht, oder die heranrollende Woge bald wie mit Zorngebrause um die zernagten, mövenumflatterten Klippen schäumt, bald mit eintönig schwermüthigem Seufzerlaut über den schlammigen Strand der nahen Lagune gleitet.

Und ebenso still und einsam fühlt sich der Wanderer in dem nordwestlich gelegenen Hinterlande. Nur selten trifft er einen, ermüdet am Straßenrande lagernden Landmann, einige schwer belastete Marktweiber, ein träge daherschleichendes Ochsengespann. Dann mag er wieder ruhig des Weges ziehen, allein mit seinen Gedanken stundenlang.

Hie und da ragen, gleich Obelisken, hohe Glockenthürme, als Zeugen menschlicher Anwesen zu ihren Füßen, in die Luft, unter diesen eines, dessen Anblick unser betrachtend Sinnen schwunghaft beflügelt. Dort liegt, fernab vom Weltgetriebe, die durch ihr tragisches Geschick doppelt bedauernswerthe einstige Rivalin Roms, das jetzige unscheinbare Fischerstädtchen Aquileja!

Tiefster Fall nach zweimaligem Glanze war ihm beschieden, und einen nur allzu willfährigen Partner fand die launenhafte Politik in den geheimnißvoll arbeitenden Natur-

kräften, welche diese Landstrecke in einer kaum anderswo gleichermaßen vorkommenden Weise veränderten.

Jahrtausendelanges Nagen des Meeres einerseits, Erdstürze im durchhöhlten Karst, ungeberdige, ihr enges Bett sprengende Bergströme andererseits, dazu verheerende Nordoststürme und eine noch jetzt fortschreitende Bodensenkung des Küstenrandes zwingen uns, auf die Klassiker zurückzugreifen, wollen wir dieses Gebiet und seine Schicksale an der Hand der Geschichte, allerdings zeitweilig von der Phantasie unterstützt, vor das geistige Auge zaubern.

Von dem nebelhaften Gewande der Sage umflattert, tritt es uns zuerst entgegen.

Die ältesten bekannten, wenn vielleicht auch nicht die ersten Ansiedler sollen die nach dem Trojanerkriege mit Antenor ausgewanderten Heneter, in lateinischer Aussprache „Veneter“ gewesen sein, eifrige Pferdezüchter, in deren Gemarkungen, wie Strabo erzählt, „wild aufwuchsen die Mäuler.“ Thatsächlich brachten noch im sechsten Jahrhundert friauler Flüchtlinge ansehnliche Gestüte nach den Inseln des Präaltus, den hiernach benannten „Lidi equilini“, ja besonders weit rückschauende Ethnographen wollen sogar in den noch heute vielbesuchten Paduaner Pferdemärkten sowie in dem uralten Hofgestüt Lipizza Rudimente jener Nationalbeschäftigung erkennen.

Ihr Hauptheiligthum war der Tempel des thrakischen Diomedes, des Beschützers der Pferdezucht im Eichenhain am Ufer des Timavus.

Timavus! Welch längst verklungene Erinnerungen weckt dieser Name! Erinnerungen an die nächst seiner Mündung gelieferten Schlachten der „wilden Euganeer“ und anderer lange schon untergegangener Völker, an den hier geübten Herakultus, an die heißen Sprudel, die nach Plinius auf seither ersunkenen Flußinseln emporquollen, an die Argonauten, die hier von Jason, dem schlechten Geographen, geführt, ihr geliebtes Meer nach langer Irrfahrt wiedersahen.

Aus sieben Schlünden stürzte damals des Flusses Wassermasse tosend hervor; jetzt perlt es sachte unter einem Fels zur Höhe, um nach halbstündigem trägen Laufe durch braunen Moor sich mit dem Meere zu vermählen.

Und gleich dem Timavo eilten damals zahlreiche, schiffstragende Küstenflüsse zur See, deren Name heute bloß noch in seichten Kanälen fortlebt, während ihre Ergiebigkeit auf Stromläufe überging, die wie der Isonzo in ihrer jetzigen Gestalt im Alterthume völlig unbekannt waren.

Ein Blick auf die Karte zeigt uns wenigstens theilweise jenes, an den Busen von Monfalcone westwärts grenzende, wunderlich verzweigte und sich gabelnde Adernetz von Flußarmen, Kanälen und Lagunenstreifen, in deren hohem Binsenwalde lediglich der eingeborene Fischer oder der von flinkem Boote scharf auslugende Zollwächter genauen Bescheid wissen.

Und nun falle der Vorhang über dieses, uns bloß aus den Werken ältester Geschichtsschreiber und Dichter im Gedächtniß gebliebene Zeitalter!

Die Haue des rodenden Weinarbeiters ist es, die uns in das Reich sichtbarer Thatsachen versetzt: Werkzeuge und Bronzeschmuck werden in einer Erdhöhle bei Görz gefunden und weisen auf ein Volk keltischen Stammes, das hier kurz vor Beginn unseres Zeitalters seinen, wenn auch nur vorübergehenden Wohnsitz gehabt.

Hier besitzen wir nun das Bindeglied, das uns ungezwungen zu jener Periode hinüberleitet, die mit der Gründung Aquilejas beginnt. Wir sind im zweitletzten Jahrhundert v. Chr. Rom tritt die Weltherrschaft an, und unter dem Kriegsmarsch seiner Legionen erzittert der Boden zweier Welttheile.

Damals nun erfüllten dichte Wälder, in denen Hirsch und Eber hausten, den ganzen Landstrich vom Nordrande der Adria bis an die Ocra, den heutigen Birnbaumerwald, und die Kalkschroffen der Julischen Alpen. Was Wunder, daß die an letzteren kümmerlich hausenden „Karner“ nach den wildreichen Gefilden zuerst lüstern die Hälse reckten, dann allgemach, von Hunger getrieben, sich herabwagten und ernstlich Miene machten, in der scheinbar herrenlosen Gegend Hütten zu bauen.

Diese ungeladenen Gäste waren nun aber so wenig nach dem Geschmacke der Römer, daß sie entschieden heimgesandt, und sofort Maßregeln getroffen wurden, neuerlichen Einwanderungsgelüsten einen Riegel vorzuschieben. Ochs und Kuh vor einen Pflug gespannt, furchten sofort auf der verlassenen Stelle die Marken eines Standlagers, dem nordwärts ein weites, fruchtbares Gebiet, der Ager colonicus, vorlag. Zahlreiche Kriegsleute sammt Kind und Kegel, Ritter, Centurionen und Gemeine, denen bald ein weiterer Nachschub von eintausendfünfhundert Familien aus Latium folgte, waren die ersten Bewohner und nannten die 182 v. Chr. erstehende Ansiedelung wohl nach dem Reichswappen, Aquileja.

Nach Anderen soll der Ausdruck „aquas legere“, mit Bezug auf den Wasserreichthum der Gegend; ein glückverheißend dahinschwebender Aar; ein Trojaner Aquilo; vielleicht auch Aquiler, der „Quellenfinder“, zu dem Namen geführt haben — für Wortgrübler ein reiches Feld emsig forschender Thätigkeit.

Das allenthalben segensreiche augusteische Zeitalter erwies sich der rasch aufblühenden Kolonie nicht minder günstig, umsomehr, als sie durch ihre Lage allen Bedingungen eines Bollwerkes gegen die nordischen Barbaren sowie eines Sammelplatzes für die nach Germanien und der Donau vorrückenden Heere vollkommen entsprach. Nur räumlich schien sie für ihre wichtige Aufgabe als Schlüssel des nordöstlichen Italiens zu klein. Hiernach erwuchs ihr, den Lagercharakter bis auf die Umwallung vollständig ablegend, alsbald eine ansehnliche Erweiterung nordwärts, die mit ihren Prachtbauten an Tempeln, Brunnen, Bädern und dem Kaiserpalaste als Ausdruck des Fortschrittes gelten mochte, während dem alten Stadttheile, welcher Forum, Kapitol, Gerichtshalle und die Stammhäuser der erbeingesessenen Patrizier — veteres — umfaßte, der konservative Typus eines Aristokratenviertels gewahrt blieb. Eine dritte Erweiterung, die „Hadriana“, bezeichnet die Stelle des heutigen Dorfes Monastero.

Die Bevölkerungsziffer war je nach den Zeitläuften ungemein schwankend; immerhin können für den Stadtkern in bester Zeit sechzigtausend, für die Vorstädte mehr als ebensoviel, für das Gesammtgebiet an fünfmalhunderttausend Einwohner angenommen werden. Wurde ja Aquileja, vielleicht etwas bombastisch, gleich nach Rom, im vierten Jahrhundert aber unter den neun größten Städten der Welt genannt.

Streng römisch war die Verwaltung der Stadt, zugleich Sitz des Gouverneurs der X. Region, Venetien, und dem angesehenen Tribus Velia zugezählt; national gemischt dagegen — was bei einer Grenzfestung und Welthandelsstadt wohl vorauszusetzen — die beständig auf- und niederfluthende Bevölkerung. Nicht gerade zu deren sittlichem Vortheile. Griechen, Orientalen, Nordländer übten auf Tracht, Sprache, Gebräuche ganz wesentlichen, das unverfälschte Römerthum beeinträchtigenden Einfluß; die Geldüberfülle lockte wie Mücken an die Flamme, allerhand fahrend Volk: Bänkelsänger, Ringkämpfer, Gaukler, Hetären, Schmarotzer und Langfinger nach der reiche Ausbeute verheißenden, leichtlebigen Stadt. Seltsamerweise bleibt die Frage nach der, hierbei so überaus geschätzten Münze eine offene. Trotzdem diese „Leitmuscheln der Geschichte“ hier ihre Prägstätte besaßen, haben sich doch keine erhalten. Erst die Spätkaiserzeit lieferte das allenthalben bekannte Material.

Aber auch redlicher Gewerbsleiß, durch fünfundreißig Zünfte vertreten, fand hier seinen goldenen Boden. Als

für die Verhältnisse bezeichnend mögen daraus genannt werden: jene der Barkenführer, deren Boote sogar am Küstensaume von Insel zu Insel bis Ravenna gingen; jene der vielbeschäftigten Fuhrleute; die große Innung der Böttcher, welche die Weinfässer fertigten; endlich die Purpurschneckensammler. Der hiesige Purpur, dessen Färbereien am Timavus standen, hatte besonderen Ruf und kam zu Zeiten ein Pfund dieses geschätzten Saftes auf tausend Denare.

Das heutige Murano hat, eine undankbare Tochter, wohl längst vergessen, daß das Glas, namentlich dessen farbenprächtiges Mosaik, sowie jenes, das seinen Spiegeln und Krystallen Weltruf verschaffte, von Aquileja seinen Ausgang genommen.

Götter und deren Tempel gab es infolge des Zusammenströmens so verschiedenartiger Völker in Fülle; keine Nation war in dieser Hinsicht duldsamer wie die staatsklugen Römer. Während unter diesen das Militär, wohl wegen der ein hohes Maß von Stoicismus erfordernden Weihen, vielfach dem „unbesiegten Mithras“ huldigte, besaßen die Aquilejer einen, ihrer frohen Lebensauffassung entsprechenden Lokalgott von Apollogestalt mit Strahlenkrone um das Haupt, den Belenus. Er soll aus Noricum auf dem Umwege über den Orient hierhergelangt sein; möglich auch, daß er, viel kürzer, von den keltischen Bergbewohnern freundnachbarlich entlehnt worden. Der Ortsname Beligna, unfern der Stadt, deutet noch heute auf seine Kultusstätte. Daß er kein Freudenstörer, beweist die erwiesene Anwesenheit des Theaters hart an seinem, nur der harmlosen Opferung von Blumen und Früchten am Tage der Wintersonnenwende geöffneten Tempel.

Ein zweites Schauspielhaus befand sich inmitten der Stadt. Hierbei sei jenes aufgefundenen Grabsteines erwähnt, der in griechischen Lettern den Namen der anfangs des



Die Basilica von Aquileja.

dritten Jahrhunderts in ganz Italien berühmten Tragödie Bassilla verewigt. Gestorben, ward sie inmitten des Schauplatzes ihrer Triumphe, des Theaters, begraben, und ihr kunstbegeisterter Kollege Heraklides setzte ihr, der „zehnten Muse“, wie der Nachruf sagt, diesen Stein.

Erwähnter Ausbreitung der Stadt landeinwärts entsprach natürlich auch eine solche gegen das Meer. Hier finden wir im Südwesten das Handelviertel Mariniana mit dem, von Rhedern, Kaufleuten und Lastträgern wimmelnden Forum mercatorium, Magazinen und riesigen Getreidespeichern für die unteren Donauländer; anschließend die Flottenstadt mit ihrem Mastenwalde, dem Hafen Morgo, dem Lazareth, den lärmenden Werften und dem Arsenale bei dem heutigen Weiler Belvedere.

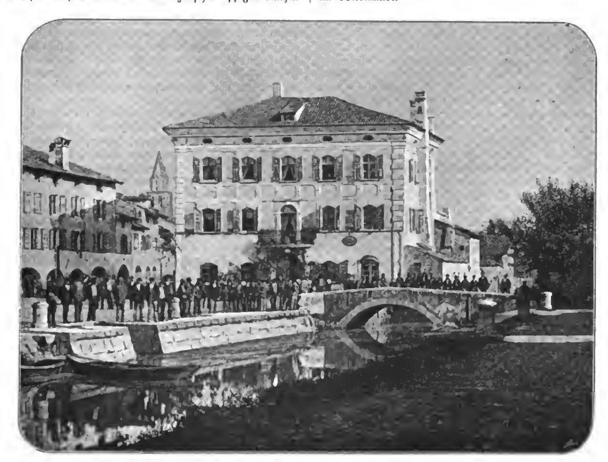
Die Kriegsflotte, eine Abtheilung jener von Ravenna, wiegte sich theils unter den Augen ihres Präfekten im Hafen der einen Leuchtthurm tragenden Insel Pietro d' Orto, theils am Timavus und nächst dem durch eine Dampfstraße über die damalige Landzunge und heutige Insel Gorgo mit Aquileja verbundenen Küstenpunkte „ad aquas gradatas“, dem jetzigen einsamen Laguneneilande Grado.

Ein treffliches System von Wasserwegen, dessen Spuren noch heute in schlammigen Gräben zu entdecken, ermöglichte den Waarentransport von den Außenhäfen bis hart an die innere Stadt. Diese besaß aber auch einen binnenländischen Stapelplatz bei der, jetzt „Rondone“ genannten Oertlichkeit nächst Sankt Canzian, für ihre illyrischen und pannonischen Geschäftsfreunde. Hier waren vornehmlich Sklaven, dann Vieh und dessen Häute, kostbare Pelze, norisches Eisen und goldfunkelnder Bernstein gesuchte Tauschartikel gegen Wein, Oel und Getreide, wozu die Gaben des Orients sich gesellten: Perlen und Edelgestein, griechischer Marmor, Gewürz und allerlei Harze aus Indien, egyptischer Papyrus, afrikanisches Elfenbein, Muschelseide von Kreta.

Da ein beträchtlicher Theil dieser Kostbarkeiten doch auch in der Stadt selbst verblieb, mag daraus auf den Glanz und Reichthum der daselbst tonangebenden Gesellschaft geschlossen werden.

Zwölf Straßen, darunter die berühmte Via Aemilia, liefen hier zusammen, um südwärts wieder auszustrahlen — ein Segen für die aquilejischen Handelsbeziehungen, später aber der Ariadnefaden, längs dessen die eindringenden Eroberer stets zuerst vor die Mauern dieser Grenzveste geleitet wurden.

Soweit die Stadt selbst. Vorstädte im weiten Bogen, denen nordwärts noch das Marsfeld mit den Holzbuden der Marketender und Soldatenweiber vorlag, säumten dieses stattliche Gemeinwesen. Während in den nordöstlichen Sklaven, Kneipenwirthe und niederes Volk zwischen üppigen Küchengärten hausten, befanden sich in den entgegengesetzten die parkumfriedeten Landhäuser der Reichen, mit der mitten hindurch ziehenden Todtenstraße. Der Stadt und Vorstädte auf drei Seiten umschließende Ager colonicus endlich, mit seinen Rebengewinden von Baum zu Baum, „schmückte" nach Herodians schönem Vergleich „das ganze Land wie mit einer Laubkrone". Die dort bestandenen Gold-, Eisen- und Kupferminen sind allerdings schon lange ebenso versiegt, wie der Aquileja im Osten bespülende, breite Natisso, dessen Spur man in dem alten Anphorakanale vermuthet. Einzelne Oertlichkeiten, wie Terzo beim dritten Meilensteine, Scodavacca von Scolum aquae und viele andere leben noch heute verstümmelt, unverstanden, wie der Hauchlaut eines Sterbenden, im Volksmunde.



Die Piazza del Foro nebst der Brücke von Aquileja.

Hier also gilt der Name doch mehr als Rauch und leerer Schall.

Was übrigens damals den Aufenthalt in Aquileja besonders angenehm gestaltete, war das wunderbar ausgeglichene, milde Klima, dazu treffliches Trinkwasser, das zwischen einer Doppelmauer, Murus geminus, deren Spuren noch verballhornt als „Muriuganno" gezeigt werden, der Stadt zufloß.

Der Grabstein eines hundertelfjährigen Römers rühmt diese Vorzüge nicht weniger wie jener des Afrikaners Restitus, der, einmal hierhergekommen, nie wieder heim wollte. Achtundzwanzig Cäsaren bewohnten zeitweilig den augusteischen Palast, und daß Julia, seines Erbauers Tochter, und Gattin des grimmen Tiberius, dem goldigen „Weine von Pucinum" besonders hold gewesen, verewigt ein schönes Wandgemälde im Märchenschlosse Miramar, wie nicht minder Mama Livia diesen köstlichen Traubensaft geradezu als ihr erhaltendes Lebenselixir bezeichnet.

Begreiflich ist, daß ein so stattliches Gemeinwesen wie das altrömische Aquileja mehrfach berufen war, selbstthätig in des Reiches Geschicke einzugreifen, andererseits die fortlaufenden Ereignisse förmlich zwang, von seinem Bestande geziemend Notiz zu nehmen.

Blättern wir in dem, freilich nur verstümmelt auf uns gekommenen Buche der Begebenheiten — wie viele Seiten mögen wohl fehlen? — so finden wir diesfalls noch immer genug des Beachtenswerthen.

Schon das erste Geschehniß, welches mit der Gründungszeit Aquilejas übereinfällt, fesselt durch seine originelle Schlußwendung. Konsul Aulus Manlius zog mit Landtruppen und einigen Galeeren zur Bekämpfung der freien Istrier an den Timavus. Diese aber, umsichtiger wie ihre Feinde, überfielen sie, begünstigt durch den aus dem Bette des Höhlenflusses allmorgendlich aufsteigenden Nebel, und trieben sie in

panischem Schrecken nach den Schiffen, welche jedoch die Aufnahme der Fliehenden standhaft verweigerten. In dieser Verlegenheit fanden sie ihren Muth wieder. Durch eine herbeigeeilte Cohorte verstärkt, wandten sie sich zurück gegen ihr schmählich verlassenes Lager, stürzten sich auf die daselbst schlemmenden, sieg- und weinberauschten Istrier und vergällten ihnen nicht nur gründlich das Mahl, sondern erwarben überdies im weiteren Verlaufe des Feldzuges ganz Istrien für den römischen Staatskoloß.

In den späteren Kriegen, so des Julius Cäsar (der Cividale, damals Forum Julii, woraus der Name „Friaul", gründete), dann des Augustus gegen die nordischen Trutzvölker, galt Aquileja stets als Hauptwaffenplatz des Reiches, wohl im Stande, vier bis fünf Legionen in seine Mauern zu fassen. Manch gefeierter Name glänzt aus diesen Tagen im Ehrenbuche der Stadt, so jener des Aquilejus Cornelius Gallus, der, Dichterfreund und Feldherr zugleich, siegreich bis Aegypten gelangte, dann aber, von Neidern verläumdet, 28 v. Chr. durch das damals moderne Auskunftsmittel des Selbstmordes allen weiteren Unbequemlichkeiten aus dem Wege ging. Andere, wie Cajus Minutius, Tribun der VI. Legion, Cajus Veratius, Präfekt der Flottenabtheilung von Grado und der ersten dalmatinischen Cohorte, der Quatuorvir Alvius Pollio hatten am Forum eherne, vergoldete Bildsäulen, ja 282 n. Chr. saß sogar ein edler Aquilejer, Carus, auf dem römischen Kaiserthrone. Leider brachte ihn schon nach zwei Jahren im Lager am Tigris ein Blitzschlag um Leben und Herrschaft.

Hatte die Stadt auch während der Jahrhunderte langen Bürgerkriege durch Plünderungen seitens der jeweiligen Anhänger der Gegenkaiser manches zu leiden, so hinderte dies doch nicht das stetige Wachsen ihres Ansehens. Vespasian verdankt den hier stationirten, mösischen Legionen den Purpur. Mitte des zweiten Jahrhunderts sendet das widerstandskräftige Aquileja selbständig die Horden der Markomannen, Quaden und Hermunduren mit blutigen Köpfen heim. Kurz nachher beginnt, vom Orient eingeschleppt, das hohläugige Gespenst der Pest seine würgende Thätigkeit, und nur der Kunst des berühmten Arztes Galenus wird es zugeschrieben, daß der zufällig anwesende Marc Aurel ihr nicht auch zum Opfer fällt.

Aber auch dieses Schreckens Spuren verharschten bald. Noch stand der Stadt manch höhere Probe bevor, zumal als Wehr des Reiches, das leider bereits begann, zerstörend in seinen eigenen Eingeweiden zu wühlen. Wechselweise wurde der Kaisermantel bald diesem, bald jenem umgehangen, und die ganze Cäsarenherrlichkeit ruhte oft genug nur auf den Lanzenspitzen eines wankelmüthigen Prätorianerheeres.

Tribun Maximus, der baumlange Spanier, ward 235 von seinen Truppen in Thrakien in obbezeichneter bündiger Weise zum Imperator ausgerufen und kam nun mit gewaltigen Heerhaufen, seinen etwas fraglichen, von drei Gegenkaisern bestrittenen Thron einzunehmen.

Aquileja, das zu den letzteren hielt, wohl weil deren Regiment ihm weit mehr als jenes des kriegslustigen Maximus ruhigen Lebensgenuß verhieß, wurde nun doch aus diesem aufgerüttelt, als die ersten numidischen Reiter sich an den Pässen des Birnbaumerwaldes zeigten und das nachfolgende Heer begann, auf einer Faßbrücke den Sontius zu übersetzen.

Wie zuweilen ein echter Epikuräer, von wohlbesetzter Tafel aufspringend, frohgemuth zum Schwerte greift, war auch die Stadt sofort zur Abwehr entschlossen. Militärisch schwach, dazu von arg vernachlässigten Wallmauern umgeben, wäre sie aber trotz aller Tapferkeit endlich doch unterlegen, hätte es der unwirsche Maximus durch schimpfliche Behandlung einiger Anführer mittlerweile nicht gründlich mit seinen übermüthigen Königsmachern verscherzt.

Nur widerwillig gehorchten sie den Befehlen zu immer neuen Anstürmen, wobei von den Mauern herabgegossenes heißes Pech sie verbrannte und die dadurch glühend gemachten Harnische die Gepanzerten außer Kampf setzten. Zudem war von ihnen in Siegesgewißheit alles Land ringsum verwüstet, die Holzbalken der Vorstadthäuser zum Bau der Belagerungsmaschinen verwendet, die Bewohner in die Wälder versprengt worden, wodurch arger Nahrungsmangel eintrat. Daß nun aber bei der rohen Masse der mehr oder weniger volle Magen, den Geist regierend, so häufig der Gradmesser innerer Zufriedenheit ist, zeigte sich auch hier, zumal die Aquilejer wie höhnend allerlei appetitreizende Leckerbissen auf den Schanzen zur Schau stellten. Maximus wurde von seinen „Getreuen" überfallen, geköpft, das, durch die vollendete Thatsache verblüffte Heer jauchzte nach Pöbelweise den neuen Kaisern zu, und Aquileja konnte sich rühmen, durch seinen zweiundzwanzigtägigen zähen Widerstand das Geschick des ganzen Reiches entschieden zu haben. Ein besonderes Lorbeerblatt gebührt hierbei den Frauen, welche, als es an Bogensehnen gebrach, ihre langen Haare opferten, was der römische Senat durch Errichtung des Tempels der „kahlen Venus" würdigte. Noch lange nachher soll man in Aquileja lediglich kurzhaarige Krausköpfchen gesehen haben.

Erst 340 wieder entbrennt nächst der behaglich dahinlebenden Handelsstadt, die inzwischen ein besonderer Hort der aufstrebenden „neuen Lehre", des Christenthums, geworden, ein trauriger Bruderkampf zwischen Konstantin II. und Konstans. Jener unterliegt, und während sein Leichnam träge die Wasser der Aussa hinabschwimmt, sorgt dieser in Aquileja durch zahllose Todtenmessen für das Seelenheil des Gemordeten.

Wenige Jahre nachher erzwingt sich Julian der Abtrünnige durch erfolgreiche Belagerung der dem Kaiser Konstantius ergebenen Stadt seine Anerkennung. Daß jene sodann ihren unglücklichen Vertheidiger Nigrin, Tribun der zweiten, allerdings aufständig gewesenen Legion sammt zwei Unterkommandanten dem erbitterten Imperator ausliefert, zeigt sie keineswegs mehr auf der Höhe einstiger Römergröße, gleichwie einige Jahrzehnte später ihr haltloses Zusehen bei dem Kampfe zwischen Maximus und Theodosius. Erst als dieser siegt, öffnet sie ihm die Thore, während jener den einstigen Weg Konstantin's geht: als Kadaver flußwärts ins Meer.

Wiewohl unaufhaltsamer Verfall dem marastisch gewordenen Staatskörper und den meisten großen Städten — Rom mußte sogar zu Gunsten des stillen Ravenna abdanken — bereits sichtlich in Haupt und Gliedern steckte, erhielt sich Aquileja noch immer gleich blühend, ja gewann sogar als Festung, worauf es freilich gerne verzichtet hätte, an stets höherer Bedeutung. Die Völkerwanderung begann ihre Schatten vorauszuwerfen.

Ende des vierten Jahrhunderts erfuhr die Stadt einen ganz unverhofften Rückschlag in das scheinbar vollständig erloschene Heidenthum: unter den vielen weströmischen Kaisern, die sich, meist Marionetten in der Hand ihrer aufgedrungenen fremdländischen Schutzherren, gegenseitig in unwürdigster Weise vom Throne stießen, hatte einer dieser gekrönten Schwächlinge, Eugen, auf Betreiben seines fränkischen Patrons Arbogast die alten Glaubenszeichen, Götterfiguren und Altäre, an den Grenzen wieder aufrichten lassen, dadurch erhoffend, dem Anmarsche von Theodosius, dem Kaiser des aufblühenden Ostens, wirksam Einhalt zu thun.

Doch es kam anders, und ein Naturereigniß, das seitdem leider einem Theil dieser Gegend seewärts typisch geblieben, legte sich für die Angreifer ins Mittel: die Bora. Kaum prallen im Wippachthale die Heere auf einander, so beginnt auch schon die Windsbraut heulend aus den Scharten des entwaldeten Karstes hervorzubrechen, raubt den entgegenstehenden Soldaten Eugen's Athem und Ausblick, hemmt das Kom-

mando, den Flug der Pfeile, das Vorhalten der Schilde und fegt sie endlich im vollsten Sinne des Wortes in unfreiwilliger Flucht vor dem siegreich nachdrängenden Theodosius einher. — Letzterer wird hiernach Alleinherrscher, und der sich so schlecht bewährt habende Olymp muß wieder abdanken. Beruhigender Stillstand in den zersetzenden Wirren des Reiches tritt ein. Alarich, der Schläfer im Busento, wird von Aquileja mühelos abgewiesen; Johannes, ein Gegenkaiser, 423 als Störenfried in dortiger Arena enthauptet.

Da, mitten in diesen trügerisch ruhigen Verhältnissen, geschieht das Grausig-Unerhörte: Aquilejas Fall.

Attila, der erbarmungslose Zerstörer von 500 Städten, hatte nach seiner Niederlage in den katalaunischen Gefilden ein ganzes Jahr rachsüchtig gelauert, um sich gelegentlich durch einen brutalen Einfall in das Gebiet Ostroms dafür schadlos zu halten.

Im Sommer 452 schien ihm dieser Zeitpunkt gekommen. Dumpfe Gerüchte von seinem Nahen erfüllten die Aquilejer mit Bangen. Es war dies, um mit einem neueren Schriftsteller zu sprechen, „jene unklare Empfindung, die uns beschleicht, wenn wir ringsum Geflüster und das Geräusch einer geheimnißvollen Thätigkeit bei verschlossenen Thüren vernehmen — die Furcht vor dem morgigen Tage“.

Während die Flachlandsbewohner mit ihrer Habe den unwegsamen Gebirgsschluchten oder den schützenden Mauern der Reichsfestung zueilten, floh andererseits der Bischof mit dem Kirchenschatze nach dem meerumflossenen Kastell von Gradus. Aus dieser Zeit erhielt sich die Sage vom „Goldbrunnen“, so genannt, weil in ihn zahlreiche Kostbarkeiten versenkt worden sein sollten. Da aber seine Spur verloren ging, wird bei allen Uebertragungen aquilejischen Grundeigenthums noch heute die Klausel des „pozzo d'oro“ beigesetzt, wonach, falls der Schatz sich auf dem erstandenen Grunde auffände, er dem ursprünglichen Besitzer vorbehalten bleibt. — Es war höchste Zeit. Eines Morgens zeigte sich der feindliche Vortrab in der Ebene: wilde Reitergestalten, auf kleinen, struppigen, sattellosen Pferden hockend, den braunen Leib in Felle oder in fischschuppenartig, silbernschimmernde Panzerhemden gehüllt, Tartsche und Speer, wohl auch spitzstachelige Morgensterne in den Fäusten, sprengten sie heran, gefolgt von den lawinenartig nachdrängenden regellosen Haufen der „Gottesgeisel“. Die uns von letzterer Persönlichkeit überlieferte Beschreibung bezeichnet ihn als klein und vierschrötig, mit dickem, von borstigen halbergrauten Haaren bedecktem Schädel, rothem Bart, sonnverbrannter Haut, stechenden, tiefliegenden Augen, stumpfer Nase — Aeußerlichkeiten, die, wenn man aus ihnen auf die Gemüthseigenschaften schließen mochte, Schlimmes befürchten ließen. Und es blieb nicht aus: bald erfüllte ein in dichte Staubwolken gehülltes Durcheinander von Fußvolk und Reitern, Wagen und Troßgesinde die nördlich von Aquileja gelegene Ebene, und in das Geheul der Massen und das Wiehern der Rosse mengt sich anfeuernder Klang von Pauken und Hörnern.

Der erste Ansturm erfolgt, aber der kriegstüchtige Feldherr Cajus Menapius schlägt ihn ab. Nun erst schreiten die Hunnen zu regelrechter Belagerung. Menapius benützt die zwischenliegende Zeit, Greise, Kranke und sonstige Kampfunfähige nach den Inseln zu senden, bangen Blickes nach dem erwarteten Entsatz ausspähend, der nicht kommen will.

Da scheint das Glück selbst zu Gunsten Aquilejas sich zu wenden: Attila, unter dessen Schaaren Krankheiten und wachsende Unzufriedenheit sich ausbreiten, rüstet zum Abzug. In diesem Augenblicke verläßt ein Storch sammt Jungen, wohl der häufigen Störung müde, sein Nest auf einem der Stadtthürme. Dieses, vom Hunnenkönig schlauerweise als siegverheißend gedeutete Vorzeichen begeistert seine Schaaren zu einem letzten, gewaltigen Sturme. Und seltsam, gerade die Mauer neben dem verlassenen Horste stürzt plötzlich ein und öffnet den Angreifern eine weit klaffende Bresche. Mordend, plündernd und sengend ergießen sich nun die zu blinder Wuth Aufgestachelten in die schreckerfüllten Straßen. Tempel und Paläste, Statuen und Obelisken stürzen krachend in einem Feuermeer zusammen, und an siebenunddreißig Tausend grausam hingemetzelte Opfer decken die berstenden Trümmer. Herrliche Züge tugendhaften Widerstandes hat uns dieses Trauertages Geschichte aufbewahrt: Dugna, deren Mann im Kampfe gefallen, stürzt sich verhüllten Hauptes von einem Dache in den Natisso; Wittwe Honoria sucht, von rohen Gesellen verfolgt, auf dem Friedhofe eine durch Pietät geheiligte Freistatt und umklammert hilfeflehend ihres Gatten Grabdenkmal — umsonst, von wuchtigem Keulenschlage getroffen röthet sie, hinsinkend, mit ihrem Blute den kalten, fühllosen Marmor. Wie durch ein gewaltiges Erdbeben erscheint die Stadt und deren Umgebung — eintausend fünfhundert Dörfer — nach wenig Stunden in ein wüstes Leichenfeld verwandelt. Das glänzende, römische Aquileja ist gewesen — der Weg in das vielbegehrte, reiche Italien für immer freigelegt.

Wohl tauchen, als das beutebeladene Hunnenheer endlich abzieht, da und dort bleiche Gesichter unter den zerstörten Resten ihres einstigen Besitzes auf, meist aber nur, um einiges mühsam unter dem Schutte Hervorgezogene als theures Andenken hinüber nach dem emporblühenden Rialto zu entführen. Nur ein kleines Häuflein Getreuer kann sich von liebgewordener Scholle nicht trennen und baut sich auf den Ruinen der untergegangenen Stadt ein neues Heim. (Schluß folgt.)

(Schluß folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Vor der Bremer Naturforscherversammlung verbreitete sich Oberbaudirektor Franzius über die Fluthererscheinungen zwischen Helgoland und Bremen. Das an sich einfache Fluthphänomen gestaltet sich auch in den verschiedenen Theilen der Nordsee durch die ungleichmäßige Vertheilung von Land und Wasser zu einem sehr komplizirten. Die Helmert'schen Berechnungen haben vor allem die merkwürdige Thatsache herausgestellt, daß der Nordseespiegel keineswegs überall gleich hoch liegt. Bei Drontheim liegt das Geoid 98 m, bei Bergen 148 m, bei Stavanger 173 m und bei Helgoland sogar 188 m unter dem Sphäroid, bezw. der Meeresspiegel liegt bei Drontheim 90 m höher als bei Helgoland, offenbar weil die norwegische Gebirgsmasse hebend auf ihn einwirkt. Nach Whewell's Untersuchungen laufen in die Nordsee zwei Fluthwellen ein, die eine vom Kanale her, die andere um Nordschottland herum, beide aber auf dieselbe ozeanische Welle zurückzuführen. In der Nordsee treffen die beiden Wellen wieder zusammen, und es entstehen daraus die eigenthümlichsten Verwickelungen. An der Küste von Helgo-

land findet ein mittlerer Flutwechsel von 1,84 m statt, in der Wesermündung ist er am stärksten bei Bremerhafen, dann nimmt die Höhe allmählich ab — infolge der Unregelmäßigkeiten des Strombettes aber nicht gleichförmig —, bis er etwa 5 km oberhalb Bremens überhaupt nicht mehr zu spüren ist. Daß mit zunehmender Korrektion die sämmtlichen Fluthverhältnisse oberhalb Bremerhafens sich ändern müssen, ist selbstverständlich, und eben die Grundlage für das Gelingen dieser Korrektionsarbeiten. Die Ebbe- und Flutverhältnisse in der südöstlichen Ecke der Nordsee zwischen Helgoland und unseren großen Flußmündungen sind von ganz besonderer Mannigfaltigkeit. Die doppelte Welle, welche die Nordsee durchläuft, die Neigung des Wassers von Nordosten und Südwesten infolge der lokalen Anziehung der skandinavischen Gebirgsmassen, die Art, wie die Fluth gegen die flache Küste anläuft, und die Einwirkung der fast auf einen Punkt zusammen gerichteten Strommündungen bieten jedes für sich ein besonders schwieriges Problem. Diese Probleme sämmtlich ihrer endgültigen Lösung entgegenzuführen, wird aber erst das von dem geodätischen Institut zu Berlin in die Hand genommene trigonometrische Nivellement zwischen Helgoland und dem deutschen Festlande ermöglichen.

— Von der Friedrichsteiner Eishöhle bei Gottschee entwirft W. Putik auf Grund seiner unlängst darin angestellten Beobachtungen die nachfolgende Schilderung: Den Eingang in die merkwürdige unterirdische Räumlichkeit bildet ein schauerlicher Abgrund von 85 m Tiefe. Die obere Oeffnung dieser Felsspalte hat eine ovale Gestalt von 22 m Breite und 50 m Länge. Auf drei Seiten ist die Schlucht von steilen Felswänden eingefaßt, und nur die Südseite gestattet ein Herabklettern über ein Chaos von Felstrümmern und Baumstämmen bis zur halben Tiefe, worauf weiter hinab nur ein beschwerlicher Seilabstieg, entlang einer aus dem Innern der Höhle herausragenden Gletscherzunge, unternommen werden kann. Eine fast horizontale Eisfläche bildet unten einen scheinbaren Boden. Die Dimensionen der Eishöhle betragen ungefähr 56 m Länge, 25 m Breite und 30 m Wölbungshöhe. Von den zerklüfteten Wänden sowie stellenweise auch von der Decke hängen große Eiszapfen herab, denen auf dem Boden Eiskegel entsprechen. Ein lebhafter Tropfenfall von eiskaltem Wasser macht einen längeren Aufenthalt unter dieser Traufe ziemlich unangenehm. Die Lufttemperatur beträgt hier im Sommer zwei Grad Celsius unter Null, und von keiner Seite vermag die wärmere Außenluft einzudringen, um zerstörend auf die vorhandenen Eismassen einzuwirken. Links vom Seilabstiege führen zwei glatte Eisterrassen zu einer Nische empor, welche durch massige Eisbildungen verschlossen ist, und dann geht es steil abwärts über Eiskaskaden bis zu einem etwa 40 m tieferen Wasserbecken. Ebenso führt rechts vom Seilabstiege eine Höhlennische in den Felsen hinein. Am äußersten Rande derselben steht der scheinbare Eisboden fast 2 m von der Felswand ab. Dort rieseln die flüssig gebliebenen Tropfwässer beständig herab und verhindern im Sommer ein gänzliches Zufrieren der Eisdecke. Durch hinabgeworfene Steine wird man nämlich darüber unterrichtet, daß die fast horizontal gelegene Eisfläche des vermeintlichen Höhlenbodens über einem nahezu 78 m tiefen Abgrunde hängt, welcher in seiner Tiefe eine große Wasseransammlung birgt. Zur Zeit der Aequinoctial-Regen im Herbste dürfte infolge eines lebhafteren Zuflusses der Tropfwässer dieser eisbedeckte Abgrund gänzlich mit Wasser angefüllt werden. Im Hochsommer verschwindet aber das angesammelte Höhlengewässer langsam durch die schmalen Gesteinsspalten aus den unterirdischen Reservoirs und hilft auf diese Weise auch in der anhaltendsten Dürre einen beträchtlichen Wasserreichthum in den Quellen des benachbarten, gegen 400 m tiefer gelegenen Thales von Gottschee erhalten.

— Am 15. September d. J. haben die Donau-Regulirungs-Arbeiten am Eisernen Thore von Orsowa thatsächlich ihren Anfang genommen, indem in Anwesenheit zahlreicher Mitglieder der österreichisch-ungarischen und serbischen Regierungen ein Theil des Grabener Felsens in die Luft gesprengt wurde. Im ganzen sollen durch die auszuführenden Sprengungen an den sechs vorhandenen Stromschnellen 400000 Kubikmeter festes Gestein beseitigt werden, so daß das begonnene Werk als ein viel bedeutenderes und umfangreicheres zu betrachten ist, als seiner Zeit die Sprengungen des Blossom Rock in der Bai von San Franzisko oder des Hallets Point Rock in dem East River bei New York. Die Hauptfelsenmasse, welche aus der Donau hinweggeräumt werden muß, liegt bekanntlich in der 120 m breiten Enge unmittelbar oberhalb Orsowa; dieselbe wird auf 240000 Kubikmeter geschätzt.

— Die Bevölkerungszahl des Königreichs Dänemark beläuft sich nach dem am 1. Februar d. J. vorgenommenen Census auf 2185159, nämlich auf 1065447 Männer und 1119712 Weiber. Der jährliche Zuwachs betrug in der Dekade seit 1880 0,99 Prozent. Die städtische Bevölkerung macht reichlich ein Drittel (33,96 Prozent) von der Gesammtbevölkerung aus. Sehr bedeutend war das Wachsthum der Hauptstadt Kopenhagen, die eine jährliche Zunahme von 3,3 Prozent zu verzeichnen hatte, und nunmehr 312387 Einwohner zählt (mit ihren Vorstädten 375251, d. i. eine jährliche Zunahme von 3,7 Proz.). Aarhus hatte 33308 Einwohner, Odense 30277, Aalborg 19503, Horsens 17290, Randers 16617, Helsingör 11082 und Fredericia 10044.

— Ueber die Produktions-Verhältnisse der Insel Sardinien macht der neueste englische Konsularbericht aus Cagliari die folgenden Angaben. Der Förderung des sardinischen Bergbaues auf Blei, Zink, Lignit ꝛc., die 1889 in 86 Minen vor sich ging, betrug 144882 Tonnen, im Werthe von 667000 Pfd. Sterl. (etwa 13⅓ Mill. Mark), dieselbe steigerte sich also gegenüber dem Vorjahre sehr bedeutend. Die Salzproduktion bezifferte sich auf 148000 Tonnen, sie überstieg den Konsum der Insel also um 88000 Tonnen und ermöglichte einen beträchtlichen Export nach den afrikanischen Ländern sowie nach Amerika, Rußland, Schweden und Norwegen ꝛc. An Wein erzeugte Sardinien 22 Mill. Gallonen (etwa 1 Mill. hl). Namhaft ist endlich auch der Bau von Orangen, Citronen und Mandeln. Die Wälder der Insel befinden sich im Zustande trauriger Verwahrlosung, so daß diese Hilfsquelle nicht mehr fließt.

— Die englischen Eisenbahnen (im Jahre 1888: 19812 engl. Meilen) beförderten im Jahre 1889 298 Mill. Tonnen Güter und 775 Mill. Personen. Wegen des Vergleiches mit der Stärke des binnenländischen Verkehrs in Deutschland und der Union verweisen wir auf unsere Mittheilungen auf S. 208 dieses und S. 367 des vorigen Globus-Bandes.

Asien.

— Trotz der großen technischen Schwierigkeiten, auf die man bei dem Werke stieß, ist der Bau der ersten Eisenbahn auf Formosa in anerkennenswerther Weise fortgeschritten, und 20 km von der Strecke Kelung-Taipei befinden sich bereits seit 1888 im Betriebe. Bedeutende Anstrengungen kosteten namentlich die Durchstiche durch verschiedene Hügel, da die Sand- und Lehmmassen, aus denen dieselben zusammengesetzt sind, beständig nachrutschten und die Bahn immer von neuem wieder unter sich begruben. Die erforderliche Tunnelanlage ist nahezu vollendet, und ebenso ist die Paßhöhe zwischen dem Taipei-Thale und der Ebene von Changhua so gut wie überwunden (mit einer Steigung von 1 : 36). Durch den

nöthig gewordenen Feldzug gegen die aufständischen Eingeborenen haben die Arbeiten, zu denen der Gouverneur Lin Ming Chuan vorzugsweise seine Soldaten benutzte, neuerdings eine unliebsame Unterbrechung erlitten.

Afrika.

— Ueber die Fortschritte der Expedition Emin Pascha's wird aus Zansibar gemeldet, daß dieselbe glücklich in Tabora angelangt ist, und daß es ihr ohne irgend welche Schwierigkeit gelungen ist, diesen wichtigen Mittelpunkt der arabischen Handelsbeziehungen in Ostafrika thatsächlich unter die deutsche Botmäßigkeit zu stellen. Emin zog von Tabora nach kurzem Aufenthalte gegen Usukuma weiter.

— Durch die Herstellung eines Kabels von Zansibar nach Bagamoyo und Dar-es-Salaam ist Deutsch-Ostafrika nunmehr in das Telegraphennetz der Erde einbezogen worden, und erscheint dadurch eine weitere beachtenswerthe Gewähr der günstigen Weiterentwickelung dieses Schutzgebietes gegeben.

Nord- und Mittelamerika.

— Ueber den sogenannten wandernden Berg des nordamerikanischen Kaskadengebirges berichtet man uns Folgendes: Sowohl die Indianerüberlieferung als auch die Sage der alten Ansiedler in Oregon weiß so viel von dem „Traveling Mountain" des Kaskadengebirges zu erzählen, daß die genaueren Beobachtungen, welche neuerdings über das merkwürdige Phänomen gemacht worden sind, in einem höheren Grade interessiren müssen. Der reiselustige Berg erhebt sich als dreigipfelige Basaltmasse von etwa 2000 Fuß Höhe, ziemlich hart an dem Ufer des Columbia-Flusses. Wahrscheinlich ruht dieselbe auf einem Substrat von weichem Sandstein, der durch eindringendes unterirdisches Gewässer mehr und mehr ausgewaschen und in den Columbia geführt wird, oder der in anderer Weise unter seiner schweren Last allmählich nachgiebt. Dadurch rückt nun der Berg beständig auf den Strom zu, und eine Menge von Baumstämmen, die dem letzteren entragen, kann als Zeugniß davon betrachtet werden, daß ein Theil von seinem bewaldeten Abhange vor nicht sehr langer Zeit in den Columbia hinabgetaucht ist. Der schlagendste Beweis für das Wandern, bezw. das Rücken und Thalwärtsgleiten des Berges ist aber an der Eisenbahn gemacht worden, die seit einigen Jahren im Thale des Columbia an seinem Fuße hin führt. Die sämmtlichen Geleise des Bahnkörpers schoben sich nämlich auf der ganzen 6 bis 8 engl. Meilen langen Strecke entlang dem „Traveling Mountain" stromwärts, und zwar zum Theil in einem so raschen Tempo, daß sie sich sammt dem unter ihnen befindlichen Erdreiche dem Flußbette im Verlaufe von nur 2 Jahren um 10 Fuß genähert hatten.

— Die diesjährige Weizenernte in Süd-Dakota giebt eine weitere drastische Illustration zu der von unserer Seite wiederholt betonten Thatsache, daß der Weizenbau in Nordamerika in der Gegend des hundertsten Grades westl. L. aufhört, ein lohnender Wirthschaftszweig zu sein. Die Hilferufe der daselbst angesiedelten Farmer haben die Unionsregierung zur Absendung einer besonderen Kommission veranlaßt, welche die Lage an Ort und Stelle untersuchen und darüber Bericht erstatten sollte. Der fragliche Bericht lautet nun dahin, daß infolge der anhaltenden Dürre — die eben in der fraglichen Gegend eine jährlich wiederkehrende ist — der Ertrag pro Acker kaum 5 Bushels betragen werde, und daß die Noth unter den Ansiedlern eine so große sei, daß man ihnen nur die Auswanderung nach Manitoba anrathen könne.

— Die Ergebnisse der nordamerikanischen Baumwollenernte sind in den letzten Jahren so günstige gewesen, daß sich die mit Baumwolle bepflanzte Fläche in den ausschlaggebenden Staaten zuverlässigen Schätzungen gemäß nicht unerheblich vergrößert hat. Dieselbe betrug:

in	1889/90 Acres	1888/89 Acres	1887/88 Acres
Nord-Carolina . .	1038000	1028000	1028000
Süd-Carolina . .	1653000	1653000	1637000
Georgia	2974000	3066000	3066000
Florida	278000	273000	270000
Alabama	3012000	2953000	2953000
Mississippi	2857000	2774000	2693000
Louisiana	1088000	1066000	1045000
Texas	4822000	4505000	4292000
Arkansas	1483000	1545000	1411000
Tennessee	997000	998000	968000
Anderen Staaten .	107000	104000	103000
Insgesammt	20309000	19845000	19460000

Die gesammte Produktion belief sich im Jahre 1889/90 auf 7250000 Ballen, im Jahre 1888/89 auf 6925000 Ballen und im Jahre 1887/88 auf 7018000 Ballen. Der Ertrag pro Acre betrug 1889/90 166 Pfund, 1888/89 163 Pfund und 1888/88 164 Pfund.

— Auf den Bahama-Inseln hat nach den neueren Konsularberichten die Kultur des Sisal-Hanfes einen beträchtlichen Umfang gewonnen, und schätzt man die Fläche, die mit dem Gewächse angebaut ist, bereits auf 6000 Acres. Englische und kanadische Kapitalisten sind aber eifrig am Werke, noch viel größere Strecken für den Sisal-Bau vorzubereiten, so daß derselbe bald eine der wichtigsten Hilfsquellen der Inseln bilden wird. Einmal bepflanzt, erfordert ein Sisal-Feld Jahre lang keine weitere Bearbeitung und Pflege.

Südamerika.

— Ueber die im letzten Globus-Bande S. 240 erwähnte peruanische Expedition veröffentlichen die „Geographischen Mittheilungen" (Bd. 36, S. 232) den folgenden Bericht Rich. Payer's: „Im März dieses Jahres theilte sich die Kommission in Iquitos in drei Theile. Am 10. März begab ich mich mit dem Mineningenieur nach dem Napó; die zweite Abtheilung ging nach der brasilianischen Grenze, um hier verschiedene Arbeiten auszuführen; die dritte mit dem Präfekten nach Moyobamba, um dort an der Verbindungsstraße zu arbeiten, welche die Regierung direkt nach Lima ausführen läßt. Mitte Mai vereinigten sich die drei Abtheilungen wieder in Iquitos. Die Winkelmessungen wurden auf dem Napó in Zeiträumen von je 10 Minuten, auf dem Caracaray wegen seiner zahlreichen schlangenartigen Windungen alle 5 Minuten vorgenommen; daneben wurden Beobachtungen über Temperatur, Niederschläge, Sonnenhöhen, Breite und Tiefe des Flusses, Stromschnellen, Schiffbarkeit rc. angestellt und ohne Unterbrechung neun Wochen hindurch fortgesetzt. Diese Arbeiten wurden durchweg von mir ausgeführt, während meinem Begleiter die geologischen Arbeiten zufielen. Hier in Iquitos, dem wegen seiner Lage schnell aufblühenden Handelsplatze, werden wir unsere Aufnahmen, Tagebücher rc. so rasch wie möglich ins reine bringen; dann geht es weiter an die Erforschung des Tigre, Pachitea rc. Da ich den letzteren bereits früher aus eigenem Antriebe erforschte, so werden sich meine älteren Arbeiten mit den nunmehrigen zu einer vollständigen Aufnahme vereinigen lassen, was um so wichtiger ist, da der von diesem Flusse abgehende Paß über die Anden in der öffentlichen Meinung gegenwärtig die Oberhand zu gewinnen beginnt."

— Den „Deutschen Nachrichten" aus Valparaiso zufolge haben die von Kolonisten eingenommenen Gebiete

im Araukanerlande zusammen eine Ausdehnung von 61152 ha. Bewohnt werden diese Ländereien von 1094 Familien, welche zusammen 5302 Personen zählen. Auf die im Oktober des Jahres 1883 gegründete Kolonie Victoria fallen hiervon 1555 Personen; auf Ercilla (gegründet im Dezember 1883) 636; auf Quillen (1885 gegr.) 309; auf Lautaro (1888 gegr.) 311; auf Temuko (1885 gegr.) 167; auf Traiguen (1884 gegr.) 295; auf Quechereguas (1883 gegr.) 588; auf Quino (1884 gegr.) 758; auf Galvarino (1885 gegr.) 367; auf Imperial (1887 gegr.) 65; auf Contulmo (1885 gegr.) 159; auf Puren (1886 gegr.) 97. Die Weizenernte dieser Kolonie betrug im vorigen Jahre 71249 hl.

Australien und Polynesien.

— Nach Heylin Hayter betrug die Einfuhr der sieben australischen Kolonien im Jahre 1889 68,4 Mill. Pfd. Sterl. (gegen 57,3 Mill. im Jahre 1887), die Ausfuhr aber 61,7 Mill. Pfd. Sterl. (gegen 50,6 Mill. im Jahre 1887).

— Die Frucht- und Rebenkultur macht in der Kolonie Südaustralien große Fortschritte. 1885 nahmen die Obstgärten daselbst nur eine Fläche von 10775 Acres ein, und die Weinberge nur eine Fläche von 4585 Acres, 1889 aber waren diese Ziffern auf 13200 Acres, bezw. 7352 Acres angewachsen. Die Ergebnisse der südaustralischen Kelterei betrugen im letztvergangenen Jahre 1050000 Gallonen.

Bücherschau.

— Friedrich Hirth, Chinesische Studien. 1. Band. München und Leipzig 1890. G. Hirth. — Zwanzig Jahre emsigen Studirens und Beobachtens an Ort und Stelle haben Friedrich Hirth allgemach zum gründlichsten und umfassendsten Kenner der chinesischen Kulturentwickelung und der chinesischen Beziehungen zum Auslande gemacht, das haben die zahlreichen Aufsätze, welche er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, zur Genüge bewiesen, und das beweist noch klarer der vorliegende stattliche Band, in dem Professor Hirth diese verstreuten Aufsätze vereinigt und durch eine Reihe anderer ergänzt hat. Es werden darin behandelt: Die Geschichte des antiken Orienthandels; die Geschichte des Orienthandels im Mittelalter; die chinesische Porzellanindustrie im Mittelalter; die Geschichte des Glases in China; die chinesischen Annalen als Quelle zur Geschichte asiatischer Völker; die Handelsprodukte von Kuang-tung; Chinas Handelsverhältnisse; die chinesischen Quellen zur Geographie von Kuang-tung mit besonderer Berücksichtigung der Halbinsel Lei-chau; das Beamtenwesen in China; die Verwaltung der chinesischen Seezölle; die chinesische Presse; Fremdwörter aus dem Chinesischen; der Mäander und das Triquetrum in der chinesischen und japanischen Ornamentik; die Brauenschminke bei den Chinesen; die Erfindung des Papiers in China; chinesische Metallspiegel. Der zweite von den verzeichneten Aufsätzen hat bereits einem der letzten Globus-Bände zur Zierde gereicht, und haben unsere Leser daraus zugleich ersehen können, daß der Verfasser über der Meisterschaft in der chinesischen Sprache die Meisterschaft in der deutschen keineswegs vergessen hat. Wie dieser Aufsatz, so zeichnen sich auch die übrigen sowohl durch Strenge in der Untersuchungsmethode als auch durch Flüssigkeit und Eleganz in der Schreibart aus. Dem für ein späteres Jahr in Aussicht gestellten zweiten Bande des Werkes sowie der beabsichtigten systematischen Verarbeitung der Hirth'schen Forschungen sehen wir mit dem lebhaftesten Interesse entgegen. Sehr dankenswerth ist das dem vorliegenden Bande beigegebene sorgfältige Namen- und Sachenverzeichniß, durch das die Benutzung wesentlich erleichtert wird.

— Alois Raimund Hein, Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Mit 1 Titelbilde, 10 Tafeln, 90 Textillustrationen und 1 Karte. Wien 1890. Alfr. Hölder. — Ein hochinteressantes Werk, in dem ein namhafter Kunstverständiger die Kunstleistungen eines Naturvolkes einer eingehenden und geistvollen Betrachtung unterzieht. Von vornherein mag es seltsam erscheinen, wenn man bei einem Volke, das wegen seiner Kopfjägerei gemeinhin als eins der wildesten unter den wilden gilt, von bildenden Künsten redet. Wer aber die Ausführungen des Verfassers über die Baukunst, über die Plastik, über die Malerei und über die technischen Künste der Dayaks liest, und wer die diesen Ausführungen beigegebenen schönen Abbildungen aufmerksam anschaut, der wird gestehen müssen, daß dazu in dem gegebenen Falle viel Grund vorliegt, und daß die Borneo'schen Wilden vor allen Dingen ein volles Maß von Phantasie und einen bedeutenden Reichthum an künstlerischen Motiven besitzen. Hinsichtlich der in besonders hoher Blüthe stehenden Kleinkünste heißt es in dem Buche sehr schön: „Diese dekorativen Schöpfungen, welche alle Gebrauchsgegenstände mit zierlichem Ornamentgeflecht und vielgestaltigem Arabeskengerank überspinnen, legen Zeugniß ab für den unbezähmbaren Kunsttrieb und die unermüdliche Schaffensfreude ihrer Verfertiger; die dabei verwendeten Formen sind theilweise voll ursprünglicher Eigenartigkeit, theilweise zeigen sie Umbildungen überkommener Motive oder mehr oder weniger weitgehende Aehnlichkeit mit der Kompositionsweise stammverwandter Völker.“ Sehr gut versteht es der Verfasser, den Zusammenhang der Kunstschöpfungen mit Naturverhältnissen und Lebensbedingungen der Dayaks darzulegen, sowie auch den Einfluß, den fremde Kulturvölker (Hindus, Araber und Chinesen) auf die dayakische Kunstentwickelung geltend gemacht haben.

— L. F. M. Schulze, Führer auf Java. Ein Handbuch für Reisende. Leipzig 1890. Th. Grieben's Verlag. — Man darf diesen Reiseführer als ein Zeichen der Zeit betrachten: wir Deutschen haben jetzt aufgehört, uns für die Länder über See lediglich von theoretischen Gesichtspunkten aus zu interessiren, und bedürfen und verlangen gegenwärtig auch eingehende praktische Informationen über sie, damit wir unsere Kultur- und Wirthschaftsbeziehungen zu ihnen danach einrichten können. Ganz besonders gilt dies von den Ländern Hinterindiens, die unter dem Scepter des stammverwandten Holland stehen, und an deren Kultivation Deutschlands Söhne als Aerzte, Beamte, Kaufleute ꝛc. seit lange einen so hervorragenden Antheil genommen haben. Die rein geographische Charakteristik der „Perle von Insulinde“ ist in dem vorliegenden Werke nur eine kurze, desto ausführlicher werden aber die Sanitäts-Verhältnisse, die Regierungs-Institutionen, die Produktion, der Verkehr, die Topographie, die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen und die Geschichte der Insel behandelt, und allenthalben macht die Darstellung den Eindruck größter Zuverlässigkeit. Das letztere ist nicht zu verwundern, da der Verfasser ein volles Menschenalter auf Java lebte und ein sehr gutes und umfangreiches Quellenmaterial zu seiner Verfügung hatte.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LVIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Rückblick auf die Reisen von Dr. Gustav Radde 1852 bis 1890.

Unter allen Reisenden, welche sich das Russische Reich zum Felde ihrer Untersuchungen wählten, ist unstreitig Dr. G. Radde der ausdauerndste und dabei einer der erfolgreichsten. Seine Reisezeit umspannt bis jetzt einen Zeitraum von 38 Jahren, natürlicherweise mit Unterbrechungen, welche durch seine dienstliche Stellung und durch die Herausgabe einer langen Reihe von Werken bedingt wurden. Es scheint uns geboten, an der Hand eben dieser Reiseliteratur, die vor uns liegt, einen Rückblick auf die Thätigkeit Dr. Radde's zu werfen, und das um so mehr, als der Reisende sich nicht allein in den betreffenden wissenschaftlichen Spezial-Kreisen, sondern auch in weiteren Kreisen einer bedeutenden Popularität erfreut. Die in unseren heutigen Mittheilungen ab und zu eingestreuten Episoden verdanken wir ebensowohl seinen öffentlich gehaltenen Vorträgen, wie auch gelegentlichen Erzählungen des Reisenden, denen wir beiwohnten. Der „Globus" gab übrigens schon nach der Rückkehr Radde's aus Ostsibirien einen kurzen Abriß seines Lebens bis zum Jahre 1860, heute haben wir es also nur mit seiner Thätigkeit als Reisender, Forscher und Fachschriftsteller zu thun.

Mit einem bescheidenen Reisestipendium der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, seiner Vaterstadt, ausgestattet, begab sich G. Radde im Februar 1852 in die Krim und blieb in ihr drei volle Jahre. Er hatte das Glück, in Simferopol in dem Hause des gelehrten Botanikers Christian Steven, dem Begründer des K. bot. Gartens Nikita an der Südküste der Krim, freundliche Aufnahme zu finden. Der Rath des alten Herrn und seine vorzügliche Kenntniß der Fauna und Flora des Landes kamen Radde sehr zu statten, wogegen er sich durch fein ausgeführte botanische Zeichnungen dem Gelehrten dankbar erweisen konnte. Radde machte die meisten Reisen in der Krim zu Fuß, bestieg mehrmals den Tschatyrdagh, bewanderte wiederholentlich die reizende Südküste und begab sich später auf das Besitzthum eines reichen Gutsherrn am Faulen Meere (Siwasch), wo es ihm so wohl gefiel, daß er dort fast zwei Jahre blieb, jagte, sammelte und ein kleines Lokalmuseum gründete. Schon damals schrieb Radde seine Pflanzenphysiognomie Tauriens. Mit besonderer Vorliebe erzählt er aus jener Zeit, es ist ihm von da alles ganz frisch in der Seele geblieben, das Kap Parthenion, wo er die „Iphigenia" deklamirte, die patriarchalischen Zustände an der lieblichen Südküste, das ergiebige Jägerleben am Faulen Meere, endlich die böse Kriegszeit, die Schlacht an der Alma, die Flucht vom Gute aus dem Gebiete der wenig zuverlässigen Nogaier, zu welcher Radde ein großes Flachboot gebaut hatte, um mit der Familie seines Gönners, Josef Schatilow, über den Siwasch kommen zu können — alles das hört sich gut an, wenn er im Freundeskreise davon berichtet.

Im März 1855 trat Radde die Reise nach Petersburg an, er blieb bei seinen Sammlungen und schloß sich einem großen Transporte an, welcher von Karasubasar nach Moskau reiste und von den Bauern des Fürsten Barjatinsky geführt wurde. Langsam, in Tagemärschen von 20 bis 30 Wersten, ging es gegen Norden, wobei natürlich Radde ganz in der Art der Bauern lebte, Land und Leute aufs beste kennen lernte und Ende des Monats in Petersburg ankam. Hier war er als Mitglied der Ostsibirischen Expedition, welche die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft ausrüstete, vorgeschlagen worden und wurde auch angenommen. Es ist bezeichnend, daß, als ihn der damalige Sekretär der Gesellschaft, der später als hoher Finanzmann wohlbekannte E. von Lamansky, nach

seinen Bedingungen fragte, Radde erwiderte: Geben Sie mir die Existenz eines Soldaten, und schicken Sie mich dahin, wo kein anderer hingehen will. Wir erfahren denn auch am Schlusse seiner „Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien 2c.“, die den 23. Band der „Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches“ füllen, daß seine sämmtlichen Reisen vom April 1855 bis Januar 1860 nur 3813 Rubel gekostet haben, eine Summe, die durch den Werth der großen Sammlungen vielfach gedeckt wurde. Den erwähnten „Berichten“ folgen wir zunächst. Am 30. Mai (a. St.) kam Radde in Irkutsk an. Mitte Juni wurde die Rundreise um den Baikalsee angetreten. In Begleitung von fünf Mann ging es in einem großen Fischerboote zuerst der westlichen Küste entlang von Bucht zu Bucht. Regnerisches und stürmisches Wetter hinderten oft. Anfangs Juli wurde die Insel Olchon besucht und durchquert. Ende Juli erreichte man das flache Norduser des Sees. Hier blieb der Reisende bis zum 2. August und erfüllte den seitens der Regierung erhaltenen Auftrag, die Omulfischereien an Ort und Stelle näher zu untersuchen und Vorschläge zu ihrem rationelleren Betriebe zu machen. Die Rückreise der Ostküste entlang sollte nicht ohne bedenkliche Störung vor sich gehen. Zwar erreichte, die Instruktion der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften erfüllend, Radde am 3. August die Ajaja-Bucht und trat in Begleitung von zwei Tungusen die Wanderung durch menschenleeren Urwald zum Frölicha- oder Dawatschanda-See an, allein es gelang ihm nicht, die rothe Forelle dieses Sees zu erbeuten, und überdies wurde er vom gastrischen Fieber befallen. Im Verlaufe der nächsten vierzehn Tage verschlimmerte sich sein Zustand derart, daß ernste Besorgniß vorlag und Eile nöthig war, um die Bargusin-Bucht zu erreichen, wo einige Fischerhütten gelegen. Von hier ging es nach kurzer Ruhe am 18. August weiter, aber schon der nächste Tag brachte anhaltend schlechtes Herbstwetter mit fast beständigem Regen bei nur 10° R., und am 20. war der Reisende gezwungen, nach Postpferden zu schicken, um so rasch als möglich die Turkinskischen heißen Mineralquellen zu erreichen, und dort bis zu seiner Genesung zu verbleiben. Am 1. September trafen dort die Leute mit dem Boote ein, und wurden mit den Sammlungen nach Irkutsk beordert, während Radde nunmehr zu Lande die Reise gegen Südwest, zum sogenannten Gänse-See, unweit von der Stadt Selenginsk, antrat. Von dort Mitte September zurückgekehrt, blieb der Reisende mit Unterbrechung von zwei Wochen, die er am Südwest-Ufer des Baikal verlebte, bis Januar 1856 in Irkutsk und trat dann die Expedition nach Transbaikalien an, welche zehn Monate in Anspruch nahm. Ueberschaut man nach dem gedruckten Berichte das von ihm untersuchte Gebiet, so erstreckt es sich vom Gipfel des Apfelgebirges (Sochondo) im Westen bis zum mittleren Argunj-Laufe, d. h. bis zu den westlichen Verflachungen des großen Chingangebirges im Osten. Die längste Zeit verweilte der Reisende am Nordrande der Hohen Gobi, mit dem Standorte Kulusutajefsk am Tarei-nor. Hier machte er die reichste Ausbeute an seltenen Sängern und Vögeln und seine Beobachtungen über Syrrhaptes und die Boibak-Murmelthiere. Den größten Theil des Juni-Monats nahm die Reise ostwärts bis Nertschinski-Sawod in Anspruch, und erst am 2./14. Juli, nach einem Ausfluge ins Adon-tscholon-Gebirge konnte die Richtung gegen Westen, ins Quellgebiet des Onon, eingeschlagen werden, um vom Altanskischen Grenzposten die Besteigung des Sochondo in Angriff zu nehmen. Diese wurde trotz des bösen Wetters vom 12. bis 15. Juli ausgeführt. Ebensowohl in dieser Grenzgegend, als auch am Tarei-nor und am mittleren Argunj überschritt Radde mehrmals die Grenze und trat auf mongolisches Gebiet. Am 9. August wurde das Hauptquartier Kulusutajefsk wieder erreicht und dort die Herbstarbeiten in Angriff genommen. Große Jagden auf Dshiggiteis und Antilopen, andere auf Rothwild folgten auf einander, und vom 17. November bis 1. Dezember finden wir den Reisenden mit vier jagdkundigen Bauern, die er im äußerst gelegenen Dorfe Klutschefsk engagirt hatte, im menschenleeren, im tiefsten Winter daliegenden Apfelgebirge jagend und Thierfallen stellend. Erst am 8. Januar 1857 kehrte Radde nach Irkutsk zurück.

Schon am 1./13. April konnte von neuem aufgebrochen werden. Diesmal galt es fast zwei Jahre fortzubleiben und in der südlichsten Krümmung des Amurs, im sogenannten Kleinen Chingan-Gebirge (Kamni, auch Bureja-Gebirge genannt), unter dem 48. Breitengrade, festen Fuß zu fassen. Es war damals das Gebiet noch nicht russisch. Nach einem Abstecher zur Grenzstadt Kjachta begab sich Radde in die transbaikalische Gouvernementsstadt Tschita, woselbst die schließlichen Vorbereitungen zur weiteren Reise getroffen wurden. Zunächst schaffte man die ganze Ausrüstung und theilweise Verproviantirung die Ingoda abwärts bis zum großen Dorfe Bjänkina; hier wurde alles auf ein fest zusammengekoppeltes Doppelfloß, aus 40 Balken bestehend, geladen, und am 15. Mai brach die Gesellschaft, die Schilka abwärts treibend, auf. Ein größeres Frachtboot und eine leichte, aus Birkenrinde gemachte tungusische Omorotsche wurden mitgenommen. Drei Kosaken und ein getaufter Tunguse mit seinem vorzüglichen Hunde begleiteten Radde. Am 20. Mai nahm man in Schilkinski-Sawod den letzten Proviant in Fässern auf, erreichte fünf Tage später bei Ust-Strelka den Vereinigungspunkt des Argunj und der Schilka und vertraute sich am Morgen des 27. Mai den Fluthen des breiten Amurstromes an. Mit der Strömung ging es bald rascher, bald langsamer weiter, und im kleinen Tungusenboote wurden überall hin Exkursionen zu den Ufern gemacht. Am 11. Juni erreichte man unweit der Dseja-Mündung den Ort, an welchem später die Stadt Blagowetschensk gegründet wurde. Am 17. Juni passirte man die Bureja-Mündung und trat am 21. in die Engschlucht, welche der Amur mit dem Charakter eines großen, ungetheilten Gebirgsstromes als Durchbruch im Kleinen Chingan geschaffen hat. Im oberen Drittheil desselben wurde auf dem linken Ufer der Platz für die Ansiedelung auf einem Vorlande der Chotschio-Höhen gewählt. Man befand sich im menschenleeren Urwalde, dessen Bestände sich vornehmlich aus herrlichen, zum Theil fremdartigen Laubhölzern zusammensetzten, und die nur selten von einem Birartungusen zur Jagd betreten wurden, da es im ganzen Chingan in der Nähe des Stromes nur zwölf dieser armen Leute gab und das Gebirge durch die Häufigkeit des Königstigers gefährlich war. — Hurtig ging es nun an die Arbeit. Bis zum 5. Juli hatte man ein Magazin errichtet, alle Vorräthe geborgen und die nassen Balken des Floßes auf das hohe Ufer geschleppt, um sie später zu einem Blockhause zu verwenden; es wurde auch ein kleiner Gemüsegarten angelegt. Die Gesellschaft theilte sich dann. Zur Bewachung des Eigenthumes blieb der Tunguse und ein Kosak am Platze, während Radde mit den beiden anderen Kosaken im großen Boote die Reise zur Ussuri-Mündung antraten. Am 14. Juli dort angelangt, wurden die Exkursionen in das Cöchzier Gebirge bis zum 21. ausgeführt und dann die beschwerliche, 500 km weite Rückreise den Amur aufwärts angetreten. Erst am 9. August kamen die Reisenden wohlbehalten am Platze ihrer Ansiedelung im Chingan-Gebirge an, und man schritt unverzüglich zum Bau der Winterwohnung. Diese war ein Blockhaus, aus den zersägten Balken des Floßes hergestellt, und zwar einen Meter in die Erde vertieft, mit russischem Backofen in der Küche, und in der größeren Hälfte der Nordwand entlang mit einem chinesischen Ofen

versehen. Am 1. September 1857 bezog die kleine Gesellschaft diese Wohnung, richtete sich für den langen Winter ein, und es begann nun die freudenreiche Jagdzeit, welche in dem bis dahin fast unberührten Gebiete sehr reiche Beute lieferte. Es wimmelte in manchen Thälern sowohl von Hoch- als auch von Niederwild. Hirsch und Eber wurden für die Küche, Zobel und Eichhorn für die Sammlungen und werthvollen Pelzvorräthe erlegt. Mit dem letzten Oktobertage kam der Amur zum Stehen, und die Kälte nahm stetig zu; schon am 4./16. November las man 7 Uhr früh — 19,75° R. ab. Anhaltender starker Schneegang vom 11. bis 13. November[1]) isolirte die Bewohner des Blockhauses vollständig und setzte den Jagden im Walde ein Ziel. Es war unmöglich, im hohen weichen Schnee zu gehen. „Von unserem Leben im Winter läßt sich“, sagt Radde Seite 704 seiner Berichte, „im allgemeinen nur sagen, daß es die Gleichförmigkeit eines Einsiedlerlebens in vollem Maße hatte, daß die nun mit größeren Mühen zu vollführenden Jagden nach und nach weniger ergiebig wurden und wir, obgleich von arktischer Kälte umgeben, doch in unserer Wohnung recht vorzüglich und warm geborgen waren.“ — Im Januar wurde es sehr kalt, am 11./23. dieses Monats zeigte das Spiritus-Thermometer — 35° R.; — 30° R. waren um diese Zeit morgens gewöhnlich. — Der härteste Schlag aber traf die Gesellschaft durch den Tod des vortrefflichen Kosaken und berühmten Jägers Nikolai Borossdin, der an einer schlecht geheilten Krankheit früherer Jahre hier zu Grunde ging und am 9. Februar starb — zum Glücke nicht in der engen Behausung der Reisenden, sondern oberhalb vom Bureja-Gebirge in der neu gegründeten Kolonie Paschkowa, wo man ihn in Rücksicht auf seine bösartige Krankheit isoliren mußte. Auch der ausgezeichnete getaufte Tunguse Iwan, der eigentliche Waldmensch, ging mit dem neuen Jahre fort. Es war ihm bei seinem Engagement das Ehrenwort gegeben, ihn, falls er es wünsche, zu Neujahr zu entlassen, weil er Familie zurückließ. Nur einem Tungusen war es möglich, damals die weite Wanderung zu dieser Jahreszeit auszuführen; die Umstände waren äußerst schwierig, wenigstens auf der Strecke bis zum Bureja-Posten. Nunmehr blieben von Neujahr 1858 nur drei im Blockhause. Radde betrieb eifrig in nächster Umgegend seiner Wohnung, zumal auf mandschurischer Seite, den Fuchs- und Wolffang mittelst Strychnin-Pillen und machte reiche Beute. Ende Januar und im Februar hatte er die große Freude, durchreisende Couriere, die von der Amur-Mündung nach Irkutsk beordert waren, zu empfangen. Sie kamen in jämmerlichem Zustande an, da diese Reise mit Hunden vollführt wurde, die stromaufwärts vom Songari in den menschenleeren Einöden keine befahrene Straße und keinen Proviant fanden. Mitte März zeigten sich die ersten Frühlingsspuren, und am 30. März/12. April fand man die ersten Blumen von Adonis und Eranthis. Am 10./22. April war der Strom eisfrei, die Arbeiten nahmen nun ungestört ihren Verlauf, aber der 14./26. April war noch ein Unglückstag; ein Königstiger hatte das beste Pferd, den Grauschimmel „Wassa“, in einem Thälchen nahe vom Blockhause gewürgt.

Am 24. Mai früh morgens legte der Graf Murawiew, der General-Gouverneur von Ost-Sibirien, welcher sich zur Amur-Mündung begab, bei Radde's Wohnung an, war über die unter den erschwerenden Verhältnissen so günstig verlaufene Ueberwinterung sehr zufrieden und ersuchte unseren Reisenden, sich an der Kolonisation zu betheiligen. Der Vorschlag mußte natürlich angenommen werden, wodurch freilich während seiner Ausführung die eigentlichen Aufgaben und Arbeiten Radde's beengt und zum Theil verhindert wurden. Die Ansiedler kamen Mitte Juni, es waren 24 transbaikalische Kosakenfamilien, die schon anfangs August in fünf neu errichteten Häusern untergebracht waren. Ueberdies waren andere Gebäude abgesteckt, die breite Dorfstraße planirt und zehn Kubikfaden Holz für den zu erwartenden Dampfer fertig gestellt. Bei seiner Rückkehr war der Graf Murawiew über diesen Erfolg hoch erfreut und nannte den Posten nach seinem Erbauer. Gegenwärtig ist die Kosaken-Staniza Raddewka eine der größten und wohlhabendsten am mittleren Amur und zählt über 100 Häuser, besitzt Kirche, Schule und Telegraphenamt.

Mit dem Beginne des Herbstes mußte ernstlich an die Heimreise gedacht werden. Von dem am 29. September bei Radde's Wohnung zum dritten male eintreffenden Dampfer „Amur“ wurde Nutzen gezogen. Die Sammlungen wurden an Bord gebracht, und in Begleitung eines seiner Kosaken reiste Radde nach der neu gegründeten Stadt Blagowetschesk, brachte dort alles gut unter, ließ den Kosaken als Wächter dabei und reiste in der Schaluppe des Schiffes am 7./19. Oktober zurück, kam auch noch gerade zur Zeit bei geringem Eisgange am 12. Oktober bei seiner Wohnung an. Erst am 10./22. November verließ Radde mit dem Kosaken Wasili den Platz, an welchem er reichlich 1½ Jahre gewohnt hatte. Sehr langsam ging es, dem linken Amur-Ufer folgend, gegen Westen. Auf weite Strecken hin gab es keine Wege, und der Schnee lag auch oberhalb vom Bureja-Gebirge tief. Am 1./13. Dezember wurde Blagowetschesk und am 25. Dezember Ust-Strelka erreicht. Von hier aus ging es rascher, aber da der Baikalsee noch nicht eisfest war, so erreichte Radde erst am 17./29. Januar mit allen seinen Sammlungen wohlbehalten Irkutsk.

Auch von dieser Reise erzählt Radde mit besonderer Vorliebe. In der That ist sie reich an allerlei interessanten Episoden. Die in seinen Vorträgen mitgetheilte Gerichtsscene in seinem Blockhause, sowie seine Göttermalereien, die er für die abergläubigen Biraren ausführte und durch die er sich großen Ruf unter ihnen erwarb, sind ebenso originell als anziehend. Radde reiste damals, vom Grafen Murawiew besonders begünstigt, in der Uniform eines Adjutanten und im Range eines Majors. Sein Alltagskostüm aber war ganz dem Urwalde angepaßt. Wir können es uns nicht versagen, das Bild in ganzer Figur hier zu geben, welches uns bereitwillig mitgetheilt wurde: Die große, langhaarige Pelzmütze ist chinesischen Ursprungs, das Thier, welches den üppigen Haarschmuck dazu lieferte, ist der Ilbigae (Canis procyonoides), in den Wäldern am mittleren Amur nicht selten. Rock und Beinkleider wurden sämmtlich gegerbt, sie stammen vom Hirsch, die kunstvolle Weste im tiefreichenden Napoleonschnitt nähte der Besitzer selbst, acht neugeborene Rehzicklein decken die Brustflächen, der Besatz ist dunkles Grauwerk, die Einkantung rothes Tuch, das Futter — ein alter Mehlsack. Ganz vorzüglich ist die hohe Fußbekleidung, sie wurde bei den Orotschonen an der Schilka erstanden, das Elenthier gab den haltbaren Stoff dazu, auch sie ist sämisch gegerbt, wird aber nur im Winter getragen, während im Sommer der ebenfalls weiche, niedrige Schuh, mit Lederriemen befestigt, den Fuß bekleidet und das Wandern sehr erleichtert. Erwähnt mag noch werden, daß Radde damals scherzhafter Weise den Titel roi du Chingan hatte und vom Grafen Murawiew als solcher behandelt wurde; wahr ist es ja, daß er in seinen Urwäldern geherrscht hat, wenn auch nur über wilde Thiere.

Seine letzte sibirische Reise vollführte Radde im Sommer 1859. Diesmal ging es westwärts in die Sajan-Gebirge, zu den östlichen Quellen des Jenisei. Die Besteigung des Munku-Sardyk, der Besuch des Nordufers vom großen

[1]) Die einfachen Zahlen der Daten sind immer im alten Stil zu verstehen.

Kossogol-See und die Untersuchung der Alibert'schen Graphitwerke waren die Hauptaufgaben für diese Reise. Sie wurden gelöst. Der erste Versuch, den Munku-Sardyk am 25. Juni von seiner Südseite zu besteigen, mißlang insofern, als nur der Gletscherfuß erreicht wurde und schlechtes Wetter zur Rückkehr zwang. Erst am 12./24. Juli erstrebte Radde die höchste Spitze (11 452 Fuß). Schon vor dem ersten Versuche machte Radde in Begleitung des Herrn Lweff den Graphitwerken einen längeren Besuch und Exkursionen in die südlichen Steinhöhlen des östlichen Sajan. Später ging es dann westwärts dem Oka-Laufe entlang bis zum Okinski'schen Grenzposten. Erst Ende Oktober kehrte der Reisende nach Irkutsk zurück und trat, nachdem die Sammlungen alle gepackt und auf drei großen Schlitten untergebracht worden waren, die Rückreise an. Am 26. November/8. Dezember verließ er Irkutsk und kam am 10./22. Januar 1860 in Petersburg an.

Bis zum Herbste 1863 blieb er in der Residenz, wurde der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften als Konservator zugezählt und ging an die Bearbeitung eines Theiles seiner Materialien. Eben hier erschienen die Werke, aus denen wir das Vorstehende entnahmen: zunächst ein dickleibiger Band seiner „Berichte über Reisen im Süden von Ost-Sibirien mit Atlas“, sodann zwei reich illustrirte Quartbände, welche die Säugethiere und Vögel seines Reisegebietes eingehend behandeln. Der erste dieser beiden Bände wurde durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften mit der Demidow-Prämie gekrönt, und ernannte die Universität Dorpat infolge dieser Editionen Radde zu ihrem Magister hon. causa, die Universität Breslau aber ertheilte ihm den Ehren-Doktor-Grad. In der Universität von St. Petersburg hielt Radde Vorträge über Ost-Sibirien, welche später in den Petermann'schen „Mittheilungen“ im Druck erschienen. Während eben dieser drei Jahre bot sich die äußerst günstige Gelegenheit für Radde, ebensowohl den Akademiker v. Brandt, als auch K. v. Baer als Gehülfe zu begleiten. Beide Reisen galten Süd-Rußland. Zweck der ersten war, ein unweit von Nikolajeffsk am Ingul lagerndes Mastodon zu heben — dies geschah 1860. Die zweite Reise wurde im Sommer 1862 ausgeführt; es war dem berühmten Akademiker v. Baer der Auftrag ertheilt worden, die Gründe über die Verflachung des Asow'schen Meeres zu studiren. Bei dieser Gelegenheit lernte Radde auch den westlichen Theil des Manytsch kennen und hielt während seiner Rückreise durch Deutschland mehrere Vorträge.

Im folgenden Jahre wurde ihm durch den Akademiker Kupfer der Vorschlag gemacht, die Assistenten-Stelle im physikalischen Observatorium in Tiflis anzunehmen. Er begab sich im September dorthin, blieb aber an diesem Institute nur bis zum Schlusse des Jahres und wurde dann seitens der Regierung mit Untersuchungen der Kaukasusländer in biologisch-geographischer Hinsicht betraut. Sofort machte er sich an die Arbeit. Im Sommer 1864 finden wir ihn in dem so gut wie unbekannten Freien Suanien. Das darüber in Tiflis edirte Werk liegt uns vor. Es ist gut illustrirt und giebt Aufschluß über die drei Längenhochthäler des alten Colchis. Radde hatte, um zu den äußersten Quellen des Ingur zu gelangen, diejenigen des Hippos erstrebt und war bis zum Fuße des Lapuri-Gletschers vorgedrungen. Er forcirte dann die schwer passirbare Wasserscheide im steilen Röschka-Rücken und gelangte so zu dem Quelllaufe des Ingur. Der Austritt aus dem Hochthale des Ingur durch die vielerorts unwegsame Engschlucht unterhalb von Pari zum Mingrelischen Tieflande war äußerst schwierig. Um eine Strecke von 70 km zurückzulegen, brauchte man acht Tage, und war gezwungen, fast überall zu Fuße zu wandern. In neuester Zeit ist Hoch-Suanien namentlich durch die berühmten englischen und österreichischen Alpensteiger mehrfach besucht worden. Sie haben dabei oftmals Radde's Touren berührt und nennen seine Arbeiten grundlegend und bahnbrechend für diese Gebiete. Vergleiche Déchy's Neuere Forschungen und Bergreisen im Kaukasischen Hochgebirge in den Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpen-Vereins 1889, Nr. 4. In demselben Werke, aus welchem wir über die Reise von 1864 schöpften, befindet sich (S. 164 bis 195) auch der Bericht über die Expedition von 1865. Radde begab sich damals von der oberen Kura ins Rionthal und ging von Sugdidi nach Abchasien. Hier folgte er dem Laufe des Kodor aufwärts und passirte, nachdem die Quellen des Klitsch erreicht waren, den 9600 Fuß hohen Nachar-Paß der Hauptkette, erreichte am 7./19. August das Dorf Utschkulan und versuchte am 10. August von der Nordseite den Elbrus zu ersteigen. Er kam bis zu 14 300 Fuß und mußte einsetzender Nebel wegen zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Jericho.

Von Olga Toeppen.

(Mit vier Abbildungen.)

Einer der lohnendsten und interessantesten Ausflüge in der Umgebung Jerusalems ist derjenige nach dem Jordan-Thale und dem Todten Meere, besonders wenn man ihn unmittelbar nach der Regenzeit, oder noch während derselben unternimmt. Es war zu Anfang des Monates März, nach einigen Regentagen, als ich mich auf den Weg machte; es war heiß, doch war noch alles grün und ziemlich frisch, was in den steinigen Gefilden Palästinas ein seltener Anblick ist. Am frühen Morgen brachen wir auf. Der steinige Weg windet sich um den Oelberg herum nach Bethanien zu. Bethanien ist ein elendes Araberdorf mit niedrigen Lehmhütten, von wenigen Olivengärten umgeben. Von Bethanien geht es steil bergab, bis wir nach etwa ¾ Stunden an die Quelle el Haud kommen; hier deuten Mauerüberreste auf einen Khan hin, der wohl in früherer Zeit dort gestanden haben mag. Der Weg ist jetzt ziemlich eben, in wellenförmigen Hügeln sanft auf- und absteigend. Zur linken Seite zieht sich ein Streifen grünen, zum Theil mit Getreide bebauten Landes hin, während zur rechten die Berge eng an die Straße treten. Jetzt sind die Wiesen und Bergabhänge mit Blumen aller Art besäet, während sie im Sommer ein Bild trostlosester Einöde bieten. Etwa eine Stunde geht es so fort, und wir können unsere Thiere tüchtig ausgreifen lassen, bis der Weg wieder schwieriger wird und sich endlich zwischen zerrissenen Kalksteinhügeln hinauf windet. Hier wird die Vegetation immer spärlicher; bald sieht man nur noch hie und da einen Thymian- oder Kamillenbusch, einen Dornenstrauch oder einen kümmerlichen, verkrüppelten Baum; endlich auch das nicht mehr, nur noch das kahle weiße Gestein, von dem die sengende Gluth der Sonnen-

strahlen zurückgeworfen wird. Gegen Mittag langten wir bei Khan el Ahmah an; das groß angelegte Gebäude mit seinem weiten Hofe und den Cisternen ist dem Verfalle preisgegeben, wird aber von allen Reisenden als Rastplatz benutzt, da man dort noch Schatten und leidlich gutes Wasser findet. Nach einstündiger Rast brechen wir wieder auf; das Land wird jetzt noch wilder und unwirthlicher, der Weg ist schwierig, doch weisen ab und zu ausgehauene Stufen in den langen glatten Felsplatten auf Straßenbau hin, der wohl aus römischer Zeit stammen mag. (Jetzt wird eine Fahrstraße von Jerusalem nach Jericho gebaut.) Zu unserer Linken öffnet sich bald eine 400 bis 500 Fuß tiefe Schlucht, in deren Grunde das klare Wasser eines Bächleins [1]) wie eine Silberader hinaufschimmert. In den steilen Felswänden sieht man hie und da halbrunde Oeffnungen, welche in geräumige, von der Natur gebildete Höhlen oder Grotten führen, in denen noch heute fromme Mönche — meistens griechischer Konfession — ein Einsiedlerleben führen, wie es in alter Zeit die Anachoreten thaten; schmale, kaum sichtbare Steige führen zu diesen Felswohnungen, und es ist unbegreiflich, wie ein menschlicher Fuß diese Wege erklimmen kann. Etwa auf halber Höhe der Felswand, jenseits der Schlucht, ist ein griechisches Mönchskloster in den Felsen gebaut. Tief unten, am Bache entlang, windet sich ein felsiger Weg, auf welchem einige Araber mit ihren beladenen Eseln munter singend dahin ziehen. — Wir gehen jetzt immer bergab der Tiefebene zu, und etwa eine Stunde nachdem wir den Khan verlassen, öffnet sich in den Bergen vor uns ein Ausblick auf dieselbe; da liegt sie vor uns in dem satten Blaugrün ihrer fruchtbaren Wiesen, und zur rechten Seite



Das Araberdorf Jericho.

ist eine Ecke des Todten Meeres sichtbar. Nun geht es schneller vorwärts; die letzte Strecke ist noch recht schwierig zu passiren, dann sind wir auf der Ebene, und in gestrecktem Galopp geht es auf Jericho zu, das uns schon einladend durch das Grün der Orangenbäume entgegenwinkt.

Jericho selbst ist ein arabisches Dorf wie alle anderen auch, mit niedrigen aus Lehm erbauten Hütten, schmalen schmutzigen Gassen, in denen armselige, kaum mit einigen Lumpen bedeckte Kinder spielen (S. Abbildung 1). Die Einwohner sind ein verkommenes, arbeitsscheues Gesindel, das sich kümmerlich von dem kärglichen Ertrage seines kleinen Ackers ernährt. Da findet sich selten einer, der durch seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt verdient. Es giebt wenige Ortschaften, in denen das Volk so heruntergekommen ist, wie gerade in Jericho. Vom Berge herabkommend, sieht man die von den Europäern erbauten Häuser, die sich halb hinter den großen, einem Griechen gehörenden Bejaren [1]) verbergen. Da ist zunächst das russische Pilgerhaus, worin Pilger unentgeltlich, und Fremde gegen eine geringe Vergütung Nachtlager und auf Wunsch auch Beköstigung finden. Auf der anderen Seite der Straße ist das freundliche Jordan-Hotel, weiter hin die kleine russische Kirche und einige Häuser, deren Besitzer meist Griechen sind.

In der ganzen Jordan-Ebene, besonders jenseits des Flusses, schlagen die ein Nomadenleben führenden Beduinen gern ihre Zelte auf. Sie stehen geistig höher als die herabgekommenen Dorfbewohner, treiben Ackerbau und Viehzucht, und sind meist Besitzer wunderschöner Rassepferde. Ein

[1]) Alten Ueberlieferungen nach der Bach Krith, an dem der Prophet Elias von den Raben gespeist wurde.

[1]) Bejaren nennt man alle Gärten, die durch Kanalisation künstlich bewässert, und in denen meistens Apfelsinen- und Citronenbäume kultivirt werden.

Beduine ohne sein Pferd ist kaum denkbar, beide gehören zusammen, und es giebt keinen schöneren Anblick, als einen dieser kräftig gebauten, meist schönen Männer, in der phantastischen Tracht, dem weiten wehenden Mantel, dem bunten mit einer dicken schwarzen Schnur befestigten Kopftuch (genannt keffigeh), den blitzenden Waffen im Gürtel, eine 8 bis 10 Fuß lange Lanze wie im Spiel über dem Haupte schwingend, auf seinem prächtig aufgezäumten, schönen Pferde dahinjagen zu sehen. Es ist ein wildes, freies Volk, die Beduinen, mit Recht von dem friedliebenden Fellachen gefürchtet, und die türkische Regierung hat oft ihre große Noth, die geringen Steuern einzutreiben. Wenn die Zeit kommt, wo sie den Zehnten vom Ertrage ihrer Felder dem Staate geben sollen, ziehen sie sich in ihre Dörfer zurück, und wehe den Soldaten, die kommen, das Recht ihrer Oberherren geltend zu machen! So läßt man jetzt die Herren der Wüste meist unbehelligt den ganzen Ertrag ihrer Ernte verzehren.

Am Abende meiner Ankunft in Jericho hatte ich ein schönes Schauspiel, indem eine Schaar der Dorfbewohner kam, um ihre wilden phantastischen Tänze aufzuführen. In erster Reihe waren es die Männer, die ihre Kunst zeigten. Sie bildeten einen Kreis, in dessen Mitte ihr mit einem Schwerte versehener Anführer stand; nun ging es in wirrem Durcheinander, und doch in gewisser Ordnung hin und her, in wilden Kreisen, und dann wieder in bedächtigen Schritten, einmal mit drohendem Schreien den Führer angreifend, dann wieder mit Rufen der Angst und unmöglich scheinenden Krümmungen und Windungen vor ihm fliehend.



Der Jordan.

Einen ähnlichen Tanz führten die Weiber auf und begleiteten ihn fast ununterbrochen mit dem, den Araberfrauen eigenthümlichen trillerartigen Schrei. Endlich kamen die Kinder auch an die Reihe, und wiederholten ziemlich dasselbe, was sie von ihren würdigen Eltern gesehen. Etwas im Hintergrunde hatte man aus weißem Dornengestrüpp ein Feuer gemacht, das man während des ganzen Spieles unterhielt, und das ein grelles gelbes Licht auf das Bild vor uns warf. Die dunkeln Gestalten der im tollen Tanze sich drehenden Männer und Weiber hatte etwas dämonisches, und fast erleichtert athmete ich auf, als sie den Schauplatz geräumt hatten, ihr wildes Geschrei verstummt war, und der Vollmond am klaren Himmel wieder ein Bild tiefsten Friedens beleuchtete.

In der Frühe des anderen Morgens machten wir uns auf den Weg nach dem Todten Meere. Wir ritten zuerst eine Zeit lang durch das hohe Gras der Ebene, das von unzähligen Blumen in ungekannter Farbenpracht und von betäubendem Dufte übersäet war. Das Gras ging den Pferden bis fast an den Hals. Je weiter wir kamen, desto niedriger und spärlicher wurde es, und endlich ging das Land in eine Haide über, die von kurzem, struppigem Wüstengras bedeckt ist, und auf der nur hin und wieder ein paar kümmerliche Büsche oder winzige Blümchen standen. Endlich hörte selbst das auf, und wir ritten nun auf hartem, schwarzem Asphaltboden dahin. Vor uns lagen die Dünen, einzeln aus dem Boden aufsteigende, unzusammenhängende Kegel. Als wir dieselben auf dem sich hindurchwindenden Pfade passirt hatten, belohnte ein herrlicher Blick unsere Mühe. Da lag es vor uns, das Salzmeer, ein langer, nicht breiter blauer Streifen, auf einer Seite von dem Gebirge von Judae, auf der anderen von den Moabiter Bergen eingefaßt, die sich in der klaren Fluth spiegelten. Doch wie sonderbar! Die Ebene vor uns, die sich bis in das Meer zieht, und die

untersten Stufen des Gebirges scheinen weiß, als wäre ein erster Schnee darauf gefallen. Ich fragte meinen Begleiter nach der Ursache dieser Erscheinung, worauf er mir sagte, daß es alles Salz sei — die Niederschläge der aus dem Wasser sich entwickelnden Dämpfe. Später überzeugte ich mich davon; auf dem Wege waren überall kleine Lagunen und Pfützen, deren Wasser mit weißem Schaum überdeckt war; wo das Wasser schon verlaufen war, sah man die Salzkrystalle bloß daliegen. Vom Meer bis nach dem Gebirge Judae ziehen sich, wo es weiter zurücktritt, Flächen hin, die mit röthlichen, kleinen Pflanzen bedeckt sind, unter welchen sich grundlose Sümpfe verbergen, aus denen man sich, einmal hineingerathen, nimmer herausarbeiten kann. Es sollen da schon manche Reisende zu Grunde gegangen sein. Wir stiegen bei dem Badeplatze von den Pferden und gingen ein Stück am Ufer des Meeres entlang. Es ist wunderbar, wenn man denkt, daß in solcher Tiefe, von Bergen eingeschlossen, sich ein so großes Bassin hat bilden können. Der Wasserspiegel liegt 397 m unter dem Niveau des Mittelländischen Meeres.

Wie todt und still alles umher — kein Laut, nichts regt sich, kein Vogel, kein Gethier; die vom Jordan angeschwemmten



Die Elisa-Quelle.

Aeste und Zweige hat das Meer ans Ufer geworfen und sind dieselben mit einer festen weißen Salzkruste umgeben. Das Wasser enthält 21,7 Prozent seines Gewichtes Salz — also viel mehr als alle anderen Meere, die, wie z. B. das Mittelmeer, nur $3^1/_2$ bis 4 Prozent enthalten. Es ist unterhaltend, die Schwimmer dort zu beobachten, die trotz aller Anstrengung nur einen Theil des Körpers unter Wasser bringen können. Das Baden im Todten Meere ist, wie bekannt, ein sicheres Heilmittel gegen Hautkrankheiten aller Art; doch dürfte es neu sein, daß es, wie mir von einem erfahrenen Arzte versichert wurde, auch gegen Rheumatismus und gichtische Leiden von unschätzbarem Nutzen sein würde; es wäre danach gar keine schlechte Idee, in Jericho oder noch näher am Meere eine Heilanstalt einzurichten. Es wäre natürlich bei den dortigen Verhältnissen ein schwieriges, aber sicher recht lohnendes Unternehmen.

Vom Todten Meere durchschritten wir die trostlos öde Ebene, und passirten eine Strecke, in der unsere Thiere fast bis zur Brust ins Erdreich einsanken und sich nur schwer wieder herausarbeiteten. Es sind dies auch für den ortskundigen Reisenden gefährliche Stellen; es sind ausgetrocknete Sümpfe, in denen aber das Erdreich so locker und unterhöhlt ist, daß oft Pferde und Esel auf Nimmerwiedersehen sammt ihren Reitern darin verschwinden. Es war Schuld unseres Führers, daß wir hinein geriethen, aber Dank einer vorbeiziehenden Gesellschaft Reisender kamen wir schnell wieder auf den rechten Weg. Nach mehr als einer Stunde erreichten wir das Jordan-Gebiet. Die Dünen dort haben eigenthümliche Formen, so

daß ich aus der Ferne der Meinung war, wir näherten uns einem Dorfe; es sind ziemlich gerade ansteigende, fast eckige Hügel, über denen der viel breitere, nach oben sich zuspitzende Gipfel wie ein Dach liegt. Die Ufer des Flusses sind mit



Der Berg der Versuchung.

dichtem Gebüsch und großen schattenspendenden Bäumen bestanden, der Boden mit kurzem, weichem Grase bedeckt. An der Stelle der heiligen Taufe (S. Abbildung 2) machten wir Halt. Dies ist angeblich die Stätte, an welcher Christus sich vom Täufer Johannes taufen ließ, und wohin jetzt alljährlich am Tage der Heiligen Drei Könige Schaaren von Pil-

gern griechischer Konfession ziehen und von ihren Priestern unter das Wasser getaucht, ihre zweite Taufe erhalten. Der Fluß ist hier 18 bis 20 m breit, das Wasser gelb und schlammig wie das des Nil und fließt träge dahin; an der Mündung in das Todte Meer hat der Jordan eine Breite von 40 bis 50 m. Wir hielten eine etwa zweistündige Rast unter den tief herabhängenden Zweigen der Tamarisken und Weiden und waren gezwungen, ein Feuer von Holz und Blattwerk zu unterhalten, um durch den dichten, daraus aufsteigenden Rauch die dort so lästigen Moskitos und eine Art winzig kleiner Fliegen zu vertreiben. Ein zweistündiger Ritt durch die Ebene brachte uns dann wieder nach Jericho zurück.

Am anderen Morgen machten wir uns auf den Weg nach Ain Tjuk, was ein recht lohnender Ausflug ist. Vom Dorfe Jericho ritten wir etwa 20 Minuten bis an den Fuß des Gebirges Judae. Hier kommt ein krystallklarer Quell hervorgesprudelt, der ein großes Bassin bildet und dann als Bächlein über Geröll und Gestein, durch die blumigen Wiesen dem Jordan zueilt. Der Platz ist reizend, von großen Bäumen überschattet, kühl und lauschig (S. Abbildung 3). Der Sage nach ist es die Stelle, an der der Prophet Elisa das bittere, Krankheit erzeugende Wasser heilte und genießbar machte. Unmittelbar oberhalb dieser Stelle stehen die Ruinen des alten Jericho, und Mauerüberreste, Theile von Mosaikfußböden, Brunnenanlagen ꝛc. zeugen davon, daß menschliche Wohnungen dort gestanden. Wir gehen nun weiter den Berg hinan und kommen an mehrere ausgedehnte, doch schon halb verfallene Gebäude; es sind dies Anlagen einer Zuckerfabrik, die man errichtete, in Betrieb setzte und dann wieder verließ, da die Sache nicht rentirte.

Jetzt ging es ziemlich steil bergauf, bis wir am Fuße des Quarantäne-Berges anlangten; dieser ist ein schroffer, hoher Felskegel, dessen Gipfel alle anderen in diesem Gebirgszuge weit überragt. In den steilen Wänden aus röthlichem Granit sieht man viele Höhlenwohnungen und auch wieder ein griechisches Mönchskloster. Der auf die Spitze des Berges hinaufführende, schmale Pfad ist so steil — fast senkrecht —, daß man es für unmöglich hält, ihn zu erklimmen. Und doch gehen alljährlich Tausende von Pilgern dort hinauf. Reitthiere, selbst Esel, die das Bergsteigen doch gewohnt sind, muß man eine halbe Stunde unter der Höhe zurücklassen, da sie nicht im Stande sind, einen Reiter dort hinauf zu tragen. Man sagt von diesem Berge, daß es derselbe sei, auf dem Christus vom Teufel versucht wurde (S. Abbildung 4).

Unser Pfad wand sich um den Berg herum und weiter immer hart am Gebirge hin; zu unserer Rechten, tief unter uns, zog sich ein fruchtbares, von dem murmelnden, sprudelnden Tjuk durchschnittenes Thal hin, in dem das Getreide schon hoch stand, dessen Aehren zu schwellen begannen; der Weg war so schmal, daß man einem entgegenkommenden Reiter nicht hätte ausweichen können, und fiel so schroff ab, daß es mir bisweilen ganz schwindlig wurde. Zur Linken thürmten sich steil aufsteigende Berge. Fast $2^1/_2$ Stunden, nachdem wir Jericho verlassen, langten wir an der Quelle des Tjuk an. Es ist ein hübscher Platz, ähnlich der vorhergenannten Elisa-Quelle, von großen Bäumen überschattet. Zwei alte Sykomoren neigen sich so weit über den Bach, daß sie eine Brücke bilden und wir ihre Stämme zum Rastplatze auswählten. Ein Hirt weidete nicht weit von uns seine Ziegen, und bald nachher kam eine Schaar Frauen und Mädchen aus dem hoch auf dem Berge gelegenen Dörfchen, um Wasser zu schöpfen. Es waren einige bildhübsche Mädchen unter ihnen, aber so scheu wie die Gazellen, da sie ja selten Europäer erblicken und nicht wie die Fellachen hier in fortwährendem Verkehr mit ihnen stehen. Sie betrachteten mich von allen Seiten, und besonderen Spaß schienen ihnen meine ledernen Reithandschuhe zu machen, die ich auf ihr Verlangen mehrmals an- und ausziehen mußte. In unserem Eßvorrath hatten wir auch etwas Chokolade, wovon ich ein Stück einem der Mädchen gab. Es wurde von allen mißtrauisch betrachtet, bis endlich eine das Herz faßte, ein Stückchen davon abzubeißen, um es gleich darauf unter schrecklichen Grimassen fortzuwerfen und mich zu versichern, es sei sehr schlecht. Ich bewunderte die Kraft und Geschicklichkeit, mit der die Mädchen mit ihren zarten Armen und feingeformten kleinen Händen die Schläuche füllten und dann auf ihre Esel luden. Ein paar Weiber wuschen ihre Wäsche; die Knaben kamen ihre Ziegen zu tränken — es war ein Bild voll Leben, und von großem Reiz für jeden Europäer muß es sein, das Volk in seinem Thun und Treiben zu beobachten, wenn es sich giebt wie es ist, ohne sich irgend welchem Zwange zu unterwerfen. —

Die sich zum Untergange neigende Sonne mahnte uns zum Aufbruch; nach einem Ritte von zwei Stunden waren wir bei der Elisa-Quelle; unterwegs fielen mir die großen Mengen von Rebhühnern und Wachteln, besonders von letzteren, auf, die bei unserem Vorüberkommen aus den Getreidefeldern aufflogen; mein Begleiter schoß ohne jede Mühe ein Dutzend davon zu meinem Abendessen. In der Ebene angelangt, entrollte sich ein prächtiges Landschaftsbild vor unsern Blicken, und die Beleuchtung war zauberisch schön: die weite Ebene vor uns in ihrem dunkeln Grün, von kleinen Bächen wie von Silberfäden durchzogen; etwas zur Rechten die Gärten von Jericho, durch welche die Häuser schimmerten; zur Linken und vor uns die Moabiter Berge mit dem klaren Spiegel des Todten Meeres im Vordergrunde; hinter uns die Berge von Judae, die nach dem Meere zu sich immer mehr dem Gebirge von Moab nähern, und sich endlich mit ihm zu vereinigen scheinen. Hinter uns ging die Sonne zur Rüste und küßte mit ihren Strahlen die Gipfel der Moabiter Berge, daß sie rosig erglühten, während die Berge von Judae im tiefsten Schatten lagen. Dunkler und dunkler erglänzte das Roth, bis es purpurn war, und der Meeresspiegel nahm eine fast violette Färbung an. Die Schattirungen am Himmel waren unglaublich schön, in allen Farben spielend, und würde man sie auf einem Gemälde für übertriebene Phantasie des Künstlers halten. Es bietet aber auch nur der Orient derartige Schauspiele, in unserm kalten Norden ahnt man nichts von der Pracht der Beleuchtungseffekte. Allmählich wurde es dunkler und dunkler, bis alles grau und gleichförmig erschien, da kam hinter dem Gebirge von Moab der Vollmond herauf und übergoß Alles mit seinem sanften, silbernen Lichte und leuchtete uns auf unserem Heimwege.

Noch in derselben Nacht, nach einigen Stunden Rast, brachen wir wieder nach Jerusalem auf. Der Ritt in der kühlen Nachtluft war weit angenehmer als vorher in der sengenden Mittagsgluth, und doch war es nicht kalt, und in engen Bergpässen wehte uns ein heißer Odem an, indem die Berge die Hitze des Tages zurückstrahlten.

In der Morgenfrühe langten wir bei Ain el Haud an, wo wir die erschöpften Thiere tränken und ruhen ließen. Nach einer halben Stunde waren wir dann auf der Höhe von Bethanien, die heilige Stadt lag vor unseren Blicken, und in weiteren 25 Minuten waren wir wieder in ihren Mauern.

Die Völker der Gambia-Gegend.

(Mit zwei Abbildungen.)

Der letzte Bericht des Gouverneurs von Gambia enthält eine Reihe von interessanten Bemerkungen über die verschiedenen Stämme dieser Gegend, die wir hier wiedergeben [1]).

1. Ueber die Mandingos. Der Hauptaufenthalt dieses zahlreichen und mächtigen Stammes ist die gebirgige Gegend um die Niger- und Gambia-Quellen, die sich bis gegen Kong ausdehnt. Von dieser Gegend aus verbreiteten sie sich über die umliegenden Landstriche im Westen, so daß die ganzen Ufer des Gambia bis zum Meere schließlich in ihrer Machtsphäre begriffen waren. Augenblicklich bewohnen sie die Hauptländer auf dem Nordufer des Flusses. In Combo, auf dem Südufer, sind die bedeutendsten Stämme gleichfalls von derselben Rasse, wenn auch die heidnischen Tscholas in dem angrenzenden Foginlande sich gegen die Mandingos zu behaupten wissen. Der ganze Handel auf dem unteren Flusse ist eigentlich in den Händen der Mandingos, drei Viertel der bisher kultivirten Erdnüsse sind von ihnen gebaut worden, und der Bienenwachsexport scheint auch hauptsächlich von ihnen abzuhängen. Auch Vieh und Felle bringen sie zu Markte, und sie kultiviren viel Baumwolle, die von ihren Frauen zu den bekannten Tüchern verarbeitet wird, welche eine so große Rolle in dem Flußhandel spielen. Die Sprache der Mandingos ist reich und wohllautend und weit flüssiger wie die Tscholoffsprache, welche nächst derjenigen der Mandingos die verbreitetste ist. Letztere bedienen sich beim Zählen des Zehner-, erstere des Fünfer-Systems. Die Mandingos sind in der Hauptsache Mohammedaner, zum Theil auch „Soninkees“, bei allen aber ist der Glaube sehr mit Fetischismus durchsetzt. Die Benennung „Soninkee“ wird von den Mohammedanern Allen ohne Ausnahme beigegeben, welche Alkohol genießen. Physisch sind die Mandingos eine hagere, athletische, mittelgroße Rasse mit adlerartigen Zügen, in den Gesichtsumrissen immer sehr von dem echten Negertypus abweichend. Ihre Farbe ist etwas heller wie bei den Tscholoffern, aber sie haben wolliges Haar. Die Gesetze werden in den Mandingostädten von den „Alkalis“ oder „Sumas“ gehandhabt. Beide Bezeichnungen haben dieselbe Bedeutung, die erstere für den Hauptminister in einer mohammedanischen, die zweite für denselben Beamten in einer Soninkee-Stadt. Mord und Ehebruch werden mit dem Tode bestraft. Das Urtheil wird im ersteren Falle in derselben Weise vollstreckt, wie das Verbrechen begangen wurde, im letzteren durch Tödten mittelst Schwert. Die Ehebrecherin wird nur gepeitscht und von ihrem Manne ausgestoßen. Diebstahl wird auch durch Peitschen mit einer Art Strickpeitsche bestraft. Verleumdung und Ehrfurchtslosigkeit gegen Eltern und ältere Leute werden durch eine Geldstrafe gerügt, die dem Alkali zu gute geht. Immoralität im Gegensatz zu Ehebruch ist so gut wie unbekannt, würde aber ähnlich wie der Ehebruch bei der Entdeckung mit dem Tode bestraft werden. Die Mandingos unterhalten immer noch Beziehungen mit ihrem ursprünglichen Gebiete und erkennen dem alten Mandingo-Reiche eine höhere Autorität zu, wenn auch mehr eine eingebildete als eine wirkliche, da die Entfernung eine zu große ist, um eine thatsächliche Gewaltausübung zu gestatten.

Ein Serer.

2. Ueber die Serer. Diese Rasse bewohnt die Nachbarschaft von Tschoal, Seine und Baol, im Norden von Gambien, außerhalb der englischen Machtsphäre. Sie bilden ein ganz besonderes Volk, dessen Sprache keinerlei Aehnlichkeit mit der der Mandingos und Tscholoffer besitzt. Sie sind eine selbständige und leidlich fleißige Rasse, kultiviren Korn und Reis in größeren Mengen und züchten zahlreiche Rinder. Sie kaufen nur selten baumwollene Waaren und haben keinerlei Bedürfniß nach Luxusgegenständen. Ihre Garderobe besteht niemals aus mehr wie zwei „Pagas“ oder landesüblichen Tüchern. Während der Dürrezeit kommen viele Serer-Jünglinge nach Bathurst, um auf drei Monate als Arbeiter zu dienen, und ihr Ehrgeiz ist befriedigt, sobald sie genug verdient haben, um sich ein Gewehr, ein Messer, einen Holzkasten und einige kleinere Artikel, wie z. B. eiserne Töpfe und Stangen, rohe Baumwolle rc. zu kaufen. Andere kommen zuweilen in kleinen Kanus dahin, schneiden Holz für den Markt oder beschäftigen sich mit Fischfang. Was ihre Reli-

[1]) Vergl. „Nature“, vol. 42, p. 256 ff.



Tscholoffer.

gion anbetrifft, so sind die Serer Ungläubige, und außer in einzelnen Fällen haben sie bis jetzt alle Versuche vereitelt, sie zum Islam zu bekehren. Sie erkennen ein höchstes Wesen an, aber es wird nur bei feindlichen Einfällen beschworen, ein Verfahren, das zweifellos von den Mohammedanern entlehnt ist. Der König von Seine, der zugleich Häuptling der Serer-Nation ist, hält sich einen Marabut besonders zu diesem Zwecke, aber seine Dienste werden bei keiner anderen Gelegenheit in Anspruch genommen. Die Serer sind physisch eine schöne, gut gewachsene Rasse, mit nicht unangenehmen Zügen und einem tiefschwarzen Teint. Wie bei den Mandingos werden Mord und Ehebruch mit dem Tode bestraft und das Urtheil durch Erschießen oder Enthaupten nach der Bestimmung des Königs vollstreckt. Immoralität wird nicht so streng beurtheilt und kann in der Regel mit Geld gut gemacht werden. Leute, welche mit den Bräuchen und Sitten beider Stämme vertraut sind, behaupten freilich, daß der Ehebruch auch in Fällen vertuscht wird, wo der Verbrecher reich genug ist, um der beleidigten Ehre des Ehemanns Genugthuung zu leisten, und daß die Frauen durch die Nothwendigkeit der äußersten Vorsicht schlau gemacht, sich der verschiedensten Listen bedienen, um ihre Männer zu betrügen. Die Tugend dieser Stämme wäre demnach mehr eine scheinbare als eine wirkliche. Jeder Serer darf zehn Frauen besitzen, und sich noch mehr zu halten, wird als eine verzeihliche Schwäche betrachtet. Der Diebstahl wird auf eine sehr wirksame Weise bestraft, indem sämmtliche Habseligkeiten des Diebes seinem Opfer übergeben werden. Das primitive Fünfer-System wird von den Serern ähnlich wie von den Tscholoffern benutzt.

3. Ueber die Nominkas. Diese Rasse bewohnt die Region, welche unter dem Namen Nuani- oder Barra-Reich bekannt ist. Früher war Barra das bedeutendste unter den Königreichen Gambiens, Dank der Zahl und Stärke der Kriegskanus, die dem Könige zu Gebote standen. Die heutigen Nominkas scheinen in Nomibartokas — die, welche an der Flußmündung wohnen — und Nomibantokas — die, welche weiter landeinwärts wohnen — eingetheilt zu sein. Die ersteren haben die Region zwischen Tschonwar und Tschinnek inne, die letzteren wohnen zwischen den Städten Essov und Tschurunko. Die Nominkas sind eigentlich Mandingos, aber sie wohnen den Serern so nahe, daß sie nicht nur ihre eigene, sondern auch die Sprache dieses Stammes beherrschen. Sie unterhalten Verbindungen mit Bathurst mittelst großer Kanus, die sie mit großer Geschicklichkeit herzustellen verstehen. Diese Kanus sind bisweilen fähig, drei Tonnen Erdnüsse, die von den Nominkas in großen Mengen kultivirt werden, zu tragen. In Bezug auf Religion sind die Nominkas jetzt Mohammedaner, obwohl sie früher Soninkees waren. Ihre Gesetze sind denen der Mandingos, der Rasse, der sie entstammen, ähnlich.

4. Ueber die Tscholas. Die Geschichte dieses primitiven und sonderbaren Stammes ist sehr in Dunkel verhüllt. Sie scheinen selber keine Vorstellung in Bezug auf ihren Ursprung zu haben, und selbst die Sage weiß nur von den neuesten Ereignissen in ihrer Geschichte zu berichten. Sogar unter den günstigsten Bedingungen ist die Intelligenz der Tscholas von einer so niedrigen Art, daß es schwer hält, genaue ethnologische Mittheilungen von ihnen zu erhalten. Soweit man etwas von dem Volke selbst erfahren kann, haben die Tscholas oder Fellups von jeher eine Region bewohnt, welche im Osten von dem Vintang-Flusse begrenzt wird und sich entlang diesem Flusse bis zu den Quellgewässern des Cazamance ausdehnt, um sich dann entlang dem Nordufer dieses Flusses bis zur Mündung und von dort bis zu den Grenzen des fremden Combo zu erstrecken. Die Banyans, Pagels, Balantes und Biafares, die zuweilen auch Tscholas genannt werden, scheinen verbündete Stämme zu sein. Durand, ein früherer Gouverneur der Insel St. Louis, giebt in seiner „Reise nach Senegal“, welche im Jahre 1806 veröffentlicht wurde, einige interessante Mittheilungen über dieses Volk, sowie über die ausgedehnten portugiesischen Niederlassungen, die damals am Vintang und am Cazamance existirten. Beide Ufer des letztgenannten Flusses sind von den wilden und grausamen Fellups bewohnt, welche keine Beziehungen zu den Weißen haben wollen, und mit ihren Nachbarn immer im Kriege begriffen sind. Diejenigen, welche in der Nachbarschaft des Gambia wohnten, scheinen jedoch abweichende Charakterzüge gezeigt zu haben, denn bei der Beschreibung der Stadt Vitan (Vintang) schreibt derselbe Schriftsteller — „die Neger dieser Gegend sind Fellups, sie haben eine ganz eigene Sprache und sind Heiden. Diejenige von Vintan und Umgegend, welche Handel treiben, sind freundlich, offen und civilisirt; sie mögen gern Fremde, sind jederzeit bereit, ihnen gute Dienste zu leisten und zeigen sich ehrlich und aufrichtig in ihren geschäftlichen Handlungen.“ Vintang Creek, einst ein bedeutender Handelsdistrikt, wo Wachs, Felle und Elfenbein in großen Mengen erzeugt wurden, ist jetzt so gut wie verlassen, und die Einwohner begnügen sich damit, so viel Reis und Korn zu bauen, wie sie für den bloßen Lebensunterhalt bedürfen. Sie sind entschieden eine fleißige Rasse, und viele von ihnen kommen nach Bathurst, um dort während der Handelszeit als Arbeiter zu dienen. Die Schiffe werden beinahe ausschließlich von Tscholafrauen geladen, und die Kaufleute könnten sie schwerlich entbehren. Ihre äußere Erscheinung ist keine anziehende, und beide Geschlechter tragen nur wenige oder gar keine Kleidung. In ihrem eigenen Lande giebt es in Wirklichkeit weder eine Regierung noch ein Gesetz, jeder macht, was er will, und der tüchtigste Dieb ist zugleich der größte Mann. Es giebt keine anerkannte Strafe für Mordthaten und andere Verbrechen. Persönlicher Vergleich ist das einzige Heilmittel, und der Stärkste behält das Recht. Abweichend von der Regel unter den meisten afrikanischen Stämmen, besteht bei ihnen auch keine Formalität bei der Eheschließung. Die natürliche Wahl wird von beiden Parteien beobachtet, und das Paar lebt zusammen, sobald sie ihrer gegenseitigen Geneigtheit überzeugt sind. Der Bräutigam macht keine Geschenke, und die Zustimmung der Eltern wird ignorirt. Sie heirathen aber nur innerhalb ihres eigenen Stammes. Es werden bei den Tscholas drei verschiedene Sprachen gebraucht, die weder unter einander, noch mit denen der benachbarten Stämme Aehnlichkeit besitzen. Ihr Wortschatz scheint ein armer zu sein, wie es bei einem Volke von so wenigen Bedürfnissen natürlich ist. Die Tscholas zählen nicht höher als zehn. Ausdrücke werden nur bis fünf gebraucht, wie es bei allen den erwähnten Stämmen außer den Mandingos auch der Fall ist. Ueber zehn zählen sie nur durch Pantomime, die Finger und Zehen sowie Holzstücke dazu benutzend. Ob wegen Verfolgung oder aus anderen Gründen, sind die Tscholas ein sehr isolirtes Volk geblieben und haben jede Berührung mit ihren Nachbaren vermieden. Trotz der Neigung zum Proselytenmachen, die bei den Mandingos vorhanden ist, ist es ihnen nicht gelungen, den Mohammedanismus bei den Tscholas einzuführen, und ebensowenig haben die Portugiesen vermocht, für die römisch-katholische Religion einen festen Boden bei ihnen zu schaffen.

5. Ueber die Tscholoffer. Obwohl das Wort „Tscholof“ in Bathurst sehr häufig gebraucht wird und wohl die meisten Einwohner die Tscholofsprache reden, so sind in Wirklichkeit nur sehr wenige der echten Rasse dort zu finden. Die eigentlichen Tscholoffer sollen ein sehr schöner Stamm sein, sie sind stolz und außerordentlich eitel, da sie eine sehr alte Herkunft für sich in Anspruch nehmen. Die Frauen

haben für grellgefärbte Kleidung und für jede Art Schmuck eine übermäßige Liebhaberei. Sie pflegen die Ohren von oben bis unten zu durchbohren, um so viele Schmucksachen wie irgend möglich anzubringen. Das krause Haar wird so lang als möglich ausgezogen, und in lauter kleine herunterhängende Zöpfchen geflochten, wodurch diese Eingeborenen ein ganz eigenthümliches Aussehen gewinnen. Ueber ihren moralischen Charakter hört man sehr ungünstiges, denn sie scheinen sich hauptsächlich durch Diebstahl, Betrug und ausschweifendes Leben auszuzeichnen. Was die Religion anbetrifft, so sind sie eifrige Mohammedaner und heirathen nur selten außerhalb ihres eigenen Stammes, und für jede Uebertretung dieser Sitte sind sie sehr empfindlich. Die Tscholoffsprache ist sehr ausdrucksvoll und hat schon bei den Linguisten viele Beachtung gefunden, so daß mehr wie eine Grammatik davon herausgegeben worden ist. Golberry, der einen Wortschatz der Tscholoffsprache zusammengestellt hat, bemerkt die eigenthümliche Thatsache, daß trotz ihrer unmittelbaren Berührung mit den Mauren, welche die arabische Zahlweise angenommen haben, die Tscholoffer doch konsequent dabei geblieben sind, nur mit Hülfe der einen Hand und nicht beider zu zählen. Es ist auch ein merkwürdiges und räthselhaftes Problem, warum die Mandingos, ein binnenländisches Volk, das wahrscheinlich erst später als die Stämme in der Nähe der Küste mit civilisirten Rassen in Berührung gekommen ist, doch in Bezug auf ihr Zahlensystem weiter als alle anderen Stämme in diesem Theile Westafrikas vorgeschritten sein sollten. Die Frage, ob diese Methode in der Sprache ihren Ursprung hatte, oder erst später in ihrer Entwickelungsgeschichte erworben worden ist, muß den Linguisten überlassen werden. In jedem Falle sind die Mandingos immer eifrige Händler gewesen und es ist möglich, daß ihr Instinkt sie sehr zeitig des Vortheils eines Zahlsystems überzeugt hat, welches auf zehn Fingern statt auf fünf basirt ist.

6. Die Salum-Salums sind die Nachbaren der Serer und ihre Sprache ist eine Mischung von Tscholof und Serer, verursacht durch wechselseitige Verheirathung mit diesen beiden Stämmen. Bezüglich der Religion sind sie theils Mohammedaner, theils Soninkees. Erstere nehmen sich öfters Soninkee-Frauen, aber kein Marabut würde einem Soninkee seine Tochter geben, ausgenommen einem Könige oder Prinzen und dann nur mit Widerstreben.

7. Die Lowbeys. Diese Leute können als die Zigeuner Nordwestafrikas bezeichnet werden. Es ist fast unmöglich, irgend etwas genaueres über ihre Geschichte zu erfahren. Sie wandern von Ort zu Ort und sind ohne ständige Heimath. Sie gehören aber zweifellos derselben Rasse an wie die Fulahs, obwohl sie durch irgend welchen Umstand von ihnen getrennt worden sind. Diejenigen, die von dem Verfasser beobachtet wurden, waren durchgehends schöner wie die Durchschnittsneger und sahen den Fulahs ähnlich, wenn auch von dunklerer Farbe. Sie beschäftigen sich beinahe ausschließlich mit der Anfertigung von Kanus, sowie von Holzgeräthen, welche allgemein bei den Eingeborenen in Gebrauch sind. Sie schließen sich zeitweise jedem Stamme an, heirathen aber nie außerhalb des ihrigen und halten auf diese Weise ihren eigenthümlichen Typus rein. In Bezug auf Religion sind sie meist Heiden, wenn sich auch einige zum Islam bekennen. Sie haben keine eigene Gesetze, sondern fügen sich denen des Stammes, bei welchem sie im Augenblicke hausen. Wenn ein Krieg ausbricht, so siedeln sie wohlweislich sofort nach einer Gegend über, wo Frieden herrscht.

Von den anderen Mitgliedern ihrer Rasse, den Fulahs und den Tucouleurs, braucht nur wenig hinzugefügt zu werden, da besonders die ersteren hinreichend bekannt sind. Sie sind durch ihre ungewöhnlich helle Farbe auffallend. Ihre Hauptstadt ist Timbo in dem Futa-Tschallon-Lande. Die Tucouleurs wohnen hauptsächlich in dem Futa-Toro-Lande in Senegambien, sind aber durch ihre vielfache Vermischung mit anderen Stämmen von dunklerer Hautfarbe wie die Fulahs. Sie sind ein kriegerisches Volk und machen den Franzosen viel zu schaffen.

Kürzere Mittheilungen.

Die kanadische terra incognita.

Nach Dr. G. M. Dawson beläuft sich die Landfläche, die man in Kanada noch als vollkommene terra incognita bezeichnen kann, trotz der eifrigen Forschungsarbeit, die die von der Regierung organisirte Landesuntersuchung jahraus jahrein aufbietet, noch immer auf etwa eine Million englische Quadratmeilen, bezw. auf nahezu ein Drittel des Gesammtareals der Dominion. Die Gegenden, welche bezüglich ihrer Naturbeschaffenheit und ihrer Hilfsquellen noch zu erforschen übrig geblieben sind, sind die folgenden:

1. Das Land zwischen der Ostgrenze von Alaska, dem Porcupine-Flusse und der Eismeerküste, im ganzen etwa 9500 Quadratmeilen; diese Gegend liegt in allen ihren Theilen nördlich von dem Polarkreise.

2. Das Land westlich von dem Lewes- und Yukon-Flusse, das sich bis zu der Grenze von Alaska ausdehnt, im ganzen ungefähr 32000 Quadratmeilen. Diese Gegend enthält die Quellgewässer des Weißen und wahrscheinlich auch des Tanana-Flusses, und da sie ziemlich niedrig liegt und durch eine der höchsten Gebirgsketten des Kontinentes vor dem Meere geschützt wird, so hat sie jedenfalls interessante klimatische Eigenthümlichkeiten aufzuweisen.

3. Das Land zwischen dem Lewes-, Pelly- und Stikine-Flusse, im Osten der Küstengebirge, im ganzen 27000 Quadratmeilen. In diese Gegend sind nur einige „Prospektors" eingedrungen, nach deren Aussagen, sowie nach denen der Indianer, die Flußläufe auf den Karten, welche auf die Yukon-Expedition Bezug nehmen, aufgezeichnet sind. Dieses Land liegt auf den metallreichsten Felsschichten der Cordilleren, und in seinen niedrigen Theilen können die härteren Getreidearten kultivirt werden.

4. Das Land zwischen dem Pelly- und Mackenzie-Flusse, im ganzen 100000 Quadratmeilen, welches theils in dem Becken des Yukon, theils in dem des Mackenzie liegt und einen 600 Meilen langen Abschnitt der Haupt-Felsengebirgskette in sich schließt. Außer einigen ungenauen und dürftigen Aufzeichnungen des Herrn A. K. Isbister, der vor vielen Jahren den Peelfluß zu erforschen suchte, ist nichts über diese Gegend veröffentlicht worden.

5. Das Land zwischen dem Großen Bären-See und der arktischen Küste, im ganzen 50000 Quadratmeilen, beinahe ausschließlich nördlich des Polarkreises gelegen.

6. Das Land zwischen dem Großen Bären-See, dem Mackenzie-Flusse und dem westlichen Theile des Großen Sklaven-Sees, 35000 Quadratmeilen. Der unermüdliche Missionar Abbé Petitot hat in den Jahren 1864 bis 1871 verschiedene Reisen in den beiden letztgenannten Regionen ausgeführt, über die er später Berichte veröffentlicht hat. Da er aber keine weiteren

Instrumente mit sich führte als Kompaß und Uhr, die er nach dem Sonnenlaufe regulirte, so sind seine Aufnahmen selbstverständlich ziemlich ungenau. Seine Arbeit verdient aber im ganzen große Anerkennung, und seine Beschreibung des Landes ist sehr werthvoll. Für die civilisirte Menschheit besitzen diese Gegenden seiner Meinung nach nur wenig Werth, außer als Jagdgründe und wegen der Mineralien, die sie möglicherweise bergen. Nach ihm sind es Landschaften, still wie das Grab, mächtige Ebenen und vereiste Steppen, furchtbarer als die sibirischen, mit dürftigen Wäldern, ähnlich denen, die man in der Nähe der nordischen Gletscher gewahrt.

7. Das Land zwischen dem Stikine- und Liardflusse im Norden und dem Skeena- und Peaceflusse im Süden, im ganzen 81000 Quadratmeilen. Diese Region enthält einen Theil der westlichen Cordilleren, sowie zwischen dem Liard- und Peaceflusse eine große Strecke des inneren kontinentalen Plateaus, das zum Theil aus gutem Ackerlande besteht. Der westliche Theil dieses Hochlandes wurde 1866 und 1867 von der Expedition der Western-Union-Telegraph-Gesellschaft, bei ihrem Versuche, das nordamerikanische Telegraphensystem mit dem europäischen durch Asien zu verbinden, erforscht. Die Aufnahmen dieser Expedition sind aber nicht veröffentlicht worden, und nach ihren anderen Arbeiten zu urtheilen, wären sie auch zu oberflächlich, um geographisch werthvoll zu sein.

8. Das Land zwischen dem Peace-Athabasca- und Loonflusse, etwa 7500 Quadratmeilen.

9. Das Land im Südosten des Athabasca-Sees, gegen 35000 Quadratmeilen.

10. Das Land östlich von dem Coppermine-Flusse und westlich von Bathurst Inlet, etwa 7500 Quadratmeilen.

11. Das Land zwischen der arktischen Küste und dem Backs-Flusse, etwa 31000 Quadratmeilen.

12. Das Land, das vom Backs-Flusse, vom Großen Bären-See, vom Hatchet- und Reindeer-See, vom Churchill-Flusse und von der Westküste der Hudson-Bai begrenzt wird, im ganzen 178000 Quadratmeilen. Die Seen und Flüsse dieser weiten Region kennt man nur aus den Berichten, welche Hearne über seine dortigen Reisen in den Jahren 1769 bis 1772 hinterlassen hat. Nach ihm besteht das ganze Land fast ausschließlich aus gewaltigen Felsen- und Steinmassen und ist in den meisten, aber besonders in den westlichen, bewaldeten Theilen sehr hügelig. Den äußersten Nordwesten dieser Landstrecke hat Lieutenant Schwatka auf seiner merkwürdigen Reise nach König-Wilhelms-Land berührt, die geographischen Ergebnisse derselben sind aber von geringem Werthe.

13. Das Land zwischen dem Severn- und Attawapischkat-Flusse und der Hudson-Bai, etwa 22000 Quadratmeilen. Mehrere Seen und Flüsse erscheinen auf allen Karten seit der Arrowsmith'schen vom Jahre 1850 in fast unveränderter Gestalt; unserem Gewährsmanne ist es aber nicht gelungen, auf den Ursprung der darüber vorhandenen Informationen zu kommen.

14. Das Land zwischen dem Trout See, dem Lac Seul und dem Albany-Flusse, etwa 15000 Quadratmeilen.

15. Das Land im Süden und Osten der James-Bai, im ganzen 35000 Quadratmeilen. Von den noch unerforschten Gegenden ist diese den großen Mittelpunkten der Bevölkerung am nächsten gelegen. Wahrscheinlich besteht sie zu einem großen Theile aus niedrig gelegenem Lande, welches fähig wäre, viel Holz zu liefern.

16. Das Land, welches beinahe die ganze Landmasse von Labrador oder das sogenannte Nordost-Territorium, etwa 289000 Quadratmeilen, in sich schließt. Verschiedene Expeditionen zur Erforschung und Aufnahme dieses großen Landes sind unternommen worden, unter anderen die des Professors Hind und der Herren A. P. Low und R. F. Holme. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht die ganze Region aus einem felsigen und hügeligen Plateau von abgeschliffenem archaischen Gestein, welches am höchsten auf der Nordost- und auf der Südseite ist und in der Richtung auf die Ungava-Bai allmählich niedriger wird. Das Land ist mehr oder weniger bewaldet, zum Theil mit Bäumen von ziemlich stattlicher Größe, sein Hauptwerth liegt aber am wahrscheinlichsten in seinen unaufgedeckten Mineralschätzen. In dieser Gegend ist nämlich die Hoffnung berechtigt, daß ähnliche Erze, wie die von Tilt Cove in Neufundland und die von Sudbury in Ontario, vorhanden sein können.

Die angebliche Lichterscheinung am Lyse-Fjord.

Im ersten, 1860 erschienenen Ergänzungshefte zu Petermann's Mittheilungen („Küsten und Meer Norwegens") S. 4 f. veröffentlicht A. Vibe mit den Worten des Premier-Lieutenant Kresting die Beschreibung einer merkwürdigen Naturerscheinung, welche in dem engen und namentlich an seinem östlichen Ende überaus großartigen Lyse-Fjord, östlich von Stavanger, zuweilen beobachtet worden war, und außerdem an zwei anderen Punkten des Landes, am Troldgjöl („Koboldsberg") beim Gaard Molaup am Jörund- oder Hjörend-Fjord, und im Olaf-Thale beim Gaard Hustad, gleichfalls in der Pfarrei Jörund-Fjord, vorkommen soll. Kresting schildert dieselbe folgendermaßen: „An einem finstern Abend hatte ich Gelegenheit, dies Phänomen zu sehen. Es blies damals ein heftiger südöstlicher Wind, ohne welchen es sich nicht zeigen soll. Ich hörte zuerst einzelne Knalle, die allmählich häufiger und stärker wurden; darauf hörte ich ein außerordentlich starkes Krachen und sah einen Lichtstrahl in horizontaler Richtung aus dem Felsen — (der nach Esmark hin 3387 Fuß hoch aufsteigt; die Stelle selbst liegt etwa 1000 Fuß unter dem Gipfel) — bis etwa zur Mitte des Fjord fahren, wo er sich auflöste und verschwand. Dieser Strahl war sehr weiß und stark, verbreitete aber kein Licht um sich her; an der Stelle, wo er aus dem Felsen herausfuhr, war er ganz schmal, wurde aber darauf beträchtlich breiter, bis er sich wieder zu der ursprünglichen Größe zusammenzog, um aufs neue, wie zum ersten male, sich auszudehnen und zusammenzuziehen, bis er sich endlich auflöste. — Nachdem dieser Lichtstrahl verschwunden war, kamen andere Strahlen von der nämlichen Stelle hervor, doch immer kleiner, bis sie ganz aufhörten. Das Krachen dauerte jedoch so lange, als der Sturm anhielt. Am folgenden Tage untersuchte ich den Ort, und fand, daß der Felsen hier etwas über den Fjord hinaushing und eine große Höhlung bildete; in dieser bemerkte ich einzelne horizontale Risse. Daß der Strahl an einigen Stellen schmal, an anderen breit war, mochte daher rühren, daß er sich vermuthlich während des Hervortretens aus einem jener horizontalen Risse umdrehte, so daß er bald seine dünne, bald seine breite Seite blicken ließ."

Als Schreiber dieses im vergangenen Sommer den erst seit kurzem regelmäßig (wöchentlich einmal) von einem Dampfer befahrenen Lyse-Fjord besuchte, nahm er Gelegenheit, die Aufmerksamkeit eines Gefährten, des Herrn cand. jur. K. Bing, Sekretärs des Bergener Touristen-Vereins, auf seine Erscheinung zu lenken und ihn zu weiteren Nachforschungen zu veranlassen. Was derselbe namentlich von dem Bauern Nerebö in Lysebunden, dem Weiler am Ostende des Fjords, in Erfahrung gebracht hat, ist Folgendes.

Das Phänomen, der Strahl, führt den Namen „Kirag", was etwa wie Chirag ausgesprochen wird, und denselben Namen trägt die Felswand am Südufer des Lyse-Fjords, aus welcher der Strahl hervorschießt. Es handelt sich dabei nicht um eine Lichterscheinung, um Feuer oder Rauch, sondern es ist weißer Wasserstaub, ähnlich demjenigen, welcher vom Fuße hoher Wasserfälle emporsteigt — daher Kresting's ganz

richtige Angabe, daß der Strahl kein Licht um sich her verbreitet. Er soll in Schlangenform (~~~) auftreten, und zwar schräg zur Felswand, nicht im rechten Winkel von ihr ab, und soll auch keineswegs bis zur Mitte des Fjords reichen. Der Kirag kommt durchaus nicht selten vor, dauert etwa vier Minuten lang und ist von einem Getöse begleitet, ähnlich demjenigen, welches entsteht, wenn man auf Blech schlägt oder eine Blechplatte schwingt, daß es knattert. Vorbedingung des Phänomens ist das Herrschen eines bestimmten Südostwindes, wie Krefting ganz richtig angiebt; derselbe bewegt sich, im Lyse-Fjord angelangt, im Zickzack weiter, indem er, an die nördliche Felswand anschlagend, zur südlichen abgelenkt wird, dann wieder zur nördlichen geht, und so fort. Uebrigens erklärte sich Nerebö bereit, sich zu dem Schauplatze des Phänomens hinabzulassen, und veranschlagt die Kosten des nach unseren Begriffen immerhin wagehalsigen Unternehmens auf nur 20 bis 25 Kronen. Herr Bing hegt übrigens zu der Beobachtungsgabe des norwegischen Bauern so viel Zuversicht, daß er sich von einer solchen Untersuchung einen Erfolg verspricht. Möge der Bergener oder Stavangerer Touristen-Verein die Sache bald in die Hand nehmen und ihr auf den Grund zu kommen suchen! R. K.

Zur Statistik von Buenos Ayres.

Die Bevölkerung des Staates änderte sich nach den offiziellen Ausweisen vom Jahre 1888, welche soeben erschienen sind, folgendermaßen: Ehen wurden 5181 geschlossen, getauft wurden 27319, es starben 13820, so daß der Ueberschuß der Geburten 13498 Seelen betrug.

Sollen wir zum Vergleiche den Bevölkerungszuwachs einer Reihe von Jahren geben, so betrug er

1822	1163
1823	1443
1854	5170
1864	6039
1874	7267
1884	12722
1886	14496

Nach den Todesursachen herrschten infectiöse, contagiöse und miasmatische Krankheiten neben solchen der Athmungsorgane und des Nervensystemes vor; in zweiter Linie kamen Verdauungsstörungen, Todtgeborene oder gleich nach der Geburt verstorbene Kinder und Todesfälle „sans classification“. Dem Geschlechte nach verstarben 7879 Männer und 5941 Frauen in dem angegebenen Jahre.

Was die Temperatur anlangt, so betrug das Mittel 15,9°, das Minimum 10,83°, das Maximum 20,98°.

Die Regenmenge betrug 978 mm, welche innerhalb 524,40 Stunden fielen und sich auf 122 Tage vertheilten, Schneefall wurde nicht beobachtet, Schloßen einmal im September; Hagel zweimal im Oktober; Nebel an 27 Tagen; Reif brachten vier Tage im Mai; Frost trat einmal im Mai und viermal im Juni auf; elektrische Erscheinungen zeigten sich zwölfmal; Sturm herrschte an 45 Tagen. Die herrschende Windrichtung war an 188 Tagen Nord, an 163 dagegen Süd, ihnen folgten 81 mit Südost, 73 mit Nordost, 21 mit Südsüdost, 61 mit Nordnordost; des weiteren sinken die Zahlen sofort auf 27; als ruhig wurden 338 Tage bezeichnet.

An öffentlichen Bibliotheken gab es 26, welche 53813 Bände enthielten, während 24 Journale erschienen und 38 periodische Zeitschriften.

Während im Jahre 1882 nur 20904 Kinder unterrichtet wurden, war diese Zahl 1888 auf 47893 gestiegen; die Kosten verhielten sich wie 1,28 zu 1,58 in den angegebenen Jahren.

Mit der Polizei in Strafsachen hatten zu thun 22832 Männer und 991 Frauen; 14684 von diesen vermochten nicht zu lesen, nämlich 13954 Männer und 730 Frauen; dem Alter nach wogen die Jahre 20 bis 30 vor, um sich bis zu 100 Jahren hinauf zu ziehen.

An Kirchen fanden sich 65 vor, neben welchen noch 52 chapelles particulières, 20 oratoires und 7 protestantische Gotteshäuser erwähnt werden.

374 Brücken wurden benutzt, 302 Lokomotiven waren im Verkehre, 109824440 kg Kohlen wurden verbraucht, 8359864 Reisende befördert und 2735693881 kg Waaren und Produkte verfrachtet.

180 Telegraphenanstalten standen dem Publikum zu Gebote, 47 weitere waren geplant. An Depeschen wurden aufgenommen 543157 private, 97179 offizielle und 1108919 eisenbahndienstliche. E. R.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Aus dem Kongostaate verlautet, daß die Regierung desselben die seit lange erwartete genaue Aufnahme des Kongolaufes nunmehr von einer Anzahl belgischer Offiziere in Angriff nehmen lassen will.

— A. Delcommune, der bekannte Erforscher des Lomami, ist mit einer Expedition nach den unerforschten Gegenden des Lualaba und Luapula betraut worden. Er gedenkt zunächst den Lomami aufwärts zu gehen, bis zu der daselbst errichteten neuen Station, und dann quer über Land zum Lualaba. Unter seinen Begleitern werden Lieutenant Hakansson, Dr. Briart, v. Santschoff und Baron de Roest d'Alkemade genannt.

— Die Britisch-Südafrikanische Gesellschaft hat unter Führung von Oberstlieutenant Pennefather und F. C. Selous eine starke Expedition nach Matabele- und Mashona-Land entsandt, die dazu bestimmt ist, dem vielberufenen englisch-portugiesischen Vertrage die Ausführung auf dem Fuße folgen zu lassen. Am 18. Juli war dieselbe bereits am Shashé-Flusse, also innerhalb Matabele-Land, angekommen, und am 12. September hatte sie ihr Hauptziel, den Mount Hampden, glücklich erreicht. Die eingeborene Bevölkerung verhielt sich zweifelhaft, das durchzogene Land aber war wohlbewässert und fruchtbar.

— Die Karte von Aegypten hat durch die neueren Aufnahmen, welche das englische Kriegsministerium hat vornehmen lassen, erhebliche Veränderungen erfahren, besonders in der Gegend des Fayum und des Wadi Raiân. Das Birket el-Qerun verläuft danach genau von Ost nach West; der Gharaq Distrikt erstreckt sich bis auf 2 englische Meilen Entfernung an das Kulturland des Nilthales; besonders aber die Depression des Wadi Raiân erscheint in einem viel klareren Lichte. Diese merkwürdige Depression ist etwa 1000 engl. Quadratmeilen groß, liegt 250 Fuß unter der umgebenden Alluvialebene und 150 Fuß unter dem Mittelmeerspiegel, steht aber nichtsdestoweniger mit dem Nilthale durch ein mehrere Hundert Meter breites Thal in direkter Verbindung.

— Die Bemühungen, das Sultanat Marokko in engere wirthschaftliche Beziehungen zur Außenwelt zu bringen, welche namentlich auch von Deutschland aus aufgeboten worden sind, sind augenscheinlich von gutem Erfolge

begleitet gewesen. 1878 bezifferte sich der Werth des marokkanischen Gesammthandels nur auf 47 Mill. Frcs. (24 Mill. Einfuhr und 23 Mill. Ausfuhr), 1889 aber auf 72 Mill. Frcs. (43½ Mill. Einfuhr und 28½ Mill. Ausfuhr). Die Schiffahrtsbewegung der marokkanischen Häfen stieg in dem gleichen Zeitraume von 2400 Fahrzeugen mit einem Gehalte von 50000 Tonnen auf 4000 Fahrzeuge mit 1¼ Mill. Tonnen. Der Haupthafen Tanger hatte 1889 eine Handelsbewegung von 18,9 Mill. Frcs. und eine Schiffahrtsbewegung von 560000 Tonnen, 1878 dagegen nur 9,8 Mill. Frcs. bezw. 118000 Tonnen.

Nord- und Mittelamerika.

— Die „Appalachia“ enthält in ihrem Maihefte einen interessanten Bericht Frederick Chapin's über die erst vor kurzem entdeckte Felsenstadt am Mancos-Cañon, in Südwest-Kolorado. Die merkwürdige Ruinenstadt liegt unter einem weit vorspringenden Felsendache hoch über einem Abgrunde und ist nur durch eine Felsentreppe erreichbar. Sie ist 425 Fuß lang und 80 Fuß breit, und konnte in ihren 120 Zellen etwa 1000 Menschen fassen. Ornamente sind an den verfallenen Wänden spärlich vorhanden, dagegen fand der erste Entdecker, R. Wetherill, zahlreiche Thongefäße, Körbe, Matten sowie auch Schädel. Metalle scheinen die Bewohner nicht bearbeitet zu haben. Der Mais, den sie bauten, war von derselben kleinkörnigen Varietät, wie ihn die Utes noch heute bauen. Ihre Todten begruben sie im Hintergrunde der Höhle.

— Ueber die Entwickelung der amerikanischen Petraleumproduktion machte Sir Frederick Abel vor der letzten Britischen Naturforscherversammlung die folgenden Angaben: 1859 gewann man nur 5000 Fässer („barrels“, zu 42 amerikanische Gallonen), im nächsten Jahre bereits 500000 Fässer, im darauf folgenden 2000000 Fässer, auf welcher Höhe sich die Förderung bis 1865 hielt. In den Jahren bis 1870 stieg sie dann auf 6 Millionen, in den Jahren bis 1874 auf 11 Mill., in den Jahren bis 1880 auf 26 Mill., und im Jahre 1882 erreichte sie die unerhörte Höhe von 31 Mill. Fässern. Seither sank die Ziffer wieder, da sich die reichsten Quellen rasch erschöpften, und im Jahre 1889 betrug sie nur noch 21500000 Fässer.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Auf Veranstaltung der Wiener Akademie der Wissenschaften ist in den letzten Monaten eine österreichisch-ungarische Expedition im östlichen Mittelmeere am Werke gewesen, um besonders in den unbekannten Gewässern bei Kreta eine Reihe von ozeanographischen und biologischen Untersuchungen anzustellen. Zu dem wissenschaftlichen Stabe der Expedition gehören die Professoren Grobben (für Zoologie), Luksch (für Physik des Meeres) und Natterer (für Chemie). — Eine ähnliche russische Expedition, an der Professor Woeikow, Dr. Wrangell und Dr. Andrussow theilnehmen, arbeitet in diesem Jahre im Schwarzen Meere.

Allgemeines.

— Um den Schnellverkehr zwischen der Alten und Neuen Welt noch weiter zu vervollkommnen, und die Seefahrt von England nach Amerika auf eine Dauer von etwa 4 Tagen abzukürzen, hat sich in England eine Gesellschaft gebildet, die eine Dampferlinie zwischen Milford Haven in Süd-Wales und der St. Charles Bay in Labrador einzurichten gedenkt. Die Entfernung zwischen diesen beiden Punkten beträgt nur 1870 engl. Meilen, während die Entfernung zwischen Liverpool und New York 3070 Meilen beträgt. Als nothwendige Ergänzung der neuen Verkehrslinie würde eine mit den Systemen der Kanadischen Pacificbahn und des Grand Trunk zu verbindende Eisenbahn von der St. Charles Bay nach Montreal dienen müssen. Zu bedenken ist bei dem Plane wohl in erster Linie, daß die Nachbarschaft der St. Charles Bay eine der am meisten von polaren Treibeismassen heimgesuchten Gegenden der nordamerikanischen Küste ist.

Bücherschau.

— August Trinius, Thüringer Wanderbuch. Vier Bände. Minden 1886 bis 1890. J. C. C. Bruns. — Wanderbilder aus dem Thüringer Lande, die mit großer Liebe zur Sache entworfen sind, und in denen die Schönheiten der Gegend in geschickter Kleinmalerei zu ebenso poetischer als naturgetreuer Darstellung gelangen. Ueber den Standpunkt bloßer naturästhetischer Schwärmerei erheben sich die Trinius'schen Schilderungen besonders dadurch, daß sie die kulturgeschichtliche Entwickelung und Bedeutung der einzelnen Oertlichkeiten sehr eingehend bedenken. Und wie hoch ist die Bedeutung Thüringens für die deutsche Kulturgeschichte Deutschlands von alters her gewesen! Wir wünschen dem Werke recht viele Leser und Freunde.

— Dr. C. W. Schnars, Neuester Schwarzwaldführer. Neunte neu bearbeitete Auflage, von Fr. Sachs. Heidelberg 1891. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. — Eines von jenen Reisehandbüchern, die nicht bloß über Hotels, Droschken und landläufige Sehenswürdigkeiten an der großen Heerstraße Auskunft geben, sondern die auch höheren Ansprüchen zu genügen vermögen, und die durch reichlich eingestreute Bemerkungen über klimatische Verhältnisse, Bodenbildung, Geschichte und dergl. ein wesentliches dazu beitragen, das Fahren und Wandern in schöner Gegend zu einem wirklichen Bildungsmittel zu machen.

— Eduard Wiepen, Die geographische Verbreitung der Cochenillezucht. Mit einer Uebersichtskarte. Inauguraldissertation (Bonn). Köln 1890. 4°. — Die Cochenille hat längst die Wichtigkeit nicht mehr, welche ihr vor der Entdeckung der Anilinfarben zukam, und besonders die seit 1878 hergestellten Azofarben verdrängen sie aus einem Gebiete nach dem anderen; ihre Zucht geht darum in den beiden Hauptproduktionsgebieten, in Mexiko und auf den Kanarien, mit großer Schnelligkeit zurück, und umsonst suchen die ohnehin armen Bewohner der „glückseligen Inseln“ nach einem lohnenden Ersatze für den abnehmenden Verdienst. Der Autor hat für seine unter dem Vorsitz Rein's geschriebene Inauguraldissertation mit großem Fleiße alle auf die Cochenillezucht bezüglichen Thatsachen zusammengestellt und berichtigt manche seither allgemein angenommene irrthümliche Meinung. Was die Zucht der Cochenille in Algerien anbelangt, über welche der Verfasser zweifelhaft bleibt, so ist diese unseres Wissens nur in dem Jardin d'acclimatation in Homme bei Algier versuchsweise betrieben worden. Vorrichtungen dazu und Nopalpflanzungen waren 1881 noch vorhanden; Versuche außerhalb des Gartens sind höchstens ganz vorübergehend und in kleinem Maßstabe gemacht worden. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Aus dem Nordamerikanischen Kaskaden-Gebirge.

Von Dr. Julius Röll.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wenn man bei Pasco, an der Südgrenze des Staates Washington, da wo der Snake River sich in den Columbia ergießt und die Northern Pacific Railroad sich in zwei Arme theilt, den wasserreichen Columbia auf der langen Holzbrücke langsam überfahren hat, so sieht man von der einförmigen Prärie des Yakima-Flusses aus, dessen Ufer die Bahn auf weite Strecken hin verfolgt, die lange Kette der hohen Kaskaden vor dem Blicke ausgebreitet. Umflossen und durchbrochen vom Columbia steigt dieses interessante Gebirge, kaum 25 geographische Meilen vom Stillen Ozean entfernt, auf verhältnißmäßig schmalem Raume von Norden nach Süden ziehend, von beiden Seiten steil empor, und erhebt sich in einzelnen Gipfeln zu einer Höhe von 10000 bis 14400 Fuß.

Auf einer naturwissenschaftlichen Forschungsreise, welche ich im Auftrage des Besitzers der berühmten National-Baumschulen, Dr. Dieck in Zöschen bei Merseburg, während des Sommers 1888 mit Herrn Purpus unternahm, hatte ich Gelegenheit, einen Theil der Kaskaden näher kennen zu lernen, und will im Folgenden versuchen, in einigen Skizzen die Natur und das Leben in dem wenig bekannten Gebirge zu schildern.

Etwa in der Mitte des die Nordwestecke der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bildenden neuen Staates Washington liegt am Osthange des Kaskadengebirges unter 47°, der Breite von Luzern entsprechend, in unmittelbarer Nähe des Yakima-Flusses die 2000 Einwohner zählende Stadt Ellensburgh. Sie ist eine von den amerikanischen Städten, welche ihre Entstehung und ihr Wachsthum der Anlage der Northern Pacific Railroad zu verdanken hat. Die nördliche Abzweigung dieser Bahn, welche, von Pasco am Columbia durch das Kaskadengebirge nach Tacoma führend, Ellensburgh berührt, ist kaum ein Jahr lang im Betriebe, und die Stadt, welche vorher auf keiner Landkarte zu finden war, und an deren Stelle sich eine einförmige Prärie ausbreitete, hat im Jahre 1887 ihre Einwohnerzahl von 700 auf 1500 vermehrt, und besitzt bereits eine Kirche, eine Schule, 2 Hotels, 2 Zeitungen, eine Nationalbank, eine Wasserleitung, 3 große Sägemühlen, 5 Mehlmühlen und 20 Kaufläden. Die Stadt macht mit ihren ungepflasterten, schmutzigen Straßen, ihrem breiten Holztrottoir, ihren roh aus Holz gebauten Gasthäusern und ihren zerstreut liegenden, flachdachigen Vorstadthäuschen noch einen sehr unfertigen Eindruck, wie dies bei so vielen, schnell angelegten Städten des amerikanischen Westens der Fall ist; aber man geht bereits mit dem Gedanken um, nicht nur einen Schienenstrang nach den 20 geogr. Meilen nördlich gelegenen Salmon-River-Minen zu legen, sondern auch eine direkte Eisenbahnverbindung nach den beiden aufblühenden Städten des Staates Washington, nämlich östlich nach Spokane Falls und westlich nach Seattle, herzustellen. Die Ausführung dieser Pläne würde ein Grund zu neuen Erweiterungen und Anlagen sein; es würden auch bald an Stelle vieler alter provisorisch gebauter Häuser neue Stadtviertel treten, dauerhaft und groß aus Stein und Eisen gebaut. Da man in dem nahe

gelegenen Kaskadengebirge Eisen, Kupfer, Silber, und ganz nahe bei Ellensburgh auch Gold entdeckt hat, und die großen Kohlenbergwerke von Roslyn kaum 10 geogr. Meilen entfernt und bereits durch eine Zweigbahn, welche von Clealum nach Roslyn führt, mit der Northern Pacific Railroad verbunden sind, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Ellensburgh noch eine große Zukunft haben wird. Eine Feuersbrunst, welche unterdessen Ellensburgh zum Theil in Asche legte, wird daran nichts ändern, ja die Stadt wird sich bald, und bedeutender als früher, aus der Asche erheben, und der Brand wird, wie seiner Zeit in Chicago, nur ein Antrieb zu erneuter, angestrengter Thätigkeit werden. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, die Stadt Ellensburgh zu besuchen, nämlich am 17. und 18. Mai 1888, ferner am 31. Mai und am 1., 9. und 10. Juni 1888. Am 9. Juni erlebte ich das dort sehr seltene Naturschauspiel eines Gewitters. Ellensburgh liegt nämlich in den sogenannten „Dry Country“, einer sehr trockenen Gegend zwischen den Kaskaden und den Rocky Mountains, in der im Sommer selten Regen, noch seltener aber ein Gewitter auftritt. Nach Aussage der Leute war seit vielen Jahren in der Umgegend diese Naturerscheinung unbekannt, und ich habe auch später während des ganzen Sommers, den ich in den Kaskaden und Rocky Mountains zubrachte, nur noch ein einziges Gewitter beobachten können.

Die Lage Ellensburghs in dieser trockenen Gegend ist keineswegs eine romantische. Erst 1½ geographische Meilen weiter südlich bildet der Yakima-Fluß sein sogenanntes Cañon, eine tiefe, etwa drei Meilen lange Schlucht, durch ein felsiges Bergland, das den Fluß zu zahlreichen Windungen zwingt. Bei Ellensburgh sind dagegen seine Ufer flach. Auch die Ebene des Kittitas, eines kleinen Flüßchens, das sich kurz unterhalb der Stadt in den Yakima ergießt, bietet keine



Der obere Kolumbia-Fluß und die Nord-Pacific-Bahn.

landschaftlichen Schönheiten. Sie ist fast ganz mit Farmen bedeckt, deren einförmige Umzäunungen, aus hölzernen Balken und Stangen gebildet, welche auf kreuzförmig gestellten hölzernen Trägern ruhen, das Auge ermüden. Das Kaskaden-Gebirge ist zu weit entfernt und zu viel durch nahe liegende kahle Hügel verdeckt, als daß es einen wirksamen Hintergrund der Landschaft bilden könnte. Die Wälder sind weit nach dem Gebirge zu gerückt und kaum als ferne, undeutliche Streifen erkennbar. Nur in den beiden Flußthälern erfreut sich das Auge an dem lieblichen Grün der Wiesen, welche sich am Rande auf kurze Entfernung vom Wasser ausbreiten und von weidenden Pferden und Rindern belebt sind.

Wo nicht die Kultur sich der fruchtbaren Prärie bemächtigt hat, da wachsen an den sanft aufsteigenden Hügeln zahlreiche Büschelgräser, nach denen die Anhöhen als „bunch grass hills“ bezeichnet werden, welche den Rindern und Schafheerden zum täglichen Aufenthalte dienen.

Eine junge und aufstrebende Stadt des fernen Westens bietet dem Fremden vieles Interessante. Lang ansässige Farmer und Indianer treffen da mit neu ankommenden Arbeitern und Goldsuchern zusammen, und um die viel besuchten Stores (Kaufläden) fleißiger Geschäftsleute stehen oder lagern faulenzende Müßiggänger und Abenteurer in mancherlei Gestalt. Arbeit suchen sie alle, denn sie wissen, daß man in Amerika durch Nichtsthun noch weniger vorwärts kommt, als in anderen Ländern, und so sieht man diejenigen, die auf gut Glück in die neue Stadt gepilgert sind, an den Straßenecken versammelt, bereit, jeden niederen Dienst anzunehmen, als eine Grundlage, auf welcher dann weiter operirt werden kann. Gelingt es ihnen nicht, Arbeit in der Stadt zu finden, so suchen sie mit Farmern und Bergwerksbesitzern Beziehungen anzuknüpfen oder als Bahn- oder Straßenarbeiter unterzukommen. Diejenigen, welche einige Mittel besitzen, setzen sich mit den zahlreichen Landagenten in Verbindung, um eine theure Heimstätte zu erwerben, die sie vor einem Jahre um den vierten Theil des Preises oder umsonst hätten haben können, oder sie spekuliren in Bergwerksaktien, um am nächsten Tage ihre Baarschaft verdoppelt oder ver-

loren zu sehen. Noch andere kommen mit reicher Beute aus den Bergwerken zurück, um dieselbe oder doch einen Theil derselben in den niederen Schänken des Städtchens auf eigene Faust oder in lustiger Gesellschaft zu verschwenden.

Das trockene Klima erregt die Nerven und reizt zu rastloser Thätigkeit. Was rastlos gewonnen wurde, das muß auch rastlos wieder zerrinnen. Amerika ist ein reiches Land, das seine Schätze dem nicht verschließt, der sie sucht und hebt; warum, denkt der Glücksritter, soll ich das Geld sparen, das ich — sei es durch Arbeit oder durch Spekulation — so leicht wieder verdienen kann, und warum nicht das Leben genießen?

So werden alle jungen Städte des fernen Westens, vorzüglich wenn Gold in ihrer Nähe zu finden ist, bald ein Sammelplatz von Spekulanten, welche, theils als gewöhnliche Landstreicher, theils als mit goldenen Ringen und Ketten geschmückte Abenteurer, auf das Glück des süßen Heims verzichtend, ihr Heil in dem Ausspruch finden: Ubi bene, ibi patria. Kein Wunder, daß die zahlreichen Bier- und Branntweinhäuser Ellensburghs, in denen ein Dutzend Sorten verschiedener Whisky-Arten wohl geordnet im geschmückten Barraume zum Genuß und zur Ueberwindung des trockenen Klimas einladen, Tag und Nacht von zahlreichen Gästen gefüllt sind. Aus manchen dieser Schänken ertönt Musik, welche von drei oder vier Musikanten, die um einen erhöhten Tisch sitzen, in ohrenzerreißender Weise ausgeführt wird. Selten findet man eine Sängerin in dieser Gesellschaft, da die Amerikanerin, auch die der niederen Klasse, viel zu sehr „Lady“ ist, als daß sie sich als Bänkelsängerin hergäbe. Bedenkt man, daß ein Trunk Bier oder Branntwein nicht unter 10 Cent (42 Pfennig) gereicht wird, und daß die Schänken sehr stark besucht sind, so wird man sich nicht wundern, daß an solchen Orten die Wirthe oft in wenig Jahren vermögende Leute werden.

Aber auch die Besitzer der Kaufläden verdienen ungeheure Summen. Ihre großen, weit in die Tiefe gehenden Bretterbuden sind, falls sie sich nicht auf einige Artikel beschränken, was erst mit der steigenden Konkurrenz und mit der Anlage differenzirter Kleider-, Schuh-, Eisen-, Drogen-, Eßwaaren und Materialwaaren-Läden geschieht, mit tausend verschiedenen Dingen angefüllt. Vom Hosenträger bis zum Gummimantel, vom Uhrschlüssel bis zum Ackerpflug sind alle größeren und kleineren Haushaltungsgegenstände, und vorzüglich auch alle für den Farmer nothwendigen Werkzeuge in einem Store aufgespeichert, den man den ganzen Tag über von Käufern aller Art besucht und umlagert sieht. In Ellensburgh finden sich etwa 20 Kaufläden, und fast wöchentlich thut sich ein neuer auf. So hat jetzt selbst der Postmeister seinen Warteraum mit Drogen und Konserven reichlich ausgestattet. Aus manchen dieser Kaufläden werden von den Farmern der Umgegend ganze Wagenladungen von allerlei Gegenständen abgeholt; aus anderen werden Säcke mit Mehl, Hülsenfrüchten und Schinken, letztere in gelbe Wachsleinwand eingenäht, ausgeführt. Apfelsinen, Bananen und Aepfel, meist aus Kalifornien bezogen, sowie die im Staate Washington häufig kultivirten Stachel- und Erdbeeren liegen vor den Kaufläden auf Tischen angehäuft und erfüllen die Umgebung mit lieblichem Wohlgeruch. Die Reste derselben werden mit zahlreichen Knochen und anderen Ueberbleibseln auf die Straßen oder unter die erhöhten Holztrottoirs geworfen, unter denen sich ein Heer gefräßiger Ratten in die willkommene Beute theilt.



Indianerhäuptling, Medizinmann und Squaws.

Amerika ist das Land der Verschwendung, besonders im fernen Westen, wo die Zustände noch werdende, ungeordnete sind. Trotz der verhältnißmäßig theuren Preise wird viel gekauft und vieles, was noch brauchbar wäre, weggeworfen. Dies geschieht nicht allein mit den übrig bleibenden Lebensmitteln, die zu verwerthen man weder Zeit noch Lust hat, man sieht auch zahlreiche weggeworfene Schuhe umherliegen, die man, wenn die Sohlen durchlaufen sind, einfach mit einem neuen

Paar vertauscht. Wer hätte auch hier, wo jedermann Geschäfte zu machen und Geld zu verdienen sucht, Zeit, Schuhe zu repariren? Es könnte vorkommen, daß man für die Reparatur so viel bezahlen müßte, wie für ein neues Paar. Unter 25 Cent wird auch kein Schneider einen Knopf annähen oder einen Riß zustopfen, und man thut gut, solche Dinge sich einfach selbst zu besorgen.

In Ellensburgh war zur Zeit meines Besuches die kleinste gangbare Münze das Fünf-Centstück (22 Pfennige). Das giebt einen Begriff von dem theuren Leben in den westlichen Städten, in denen selbst Mehl und Fleisch, das Amerika im Ueberfluß erzeugt, hoch im Preise steht. Diesen Verhältnissen entsprechend, sind auch die Arbeitslöhne außerordentlich hohe. Nur die Chinesen, die als Köche und Wäscher ein bescheidenes Dasein führen, begnügen sich mit geringem Lohne und passen daher so wenig in das amerikanische Verkehrsleben, daß man ihnen bekanntlich vor kurzem die Pforten der Neuen Welt verschlossen hat.

Noch interessanter, als die eckenstehenden und whiskytrinkenden „Loafer“ sind für den Fremden die zahlreichen Indianer, welche, wie die vom Stamme der Yakimas, oft schaarenweise von Süden, aus der großen Yakima-Indian-Reservation, oder wie die Clealum-Indianer, von den fischreichen Seen der Kaskaden vom Lachsfang kommend, in Ellensburgh Halt machen. Man sieht sie von weitem über die dürre Steppe galoppiren, staubaufwirbelnd, oft zu zweien auf einem Pferde. An einem freien Platze, an der Nordseite des Städtchens haben sie eine Art Lager, dort steigen sie ab, binden ihre Pferde an, hüllen sich in ihre buntfarbigen Tücher und gehen langsam, fast schleichend, in ihren wildledernen Moccassins in den Straßen des Städtchens auf und ab, vor den Kaufläden stehen bleibend oder in denselben verschwindend, um bald darauf mit einigen Apfelsinen zurückzukommen, welche sie dann, auf den breiten Holztrottoirs hingekauert, verzehren. Dabei führen sie in ihrer sonderbaren, an eigenthümlichen Schnalzlauten reichen Sprache langsam und leise eine gebrochene Unterhaltung. Sie lachen fast nie, sind ernst und theilnahmlos, von kleiner Statur. Man sieht selten hübsche Gesichter unter ihnen. Ihr Gesicht ist breit; die Männer haben es meist mit rother Farbe bemalt; die Nase ist energisch, der Mund weich, die Augen wenig ausdrucksvoll. Ich sah nur ein einziges Mädchen mit seelenvollem Ausdruck der Augen. Doch findet man auch hie und da ein Gesicht, das an bekannte Physiognomien der Alten Welt erinnert. Die Haare sind schwarz und bei beiden Geschlechtern schlicht herabhängend oder in Zöpfe geflochten. Die Männer haben keinen Bart und sind daher von den Frauen, vorzüglich weil die weichen Züge ihres Mundes ihrem Gesicht einen zarten Ausdruck geben, nicht leicht zu unterscheiden, am schwersten, wenn sie zu Pferde sind, auf dem Männer, Frauen und Kinder gleich sicher sitzen und gleich gewandt sich bewegen. Ich sah einen Mann, eine Frau und einen sechsjährigen Knaben um die Wette reiten; auch sieht man sie oft truppweise im Galopp dahinjagen. Kommen sie einem Weißen nahe, so halten sie ihre Pferde an und passiren im Schritt vorüber, bis sie außer Schußweite sind, worauf sie wieder in Galopp einfallen. Die Frauen tragen ihre Säuglinge in einem länglichen, geflochtenen Weidenkorbe auf dem Rücken. Die Kinder sind wie Mumien eingehüllt, und nur das Gesicht schaut aus dem Weidengestell und zwar nach hinten heraus. Statt der Windeln benutzen die Indianerinnen Torfmoos, das sie in den unteren Theil des Tragkorbes stopfen und von Zeit zu Zeit erneuern.

Wenn man die kleinen Gestalten der Indianer in den Straßen umherschleichen oder an den Ecken derselben in ihre Decken gehüllt liegen sieht, so machen sie keinen bedeutenden Eindruck. Auf dem Pferde hebt sich ihre Gestalt aber; da fühlen sie sich frei, dem Weißen überlegen und schauen stolz auf ihn herab. Auch in ihren Feierkleidern sehen sie, wie auf der vorstehenden Abbildung, welche an den beiden Seiten zwei Männer, in der Mitte zwei Frauen zeigt, nicht übel aus. Den einen der Männer könnte man leicht für eine Frau halten.

Die Indianer sind, obgleich sie sich selten zum Ackerbau bequemen, nicht arm. Die Unterstützung, die ihnen jährlich die Regierung gewährt, und die Pferdezucht, die sie eifrig betreiben, ermöglichen ihnen, oft große Einkäufe an Mehl und Früchten zu machen. Ich sah einen alten Indianer zwei Pferde verkaufen und ein Gewehr für 15 Dollars erwerben, während seine Tochter Erdbeeren kaufte, und ich fand, daß sie ganz gut zu fordern und zu bieten verstanden. Betteln sah ich sie dagegen niemals, und man sagt, daß sie zu stolz dazu seien. Doch nehmen sie kleine Geschenke, z. B. Apfelsinen oder Tabak und auch Schmucksachen sehr gern an. Am Kahcheß Lake, nordwestlich von Ellensburgh, wo sie zu Hunderten beim Lachsfang versammelt waren, konnte ich für einige Spielmarken und Fingerringe eine große Anzahl von Käfern von ihnen gesammelt erhalten. Branntwein an sie zu vertheilen oder zu verkaufen, ist in der ganzen Union streng verboten.

Ellensburgh ist eine Stadt der Pferde. Ueberall stehen sie vor den Kaufläden angebunden, in denen ihre Reiter Einkäufe machen, oder sie eilen, den leichten Wagen ziehend, durch die Straßen. Von allen Seiten kommen die Farmer der Umgegend angefahren und angeritten. Auch die Damen verstehen meisterhaft den Zügel zu führen und sind im Reiten wie im Fahren den Männern ebenbürtig, und, was die Eleganz in der Ausführung dieser Künste betrifft, weit überlegen. Auf den Farmen und in den neu angelegten Städten des fernen Westens ist der Mann eigentlich nur Arbeiter, und wird an feinen Umgangsformen, sowie meist auch an Bildung, von der Frau übertroffen. Während er arbeitet und schafft, findet die Frau Zeit und Gelegenheit, auszufahren oder auszureiten, und es wird ihr leicht, bei den emanzipirten amerikanischen Sitten nach Herzenslust von diesem Vorrechte Gebrauch zu machen und sich im Fahren und Reiten zu üben und zu unterhalten. Sie fahren und reiten ohne Begleiter aus, wann und wo es ihnen beliebt und wohin sie wollen. Ich sah halbwüchsige Mädchen mit großer Geschicklichkeit fahren und reiten, und eine Frau lenkte, ihren Säugling auf dem Schoße, ihr Zweigespann vortrefflich. Zwei junge Damen fuhren noch abends nach 9 Uhr hinaus aufs Land. Man sieht zu jeder Tageszeit Frauen fahren und reiten. Der Aufenthalt in der frischen Luft giebt ihnen eine gesunde Gesichtsfarbe. Sie kleiden sich mit Vorliebe in Weiß, und ihre schlanke Gestalt und die Natürlichkeit ihrer Bewegungen verleiht den Reiterinnen und Rosselenkerinnen einen besonderen Reiz.

Wenn am Abende das geschäftliche Treiben nachläßt und die fremden Händler und Geschäftsleute sich im Hotel versammeln, in dessen Vorraum auch der Geschäftsfreund aus der Stadt oft Einkehr hält, so sieht man die Gäste unter der breiten Holzveranda, welche, wie der ganze erste Stock, den weiblichen Gästen reservirt ist, sitzen und eifrig die neueste Zeitung lesen. Jeder sucht womöglich seinen Sitz so zu wählen, daß er mit seinen Füßen einen der hölzernen Stützbalken der Veranda erreichen kann. An diesem klettert er, selbstvergessen und in die Tagesneuigkeiten vertieft, den Hut in den Nacken gerückt, nach und nach immer höher hinan, bis seine Beine mit dem Oberkörper einen Winkel von 45° bilden, und spuckt von Zeit zu Zeit eine bräunliche Flüssigkeit aus, den Extrakt des Tabaks, welchen er mit Leidenschaft zu kauen pflegt. So geschickt weiß der tabakkauende Sohn des fernen Westens zu spucken, daß die quadratmetergroße Zeitung ihm dabei kein Hinderniß bildet. Im großen Bogen fliegt der ekle,

braune Strahl über den Rand derselben, und da hier nicht, wie im amerikanischen Osten, der Spucknapf zu den hauptsächlichen Hausgeräthen gehört, so hat sich, wenn zwei bis drei solcher Speiteufel um einen Tragbalken sitzen, in der Umgebung derselben bald eine braune Lache gebildet, die zu überschreiten für eine Dame mit einem Schleppenkleid nicht rathsam wäre. Sollte das vielleicht auch ein Grund sein, weshalb die meisten Damen zu Pferde oder zu Wagen ihre Einkäufe besorgen?

Das Innere des Bretterhotels ist auch nicht einladend. Man wäscht und kämmt sich in einem Vorraume, wo einige Waschbecken und einige Eimer Wasser stehen und ein Kamm an einem Bindfaden angebunden hängt. Daneben steht ein Eimer mit Wasser, in welchem ein großer Klumpen Eis und ein großer Blechlöffel von der Größe eines Suppenlöffels schwimmt. Mit diesem schöpft man zum Trinken das grausig kalte Eiswasser, ohne das der Amerikaner nicht leben zu können glaubt, und mit dem er sich die Zähne und den Magen verdirbt, und was im Löffel zurückbleibt, das schüttet man auf den Boden oder in den erhöhten Rinnstein oder Waschtrog, in welchem die Waschbecken stehen. Der ankommende Gast wirft sein Gepäck in das Gastzimmer, woselbst es während der Dauer seines Aufenthaltes liegen bleibt und meist nicht gestohlen wird, erhält seinen Zimmerschlüssel und geht dann, wohin er will. Die Mahlzeiten, drei am Tage, und alle gleich reichlich, werden in dem einzigen anständigen Zimmer des ganzen Hauses, und zwar ohne spirituöse Getränke eingenommen. Man trinkt Thee oder Kaffee zum Essen. Das Wohn- und Schlafzimmer entbehrt jeden Comfort. Trinkflaschen und Wassergläser, sowie Toilettegegenstände, Handtücher u. dergl. giebt es nicht, und nur mit Mühe kann man ein Talglicht in einem Blechleuchter erhalten, selbst wenn man in einem Zimmer einquartirt wurde, das kein Fenster besitzt und sein Licht nur durch das Thürfenster vom Zwischengange aus erhält. Die dazu verabreichten Schwefelhölzchen veranlassen beim Entzünden eine Art Explosion und verbreiten einen pestilenzialischen Geruch.

Will man Theile seines Gepäcks in Gebrauch nehmen, so muß man sie sich selbst holen. Will man saubere Stiefel haben, so muß man dieselben selbst putzen. Man findet die dazu nöthigen Werkzeuge in einem Winkel eines Ganges nach dem Hofe, wo Federn und Knochen und die Reste des Inhalts von hundert Konservenbüchsen durcheinanderfaulen und die Luft verpesten. Wie mag es da erst im zweiten Hotel des Städtchens aussehen, das noch eine Stufe tiefer steht! Ganz anders war die Einrichtung in dem schönen West Hotel in Minneapolis, in dem ich später einige Tage zu wohnen das Glück hatte. Der Yankee des Ostens geht, wenn man ihn in Bezug auf Kultur und Sitte mit dem rauhen Sohne der Kaskaden vergleicht, fast nie ohne Revolver aus, schlichtet Streitigkeiten meist ohne Mithilfe der Gerichtsbarkeit und knüpft einen eingefangenen Pferdedieb ohne langes Federlesen an den nächsten Baum.

Um einen Farmer zu besuchen, welcher 15 englische Meilen nordwestlich von Ellensburgh wohnt, liehen wir uns aus dem reich besetzten Leihstall, der auch in dem kleinsten Städtchen des amerikanischen Westens nicht fehlt, und viel benutzt wird, für 2½ Dollars einen Wagen mit zwei Pferden für den Nachmittag. Einen Kutscher bekamen wir nicht, mußten also selbst fahren. Wir thaten es abwechselnd und fuhren über eine Holzbrücke des Yakima und dann auf gut Glück über Felder und Triften dahin. Große blaue Irideen blühten am Wege und auf den Wiesen in reicher Anzahl; kleine Teiche waren mit gelben Wasserrosen bedeckt; einzelne große Brachvögel zogen in langsamem Fluge und mit sonderbarem Geschrei hoch in der Luft an uns vorüber, und Schaaren sogenannter Blackbirds, schwarz, mit gelbrothem Unterflügel, an Größe und Gestalt unseren Staaren ähnlich, flogen auf den grünenden Feldern hin und her. Die 1½ stündige Fahrt führte uns an mehreren Farmen vorüber, deren Blockhäuser zum Theil sehr einfach aussahen, und oft malerisch an einem Flüßchen gelegen, von grünen Bäumen und Sträuchern und kleinen Gärtchen umgeben waren. Das Wetter war sonnig und mild, und wir konnten die schneebedeckte Kette der Kaskaden deutlich sehen. Die hügelige Gegend, die wir durchfuhren, erinnerte mich an eine Fahrt, welche ich einst mit einem Freunde von Regensburg nach der Walhalla unternahm. Der Yakimafluß entsprach der Donau; seine Ufer erhoben sich an manchen Stellen zu einer größeren Hochebene, und in der Ferne war auch eine Anhöhe sichtbar, auf welche die Phantasie den schönen Wunderbau leicht hinzuzaubern vermochte.

Wir trafen den gesuchten Farmer nicht zu Hause und fuhren daher nach einer anderen Farm, woselbst er zu Besuch weilte. Eine eingestürzte Brücke hemmte unsere Fahrt, und ich blieb mit dem Wagen zurück, während mein Begleiter auf einem Baumstamme den Uebergang bewerkstelligte und unsere Geschäfte erledigte. Dann fuhren wir im Abendscheine zurück durch die grünen Fluren, hie und da einem heimziehenden Farmer oder einem berittenen Knecht („Cowboy“) begegnend. An der Brücke des Yakima wurden unsere Pferde scheu; wir entgingen mit genauer Noth dem Sturz in die Tiefe, und waren froh, als wir Pferde und Wagen unversehrt zurückgeliefert hatten. Am Gasthof fanden wir wieder die Zeitungsleser um die Holzsäulen sitzen und gingen nach dem Abendessen in den Straßen des Städtchens umher, in denen, wie immer, reges Leben herrschte.

Andern Tages zogen wir weiter nach Westen, um in der Nähe der Station Thorp, am Fuße des Mt. Stuart, für einige Tage unser Zelt aufzuschlagen.

Sitten und Gebräuche der Annamiten[1]).

(Mit sechs Abbildungen.)

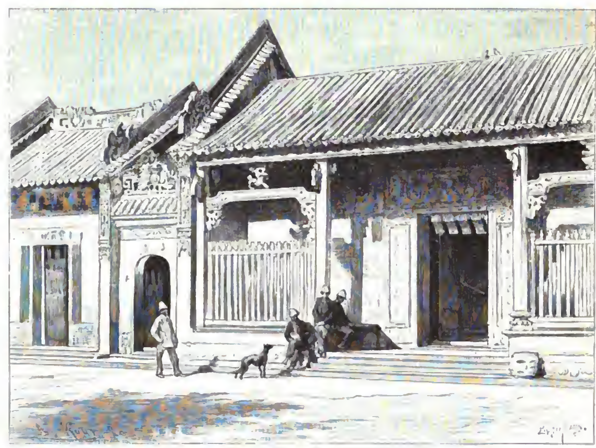
Mittlerer Wuchs, eine hohe und breite Stirn, dunkle Haare und Augen, eine stumpfe und breitgedrückte Nase, vorspringende Jochbogen, kräftige Lippen, geringer Bartwuchs und kupferbraune Hautfarbe sind die hervorstechendsten Körpermerkmale des Annamiten. Sein Gesichtsausdruck ist in der Regel offen und klug, seine Körperhaltung sowie sein Auftreten elastisch und entschlossen. Das Haupthaar tragen die Männer zum Scheitel empor gekämmt, nur die Frauen aber verflechten es zu Zöpfen. Den Kindern wird der Kopf, wahrscheinlich einfach um sie reinlich zu halten, bis gegen das elfte oder zwölfte Jahr hin kahl rasirt. Auch wenn der Annamit Bartwuchs hat, so ist er sorgfältig bemüht, ihn über den Lippen auf eine schmale Linie zu beschränken.

[1]) Vergl. J. Silvestre, L'empire d'Annam. Paris 1889. Félix Alcan.

Ganz allgemein ist seit uralter Zeit das künstliche Schwärzen der Zähne, dessen Verbot die Chinesen im 15. Jahrhunderte mit dem definitiven Verluste ihrer Herrschaft über das Land zu bezahlen hatten. Dasselbe wird durch ein eigenthümliches



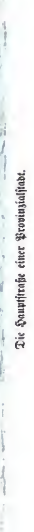
Ein annamitisches Dorf.



Eine Pagode.

Präparat aus einer scharfen Säure, einer mineralischen Farbe und Honig bewirkt, und die Zähne sollen dadurch in sehr wirksamer Weise vor Fäulniß und Zerfall geschützt werden.

Als Kopfbedeckung dient eine Art Turban. Im übrigen besteht die Kleidung für Frauen wie für Männer in einem bis über die Knie hinabreichenden Oberrocke, der seitlich



Die Hauptstraße einer Provinzialstadt.

durch eine Knopfreihe geschlossen wird, und der bei den Frauen nur in dem Brusttheile einen besonderen Einsatz hat. Darunter tragen die Männer weite Beinkleider, die Weiber aber lange Unterröcke; nur die Frauen der höheren Beamten und der Leute vom Hofe huldigen in dieser Beziehung chinesischer Sitte, indem sie es nach einer Verfügung des Königs Minh-mang den Männern gleich thun. Als Fußbekleidung sind Sandalen nur in beschränktem Maße üblich, im Winter hie und da wohl auch Strümpfe, ein Haus mit den Sandalen an den Füßen zu betreten oder vor einem Höhergestellten in solcher Weise zu erscheinen, würde aber als ein grober Verstoß gegen gute Sitte gelten. Daheim in seinem Hause sowie auch draußen auf dem Lande pflegt man sich in dem tropischen Klima begreiflicherweise aller überflüssiger Gewänder soviel wie irgend möglich zu entledigen, und so gewahrt man in Annam Menschen genug, die beinahe gänzlich nackt einhergehen. Besonders gilt dies von Feldarbeitern, Bootsleuten, Fischern 2c., die ihr Tagewerk unter vollem Sonnenbrande zu vollbringen haben. Unentbehrlicher als die Kleidung ist diesen Leuten der Fächer, dessen sich alle ohne Ausnahme bedienen, und neben dem Fächer natürlich auch der Betel-Beutel, den keiner missen mag.

Sehr eigenthümlich sind die Formen, mit denen sich die Annamiten begrüßen. Indem sie sich einander nähern, falten sie die Hände zusammen, halten sie dann an der Brust abwärts und verbeugen sich tief, dabei die Worte „Lậy ông“



Ein vornehmer Annamit.



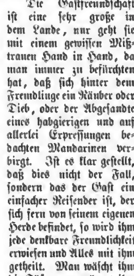
Ein annamitischer Fischer.

oder „Lậy bà“ sprechend, je nachdem die zu begrüßende Person ein Mann oder eine Frau ist. Sind die einander Begegnenden gute Bekannte, oder legen sie aus einem anderen Grunde auf Förmlichkeiten kein weiteres Gewicht, so unterlassen sie die Verbeugung und rufen einander nur die Worte „Chào chu“, „Chào bac“, „Chào cô“ oder „Chào di“ zu. Bei Besuchen in dem Hause eines Vornehmen oder Vorgesetzten fallen die Verbeugungen aber sehr tief aus, und vielfach sinkt man dabei auf die Knie nieder, oder wirft sich gar flach auf den Boden hin, die gefalteten Hände gegen die Stirn pressend. Oft wird diese devote Begrüßung drei- oder viermal wiederholt. Meist ist sie auch von einem kleinen Geschenke sowie von einer zierlich gebauten Ansprache, in welcher der Zweck des Besuches dargelegt wird, begleitet. Wird das Geschenk angenommen, so ist dies ein Zeichen, daß das Gesuch freundlich aufgenommen wird. Ist der Begrüßte ein Mandarin hohen Ranges, so fällt der Begrüßende bereits in großer Entfernung von ihm auf seine Knie, und einen Grashalm im Munde, seine Bittschrift aber über seinen Kopf emporhaltend, rutscht er langsam näher. In dieser Weise erscheinen namentlich auch die prozeßführenden Parteien vor dem Gerichtshofe.

Wenn man in Annam reist, so fallen einem allenthalben dichte Bambusbestände auf, durch deren üppiges Grün die Landschaft etwas ungemein Freundliches erhält. Es sind dies die Umzäunungen der Dörfer, in denen die annamitischen Landleute leben, oder auch die Umzäunungen von Tempelanlagen. Dieselben haben eine oder mehrere mit Flechtwerk aus Dornenzweigen versehene Oeffnungen, die als Ein- und Ausgänge dienen, und die durch Stangen gesperrt werden können. Die einzelnen Gehöfte umgeben dann wieder besondere Hecken. In einem Lande, das von allerlei Diebes-

und Raubgesindel wimmelt, sind solche Schutzvorrichtungen unerläßlich. Nebenbei sind die Leute dadurch übrigens auch gegen Uebergriffe der Obrigkeit ziemlich sicher, denn einem fremden Beamten ist es einfach unmöglich, sich in dem durch all die Hecken und Zäune gebildeten Labyrinthe zurechtzufinden, und nur der Ortsvorstand und die Familienhäupter können für etwaige Uebelthaten der Ortsangehörigen verantwortlich gehalten werden.

Die Häuser erscheinen im allgemeinen ziemlich armselig. Ein Erdaufwurf von einem oder mehreren Fuß Höhe dient dem Hauptgebäude als Stätte, um dasselbe vor allen Dingen vor zu großer Feuchtigkeit zu bewahren. Die Stirnseite des Hauses ist alter Tradition gemäß beinahe immer gegen Süden gewendet, wohl weil man in dieser Weise am besten die Annehmlichkeiten der Südostbrise im Sommer sowie der Mittagssonne im Winter zu genießen im Stande ist. Nur wenn Unglück in die Familie einzieht, so wird auf Anrathen der Astrologen das Haus niedergerissen und nach anderer Himmelsrichtung gedreht, um bösen Geistern den Eintritt zu verwehren. Eisenwerk wird bei dem Hausbau gespart, da es allerwärts schwer zu beschaffen ist, und beinahe Alles wird aus Holz hergestellt, die Hauptbalken, die das Ganze tragen, ebenso wie die Querstangen und Nägel, die jene mit einander verbinden. Die Wände bestehen in einem Flechtwerk zwischen dem Gebälk, das mit einem Mörtel aus Erde und Stroh beworfen wird. Das Dach endlich fertigt man aus Binsen oder Stroh. Einen besonderen Rauchfang bringt man nicht darin an. Fenster aus Glas hat das Haus auch nicht, sondern nur geflochtene Läden, die man je nach dem Bedarf an Luft und Licht öffnen oder schließen kann. Das Innere enthält in der Regel einen Empfangsraum und einen Schlafraum sowie ein kleines Gelaß, das als Küche dient. In der Mitte des Hauptzimmers findet sich ein Brettergerüst, daß sich einige Zoll über den übrigen Fußboden erhebt, und von Matten bedeckt ist. Hier pflegt man mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, um Betel zu kauen, die Mahlzeit einzunehmen oder sich zu unterhalten. Frauen, Kinder und Dienstboten halten sich aber von diesem Ehrenplatze fern. An dem einen Ende des Zimmers steht der Opfertisch, der sogenannte „Giuong-té", sowie ein kleiner Hausaltar, der mit den Ahnentäfelchen, sowie mit Opfergefäßen, Räucherstäben, einer Lampe und frommen Segenssprüchen geschmückt ist. Bisweilen kommt zu dieser Zimmerausstattung noch ein Luxustisch, auf dem der Thee und der Betel aufgetragen wird, sowie ein kupferner Crachoir.



Eine annamitische Frau.

Bei den Häusern der Reichen sind die Pfosten schön geschnitzt und mit Drachenköpfen verziert, ein offener Säulengang zieht sich um die inneren Gemächer herum, die Scheidewände sind mit Malereien bedeckt, und auch die Bedachung ist zierlicher und sorgfältiger. Neben dem Empfangszimmer enthalten diese Häuser in der Regel noch ein besonderes Zimmerchen zum Einnehmen des Thees sowie zum Rauchen, das sich gegen eine hübsche Gartenanlage mit Fischreservoir, Felsgruppe und Buschwerk öffnet.

Nur ganz wenige Häuser sind aus Steinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt, und selbst die Speicher des Königs sowie zahlreiche Tempel sind reine Holzbauten.

Uebrigens wird der Bau eines Hauses allgemein als eine sehr wichtige und öffentliche Angelegenheit behandelt, und sowohl an dem Herbeischleppen von Erde zu dem nothwendigen Erdaufwurfe und an dem Aufrichten der Säulen, als auch an dem nach der Fertigstellung veranstalteten Festmahle betheiligen sich in der Regel die sämmtlichen Dorfbewohner. Ebenso ist es auch bei der Neubedachung des Hauses, die immer im 7. und 8. Mondmonate, d. i. vor Einbruch des Winters vorgenommen wird.

Die Gastfreundschaft ist eine sehr große in dem Lande, nur geht sie mit einem gewissen Mißtrauen Hand in Hand, da man immer zu befürchten hat, daß sich hinter dem Fremdlinge ein Räuber oder Dieb, oder der Abgesandte eines habgierigen und auf allerlei Erpressungen bedachten Mandarinen verbirgt. Ist es klar gestellt, daß dies nicht der Fall, sondern das der Gast ein einfacher Reisender ist, der sich fern von seinem eigenen Herde befindet, so wird ihm jede denkbare Freundlichkeit erwiesen und Alles mit ihm getheilt. Man wäscht ihm die Füße, man räumt ihm den Ehrenplatz ein, man reicht ihm Betel und Thee, man scheut nicht einen beträchtlichen Aufwand für seine Beköstigung, und man läßt ihn nicht ohne ein kleines Gastgeschenk von dannen ziehen. Ganz besonders hierbei offenbart der Annamit seine ganze Gutherzigkeit und Uneigennützigkeit.

Das Familienleben, sowie die Beziehungen der einzelnen Mitglieder der Familie zu einander, zeugen von gesundem Sinne, obwohl man hier zwischen dem offiziellen oder gesetzmäßigen Familienleben und dem thatsächlichen zu unterscheiden hat. Nach dem chinesischen Gesetz hat der Familienvater eigentlich keinerlei Pflichten seiner Frau und seinen Kindern gegenüber, sondern sie sind vielmehr seiner Willkür und seinem Eigennutz überlassen. Er behandelt die erstere wie eine Sklavin oder wie ein Kind, darf sie in sieben verschiedenen Fällen verstoßen und darf nach Belieben mehrere Frauen

besitzen. Die heidnischen Annamiten haben das Gesetz ihrer großen Nachbarn, die sie Jahrhunderte hindurch regiert und ihnen ihre literarische, religiöse und politische Erziehung aufgedrängt haben, den Buchstaben nach beibehalten, haben ihm aber in der Praxis einen guten Theil seiner Strenge und Härte genommen. Die annamitische Frau ist keine Sklavin, sie hat eine große Autorität in der Familie, wird mit Ehrfurcht behandelt, so lange sie es verdient, und ihre Kinder genießen eine Erziehung, die bei einem so armen und zahlreichen Volke wie den Annamiten rationell und zweckmäßig ist. Nur mit der Einwilligung der Frau darf der Mann Nebenfrauen nehmen, und nur in den seltensten Fällen kommen Scheidungen vor. Den alten Eltern wird wohl größere Liebe und Ehrerbietung erwiesen, wie bei irgend einem anderen Volke des Orients, und man sucht sie in jeder Weise für die Opfer, die sie ihren Kindern gebracht, zu entschädigen.

Die kleinen verkrüppelten Füße der Chinesin findet man bei der Annamitin nicht, noch ist sie so sehr an das Haus gebunden, sie verrichtet vielmehr den größten Theil der Feldarbeiten, da die Männer durch ihre militärischen und bürgerlichen Pflichten dem König und den Mandarinen gegenüber, meist daran verhindert sind. Die Frauen verkaufen ihre kleinen Erzeugnisse selber auf den Landmärkten und sorgen für die Bedürfnisse ihres Haushaltes, und nur durch ihre Fürsorge und Gewissenhaftigkeit wird es den meisten Familien der unteren Klassen ermöglicht, eine ehrenhafte Existenz zu führen.

Auf diese Weise eignen sie sich die Gewohnheit des Ueberlegens an und eine Stärke des Charakters, die ihre sonstigen guten gemüthlichen und geistigen Eigenschaften sehr hebt. Die Frauen haben die Erziehung der Kinder ganz in ihrer Hand, und werden von den letzteren mit einen Respekt behandelt, der von den Männern gern unterstützt wird. Es ist wahr, daß die Kinder mit dem Rohr gestraft und daß sie unter Umständen von ihren Eltern verkauft werden, dies geschieht aber in der Regel nur mit Maßen, und im letzteren Falle ist nicht nur die große Armuth vieler Eltern, sowie die große Zahl der Kinder zu bedenken, sondern auch die Thatsache, daß die verkauften Kinder nicht als Sklaven, sondern vielmehr aber als Mitglieder der Familie, die sie gekauft hat, angesehen werden. Verlobungen und Trauungen, wenn auch nur von den Eltern verabredet, finden in Annam nie vor dem zwölften, meist nicht vor dem fünfzehnten Jahre statt. Eine große Anzahl Kinder wird als ein Segen des Himmels betrachtet, auch werden verwachsene Kinder und Mädchen nie, wie es in China geschieht, von den Eltern ausgestoßen, vielmehr sind viele Töchter in einer Familie ganz besonders willkommen, wegen ihres größeren Fleißes und ihrer Geschicklichkeit, sowie wegen der Geschenke, die sie bei ihrer Verlobung den Eltern bringen. Dem Gesetz nach dürfen sie weder erben noch eigenes Vermögen besitzen, die Sitte aber ist dieser Bestimmung zuwider. Dennoch bilden die Söhne den Mittelpunkt der Hoffnungen und Wünsche der Eltern, denn nur durch sie wird die Familie im Staate und in der Gemeinde anerkannt und gewürdigt. Die Mädchen zählen nicht zu dem Volke, sie existiren nur in der Familie.

Wenn das Kind zu laufen anfängt, empfängt es irgend einen bezeichnenden Namen, meist von einem Thiere oder irgend einem gewöhnlichen Gegenstande, den sogenannten „Tentuc" (gemeinen Namen). Die Mädchen behalten diesen Namen meist bis zu ihrer Verheirathung, die Knaben aber empfangen bei Eintritt der Männlichkeit einen zweiten Namen, den „Tên-goi" (Rufnamen). Bei dieser Gelegenheit wird ein Familienfest gefeiert und ein Geschenk von Betel der Gemeinde gemacht, der junge Mann läßt nun seine Haare wachsen und seine Zähne schwärzen, und ist er der älteste Sohn, so nennen sich seine Eltern von jetzt ab mit dem Namen, den sie ihm gegeben haben. Der Mann hat noch eine dritte Benennung, den „Tên-hem" (verborgenen Namen) mit dem er in den genealogischen Tafeln der Ahnen bezeichnet wird, aber es ist eine große Beleidigung, ihn mit diesem Namen, der niemals erwähnt werden darf, oder mit dem, den er in seiner Kindheit getragen, zu rufen.

Das Familienrecht der Chinesen im Vergleiche zu dem der anderen Völker.

Von Dr. Jos. L. Grunzel.

(Schluß.)

3. Die Ehehindernisse.

Die Ehehindernisse sind wie in Rom nach der Gesetzgebung Justinian's immer impedimenta dirimenta[1]), die Ehe wird gelöst und der schuldige Theil oder beide Theile gestraft, ebenso auch die Unterzeichner des Kontraktes. Unkenntniß des vorhandenen Ehehindernisses befreit nur von der Strafe. Die Heirathsgeschenke werden von der Regierung konfiscirt. Eine Dispens von einem Ehehinderniß ist bei den Chinesen wie bei den Juden[2]) unzulässig.

a) Natürliche Ehehindernisse:

α) Nicht erreichte Pubertät. Da die Ehe als nächsten Zweck die Erzeugung einer Nachkommenschaft verfolgt, so muß der Eintritt der Geschlechtsreife natürliche Vorbedingung der Eheschließung sein. Dieser Zeitpunkt tritt beim männlichen Geschlechte später ein als beim weiblichen, überdies aber auch bei verschiedenen Völkern je nach den Klimaten, die sie bewohnen, sehr ungleich, am frühesten bei größerer Annäherung an den Aequator und an den Polarkreis[1]). Beim weiblichen Geschlechte kann er oft mit dem 9. oder 10. Lebensjahre erreicht sein, wie z. B. im südlichen Persien[2]). Hingegen ist die Beobachtung gemacht worden, daß bei Kulturvölkern das heirathsfähige Alter höher hinaufgerückt erscheint, im alten Peru beispielsweise bei Männern bis zu 24, bei Mädchen bis zu 18 Jahren[3]), was sich daraus erklären mag, daß bei vorgeschrittener Kultur die physischen Bedürfnisse den geistigeren, idealeren weichen, und daß es auch den Männern viel schwerer fallen mag, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. In den älteren Rechten z. B. im römischen und canonischen, ist das Erforderniß der Pubertät als selbstverständlich gar nicht aufgenommen, die modernen Gesetzgebungen haben ein gewisses Minimalalter festgesetzt. Auch das chinesische Recht kennt keine gesetzlich fixirte Altersgrenze

[1]) §. 12. Inst. de nupt. (I. 10).
[2]) Mayer, Die Rechte, Bd. II, S. 315.

[1]) Peschel, Völkerkunde, S. 219.
[2]) J. E. Polak, Persien. Leipzig 1865, Bd. I, S. 202.
[3]) W. H. Prescott, Conquest of Peru. London 1882, Bd. I, S. 113.

zum Abschluß der Ehe, in der Regel heirathen die Männer nicht unter ihrem 20., die Mädchen nicht unter ihrem 15. Lebensjahre [1]). Verlobungen dagegen werden, wie auch bei sehr vielen anderen Völkern, bereits im zartesten Kindesalter geschlossen.

β) Geistige oder körperliche Gebrechen, wie Krankheiten, Irrsinn, Blödsinn u. s. w. werden als Ehehindernisse betrachtet, wenn sie beim Abschluß des Kontraktes nicht bekannt gegeben wurden, weil dadurch der eine Kontrahent irre geführt wurde. Ob dieser Bestimmung auch die Erkenntniß zu Grunde liegt, daß sich solche Uebel leicht forterben, vermag ich nicht anzugeben. Eunuchen, welche sich nur der Kaiser und die höchsten Würdenträger der kaiserlichen Familie halten dürfen, können, wenn sie vor der Kastration verheirathet waren, ihre Familien von Zeit zu Zeit besuchen, ja es kommt auch vor, daß Eunuchen, welche im kaiserlichen Palaste zu einer angesehenen Stellung emporgekommen sind, eine Frau pro forma nehmen [2]).

γ) Blutsverwandtschaft. Wenn die modernen Gesetzgebungen Ehen zwischen Blutsverwandten verbieten, weil naturwissenschaftlicher Erfahrung zufolge sich körperliche Uebel solcher Eltern in gesteigertem Maße auf die Kinder fortpflanzen, so muß es Wunder nehmen, daß gerade bei den Naturvölkern der Abscheu vor dem Incest am schärfsten ausgeprägt ist, und daß nur der Kastengeist vorgeschrittener Völker diesen natürlichen Abscheu überwinden und in Königsfamilien Geschwisterehen nicht nur erlauben, sondern sogar vorschreiben konnte [3]). Da wegen Mangels an schriftlichen Aufzeichnungen über die Volksbewegung kein anderes Merkmal übrig blieb, galt allgemein der gemeinsame Geschlechtsname als Zeichen der Blutsverwandtschaft und demgemäß als Ehehinderniß. Trotzdem sich im Laufe der Generationen die Familien bedeutend erweiterten, so hat sich dieses Verbot dennoch bei vielen Völkern erhalten, z. B. den Australiern [4]), Samojeden, Ostjaken [5]), vielen amerikanischen und afrikanischen Stämmen, in den Gesetzen des Menu [6]), ganz besonders aber bei den Chinesen [7]). — In China ist die Heirath zwischen Verwandten aller Grade verboten, mag die Verwandtschaft durch Zeugung oder Adoption entstanden sein, und sie wird immer dort als vorhanden betrachtet, wo zwei Personen denselben Familiennamen tragen. Dieses Verbot ist ein sehr altes, und es mag auch seine Dienste gethan haben, wo die chinesische Nation — die hundert Familien [百姓 peh shing], wie sie sich noch heute nennt — wirklich nur aus so vielen eng umgrenzten Familien bestand. Als aber nach Jahrhunderte langem Bestande die Bevölkerung des Reiches auf 400 Millionen anwuchs und für diese 400 Millionen nur etwa 350 bis 400 Familiennamen existirten, da wurde diese Bestimmung äußerst hart, da oft die Bewohner eines ganzen Ortes bis auf wenige Ausnahmen denselben Familiennamen führten [8]). Sie besteht aber trotzdem noch heute. Die einzige Milderung rührt aus der Zeit des Kaisers Yung-lo (1403 bis 1425) her, indem er allen Familien, die am Getreidetransport nach Peking betheiligt waren, den Titel von Militärfamilien, chün-chia [軍家], verlieh, im Gegensatz zu den Civilfamilien oder min-chia [民家], und die Heirath zwischen einer Chün- und Min-Familie gestattete [1]).

δ) Schwägerschaft. Dadurch, daß eine Frau heirathet, wird sie ein Glied der Familie ihres Mannes. Das Eheverbot tritt dann auch für die Blutsverwandten der Frau ein und erstreckt sich bis zum vierten Grade [2]). Eine Ehe in der Schwägerschaft des ersten Grades wird sogar als Blutschande behandelt und mit den äußerst harten Strafen belegt, welche auf letztere gesetzt sind.

b) Gesetzliche Ehehindernisse:

α) Trauer. Heirathen während der gesetzlich normirten Trauerperiode sind verboten. Diese beträgt bei nahen Verwandten des ersten Grades drei Jahre, bei den übrigen Verwandten des ersten Grades drei bis fünf Monate. Auf Konkubinen erstreckt sich das Heirathsverbot nur bei Trauer um nahe Verwandte des ersten Grades [3]). Hat eine Wittwe vom Kaiser eine Belohnung für die dem verstorbenen Gatten bewiesene Treue erhalten, dann darf sie nicht mehr heirathen, überhaupt darf eine Wittwe von ihrer Familie oder der ihres Gatten nie zu einer zweiten Heirath gezwungen werden [4]). Aehnlich war es auch im alten Rom, wo eine Wittwe vor Ablauf der Trauerzeit um ihren verstorbenen Gatten [5]) nicht heirathen durfte.

β) Bei Einkerkerung der Eltern oder Großeltern wegen eines Kapitalverbrechens, außer wenn das im Gefängniß befindliche Familienoberhaupt die Zustimmung zum Ehekontrakte giebt, in welchem Falle die Heirath ohne die üblichen Ceremonien und Festlichkeiten vor sich zu gehen hat [6]).

δ) Wegen offizieller Stellung. Ebenso wie Regierungsbeamte niemals in die Provinz, aus welcher sie stammen, versetzt werden können, ebenso ist es ihnen streng verboten, während ihrer Amtsthätigkeit aus einer Familie zu heirathen, welche unter ihrer Jurisdiction steht, oder welche an der Erfüllung seiner amtlichen Obliegenheiten ein Interesse hat [7]). Auch im alten Rom war die Heirath zwischen einem praeses provinciae und einer Frau aus seiner Provinz untersagt [8]).

ε) Wegen eines von der Frau begangenen Verbrechens. Eheverbot besteht mit einer Frau, welche ein Verbrechen begangen und sich der Strafe durch Flucht entzogen hat. Im Uebertretungsfalle erleidet der Gatte dieselbe Strafe wie die Frau. Die Heirath zwischen einer Ehebrecherin und ihrem Verführer ist gleichfalls verboten, wie dies auch im alten Rom [9]) und bei den Juden [10]) der Fall war.

ζ) Wegen Ehrlosigkeit der Frau. Eheverbot besteht auch, wenn ein Regierungsbeamter des Militär- oder Civil-Departements oder der Sohn oder Enkel eines mit erblichem Rang ausgestatteten Beamten eine Musikantin, Sängerin oder Komödiantin heirathen will [11]). Er wird im Ueber-

[1]) P. G. v. Möllendorff, Journal of the N.-Ch.-B. of the Royal Asiatic Society New. series. Nr. 13, Schanghai 1879, S. 103.

[2]) G. C. Stent, Chinese eunuchs, im Journal of the N.-Ch.-B. of the R. A. S. Schanghai 1879. New. series, Nr. XI, S. 143 fg.

[3]) Im alten Peru, in Egypten und auf Hawaii.

[4]) Capt. Gray Eyre, Central Australia. London 1880, Bd. II, S. 330.

[5]) M. A. Castren, Vorlesungen über Ethnologie. Petersburg 1855, S. 67.

[6]) III, sec. 5.

[7]) E. Huc, L'empire chinois. 2 Bde. Paris 1879, II, S. 168.

[8]) L. H. Morgan, Consanguinity and Affinity in the Human Family. Washington 1871, p. 418.

[1]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 114, Bd. III, S. CVII.

[2]) Wie im canonischen Recht.

[3]) Möllendorff, The family law., p. 9.

[4]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 112, Bd. III, S. CV.

[5]) L. 12, 13, pr. D. 3, 2. — Konst. 2 c. 5, 9. — Puchta, Institut des römischen Rechts, Bd. III, S. 117.

[6]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 114, Bd. III, S. CVI.

[7]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 116, Bd. III, S. CX.

[8]) L. 57 pr., L. 63 D. de ritu nupt. (23, 2). — Cod. Theod. 3, 11. — Cod. Inst. 5. tit. 2, 7.

[9]) L. 26 D. de ritu nupt. (23, 2). — L. 13, D. de his. quae (34, 9).

[10]) Mayer, Die Rechte, Bd. II, S. 320.

[11]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 118, Bd. III, S. CXIII.

tretungsfalle zur Strafe auf einen niederen Adelsrang degradirt oder verliert ihn auch ganz [1]);

η) wegen Cölibates der Priester. Die Ehe ist untersagt den buddhistischen Priestern, ho-shang [和尚], und Nonnen, ni-ku [尼姑], und den taoistischen Priestern, tao-jên [道人], und Nonnen tao-ku [道姑], welche nicht ihr Haar rasiren. Dagegen die taoistischen Priester tao-shih [道士], sogenannte mên-chu [門祝], welche die Köpfe rasiren und ihr Haar wie andere Chinesen flechten, dürfen heirathen [2]);

ϑ) wegen Zwang. Zwingt jemand die Frau oder die Tochter eines freien Mannes zur Heirath, so soll die Ehe getrennt werden, und derjenige, der Gewalt angewendet hat, den Tod durch den Strang erleiden [3]);

ι) wegen Unfreiheit. Die Ehe zwischen Sklaven und freien Frauen ist nicht erlaubt [4]), wie bei allen Völkern, welche die Sklaverei kennen. Die Longobarden hatten sogar das Recht, in diesem Falle ihre Tochter zu tödten oder zu verkaufen [5]).

4. Verhältniß der Ehegatten.

Durch die Heirath tritt die Frau in die Familie ihres Gatten ein, sie kommt, wie im alten Justinianischen Recht, in die manus mariti [6]), auch wenn sie vordem sui juris war, und verbleibt auch nach dem Tode des Gatten in seiner Familie. Ihre Stellung ist eine ziemlich untergeordnete. Er ist zur ehelichen Treue nicht verpflichtet, bei ihr aber stellt der Bruch der ehelichen Treue ein schweres Verbrechen dar. Schlägt die Frau ihren Mann, so kann er auf Scheidung der Ehe klagen, während sie sich körperliche Züchtigung gefallen lassen muß; nur dann, wenn er sie verwundet, wird er strafbar. Sie ist ihrem Manne zu unbeschränktem Gehorsam verpflichtet, ja sie darf ohne seine Erlaubniß nicht einmal das Haus verlassen, sonst kann er sie als Konkubine an einen anderen verkaufen. Ihr ganzes Vermögen gelangt durch die Heirath in die Hände des Gatten, welches ihm auch verbleibt, wenn die Ehe gelöst wird. Nach dem Tode des Gatten verwaltet wohl die Frau das ganze Vermögen und bezieht die Interessen, das Vermögen selbst aber wird unter die männlichen Erben vertheilt. Deswegen kennt auch das chinesische Recht ebenso wie das alte römische keine Mitgift und keine Vermögensübertragung zwischen Mann und Frau. Nur in einem Punkte ist die Frau durch die Gesetze geschützt: sie darf von ihrem Manne nie zur Prostitution hergegeben und auch nicht zeitweise einem anderen als Frau überlassen werden [7]); trotzdem soll das letztere hin und wieder vorkommen, wenn nämlich der Gatte, dem sie nicht selten um Geld überlassen werden soll, gern einen Sohn haben möchte und seine Frau kinderlos ist [8]).

5. Die Ehescheidung.

Außer durch Tod oder durch Verlust der Freiheit eines Gatten kann die Lösung der Ehe nur durch Ehescheidung bewirkt werden. Es giebt nun Fälle, in welchen die chinesischen Gesetze eine Ehescheidung vorschreiben, nämlich:

a) wenn ein Ehehinderniß obwaltet;

b) wenn sich die Frau des Ehebruchs schuldig gemacht hat.

[1]) In China giebt es fünf Adelsklassen. Die Söhne stehen um einen Grad niedriger als die Väter.

[2]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 118, Bd. III, S. CXIV.

[3]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 117, Bd. III, S. CXII.

[4]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 119, Bd. III, S. CXV.

[5]) Leg. Long. lib. II, tit. 9, §. 2. — L. Rothari c. 222.

[6]) Gaj. Inst. §. 49, §. 108 ss, II, §. 86 ss.

[7]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 110, Bd. III, S. CII.

[8]) Möllendorff, The family law, p. 16.

Mit wenigen Ausnahmen [1]) fordern alle Völker die eheliche Reinheit der Frau, wenn auch die meisten gegen Ausschweifungen vor der Ehe tolerant sind. Deswegen sind auch gegen Ehebrecherinnen die höchsten Strafen gesetzt; man denke nur an die grausamen Bestrafungen unseres Mittelalters. In China kann und soll der Gatte die Ehebrecher, wenn er sie in flagrante delicto überrascht, auf der Stelle tödten [2]); thut er das nicht, so wird die ehebrecherische Frau bestraft und als Konkubine verkauft, und der Preis dafür fällt dem Fiskus anheim.

Die Klage auf Ehescheidung kann in folgenden Fällen eingebracht werden:

a) wenn beide Gatten freiwillig die Ehe lösen wollen;

b) wenn die Frau ohne Vorwissen des Gatten das Haus verläßt;

c) wenn die Frau ihren Gatten mißhandelt;

d) wenn in dem Ehekontrakte irrige oder betrügerische Bestimmungen enthalten waren;

e) wenn eine Frau nachweislich einen von den folgenden Fehlern besitzt, nämlich Unfruchtbarkeit, Sinnlichkeit, Mangel an kindlicher Ehrfurcht den Eltern ihres Gatten gegenüber, Geschwätzigkeit, Kleptomanie, Eifersucht und Mißtrauen, unheilbares Uebel. Diese Fehler begründen aber keine Scheidung:

α) wenn die Frau drei Jahre lang um seine Eltern getrauert hat;

β) wenn seine Frau zur Zeit der Eheschließung arm war, inzwischen aber wohlhabend geworden ist;

γ) wenn die Frau keine Verwandten mehr hat, zu denen sie zurückkehren könnte.

Durch die Scheidung wird der Zustand vor der Ehe hergestellt. Die Frau geht zu ihrer Familie zurück, die Kinder verbleiben dem Vater, und die Hochzeitsgeschenke oder das Kaufgeld wird dem Manne zurückgegeben, außer wenn er die Ursache war. Die Frau selbst kann keine Klage auf Scheidung anstrengen [3]).

II. Die väterliche Gewalt.

1. Wesen, Umfang und Befugnisse derselben.

Bei allen Völkern übt der Vater über seine Frau und seine Nachkommen die Rechte eines unumschränkten Herrn und Besitzers aus. Allerdings werden bei einzelnen australischen und amerikanischen Völkern die einzelnen Familienrechte, ja sogar der Name von der Mutter abgeleitet, was auf verschiedene mehr lokale Ursachen zurückzuführen ist [4]), immer aber bleibt der Vater, dem die Natur selbst das Recht des Stärkeren verliehen hat, das Familienoberhaupt. Gewohnheit und Satzung haben ihn mit den weitgehendsten Rechten ausgestattet, in ihm verkörpert sich auch am meisten die Zähigkeit des Familienbandes bei jenen Völkern, bei denen die Familie das eingreifendste und bedeutendste Rechtsinstitut ist, wie bei den Juden und Chinesen. Die Befugnisse der väterlichen Gewalt in China erstrecken sich noch viel weiter und sind noch viel bedeutender als die der römischen patria potestas, welche ja ohnedies im Verhältniß zu denen des slavischen [5]) und noch mehr des germanischen sehr weitgehende sind.

Alle Mitglieder der Familie unterstehen derselben, mögen sie nun in derselben geboren oder durch Heirath oder durch

[1]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1877. Bd. III, S. 314; Bd. IV, S. 216. Danach werden im nordöstlichen Asien, Kamtschatka und den Aleuten den Gastfreunden die Frauen überlassen.

[2]) Wie bei den Juden: Leviticus 20, 10.

[3]) Staunton, Ta Tsing Leu Le, S. 121, Bd. III, S. CXVI. — Möllendorff, The family law, p. 16.

[4]) Peschel, Völkerkunde, S. 232 fg.

[5]) Turner, Slavisches Familienrecht, S. 35, §. 15.

Adoption hineingekommen sein. Die patria potestas über die Kinder ist unumschränkt. Der Vater kann die Kinder nicht nur züchtigen, er kann sie auch verkaufen, wie dies selbst bei den Römern[1]), Galliern[2]) und Westgothen[3]) erlaubt war, und er darf sie sogar aussetzen, solange sie nicht über drei Jahre alt sind. Die Sitte der Aussetzung von Zwillingen und mißgestalteten Kindern kehrt häufig wieder, so namentlich bei den polynesischen, melanesischen und Neger-Völkern, sie wird als Wohlthat empfunden und schließt zärtliche Liebe zwischen Eltern und Kindern nicht aus. Uebrigens hat sich dieses Recht in China stark gemildert; derjenige, der ein Kind, außer durch größte Armuth gezwungen, oder wenn dasselbe ein gewisses Alter überschritten hat, aussetzen würde, würde die ganze öffentliche Meinung gegen sich kehren[4]). Bekleidet der Sohn eine amtliche Stellung; dann muß der Vater sich zuerst vom Kaiser die Erlaubniß einholen, bevor er in irgend einer Weise gegen ihn vorgehen kann. Der Mutter kommt im Falle der Wittwenschaft dieselbe Machtvollkommenheit wie dem Vater zu, sie ist aber durch die öffentliche Meinung viel umschränkter, besonders dann, wenn die Kinder bereits erwachsen sind. Seine Frau darf der Mann züchtigen, als Konkubine verkaufen, wenn sie sein Haus verläßt, und tödten, wenn er sie in flagranto delicto mit einem Ehebrecher überrascht, dann hat er aber auch die Pflicht dazu.

Die Kinder haben andrerseits die in China besonders hoch gehaltene Pflicht [孝順 hsia shun], den Eltern Ehrfurcht und Gehorsam zu bezeugen und im Nothfalle für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie dürfen gegen Eltern und Großeltern keine Klage erheben, sind der Zeugenschaft gegen sie enthoben und dürfen, wenn dieselben im Kerker sind, an keinerlei Festlichkeiten oder Unterhaltungen theilnehmen. Nach ihrem Tode haben sie die gesetzlich bestimmte Trauerzeit zu beobachten und den Leichnam wo möglich in der heimathlichen Erde zu begraben. Verstöße gegen diese durch die öffentliche Moral und die Gesetze gebotenen Pflichten werden von staatswegen streng bestraft. Eine solch hohe Auffassung der Kindespflicht findet sich nur noch im jüdischen Gesetz[5]).

2. Entstehung der väterlichen Gewalt.

Die väterliche Gewalt kann nach chinesischem Recht auf vier verschiedene Arten entstehen:

a) durch Heirath. Die Frau scheidet aus der patria potestas ihrer Familie und kommt unter die patria potestas, unter der ihr Gatte steht;

b) durch Zeugung. Die Kinder, ob sie von der Frau oder einer Konkubine geboren sind, stehen unter der patria potestas ihres Vaters. Hat ein Mann außerehelich mit einem Mädchen ein Kind bekommen, so muß er das Mädchen heirathen; wird er durch Tod daran verhindert, so wird das Kind dennoch als sein legitimes angesehen. Illegitime Kinder, welche nicht durch matrimonium subsequens legitimirt worden sind [私子 ssu-tzu] und Kinder von Prostituirten [雜種子 tsa-chung-tzu] stehen in der Gewalt ihrer Mutter und tragen ihren Familiennamen;

c) durch Adoption. Die Adoption kommt sehr häufig bei kinderlosen Familien vor, weil jeder Mann wenigstens einen Sohn haben will, der seinen Namen fortpflanzt, ihn im Alter erhält und nach seinem Tode in der Heimath begräbt. Die Adoption aber findet nur aus Familien statt, welche denselben Familiennamen tragen. Ein bestimmtes Alter ist nicht vorgeschrieben[1]), dagegen die Zustimmung des nächsten männlichen Verwandten, in dessen patria potestas der zu Adoptirende sich befindet, erforderlich. Findlinge unter drei Jahren können ohne jede Formalität adoptirt werden;

d) durch Kauf. Auf diese Art gelangen Sklaven in die Familie, aber auch die Adoption nimmt sehr oft die Form eines Kaufes an, indem der Vater des zu adoptirenden Kindes eine Vergütung erhält.

3. Endigung der väterlichen Gewalt.

Die väterliche Gewalt geht über oder endigt:

a) durch Tod des Vaters. Die patria potestas geht dann zunächst an die Mutter, hierauf an den ältesten Sohn über. Mit dem Tode des Vaters wird der Sohn sui juris nur dann, wenn er eine Familie hat, und die Tochter nur dann, wenn sie verwittwet ist und Kinder hat;

b) durch Uebernahme eines staatlichen Amtes seitens des Sohnes. Der Vater darf dann nur mit Zustimmung des Kaisers seine väterlichen Rechte über ihn ausüben;

c) durch Uebergabe der Tochter in die manus des Gatten. Wird die Ehe später geschieden, so kehrt die Tochter in die patria potestas ihres Vaters zurück, als Wittwe jedoch verbleibt sie in der Familie ihres Gatten;

d) durch Adoption oder Verkauf, wodurch der Sohn Agnatenrechte in der Familie des Adoptivvaters erwirbt;

e) durch Eintritt in einen religiösen Orden; in diesem Falle wird das Familienband gelöst, selbst der Familienname geht für den Betreffenden verloren;

f) durch Aussetzung, jedoch nur dann, wenn das Kind nicht über drei Jahre alt ist.

III. Die Vormundschaft.

Nach dem Tode des Vaters geht die patria potestas über die Kinder eo ipso an die Mutter über. Nur dann, wenn sie die Verantwortung nicht allein auf sich nehmen will, wird von den Verwandten ein Vormund bestellt, dessen Stellung dann aber ohne triftigen Grund nicht mehr angefochten werden darf. Sind beide Eltern mit Hinterlassung von Kindern gestorben, welche das siebente Lebensjahr noch nicht erreicht haben, so muß der nächste männliche Verwandte desselben Familiennamens die Vormundschaft übernehmen, und sollte sich — was in China nur selten vorkommen kann — kein solcher mehr am Leben befinden, so wird einer der männlichen Verwandten eines anderen Familiennamens zum Vormund gewählt. Eine testamentarische Bestimmung, welche die Bestellung eines Vormundes verfügt, wird nur dann aufrecht erhalten, wenn derjenige, dem das Recht und die Pflicht der Vormundschaft zunächst zufallen würde, notorisch dieses Vertrauens unwürdig ist.

Dem Vormund kommen die vollen Rechte eines Vaters zu, und er übt sie aus, so lange er lebt[2]). Das Vermögen der Kinder verwaltet er und bezieht auch den Nutzgenuß davon, es bleibt aber Eigenthum der Kinder[3]).

---

1) §. 2. J. 1. 9. — Gaj. Inst. I. §. 55.

2) Caesar, Bell. Gall. VI, 19.

3) Mayer, Die Rechte. Bd. II, S. 416. — Lex Wisig. IV, 2. §. 13.

4) Inheritance and Patria Potestas in China, by X. Y. Z. — China Review, vol. V, p. 404 fg.

5) Deuteron 21, 15. — Leviticus 20, 9. — V. Moses 27, 16, wo auf Mißachtung der Eltern sogar Todesstrafe gesetzt ist.

1) Nicht so im römischen Recht. §. 4 I. de adopt. (1, 11). — L. 40 §. 1. D. de adopt. (1, 7).

2) Wie bei den alten Germanen. Mayer, Die Rechte. Bd. II, S. 443.

3) Möllendorff, The family law, p. 25.

IV. Das Erbrecht.

Bei den meisten Völkern besitzt die Frau kein Vermögen, und alles was sie mitbringt oder erwirbt, gehört dem Manne. Sie ist auch nicht erbberechtigt, sondern das ganze Vermögen des verstorbenen Mannes geht an den ältesten Sohn und im Ermangelungsfalle an den nächsten männlichen Anverwandten über, welchem auch die Sorge für die Frau und die Kinder zufällt. Bei den einzigen Malayen bleibt das Vermögen der beiden Gatten getrennt, und für die Succession ist die Mutter maßgebend. Das Vermögen der Frau erben ihre Kinder, das Vermögen des Mannes dagegen die Kinder seiner Schwester und in zweiter Linie seine Brüder.

In China wird das väterliche Erbgut, sofern es nicht Stammgut der Familie ist, gleichmäßig unter die Söhne vertheilt, ohne Unterschied, ob sie von der ersten Frau oder einer Konkubine geboren oder adoptirt sind. Die Frauen haben lebenslänglichen Nutzgenuß an dem Erbe, und die Vermögensverwaltung obliegt der ersten Frau, oder wenn diese nicht mehr am Leben ist, der ersten Konkubine [1]). Das erbliche Stammgut der Familie, welches bekanntlich nicht getheilt und nicht veräußert werden darf, fällt dem ältesten männlichen Anverwandten in der Familie, also nicht immer dem ältesten Sohne zu. Der Stiefsohn hat kein Anrecht, seinen Stiefvater zu beerben, außer insoweit seine Mutter dem Stiefvater ein Vermögen ins Haus gebracht hat. Die Töchter erben nur dann, wenn sie unverheirathet sind und keine männlichen Agnaten mehr am Leben sind, und zwar scheint es, daß dann eine gleichmäßige Vertheilung unter alle Töchter stattfindet. In manchen Provinzen bekommen die unverheiratheten Töchter die Hälfte des Antheils, welcher einem Sohne zufällt, in manchen dagegen nichts, und es fällt dann den Brüdern die Pflicht zu, für ihren Lebensunterhalt und eventuell auch für ihre Verheirathung Sorge zu tragen.

[1]) Alabaster, The law of inheritance. China Review, vol. V, S. 191, 248, VI, S. 55. — Inheritance und Patria Potestas in China Review V, S. 404 fg.

Kürzere Mittheilungen.

Die Lakadiven.

Diese kleine Inselgruppe breitet sich unter dem 10. bis 14. Grad nördl. Br. und 71,40. bis 74. Grad östl. L., etwa 300 km westlich von der Malabarischen Küste aus und besteht aus vierzehn Inseln, welche 1927 qkm umfassen und im Jahre 1881 von 14473 Einwohnern bewohnt gewesen sein sollen. Drei dieser Eilande vermag man nur als Riffe zu betrachten, aber auch von den übrigen elf Atollen sind nur neun bewohnt, und nach den neueren Berichten schrumpft die Zahl der Menschen stetig zusammen. Die Einwohner sind theilweise Hindus, theilweise sind sie dem mohammedanischen Glauben zugethan, wie sie denn auch als rechte Muselmänner der Zucht und dem Anbau der Banane besondere Aufmerksamkeit schenken. Die Inseln sind, wie fast alle Gebilde jener Gegenden, korallinischen Ursprunges und besitzen die Gestalt der Atolle, d. h. eines von einem Korallenkranze umgebenen Wasserloches. Sie sind sämmtlich sehr niedrig und ragen kaum mehr als 20 englische Fuß über den Wasserspiegel heraus, dadurch nur zu sehr den Unbilden einer etwas hochgehenden See ausgesetzt. Ausgeführt wurden namentlich Kokosfasern, Kokosnüsse, Schildpatt und Kaurimuscheln, deren Werth sich auf 350000 Mark jährlich beziffern soll. Hauptsächlich besteht Handel mit dem Festland von Indien.

Die Gruppe wurde schon 1499 von Vasco de Gama entdeckt und gehörte später der Britisch-Ostindischen Compagnie, von deren Herrschaft sie an diejenige Großbritanniens fiel.

Neuerdings wurden interessante Resultate über die Zusammensetzung der Flora der Lakadiven veröffentlicht, welche uns einen Einblick in das Zusammenkommen der Pflanzendecke derartiger Bildungen ermöglichen, wenn es auch feststeht, daß mit den bisher aufgefundenen 80 Gewächsen die Zahl der vorhandenen Arten nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Diese 80 Spezies, welche sich mit Ausnahme zweier Farrenkräuter nur aus Phanerogamen in altem Sinne zusammensetzen, gehören 37 Familien an, von denen sich folgende mit den angegebenen Ziffern über die Zweizahl erheben: Malvaceae 3, Leguminosae 5, Rubiaceae 4, Compositae 6, Acanthaceae 4, Euphorbiaceae 6 und Gramineae 9. 17 dieser Gewächse betrachtet Prain, der Verfasser einer List of Laccadive plants als kultivirte Arten, 16 weitere sind nach ihm durch die Insulaner, absichtlich oder ohne Vorsatz, eingeführt.

Sonst glaubt Prain das Entstehen der vorgefundenen 80 Pflanzen auf den Atollen auf vier Ursachen zurückführen zu können: auf den Menschen, auf die See, auf Vögel, auf Sturm und Wind; freilich macht er dabei noch Unterschiede, er spricht von einem Sicher, einer Möglichkeit und einer Wahrscheinlichkeit. Eine Tabelle möge diese Worte veranschaulichen:

Eingeführt durch	Sicher.	Möglich.	Wahrscheinlich.
Menschen	43	63	56
die See	11	22	17
Vögel	2	5	3
Sturm und Wind	2	7	4

Interessant ist die Zugehörigkeit der Gewächse nach den großen Florenreichen, bezw. ihr Hinüberstrahlen von anderen Erdtheilen, worüber folgende Zusammenstellung Auskunft giebt:

Kultivirte Arten	17
Tropische, verbreitete Arten	8
Fast tropische, verbreitete Arten, nicht in Polynesien	4
Fast tropische, verbreitete Arten, nicht in Australien	1
Beinahe tropische, verbreitete Arten, nicht in diesen beiden	3
Tropische, altweltliche und polynesische Arten	11
Tropische, nur weltliche Arten	2
Asiatische, australische und polynesische Arten	1
Kontinental-asiatische wie kontinental-afrikanische Arten	5
Kontinental-asiatische wie mauritianische Arten	3
Nur asiatische Arten	15
	Sa. 80.

Wir sehen also, daß die Lakadiven eine indische Flora besitzen und können hinzufügen, daß nur fünf der auf diesen Inseln gefundenen Species sich nicht auf Ceylon finden.

E. R.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die Expedition, welche Th. Tschernyschof im vergangenen Jahre in die Petschora-Gegend unternommen, ist nunmehr ein ausführlicher Bericht erschienen. An der Expedition nahmen außer dem Leiter namentlich noch der Astronom Backlund, der Bergingenieur Lebedjef und der Topograph Sergejef theil. Das erzielte Ergebniß bestand in der Hauptsache darin, daß eine topographische Karte von Süd-Timan im Maßstabe von 1 : 126 000 hergestellt, und daß der allgemeine geologische in ziemlicher Vollständigkeit erkannt wurde. Es wurde festgestellt, daß als älteste Bildungen Sericitschiefer auftreten, auf welche die außerordentlich versteinerungsreichen devonischen Schichten folgen. Diese letzteren sind von der Kohlenformation unterlagert, deren Bildungen denjenigen am Ural ähnlich sind, und die zum Theil eine Fauna enthalten, welche in China und in der nordamerikanischen Salt Range angetroffen worden ist. Die permischen Ablagerungen sind nur westlich von der Timan-Kette entwickelt, so daß hier offenbar die Grenze des Meeres jener geologischen Epoche liegt. Auch die mesozoischen Formationen (Jura, Kreide) sowie das Tertiär sind beobachtet worden. Besondere Aufmerksamkeit wendete die Expedition dem Naphtha-Gebiete des Uchta-Flusses zu, wo die Naphthagewinnung bereits im vorigen Jahrhundert betrieben wurde. Es wurde beobachtet, daß die Naphtha führende Region eine der Timan-Kette entsprechende Streichungsrichtung (von Nordwest nach Südost) besitzt und der devonischen Formation angehört, daß ihr Horizont jedoch ein tieferer ist, als der bisher dafür angesehene. Versuchsbohrungen bis zur Tiefe von 22 bezw. 40 Fuß bewirkten ein ununterbrochenes oder alle halbe bis dreiviertel Stunden sich wieder einstellendes Ausströmen von Naphtha. Ueber die Frage nach der technischen Verwerthbarkeit derselben können aber nur weitere Bohrungen entscheiden. Inzwischen ist Herr Tschernyschof im Frühjahre d. J. zum zweiten male nach Timan aufgebrochen, und steht seine Rückkehr nicht vor Ende Oktober zu erwarten. Er beabsichtigte, diesmal bis zum Timansky Kamen am Eismeere vorzudringen und auf dem Rückwege das problematische, angeblich senkrecht zum Ural und Timan verlaufende Gebirge zu erforschen.

— Das seit lange diskutirte Projekt, Paris mit Rouen durch einen Seeschiffahrtskanal zu verbinden, scheint seiner Verwirklichung um ein Erhebliches näher gerückt zu sein. Der Kanal soll 180 km lang und 6 m tief werden, und zwischen St. Denis und Clichy in einem großen Hafen endigen. Die Kosten werden auf 135 Mill. Frcs. veranschlagt. Sehr ins Einzelne gehende Pläne und Voraufnahmen des Werkes sind gegenwärtig in dem Pariser Stadthause behufs öffentlicher Inaugenscheinnahme ausgestellt.

— Die Ausbeute des belgischen Kohlenbergbaues bezifferte sich im Jahre 1889 auf 19 870 000 Tonnen, im Werthe von 187,7 Mill. Frcs. Gegen das vorangegangene Jahr ergiebt dies eine Zunahme um 651 000 Tonnen. Die Zahl der Arbeiter, die in dem betreffenden Gewerbe beschäftigt war, betrug 1889 103 382, darunter 11 000 Frauen.

Afrika.

— Die englische Niger-Gesellschaft hat eine Expedition nach dem oberen Benuë entsandt, die augenscheinlich dazu bestimmt gewesen ist, den kolonialpolitischen Bestrebungen Deutschlands in Adamaua zu begegnen. Bei Ribago drang diese Expedition mit einem kleinen Dampfer auf einem rechtsseitigen Nebenflusse des Benuë, namens Kebbi, gegen Tuburi vor, und es gelang ihr festzustellen, daß die von verschiedenen Seiten behauptete periodische Verbindung zwischen dem Benuë und Schari nicht wohl existiren kann. Man gelangte bis nahe in die Quelle des Kebbi, und befand sich gleichwohl noch weit entfernt von dem Tuburi-Sumpfe, durch den sich jene Verbindung der beiden Stromsysteme vollziehen soll. Die durchreiste Gegend wird als eine fruchtbare Gebirgslandschaft geschildert.

— Ueber die Walfischbai enthielt bereits die bekannte Denkschrift über das deutsch-englische Abkommen ein Gutachten des deutschen Marine-Kommandos, das den Werth dieser Bucht für Kolonial- und Kulturzwecke als sehr zweifelhaft erscheinen ließ. Es hieß darin: „Was die Bucht betrifft, so verändern sich die Tiefen in derselben fortwährend, und man hat jetzt schon auf 1,5 Seemeilen Entfernung vom Lande nur noch 6 m Wasser. Die Halbinsel selbst ist an einer Stelle bereits ganz fortgespült, jedoch sind die Tiefen an dieser Stelle noch so gering, daß selbst Booten die Passage unmöglich ist. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der Hafen von Angra Pequena erheblich besser ist." Diese Angaben erhalten nun neuerdings eine Bestätigung und Ergänzung von Seiten Dr. Görings. Derselbe meint nämlich, daß die Walfischbai auch abgesehen von ihrer Qualität als Hafenbucht kein besonders erstrebenswerthes Objekt bilde, da sie zu umgehen sei, wenn man an der Mündung des Swachaub-Flusses Landungsvorrichtungen anbrächte. Man gewänne dadurch die beste Verkehrsstraße nach dem Innern von Deutsch-Südwestafrika, die zugleich auch den wichtigen Vortheil gewähren würde, daß allezeit eine genügende Wassermenge im Flußbett vorhanden wäre, während an der Walfischbai ständiger Wassermangel herrscht.

— Nach einem englischen Blaubuche für 1889 bezifferte sich der Außenhandel der Kolonie Natal in diesem Jahre auf 7 183 000 Pfd. Sterl. (4 527 000 Pfd. Sterl. Einfuhr und 1 656 000 Pfd. Sterl. Ausfuhr), gegen 4 308 000 Pfd. Sterl. (2 890 000 Pfd. Sterl. Einfuhr und 1 418 000 Pfd. Sterl. Ausfuhr) im Jahre 1888. Sowohl die Woll- und Zuckerproduktion als auch die Kupfer- und Goldförderung machten bemerkenswerthe Fortschritte, dagegen verursachte anhaltend Dürre dem Ackerbau und der Rinderzucht erheblichen Schaden, und sahen sich die Kolonisten dadurch veranlaßt, entschiedener als früher an die Herstellung künstlicher Bewässerungsanlagen zu denken.

— Die Ausbeute der Goldfelder von Transvaal betrug im Jahre 1889 insgesammt 443 000 Unzen, wovon der weitaus größte Theil (384 000 Unzen) von dem berühmten Witwatersrand-Distrikte geliefert wurde. Der Distrikt von De Kaap (Barberton) lieferte 33 000 Unzen, der Distrikt von Lydenburg 13 000 Unzen und die Distrikte von Klerksdorp und Potchefstrom zusammen ebenfalls 13 000 Unzen. Der Gesammtwerth der Produktion ist auf 1 550 000 Pfd. Sterl. zu veranschlagen. Uebrigens ist die Goldförderung noch immer stark im Zunehmen, und im Jahre 1890 dürfte sie den Betrag von 560 000 Unzen (2 Mill. Pfd. Sterl.) ergeben. — Die Förderung Queenslands, das heute unter den Goldländern der Erde obenan steht, bezifferte sich im Jahre 1889 auf 738 000 Unzen (Vergl. „Globus", Bd. 57, S. 142).

Nord- und Mittelamerika.

— Die vor kurzem stattgehabte neue amerikanische Volkszählung hat vorläufigen Veröffentlichungen zufolge

für die 44 Unionsstaaten die folgenden Zahlenreihen ergeben. Die Bevölkerung belief sich

im Staate	1890	1880
New York	6022000	5082871
Pennsylvanien . .	5286000	4282891
Illionis	3801000	2077871
Ohio	3600000	3198062
Missouri	2788000	2168380
Indiana	2225000	1978301
Michigan	2175000	1636937
Texas	2142000	1591749
Massachusetts . . .	1996000	1783085
Jowa	1920000	1624615
Georgia	1897000	1542180
Kentucky	1880000	1648690
Virginien	1878000	1512565
Tennessee	1804000	1542359
Wisconsin	1682000	1315497
Kansas	1680000	996096
Nord-Carolina . .	1673000	1399750
Alabama	1646000	1262505
Minnesota	1415000	780773
New Jersey . . .	1408000	1231116
Mississippi	1347000	1131597
Californien . . .	1342000	864694
Süd-Carolina . .	1194000	995575
Louisiana	1112000	939946
Nebraska	1105000	452401
Maryland	1070000	934943
Arkansas	1043000	802525
West Virginia . .	775000	618457
Connecticut . . .	730000	622700
Maine	658000	648936
Colorado	410000	194327
New Hampshire . .	381000	346991
South Dakota . .	378000	—[1])
Washington . . .	377000	75116
Florida	376000	269493
Vermont	332000	332286
Rhode Island . .	328000	276531
Oregon	304000	174768
North Dakota . .	181000	—[1])
Delaware	167000	146608
Montana	128000	39159
Wyoming	80000	20789
Idaho	79000	32710
Nevada	46000	62266

Die Bevölkerungszahl der 44 Staaten würde sich demnach gegenwärtig auf rund 62900000 belaufen. Hierzu ist noch die Einwohnerzahl des Bundesdistriktes Columbia sowie der Territorien Neu-Mexiko, Arizona, Utah und Alaska zu rechnen, so daß die gesammte Seelenzahl des großen nordamerikanischen Freistaates auf rund 64 Millionen veranschlagt werden kann. Zu einem guten Theile erklärt sich die Zunahme natürlich durch die ungeheure Stärke des Einwandererstromes, der der Union in den Jahren 1880 bis 1889 nicht weniger als $5^1/_4$ neue Bürger zuführte.

[1]) Beide Dakota zusammen 135177.

Australien und Polynesien.

— Die wirthschaftliche Entwickelung Neu-Kaledoniens macht befriedigende Fortschritte; besonders ist augenblicklich kein Mangel an Arbeitern mehr, und Viehzucht und Bergbau sind im sichtbaren Aufschwunge. Der Außenhandel der Kolonie bezifferte sich im Jahre 1889 auf 12,6 Mill. Mark (auf 7,6 Mill. Mark in der Einfuhr und 5 Mill. Mark in der Ausfuhr). Die Hauptausfuhrartikel, die vor allem nach Frankreich, England und Australien verschifft wurden, sind Nickel, Häute, Chrom, Kobalt, Kupfer, Trepang, Kaffee und Copra.

Polarregionen.

— Die Berliner Gesellschaft für Erdkunde hat beschlossen, Dr. Erich v. Drygalski mit einer Expedition nach Westgrönland zu betrauen, die den Zweck hat, die dortigen Gletscherverhältnisse genauer zu erforschen. Als spezielles Beobachtungsfeld hat sich Dr. v. Drygalski den Umanak-Fjord ausersehen, an dem er etwa ein Jahr zu verweilen gedenkt. Um sich auf seine Aufgabe vorzubereiten, hat er im vergangenen Sommer eine Anzahl von Alpengletschern besucht. Ein anderer junger Gelehrter, Herr Otto Baschin, wird sich der v. Drygalski'schen Expedition anschließen. Der Aufbruch soll im nächsten Frühjahre erfolgen.

Bücherschau.

— Ernst v. Hesse-Wartegg, Mexiko. Wien und Olmütz 1890. Ed. Hölzel. — In seiner wohlbekannten Weise führt der vielgereiste Verfasser seine Leser in dem vorliegenden Buche in das Aztekenland, dessen Eigenthümlichkeiten durch lebendige und zum Theil drastische Schilderungen, die durch eine große Zahl von gut ausgeführten Abbildungen unterstützt werden, beleuchtend. Sicherlich wird sich das Werk zahlreiche Freunde erwerben, wenn auch manche der darin enthaltenen Ausführungen über physikalisch-geographische und archäologische Fragen seitens der betreffenden Fachleute angefochten werden dürften. Wir weisen beispielsweise auf das Kapitel 21 hin, wo das Thal von Mexiko einfach als der Krater eines ungeheuren Vulkanes bezeichnet wird.

— Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Elfter Jahrgang. Berlin 1890. Puttkammer und Mühlbrecht. — Wer sich für das Staats- und Wirthschaftsleben des Deutschen Reiches interessirt, der kann den Einblick in die übersichtlich geordneten und zuverlässigen Zahlenreihen dieses Jahrbuches nicht wohl entbehren. Wo es möglich war, finden wir diese Reihen bis zum Jahre 1889 hinabgeführt. Dem vorliegenden Bande sind eine Anzahl graphischer Darstellungen über den Altersaufbau der Reichsbevölkerung beigegeben, die von hohem Interesse sind.

— Die hygienischen Verhältnisse der größeren Garnisonorte der österreichisch-ungarischen Monarchie. V. Preßburg. Mit 4 Linearskizzen im Text, einer Umgebungskarte und sechs weiteren graphischen Beilagen. Wien 1890. Königl. Hof- und Staatsdruckerei. — Mit der Schilderung der Verhältnisse von Preßburg liegt jetzt die fünfte Nummer dieses verdienstlichen Unternehmens vor, dessen Nachahmung in Deutschland sehr zu wünschen wäre. Die Karte macht dem k. k. militär-geographischen Institut alle Ehre.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Rückblick auf die Reisen von Dr. Gustav Radde 1852 bis 1890.

(Fortsetzung.)

Bevor wir dem Reisenden im Jahre 1866 nach Talysch folgen, müssen hier einige Worte über die Gründung des Kaukasischen Museums eingeschaltet werden. Auch darüber berichtet Radde am Ende des uns vorliegenden Bandes (S. 194 bis 209). Schon seine beiden erwähnten Reisen hatten ein ansehnliches Material, namentlich in botanischer und ethnographischer Hinsicht geliefert, und es lag auf der Hand, daß solches sich sehr bald in einer Weise anhäufen mußte, welche zu einer zweckmäßigen, übersichtlich geordneten Aufbewahrung die Gründung eines Museums benöthigte. Zwar hatte auf Anregung des Grafen Sollogub die kaukasische Abtheilung der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft in Tiflis, welche damals eine Anzahl eifriger Mitglieder besaß, beschlossen, ein Museum zu gründen; es läßt sich auch bis zum Jahre 1861 die Thätigkeit der betreffenden Herren verfolgen; allein schon mit dem Jahre 1857 verlor sich das Interesse an der Sache mehr und mehr, und 1861 löste sich das sogenannte Direktorium und damit die Pflege der Sammlungen ganz auf.

Radde's Vorschläge über die Gründung eines Kaukasischen Museums, welches Alles, was Natur und Mensch im Verlaufe der Zeit und in der Gegenwart geschaffen hatten, in sich aufnehmen sollte, wurden im Juni 1865 durch den damaligen Statthalter, Großfürsten Michail Nikolajewitsch, bestätigt. Mit dem Neujahrstage 1866 waren die anfänglich sehr kleinen Räume miethweise beschafft, und am 2./14. Januar 1867 wurde das Kaukasische Museum feierlichst durch den Großfürsten eröffnet. Eben diesem Museum wurden die bis dahin geförderten Sammlungen der erwähnten Gesellschaft übergeben, und sind ihm im Verlaufe der Zeit alle Materialien, welche Radde während seiner Reisen zusammenbrachte, sowie anderweitige Beiträge einverleibt worden. Wir kommen später noch einmal auf dieses Institut zurück.

Um nun die breitere Basis für die zoologischen Sammlungen zu legen, begab sich Radde im Frühjahr 1866 in das Tiefland von Talysch und verwendete seine Zeit ausschließlich auf das Einsammeln zoologischer und botanischer Objekte.

Im Jahre 1867 machte er dann seine erste größere Reise auf dem Armenischen Hochlande. Auch über diese berichtet er in „Petermann's Mittheilungen“. Er besuchte damals die Gebiete, welche jetzt unter russische Herrschaft gekommen sind, begab sich über Ardagan zu den Kura-Quellen und nach Kars, und kehrte über Chosapinsk und Achalkalaki zurück.

Das folgende Jahr wurde während der Sommerzeit nur zu kleineren Exkursionen in den Umgegenden von Tiflis und von Borshom verwendet, da die Arbeiten im Museum, dessen bedeutende Erweiterungen in Angriff genommen waren, die Anwesenheit des Reisenden in Tiflis oftmals bedingten (Neubau des Museums vis à vis vom Palais).

Im Jahre 1869 wurde Radde seitens der Regierung zum internationalen Kongresse der Botaniker nach St. Petersburg entsendet, und von dort begab er sich nach Deutschland und Oesterreich. Aber schon 1870 finden wir ihn wieder auf seinem speziellen Gebiete thätig. Die Unternehmungen Rußlands in Transkaspien hatten begonnen. Mit seinem Freunde, Dr. G. Sievers, brach er schon zeitig im Frühjahre auf, um zunächst wiederum Talysch und den Suant-Gau zu besuchen und dann sich an die Ostküste des Kaspi in das Lager von Krasnowodsk zu begeben, wo damals Oberst

Stoljetow auf dem äußersten östlichen Vorposten Rußlands in diesen Breiten saß. Die Lokalverhältnisse waren aber der Art, daß Radde sich dort nicht frei bewegen konnte, vielmehr ihm angezeigt wurde, daß er, ohne die Folgen selbst zu verantworten, das befestigte Lager nicht verlassen dürfe. Aus dieser Gefangenschaft wurde er durch den Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch (Großadmiral der Russischen Flotte), welcher eine Rundreise auf dem Kaspi machte, befreit. Auf Befehl Seiner Kaiserlichen Hoheit begleitete Radde denselben von Krasnowodsk bis Baku via Aschurade, entlang der Massenderanschen Küste, und Lenkoran anlaufend. Von Baku entsendete ihn der Großfürst als Kourier nach Tiflis.

Im nächsten Jahre führte Radde wiederum in Gesellschaft von Dr. Sievers eine größere Expedition aus. Diesmal wurde ein Theil Karabaghs und die ganze mittlere Araxes-Stufe untersucht. Die Reise nahm vier Monate in Anspruch. Nachdem im Mai zunächst die heiße Zone des Araxesthales bereist worden war, wendete man sich ostwärts in das gebirgige Karabaghgebiet und überstieg die Wasserscheide zwischen dem Migri-tschai und dem Katan-tschai (Vergl. Petermann's Mittheilungen). Sodann konnte am 16./28. Juni der mittlere Paß am etwa 13000 Fuß hohen Kapudshich in über 11000 Fuß überstiegen und am 18. Nachitschewan, der Ausgangspunkt der Expedition, erreicht werden. Nunmehr wurde dem wenig gekannten Daralagös-Gau mit dem ihn bewässernden östlichen Arpatschaisystem ein Besuch gemacht und namentlich an den heißen Quellen Isti-su gearbeitet. Sodann mußte das südliche Goktschai-Gebirge überstiegen werden, um das am Ufer des Sees gelegene Städtchen Neu-Bajaset zu erreichen, was am 29. Juni/11. Juli geschah, und auf welcher Tour Paßhöhen von 9000 bis 10000 Fuß überschritten wurden. Eben in dem genannten Orte konnte Radde eine interessante Keilinschrift für das Museum erwerben. Bis zum 8./20. Juli untersuchten die Reisenden dann die westliche Hälfte der Goktschai-Ufer, begaben sich in die Wälder an der Nordseite, statteten den Sommerfrischen der Eriwaner in Daratschitschach einen Besuch ab und beschlossen in Eriwan die Arbeiten in der östlichen Hälfte ihres Reisegebietes.

Wenden wir uns nun dem westlichen Theile der mittleren Araxesstufe zu und folgen den Berichten, wie sie in Petermann's „Mittheilungen“ niedergelegt sind, so ist zunächst der Besteigung des 13400 Fuß hohen Alagös, des imposanten vis à vis der Ararate, zu gedenken. Sie wurde am 16./28. Juli ausgeführt. Beide Reisende erkrankten und erreichten erst am 20. Juli/1. August Etschmiadsin, von wo es thalaufwärts nach den Salzwerken von Kulp und dann weiter westlich ins Gebiet der türkischen Kurden ging. Hier wurde am 31. Juli/12. August der Aschich-dabe bestiegen und dann direkt östlich wendend zum Balyk-göl gewandert. Am 2./14. August erreichte man den in 7608 Fuß Meereshöhe gelegenen See. Die beiden folgenden Tage wurden auf eine Exkursion gegen Süden zum östlichen Oberlaufe des Euphrat und dem an ihm gelegenen armenischen Kloster zum heiligen Johannes verwendet. Zum Schlusse der weiteren Arbeiten für dieses Jahr begaben sich die beiden Reisenden zum Großen und Kleinen Ararat, wo sie vom 6. bis 15./18. bis 27. August blieben. Da hierüber noch nicht ausführlich berichtet wurde, so beschränken wir uns darauf, nach Mittheilungen Radde's zu bemerken, daß er und Dr. Sievers vom Küp-göl aus in der von Parrot zuerst eingeschlagenen Richtung den Großen Ararat bis zu 14500 Fuß an seiner Nordfront bestiegen und den Nachweis lieferten, daß bis in diese Höhe an einzelnen, beschränkten Plätzen noch zwei Phanerogamen, nämlich Draba araratica und Pedicularis araratica vorkommen; am 12./24. August wurde die Gipfelhöhe des kleinen Ararat (12840 Fuß) erstrebt.

In den beiden folgenden Jahren konnte Radde keine Reisen machen. Er wurde seitens der Regierung 1872 zur Polytechnischen Ausstellung nach Moskau beordert, woselbst er die Kaukasische Abtheilung herrichten half. In gleicher Eigenschaft entsendete man ihn 1873 nach Wien, und hier war es, wo er seine vier Vorträge vorbereitete und diese, durch große Bilder reich illustrirt, in vielen Städten Deutschlands hielt, so daß er erst 1874 im April heimkehrte. Diese Vorträge bilden das 36. Ergänzungsheft zu Petermann's „Mittheilungen“. Die sie erläuternden 14 Bilder wurden in ihrem landschaftlichen Theile von August Schäffer in Wien, in ihrem ethnographischen von Franz Simm in Oel gemalt. Radde hat seine Vorträge nicht allein in den größeren Städten Deutschlands in vollen Sälen gehalten, er wurde auch höheren Ortes mehrfach beauftragt zu sprechen. So hörten ihn der verstorbene Kronprinz Rudolf, und in Berlin der jetzige Deutsche Kaiser und Prinz Heinrich, in Weimar der Großherzog und sein Hof.

Wiederum an der Seite seines Freundes Sievers (seit 1881 Sekretär Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Nikolai Michailowitsch) treffen wir ihn 1874 im westlichen Hoch-Armenien. Diesmal galt es Erzerum zu erreichen, und zwar ging es zu diesem Zwecke zunächst von der oberen Kura durch die Wälder Adshariens und im Tschoroch-Gebiete, und dann aufwärts zur Hochebene von Ardagan. Die Reise bis zum armenischen Plateau war sehr beschwerlich, und oben angelangt, wurden die Wanderer als Spione behandelt und mehrfach chikanirt. Nichtsdestoweniger ging es von Ardagan über den Kanly-Stock gegen Westen fort, und Olty, das kleine Städtchen, war das nächste Ziel. Es wurde am 18./30. Juli erreicht. Tags darauf blieb man bei dem großen Dorfe Id, überstieg dann am 20. Juli/1. August den östlichen Taurus, das nackte Scheidegebirge zwischen den Tschoroch-, Aras- und Euphratzuflüssen, und erreichte abends Erzerum. Die Rückreise wurde über den Bingöl-dagh, Chnis-kala und Kagisman gemacht. Es liegen uns von dieser Reise zwei Spezialartikel in Petermann's „Mittheilungen“ von Radde vor, welche er zur Zeit des letzten Krieges zwischen Rußland und der Türkei veröffentlichte, damals als die russischen Truppen im Winter 1877 bis 1878 vor Erzerum standen. Er entnahm sie seinem größeren, aber noch nicht abgeschlossenen Werke über Hoch-Armenien. Der erstere dieser Artikel behandelt speziell den 12000 Fuß hohen Bingol-dagh, jenen eminenten todten Vulkan, dessen Krater mit einer großen Anzahl kleiner Wassertümpel zur eigentlichen Araxeswiege dient. Der zweite Artikel giebt eine eingehende Beschreibung der Ebene des oberen Frat, in deren östlichem Winkel Erzerum gelegen ist.

Im Jahre 1875 wurde endlich eine letzte Reise nach Hoch-Armenien unternommen. Es hatten sich dazu mehrere Spezialgelehrte zusammen gefunden, so aus Dresden Dr. Oskar Schneider, aus Petersburg Dr. F. Marowitz, Dr. K. Firen; der damalige deutsche Konsul Brüning und Dr. Sievers schlossen sich ebenfalls an, und die ganze Gesellschaft brach von Borshom am 16./28 Juni auf, begab sich zunächst über den Zchra-Zcharo-Paß zum Tabizkur-See, wurde durch schlechtes Wetter anfänglich sehr behindert und exkursirte am Nordfuße des Abul-Stock. Sodann ging es über Achalkalaki und durch das Gebiet der Duchoboren nach Alexandropol, welche Stadt am 23. Juni/5. Juli erreicht wurde. Am 25. und 26. Juni wurde dann der Algös an seiner Nordseite bestiegen, und obgleich es für Hochalpentouren zu früh im Jahre war, man auch schon in 10000 Fuß in das Gebiet der Schneeschmelze gelangte, sich mehrmals verirrte und vom bösen Hochwetter heimgesucht wurde, so

konnte doch die Höhe von etwa 12000 Fuß erreicht werden. Freilich war es nicht thunlich, von hier aus die eigentliche Gipfelhöhe zu erklimmen. Die Reisenden kehrten über Sardar-abad und Eriwan nach Tiflis zurück.

Ueber die Reisen im Jahre 1876 giebt uns ebensowohl ein ansehnlicher, gut illustrirter Band: „Die Chewsuren und ihr Land" (Kassel, Theod. Fischer), als auch ein „Vorläufiger Bericht" in den schon oft citirten „Mittheilungen" Auskunft. Radde begab sich von Tiflis aus in das östlich vom Kasbek gelegene Land der Chewsuren, Tuschen und Pschawen und edirte darüber eine Monographie. Sein Werk zerfällt in sechs Abschnitte. Der erste behandelt die allgemeine Orientation in den geographischen Verhältnissen seines Reisegebietes und die hypsometrischen Messungen. Der zweite erklärt die beigegebene Karte, welche in übersichtlicher Form auch die numerischen Werthe der Bevölkerung jener drei Gruppen zur Anschauung bringt. Das dritte Kapitel giebt ein Verzeichniß der Genossenschaften und Dörfer nebst Angabe ihrer Feuerstellen. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich auf über 100 Seiten nur mit der Ethnographie der Chewsuren, und im fünften wird die Marschroute verzeichnet. Aus dieser heben wir Folgendes hervor. Radde brach am 23. Juni a. St. in Begleitung des bekannten Entomologen Leder auf und begab sich direkt nach Tioneti, dem Verwaltungscentrum für die erwähnte Gruppe der Bergvölker. Am 25. Juni ging es weiter, und nachdem die Wasserscheide zwischen Jora und Pschawscher Aragwa überschritten war, erreichte man am 26. Juni abends das Dorf Blo (6600 Fuß), am Fuße des Archotis-mta. Die Passage über diesen am 28. Juni war gefährlich, ebensowohl des rutschenden Schiefergrundes an jähen Absturzwegen, als auch wegen anhaltenden Regens. Erst um 5 Uhr nachmittags wurde Kwiritsminda, eine kleine Ansiedelung (6300 Fuß) an der Nordseite erreicht. Dort blieb man trotz großer Dürftigkeit. Gegen Abend entlud sich ein entsetzliches Hochwetter, dessen Schilderung wir dem Leser empfehlen (S. 235). Am 30. Juni war nach anstrengendem Marsche und nach der Passage des 10000 Fuß hohen Anatoris-Passes das Dorf Guro erreicht. Am 2./14. Juli ging es weiter thalabwärts zum Dorfe Schatil, es wurde von hier aus ebensowohl den nahe wohnenden Kisten, als auch den hoch interessanten Todtenhäusern der Chewsuren ein Besuch abgestattet und am 4./16. Juli die Reise im Ardoti-Thale fortgesetzt. Dem Laufe dieses starken Gebirgsbaches aufwärts folgend, galt es am 5. Juli den 12200 Fuß hohen Azunta-Paß zu forciren und in das Gebiet der Tuschen zu gelangen. Das Wetter blieb immer schlecht, und selten lüfteten sich die Nebel und gestatteten Blicke auf die mächtigen Eis- und Firnfelder des Kwawlos-Massives. Eben diesem Gebiete galt am 10./22. Juli die Exkursion, welche Radde vom Dorfe Dartlo aus unternahm. Diesmal begünstigte das Wetter einigermaßen die Arbeit, und es konnte ein Gesammtbild dieser großartigen Hochalpenlandschaft angefertigt werden. Bis zum 14./26. Juli lebte Radde dann im Dörfchen Dshwariwsseli und begab sich dann zum Borbalo. Auf dem Wege dahin wurde um 12 Uhr der 10800 Fuß hohe Kadowanis-mta-Paß überstiegen und am 15./27. Juli die Besteigung des 11500 Fuß hohen Barbalo ausgeführt. An den beiden folgenden Tagen erfolgte schließlich der Abstieg vom Gebirge nach Kachetien, und am 18./30. Juli wurde wieder Tioneti erreicht. In dem botanischen Anhange zu Radde's Werke sind die Pflanzenarten, welche während dieser Reise gesammelt wurden, aufgeführt und, wo es von Interesse ist, Höhenangaben des Vorkommens hinzugefügt.

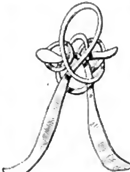
In den beiden folgenden Jahren wurden nur kleinere Exkursionen, so einige im Kurathale abwärts von Tiflis bis Jewlach gemacht, und 1878 erfolgte ein Auftrag seitens der Regierung, welche Radde nach Paris zur Ausstellung und zum internationalen Kongresse der Botaniker beorderte. (Schluß folgt.)

Sitten und Gebräuche der Annamiten.

(Fortsetzung.)

(Mit sieben Abbildungen.)

Die Annamiten lieben sehr das Theater, und bei allen größeren Feierlichkeiten werden Schauspiele aufgeführt. Für die Schauspielertruppen werden auch öfters Summen aufgewandt, die angesichts der Armuth des Volkes ganz erstaunlich sind. Man theilt diese Truppen in zwei Kategorien ein, in die Phuong-nha-tro und die Phuong-cheo. Zu den letzteren bekennen sich die Hanswürste, die Taschenspieler und Leute jeder Art, meist sehr fraglichen Rufes, die sich zusammen thun, um durch die Unterhaltung des Volkes Geld zu erwerben. Ihre Vorstellungen gleichen denen, die wir auf Jahrmärkten und öffentlichen Plätzen zu sehen gewöhnt sind (S. Abbildung 2). Die Phuong-nha-tro aber sind die vornehmen, von der Regierung erlaubten und unterstützten Schauspieler. Sie bilden unter Umständen ganze Gemeinden, welche mit Land und verschiedenen Privilegien ausgestattet sind, unter der Bedingung, daß sie dem Könige alljährlich eine bestimmte Zahl Schauspieler für seine Theater stellen. Dafür haben sie das Monopol der sämmtlichen Vorstellungen, die in ihrer Provinz zur Aufführung gelangen. Jede Truppe steht unter einem Kapitän und unter Unteroffizieren, wie bei einem militärischen Regiment, und die Leute verbringen ihre Zeit in der Bebauung ihrer Felder und in der Ausführung ihres Berufes. Sie sind vor allen Dingen auch die Musiker ihres Volkes. Ihre Hauptinstrumente sind der Thap-luc-uyen, eine Art Zither, die mit einem eisernen Häkchen geschlagen wird, dann der Nhi-uyen, eine Guitarre mit zwei Saiten aus Seide, die mit einem Bogen gespielt wird, der Tam-uyen oder Guitarre mit drei Saiten, die auf einen Boden aus Schlangenhaut gezogen sind, und die mit den Fingern gespielt wird, die große Guitarre, die der unserigen sehr ähnlich ist, und endlich der Dan-bau, ein einsaitiges Instrument, aus einem dicken Bambusrohr hergestellt, das einen sehr angenehmen und klagenden Laut von sich giebt. Als Blasinstrument haben die Annamiten nur die Bambusflöte. Um das Orchester zu vervollständigen, finden noch Trommel und eine Art Castagnetten Verwendung, und die Musiker begleiten ihr Spiel durch anmuthige Bewegungen



Seidene Seele.

mit dem Fächer. Die Annamiten verachten den Tanz ähnlich wie die Chinesen, und nur einige sehr langsame und gravitätische Tanzschritte finden hie und da beim Vorspiele Anwendung, Bajaderen, wie diejenigen Vorderindiens, existiren in Annam nicht. Aus den Stücken, die von den Phuong-nha-tro aufgeführt werden, wird man nicht recht klug; durchgeführte, zusammenhängende Dramen giebt es darunter jedenfalls nicht, sondern die Spiele bestehen meist aus vorgesungenen Erzählungen, wie von einem Trunkenbolde, der das Unglück über seine Familie gebracht, einer Mutter, die ihr Kind verloren und wiedergefunden, einem Gelehrten, der nach vielen Mühen zum Amte gekommen ist ꝛc. Kurz, das annamitische Schauspiel ist dem chinesischen nicht ebenbürtig, hat aber sein eigenes Verdienst und wird von denen, welche reich genug sind, sich das kostspielige Vergnügen zu leisten, mit einer förmlichen Leidenschaft gepflegt.

Die Annamiten sind ebenfalls große Liebhaber vom Glückspiel, und die Rücksichtslosigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der Jung und Alt sich dem Kartenspielen ergeben, bildet eins der Hauptübel des Landes und eine der Hauptursachen der allgemeinen Armuth. In beinahe jedem Dorfe giebt es Wucherer, welche die Spieler ausbeuten, indem sie ihnen Geld borgen, unter Zusicherung eines Zehntels der Summe und eines beliebigen Trinkgeldes. Das Hazardspiel xuc dia, wobei eine Sapeke in einer geschlossenen Urne gedreht wird, ist nicht weniger gefährlich wie die chinesischen



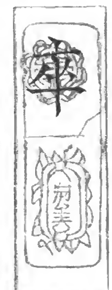
Ein annamitisches Theater.

Kartenspiele (S. Abbildung 3). Ein anderes beliebtes Spiel heißt „co“ (ludus latrunculorum) und hat einige Aehnlichkeit mit unserem Schach. Dieses Spiel wird an großen Feiertagen sogar mit lebenden Figuren gespielt, wenn man sich so ausdrücken darf. Zwei Gemeinden stellen nämlich, die eine eine genügende Zahl junger Mädchen, die andere Knaben zur öffentlichen Verfügung, welche sich in die Rollen der verschiedenen Figuren des „co“ theilen, um die Bewegungen vor einer großen Volksversammlung durchzuführen, welche ihnen von den zwei Hauptbeamten der beiden Gemeinden vorgeschrieben werden. Andere charakteristische Zerstreuungen bilden die Gefechte der Dorfjugend mit dem Stocke oder mit dem Säbel und die Hahnkämpfe, welche besonders in Cochinchina sehr üblich sind. Seiltänzer und Akrobaten, sowie schlechte Taschenspieler sind bei den Annamiten sehr beliebt, und ein Hauptvergnügen des ganzen Volkes, sogar der erwachsenen Männer, ist das Fliegenlassen von Drachen jeder denkbaren Gestalt, bei deren Herstellung sie eine große Fantasie entfalten.

Die Erziehung in Annam ist, ähnlich wie das Recht und die Sitten, ihrem Wesen nach chinesisch, und die Muttersprache des Volkes bildet keinen Gegenstand des Unterrichts. Es existirt kein Buch in der annamitischen Sprache, noch ist es bis jetzt irgend einem Schriftsteller eingefallen, ein solches zu schreiben. Oeffentliche höhere Schulen und Lehranstalten, so wie wir sie in Europa gewöhnt sind, giebt es ebenfalls in Annam nicht, in jeder Stadt aber ist ein Mandarin von der Regierung angestellt, der diejenigen, welche die verschiedenen Staatsexamen zu bestehen wünschen, für dieselben vorbereitet und unterrichtet. Die Wohnung dieses Mandarinen, sowie die der Schullehrer der verschiedenen Dörfer, hat nicht im geringsten das Ansehen einer

Schule, sondern wird von den Kandidaten der Gelehrsamkeit ganz nach eigenem Gutdünken besucht, ohne Regel und ohne Disciplin. Man kann sich keine größere Freiheit des Unterrichtes denken, jeder lernt eben, was er will und was er kann; der eine wird von seinem Vater unterrichtet, der andere hält sich einen Hauslehrer, um von ihm in seinen Studien geleitet zu werden, der dritte besucht die Schule seines Dorfes, seines Kreises, oder seiner Provinz, je nach seinem Alter und seinen Fähigkeiten.

Schulen für Kinder existiren in beinahe jedem Dorfe Annams, der Lehrer bekommt einige Felder von der Gemeinde und wird von den freiwilligen Geschenken seiner kleinen Schüler in der Regel gut unterhalten. In der Schule lernen die Kinder Stücke auswendig vorsagen oder vielmehr vorsingen, die sie alsdann niederschreiben müssen. Das nennt man die Buchstaben lernen, und es bildet ein sehr langes Studium, denn es dauert acht bis zwölf Jahre, ehe die Schüler in der chinesischen Sprache lesen und schreiben können. Sie lernen in dieser Zeit etwa zwölf oder fünfzehn Bände der chinesischen Annalen auswendig, aber wenn man sie fragt, „Wo liegt China", können sie keine Antwort geben. Zwar enthalten diese Bücher viele lehrreiche Sprüche, welche die Hauptbegriffe der Religion, der Bürgerpflicht ꝛc. predigen — so Ehrfurcht gegenüber dem Könige, den Eltern und dem ältesten Bruder, die Subordination, die Selbstbeherrschung und die Gerechtigkeit, die Vorstellung eines Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Nothwendigkeit, das Gute zu thun und das Böse zu lassen aus Rücksicht auf eine spätere Vergeltung ꝛc. Damit ist aber das Ziel der elementaren Erziehung in Annam erreicht; und nachdem sie zu Ende ist, kommt für die jungen Männer eine Periode des öffentlichen Dienstes, nach welcher sie in ihre Heimath zurückkehren, um ihre Verlobung und Vermählung zu feiern.





Annamitische Spielkarten.



Ein Katafalk.

Wünscht ein junger Mann sich mit einem Mädchen zu verloben, so bietet er ihrem Vater oder ihrem ältesten Bruder Betel an, und je nachdem dieses angenommen oder ausgeschlagen wird, hat er seinen Bescheid bekommen, und im günstigen Falle macht er an gewissen Tagen im Jahre — am Neujahrstage, am fünften Tage des fünften Monats, am Gedenktage der Verstorbenen ꝛc. — den Eltern des Mädchens einige Geschenke. Nach Empfang dieser Gaben wird er als Diener im Hause seiner Schwiegereltern angesehen und muß ihnen beim Aussäen der Feldfrüchte und bei der Ernte behülflich sein. Wird er über seine Stellung zur Familie befragt, so genügt die Auskunft, daß er mit dem und dem Betel gegessen hat. Da die jungen Leute zuweilen von ihrem Wort zurückgehen und die Geschenke in diesem Falle zurückerstattet werden müssen, so geschieht das Betelessen in der Regel vor beiderseitigen Zeugen. Auf diese Formalitäten folgt nach kürzerer oder längerer Zeit die Trauung, bei welcher Gelegenheit der junge Mann der Gemeinde eine kleine Steuer entrichtet und sich als verheirathet einschreiben läßt, ein Verfahren, das „nôp-cheo" genannt wird und das der Ehe ihre gesetzliche Gültigkeit verleiht. In den meisten Fällen kostet diese Ceremonie nur sechs Sous, und nur wenn das Mädchen ihren Heimathsort verläßt, steigt der Tribut auf 10 bis 20 Franken. Die anderen Kosten, die mit der Hochzeit verbunden sind — für den Transport der Braut nach der Wohnung des Bräutigams (dua-daû genannt), für die Geschenke (them), die ihr gemacht werden, und für das Festmahl, das den Schluß der ganzen Ceremonie bildet — sollten auch von der Familie des letzteren getragen werden, man richtet sich aber meist so ein, daß sämmtliche nähere Verwandten einen kleinen Beitrag zahlen. Eine religiöse Seite besitzt die Trauung nicht oder nur insofern, als die kleinen Opfer dem Tempel und den Ahnen, die bei jeder wichtigeren Gelegenheit üblich sind, auch hier nicht fehlen dürfen.

Heimliche Ehen werden nicht von dem Gesetz anerkannt, es giebt aber eine große Anzahl armer Leute, die sich nicht eintragen lassen, und in einem Lande, wo keinerlei Zählung der Geburten und Sterbefälle stattfindet, ist dies nicht zu verwundern. Die Blutsverwandschaft und die Trauer bilden die Haupthindernisse zur Ehe vor dem chinesischen Gesetz, die Gemeinden halten auch sehr streng auf deren Beobachtung, noch werden jemals Dispensationen seitens der Regierung ertheilt. Man unterscheidet zwischen dem Hô-nôi oder

innerer, und dem Hô-ngoai oder äußerer Verwandtschaft, das heißt zwischen väterlicher und mütterlicher Verwandtschaft, und während man sich mit den acht nächsten Verwandten väterlicherseits nicht verheirathen darf, so ist die Ehe mit den allernächsten Verwandten mütterlicherseits gestattet, weil die Mutter als nicht mehr ihrer Familie angehörig betrachtet wird. Die Trauer bildet manchmal ein großes Hinderniß für annamitische Ehen, und die Strenge, mit der das Gesetz deren Beobachtung verlangt, ist äußerst übertrieben. Verlobte müssen öfters sechs und acht Jahre warten, ehe sie sich verheirathen können, denn die Trauer um die Eltern, um die Pflegemütter und um die älteren Verwandten direkter Linie dauert drei Jahre, um weiter entferntere ein Jahr u. s. w. Unter Umständen umgeht man diese Bestimmung des Gesetzes, indem man die Eintragung antedatiren läßt, aber dies kann nur in sehr seltenen Fällen erreicht werden, da die ganze Gemeinde einverstanden sein muß, damit das Geheimniß bewahrt bleibt, und da die dabei in Frage kommenden Beamten für ein solches Vergehen von der Regierung schwer bestraft werden können.

Die größere Hälfte der Kinder in Annam wird im



Bonzen-Grabmäler.

zarten Alter von den Blattern hinweggerafft, die anderen wachsen, so gut es die Verhältnisse gestatten, in dem Hause ihrer armen aber zärtlichen Eltern auf, und in jeder besser situirten Familie trifft man nicht nur die eigenen, sondern auch angenommene Kinder an, die ihren Adoptiveltern dieselbe Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zollen, dafür aber diese auch gleich wie die ersteren beerben.

Der Tod und die Beerdigung bei den Annamiten bieten dem fremden Beobachter ebenfalls manche interessante Eigenthümlichkeit. Sobald einer den Geist aufgiebt, drückt man ihm die Augen zu, bedeckt ihm den Mund mit einem Stück Papier und brennt wohlriechende Drogen und Blätter in seiner Nähe an. Außerdem wird ein langes Seidenband zu einer eigenthümlichen Figur verknotet, die man als die „seidene Seele" („hôn bach", s. Abbildung 1) bezeichnet. Alsdann wird die Gemeinde von dem Tode in Kenntniß gesetzt, worauf die große Trommel geschlagen wird, um denselben öffentlich zu bekunden. Die Leiche wird bei den Reichen in Wein gewaschen und in kostbare Gewänder gehüllt, bei den Armen wird ein Kleid von weißer Baumwolle über die gewöhnlichen Kleider gezogen und die Leiche in eine Strohmatte gewickelt. Wenige Leute werden ohne Sarg begraben, und die alten Leute lassen sich denselben gern lange vor ihrem Tode von ihren Angehörigen schenken, um



Ein annamitischer Leichenzug.

ihn als geschätztes Möbelstück in ihrer Wohnung aufzubewahren. Ist noch keiner bei dem Tode vorhanden, so kauft man ihn bei dem Arzte der Nachbarschaft, der sie neben seinen Arzneien feilzubieten pflegt. Ist die Stunde des Begräbnisses gekommen, so wird die Tragbahre der Gemeinde geholt, welche je nach dem Reichthume derselben eine einfache Sänfte oder ein mächtiger, reich verzierter Aufbau zu sein pflegt (S. Abbildung 6), und unter Geleit sämmtlicher Verwandten und Beamten, in weiße Trauergewänder gekleidet, sowie der meisten Bewohner wird die Leiche zur letzten Ruhestätte befördert. Entlang dem Wege werden kleine Ruhealtäre eingerichtet und Opfer darauf gelegt, und der Zug wird von Trauermusik begleitet. Besondere Friedhöfe, wie bei den Chinesen, giebt es in Annam nicht, vielmehr werden die Todten einzeln an irgend einem beliebigen Orte zur Ruhe gebettet. In der Regel erfolgt das Begräbniß zwei oder drei Tage nach dem Tode, aber da es keine Polizei giebt, um die Sache zu kontroliren, so geschieht es öfters, daß die



Tänzerinnen.

Todten längere Zeit, sogar Jahre lang, in den Wohnungen behalten werden, bis die Angehörigen die nöthigen Mittel zusammen haben, um die Kosten der Beerdigung und des damit verbundenen Mahles zu bezahlen. In solchen Ausnahmefällen werden die Leichen zuweilen in hohle, hermetisch geschlossene Baumstämme eingeschlossen, die durch ein krummes Bambusrohr mit der äußeren Luft in Verbindung gesetzt werden. Bei den Gräbern wird wenig Luxus getrieben, denn in Annam kennt man keine Grabmäler; die letzte Ruhestätte bildet für Arme und Reiche zugleich ein einfacher, etwa sieben Fuß langer und drei Fuß breiter Erdhügel. Nur bei sehr bedeutenden Persönlichkeiten pflegt man bis zum Schluß des dritten Jahres, wenn die Trauer zu Ende ist, das Grab einzuzäunen und einen kleinen Pavillon darauf zu errichten (S. Abbildung 5).

An der oben erwähnten länglichen Form erkennt man ein frisches Grab, bei runden oder gar kegelförmigen Hügeln weiß man, daß sie älteren Ursprungs sind, denn die Annamiten stellen sich die Leiche später als sitzend oder liegend vor, und richten sich bei der Pflege der Hügel nach dieser Einbildung.

Aus dem Nordamerikanischen Kaskaden-Gebirge.

Von Dr. Julius Röll.

II.

(Mit einer Abbildung.)

Am 1. Juni fuhren wir von Ellensburgh nach der etwa zwei geographische Meilen nordwestlich am Yakima-Flusse gelegenen Haltestelle Thorp, wo unser Gepäck kurzer Hand aus dem Eisenbahnwagen geworfen wurde, so daß Koffer und Reisetaschen den Abhang hinabrollten, während das Zelt auf dem Bahndamm liegen blieb. Die Haltestelle wird durch ein kleines Bretterhäuschen von 3 m Länge und 2 m Breite gebildet, das mit dem Telegraphen nicht in Verbindung steht. Der Innenraum ist mit Stroh ausgelegt; Tische und Stühle sind nicht vorhanden, ein Stations-Beamter auch nicht. Und so standen wir denn allein im freien Felde, während der Zug in die Ferne dahin brauste.

Wir schafften zunächst die umherliegenden Reisetaschen in den Bretterraum, damit sie wenigstens vor dem Regen geschützt wären, und traten dann unsere Wanderung nach einer der vielen zerstreut liegenden Farmen an, in welcher ein Bekannter meines Begleiters wohnte. Er kam uns entgegen und war so freundlich, unser Gepäck mit einem Wagen abholen zu lassen und uns in der Nähe seiner Farm eine windgeschützte Stelle als Zeltplatz anzuweisen.

Der Zeltplatz lag auf einer kleinen Insel, welche von dem Tanum Creek, einem Nebenflusse des Yakima, gebildet wurde. Nach Nordwesten bot dichtes Gebüsch von Silberpappeln, Weiden, Erlen, Espen, Weißdorn, Rosenhecken und

Schneebeerengesträuch Schutz vor dem Wind, der hier am Rande des Gebirges ziemlich heftig und ausdauernd bläst. Hinter dem Gebüsch lag thalaufwärts eine Farm. Dort verengte sich das Thal, indem die fritlichen kahlen Höhenzüge nahe an einander traten. Ueber sie ragten bewaldete Höhen empor, welche sich westlich nach den Kaskaden und nördlich nach dem Mt. Stuart fortsetzten, während sie sich nach Süd und Ost in das Thal verflachten. Aus demselben führte eine Straße am Zeltplatze vorüber, am östlichen Berghange hin in ein Seitenthal, an dessen Hängen Pferde und Rinder weideten. Nach dem Thale zu begrenzte den Zeltplatz ein Bretterzaun, der eine Wiese umschloß, die sich bis an den Hauptarm des Baches erstreckte. Wir überschritten den Nebenarm, an dem das Zelt stand, auf Steinen, welche wir aus seinem Bett zusammengetragen hatten.

Nachdem wir unseren Koffer in einem Nebenbau des Farmerhauses untergebracht hatten, begannen wir das Zelt aufzurichten. Unser Gastfreund schlug im Gebüsch drei Stangen ab, zwei von Mannshöhe, welche senkrecht gestellt wurden, und eine dritte, etwas längere, die oben quer in eine Gabel der ersteren zu liegen kam. Sie hielten das Zelt fest, das nun an den Boden angepflockt und zwischen den Pflöcken mit Steinen beschwert wurde. Der Zelteingang lag dem Thale zugewandt und konnte durch Haken und Schlingen verschlossen werden.



Im Kaskaden-Gebirge.

Darauf schlugen wir mit unserem Beile Aeste und Zweige von den Bäumen und Sträuchern ab, legten sie auf den Boden des Zeltraumes und breiteten dann eine wasserdichte Unterlage, welche zuweilen auch als Regenmantel gebraucht wurde, über die Zweige aus. Dann legten wir unsere wollenen Decken darüber, in welche wir uns abends einhüllten. Als Kopfkissen dienten unsere Reisetaschen. Die Proviantkiste und der Eßwaarenkorb fanden gleichfalls Aufnahme im Zelte, damit sie ungebetenen Gästen nicht in die Augen fielen.

Nachts lagen Gewehr und Revolver wohlgeladen an meiner Seite. Unser Beil, unsere naturwissenschaftlichen Fang- und Präparations-Apparate, die Laternen zum nächtlichen Käferfange, eine Spinnhütte für Raupen, Angel und Pflanzenpressen wurden gleichfalls im Zelte untergebracht. Vor demselben lagen am Tage die Pflanzen zum Trocknen ausgebreitet; sie waren mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht mit ihren leichten Papierbogen wegführte. Um das Zelt stand unser Kochgeschirr, an den Latten des Zaunes lehnten neben der Bratpfanne die glänzenden zinnernen Teller und Blechlöffel, und auf den Holzpfählen hingen die blechernen Tassen. Auf den Büschen und an den Baumästen waren Hand- und Taschentücher zum Trocknen ausgebreitet, an einem Baumstamme stand das Schmetterlingsnetz, und unter demselben lagen Ketscher und Botanisirbüchse. Ein Stück vom Zelt entfernt, unmittelbar am Bach, legten wir eine Feuerstätte — einen steinernen Herd — an, auf dem Thee, Reis, Eier, Vögel, Brot und Pfannkuchen zubereitet wurden.

Ich ging noch am ersten Abend zur Ausschau das Flußthälchen aufwärts und sammelte eine Anzahl Sumpf- und Wassermoose. Eine etwa armlange Schlange mit gelben und schwarzen Längsstreifen, die ich schon öfter in den Kaskaden gefunden hatte, traf ich auch hier an. Abends waren wir zu den Verwandten unseres Gastfreundes zum Essen geladen, erzählten von unserer Reise und suchten dann unser Zelt auf.

Die Nacht war kühl, und ich schlief schlecht auf dem harten Lager. Zahlreiche Mosquitos hatten sich Eingang in das Innere des Zeltes zu verschaffen gewußt und umsummten uns nun die ganze Nacht in pfeifenden Tönen.

Der Wind brauste im Gehölz, und der Regen tropfte auf das Zelttuch. Mit Tagesanbruch hielt mich ein wundervolles Vogelkonzert schadlos für die entbehrte Nachtruhe. Die Amseln flöteten schon um $^1/_2$4 Uhr aus dem Gebüsch, und einige Sylvien mischten ihre zarten Töne darein. Ein Rothkehlchen sang seine anmuthigen Strophen ganz allerliebst, und einige Finken fielen mit fröhlichem Schmetterschlag dazwischen.

Später am Morgen trat wieder Regenwetter ein, so daß es schwer hielt, Feuer anzuzünden. Es gelang uns endlich, ein Frühstück aus Thee, Reis und Eiern zu bereiten.

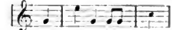
Wir suchten nun die Umgegend nach Käfern und Pflanzen ab. Als wir abends an das Zelt zurückkehrten, hatten ihm in unserer Abwesenheit die Kühe einen Besuch abgestattet, alles durcheinander geworfen, unseren Proviantkorb ausgestöbert, einen Theil des Mehls gefressen und ihre Schnauzen am Zelt und an Decken und Kleidern abgewischt.

Während mein Begleiter die Zeltsachen ordnete und Feuer anzündete, schoß ich am Bache eine Drossel und eine wilde Taube, welche sogleich gebraten und zum Abendbrot verzehrt wurden. Währenddem ritten ein Indianer und seine Frau (Squaw) vorüber und hielten ihre Pferde an, um uns und unser Zelt zu betrachten und dann, einige indianische Worte murmelnd, mit gleichgültiger Miene weiter zu reiten. Wir konnten sie noch lange mit unseren Blicken verfolgen, bis sie, über die Hochebene dahingaloppirend, im Schein der Abendsonne dem Auge entschwanden.

Nach einer anderen frostigen, schlafarmen Nacht machte ich mich früh auf, um die Höhen gegen Nordwesten zu besteigen und daselbst zu botanisiren. Eine Zeit lang verfolgte ich ein altes Bachbett, an dessen Rändern Eriogoneum-Arten mit gelben und orangefarbigen Blüthen, ein blauer Rittersporn (Delphinium), die fleischfarbige Collomia grandiflora und kleine, dunkelrothblühende Malven standen. Dann stieg ich höher hinan und fand an kahlen Felsen meterhohe Dolden eines Laserpitium, sowie zahlreiche Moose aus der Familie der Grimmien und Orthotrichen. Eine Indianerin ritt vorüber und sah mich an den Felsen herumklettern. Sie schien sich zu wundern, daß ein fremder Mann auf dem sonnverbrannten Gestein so eifrig herumsuchte. Ob sie meine Mission wohl begriff, oder mich für einen der Goldsucher hielt, die hie und da im Kaskadengebirge die Wege der braunen Eingeborenen kreuzen? Vielleicht auch erzählte sie daheim in ihrem Wigwam von einem sonderbaren Gast, den sie gesehen, der, auf den Knien liegend und sein Haupt zur Erde gewandt, die Geheimnisse erlauschte, welche die Geister der Berge nur bevorzugten Sterblichen offenbaren.

Mit meiner werthvollen Moosbeute stieg ich hinauf auf die kahle Hochebene und sah nun die schneebedeckte Kette des Mt. Stuart nur wenige Meilen entfernt im Norden vor mir ausgebreitet liegen. Oestlich aus dem Thal des Columbia steil emporsteigend, westlich den Fuß im Clealum Lake badend und den Arm nach der nachbarlichen Kaskadenkette ausstreckend, lag der schöne Gebirgsstock vor mir. Hell und klar hob sich die stattliche Anzahl der schneebedeckten Spitzen und felsigen Zinken vom Horizonte ab. Sie bildeten eine imposante Gruppe, welche mich an die Schneehäupter des Berner Oberlandes, an das Finsteraarhorn, das Schreckhorn und die Wetterhörner erinnerte.

Die kahle Hochebene wird zur Linken von einer bewaldeten Berghöhe überragt. Nach ihr lenkte ich meine Schritte und wanderte über grasige Triften, auf denen zahlreiche Grillen umherhüpften und Schwärme von Blackbirds (unseren Staaren verwandte Vögel) herumflogen. Eine Lerche sang mit flötender Stimme ihr kurzes, aber anmuthiges und melodisches Lied, welchem ich den Text unterlegte: „Ich lieb' die Republik!“ so daß wir fortan den Vogel kurzweg als „Republikaner“ bezeichneten. In Musik gesetzt, lautet die Strophe so:



An feuchten Stellen der Hochebene fand ich ein Geranium, welches Aehnlichkeit mit unserem Wiesen-Storchschnabel hat. Zahlreiche blaue Irideen blühten im Umkreise. Inmitten der Hochebene lag eine Farm und in der Nähe derselben weideten Pferde und Rinder.

Als ich den Berg erreicht hatte, begrüßten mich aus dem Gebüsch die Drosseln mit lieblichem Gesange. Zahlreiche Rosenhecken der Rosa Mutellina verbreiteten süßen Wohlgeruch. Stattliche Sonnenblumen und die ihnen verwandte kleine Balsamorhiza sowie Stenactis-Arten blühten am Abhange. Ceanothus- und Sympherocarpus-Gesträuch bildete das Unterholz des herrlichen Nadelwaldes, der aus der Douglastanne (Pseudotsuga Douglasii) und einer Kiefer (Pinus ponderosa) gebildet war.

Bunte Schmetterlinge statteten den Blumen ihre Besuche ab, unter ihnen der seltene, nur im Gebirge vorkommende, langsam und träumerisch dahin fliegende Apollo, von dem ich vier Stück einfangen konnte. Auch eine schöne Dornschwanzraupe fiel mir in die Hände, und an den Felsen auf dem Bergrücken sammelte ich zahlreiche, zu den Grimmien gehörende Moose. Von dieser freien, felsigen Höhe aus gesehen, erschien der Mt. Stuart noch imposanter als vorher, und ich entwarf eine flüchtige Skizze des herrlichen Panoramas.

Der steile Abstieg in das Thal des Tanum Creek war nicht leicht. Schroffe Felsen und ausgedehnte Steinhalden hemmten den Schritt, und die Mittagssonne strahlte heiß auf die kahlen Abhänge. Im Thale angelangt, mußte ich meinen Weg am Flußufer fortsetzen, wo das Vorwärtsdringen durch dichtes Gebüsch erschwert wurde, so daß ich froh war, als ich mich endlich wieder im Weichbilde des Zeltes befand.

Als ich daselbst gegen zwei Uhr nachmittags anlangte und die in Papierdütchen eingeschlagenen Schmetterlinge meinem Begleiter zeigte, war dieser so entzückt von denselben, daß er sofort mit dem Schmetterlingsnetz auf dem nächsten Wege an den beschriebenen Flugort eilte. Ich übernahm indessen die Zeltwache, legte die gesammelten Pflanzen ein und schoß in der Nähe des Zeltes einige Vögel, unter ihnen einen am Berghange kreisenden, $^1/_2$ m langen Brachvogel.

Gegen Abend sprengten drei Reiter am Zelt vorüber, und ein Farmer besuchte mich, um meinen ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen. Auf der Nachbarfarm, wo ich Eier und Milch kaufte, fand ich die Farmersfrau mit Spinnen beschäftigt und eine halblange Tabakspfeife rauchend; sie blies die aufwirbelnden Dampfwolken mit lautem Geräusch gemüthlich in das raucherfüllte Zimmer, und verwendete den überflüssigen Speichel zur fleißigen Benetzung des Fadens.

Da der von uns geplante Ausflug auf einen Versteinerungen führenden Berg durch die Weigerung eines in der Nähe wohnenden Trappers, uns als Führer zu dienen, unterbleiben mußte, so beschlossen wir, am nächsten Morgen das Zelt abzubrechen und nach Easton, einer im Kaskadengebirge gelegenen Haltestelle der Northern Pacific Railroad überzusiedeln.

Wir ordneten unsere Sammlungen, packten unsere Habseligkeiten zusammen, und unser Gastfreund war so liebenswürdig, dieselben wieder an die Haltestelle fahren zu lassen. Auf halbem Wege blieben die Pferde plötzlich an einem steilen Abhange stehen, gingen rückwärts und brachten uns in eine gefährliche Lage. Schon hatte das eine der Hinterräder den

Weg verlassen und hing über dem Rande des Abgrundes; da gelang es noch zur rechten Zeit unseren vereinten Kräften, den Wagen vom Sturze abzuhalten. Nach mehrmaligem Ansatz wurde die Höhe erreicht, und nun ging's dem nahen 3 m langen Stationsgebäude zu. Wir warteten in der Nähe des Bretterhäuschens eine Stunde lang auf den von Osten ankommenden Zug, dem wir durch Winken mit den Taschentüchern das Haltezeichen gaben, luden schnell unsere Koffer ein und dampften in der nächsten Minute schon dem nahen Kaskadengebirge zu.

Um für einen mehrtägigen Zeltaufenthalt eine geeignete Gegend aufzusuchen, reiste ich, meinen Begleiter in Easton, am Fuß der Kaskaden zurücklassend, am Nachmittag des 15. Juni 1888 nach Roslyn, einem im Urwalde gelegenen, neu angelegten und wegen seiner Kohlenminen durch eine Zweigbahn mit der Station Clealum verbundenen Städtchen. Man fährt das Thal des Yakima-Flusses abwärts durch niedergebrannte Wälder. Meilenweit liegen unzählige, halb verkohlte Riesenstämme als letzte Reste des mächtigen Urwaldes an beiden Seiten der Bahnlinie. Andere sind in den Fluß gestürzt und haben ihn an mehreren Stellen aus seinem Bett gedrängt.

Ein niedergebrannter Wald macht auf den Reisenden immer einen bedeutenden Eindruck. Der Gedanke, daß hier die rücksichtslose Vernichtung des Nützlichen mit der grausamen Zerstörung des Schönen Hand in Hand geht, ruft unser Mitleid wach. Man bedauert ebenso sehr die Wehrlosigkeit der Natur, wie die Rohheit des Menschen, mit der er seine Ueberlegenheit überall da fühlbar macht, wo er kann. Und doch hat man bei der Beurtheilung dieser Zustände zu bedenken, daß, wenn neues Leben erblühen soll, das Alte stürzen muß. Wenn eine Eisenbahn oder eine Stadt im Urwalde gebaut werden soll, so muß zunächst an der dazu ausersehenen Stelle der Wald entfernt werden. Die Kürze der Zeit und die geringen Kommunikationsmittel lassen das Niederbrennen des nutzlosen, ja störenden Waldes als den einfachsten Weg zum Ziele erscheinen, und bald steigen dunkle Rauchwolken zum Himmel; geschäftig klettert die verzehrende Flamme an der trockenen Rinde empor oder zernagt rastlos den harzreichen Fuß des mächtigen Stammes; er stürzt nieder und schlägt im Fallen die schon schwankenden und in der Hitze ächzenden Nachbarbäume nieder, und die Flammen schlagen hinüber in den wirren Knäuel und lodern prasselnd empor. Nur einzelne Stämme bleiben, ihrer herrlichen Krone und der schützenden Rinde beraubt, stehen und ragen nun als schwarze Leichensteine über die gefallenen Kameraden, deren halb verkohlte Riesenleiber jahrelang der Verwesung widerstehen und dem Fremdlinge noch in späten Jahren das Bild der einstigen Verwüstung vor die Seele führen.

So erblickt der Wanderer überall, in der Asche des Urwaldes wie im Schicksal seiner mit ihm dahin sinkenden Bewohner das große Verhängniß, das sich auf dem Gebiete der Kultur durch alle Jahrhunderte wiederholt, und mit dem niemand rechten kann.

An den Holzhütten der Haltestelle Nelson vorbei gelangt man nach der fünf geographische Meilen von Easton entfernten Station Clealum, in deren Nähe die Clealum-Indianer in einem Zeltdorfe wohnen. Hier verließ ich die Bahn und begab mich nach einer in der Nähe gelegenen felsigen Anhöhe, von wo man eine hübsche Uebersicht über das Yakimathal und die im Westen dahinziehende Kaskadenkette genießt. Im Südwesten erhebt sich die schneebedeckte Kuppe des Mt. Tacoma, des 14 400 Fuß hohen, gewaltigen Beherrschers der Kaskaden, weit über die niederen Berge empor und erfreut Sinn und Gemüth des Beschauers.

Ich ließ mich auf einem Felsblock nieder und konnte nun wieder einmal die Einsamkeit vollständig genießen, mich in der von keinem menschlichen Wesen belebten Umgegend nach Herzenslust allein fühlen. Man gewöhnt sich nicht nur an das Alleinsein im fremden Lande, sondern man vermag es unter Umständen recht interessant zu finden. Das Gefühl der Heimathssehnsucht geht in ein beherztes Heimgedenken über. Man ist befriedigt und freut sich über den Muth, mit welchem man auf die Vortheile der Civilisation, die Bequemlichkeiten der Heimath, die Freuden der Gesellschaft für lange Zeit verzichtet, um später nach vielfachen Entbehrungen und Strapazen all dieser schönen Segnungen wieder theilhaftig zu werden und sich derselben doppelt zu erfreuen. Dann wird man auch die alten Freunde und Bekannten wiedersehen und ihnen erzählen von den dichten Wäldern, den einsamen Felsen, den hohen Bergen und den braunen Ureinwohnern des fernen Landes. Freilich liegen viele Ströme und Berge, weite Länder und Meere und noch viele heiße Tage und kalte Nächte zwischen diesen Tagen des Wiedersehens und der Gegenwart, und mancher legt vielleicht unterdessen sein wegemüdes Haupt zum langen Schlafe nieder. Aber ist nicht unser Schicksal das gleiche? Sind wir nicht überall Wanderer, die an irgend einer Stelle der weiten Erde den Stab bei Seite stellen und, des langen Weges müde, die Bürde des Lebens abwerfen? Und können wir nicht überall, diesseits und jenseits des Ozeans, freudig thun, was wir uns selbst zur Pflicht gemacht, und zufriedenen Sinnes ertragen, was uns das Schicksal auferlegt? „Es giebt problematische Naturen“, sagt Goethe, „die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.“ Daheim gefällt es ihnen nicht, und draußen sehnen sie sich nach der Heimath. Sie wünschen im Sommer den Winter herbei und sehnen sich im Winter nach dem Sommer, und sind niemals mit ihrem Geschick zufrieden. Im fernen Westen würden sie es vielleicht lernen.

Die Flora meiner Umgebung war wenig von der bei Easton verschieden. Am Berghange fand ich neben der schönen scharlachrothen Gilea auch zwei Arten von Weidenröschen (Epilobium), zahlreiche Pflanzen des grünen Germers (Veratrum viride) und Purshia tridentata, einen niedrigen, gelbblühenden Strauch, den ich auch in den Rocky Mountains mehrfach gesehen hatte. An den Sandsteinfelsen sammelte ich einige Moose der Gattungen Grimmia, Barbula und Bryum.

Gegend Abend fuhr ich nach Roslyn. Die Stadt und ihre Umgebung entsprach meinen Erwartungen nicht. Sie liegt auf einer reizlosen Waldblöße. Ein Hügel verdeckt die Aussicht aufs Gebirge. Sie besteht fast nur aus niedrigen Bretterhäusern, und in den schmutzigen Straßen stehen noch zahlreiche Baumstrünke. Die schlechten Holztrottoirs und die undichte Wasserleitung machen auch keinen guten Eindruck, ebenso wenig die Schaaren neuer Ankömmlinge, welche vor den Gasthäusern sitzen oder arbeitsuchend an den Straßenecken stehen.

Die Hotels sind sehr einfache Bretterhäuser. Das beste unter ihnen, das sich Pallace Hotel nennt, ist dem von Easton ähnlich, hat aber im Gastzimmer noch einen Barroom, d. h. einen langen Schenktisch, an welchem stehend man Bier oder Branntwein trinken kann. Um seinen Namen wird man in einem solchen Hotel nicht gefragt, und ein Fremdenbuch liegt auch nicht auf. Es giebt auch keine Speisekarte. Um zu essen, setzt man sich, nachdem eine Glocke das Zeichen des Beginnens gegeben, im geräumigen Speisesaal an irgend einen leeren Platz der langen Tafel. Die Kellnerin kommt und sagt etwa im Tone und in der Haltung einer Baronin das einfache Menu her (gewöhnlich Beefsteak, Hammelkotelett und Eier mit Schinken) und bringt

nach einiger Zeit das Bestellte auf einem großen Präsentirteller, und zwar der Kürze und Bequemlichkeit halber gleich Alles, von der Suppe bis zum Käse, unbekümmert darum, ob es kalt wird oder nicht. Sie setzt es nebst Milchbrot, Kartoffeln, Butter, Kuchen und mehreren Gemüsen im Halbkreise um den Teller, und fragt zum zweiten und letzten male in demselben gleichgültigen Tone wie zuvor: Thee oder Kaffee? bringt sodann das Gewünschte und hat ihren Pflichten als Kellnerin genügt. Wollte man ihr den Wunsch äußern, sie möge die Gerichte nicht zugleich, sondern nach einander auftragen, so würde sie denselben stolz zurückweisen, und wollte man kluger Weise nur ein Gericht fordern, um die anderen später nachzubestellen, so würde man sehr enttäuscht die Wahrnehmung machen müssen, daß überhaupt nur die erste Bestellung Aussicht auf Erfolg hat. Dagegen fällt es nicht auf, wenn man das ganze Menu, oder eine Speise sich nochmals bringen läßt, für welche dann eine Bezahlung nicht gefordert wird. Auch hier fand ich, wie in allen amerikanischen Hotels, scharfe Saucen, Mixpickles und Sellerieblätter, oft auch junge Zwiebeln als ständige Zuthaten auf der Tafel, und morgens wurde zuerst „Musch“ (Hafergrütze mit Zucker und Milch) gegessen. Die Preise, welche stets als Pensionspreise für den ganzen Tag gerechnet werden, auch wenn man nicht an der Mahlzeit theilnimmt, sind verhältnißmäßig billig und betragen 1 Dollar 25 Cent, so daß für jede der drei täglichen Mahlzeiten 25 Cent, für Wohnung 50 Cent gerechnet werden. Trinkgeld zu geben ist, wie überall in Amerika, nicht üblich.

Das Hotel war trotz der primitiven Einrichtung und der geringen Bedienung von einer bunten Menge von Gästen aller Art fast vollständig besetzt. Der kleine Raum, den ich als Schlafstätte erhielt, war nicht verschließbar. Ich lehnte daher den einzigen Stuhl des Zimmers an die Thür und schlief besser, als ich gedacht hatte.

Am anderen Morgen ließ ich mich mit dem Wirth und einigen Gästen in ein Gespräch ein, um die Verhältnisse der Umgegend zu erforschen. Sofort kam eine Anzahl von Landagenten herbei, unter denen sich auch ein Neger befand. Dieser redete mich sogleich deutsch an und empfahl mir seine Dienste als Kaufsvermittler. „Sie wollen Land kaufen?“ frug er, und als ich es verneinte und ihm den Zweck meiner Reise klar machte, ließ er trotzdem nicht von dem Versuch ab, mich zum Kauf zu überreden. „Sie werden gut thun zu kaufen“, sagte er, „wenn sie auch das Land nicht für sich brauchen; es ist jetzt gerade ein gutes Geschäft zu machen.“

Dann kam ein Deutscher, der in dem Hotel wohnte, ein junger Mann von gutem Aussehen. Als dieser vernahm, daß ich Naturforscher sei, bot er mir sogleich seine Dienste als Begleiter an. Von Hause aus Theatermaler, hatte er sich nach mancherlei Fahrten und Abenteuern einer herumziehenden Truppe von niederen Schauspielern angeschlossen. Dieselbe war aber in der Auflösung begriffen, weshalb er sein Handwerk mit einem anderen zu vertauschen suchte. Er hatte zwei Jahre in Paris studirt, und war längere Zeit in Kanada gewesen, er sprach deutsch, französisch, englisch, dänisch und außerdem angeblich drei Indianersprachen und erinnerte an gewisse Leute, die man halbe Genies zu nennen pflegt. Auf meinen Vorschlag, gegen Bezahlung für mich Insekten zu sammeln, ging er sehr gern ein und versicherte mir, mit jedem Lohn zufrieden zu sein. Ich gab ihm meine Adresse, und er bot sich mir nun zunächst als Führer in die Umgegend an. Doch lehnte ich seine Freundlichkeit ebenso wie seine Einladung zum Kartenspiel dankend ab und habe seitdem nichts wieder von ihm gehört. Der Wirth war auch eine Art Naturforscher und hatte eine Menge von Steinen zusammengetragen. Während unseres Gesprächs holte er aus einem Kasten ein Anzahl derselben herbei, unter denen sich ein gutes Stück Bergkrystall befand.

Mein Ausflug in die Umgegend führte mich zunächst auf einen Hügel, welcher vor kurzem erst von Bäumen entblößt und mit kleinen Arbeiterwohnungen bebaut worden war, in denen sich eben eine Anzahl neuer Ankömmlinge häuslich niederließ. Manche waren einzeln gekommen, andere zu zweien, noch andere mit Kindern oder mit dem alten Vater und Schwiegervater. Die jungen Leute schienen mit ihrem Heim zufrieden zu sein und die Kinder spielten sorglos und zufrieden vor der Thür; aber auf den Gesichtern der Alten war tiefe Unzufriedenheit oder die stumpfe Ergebung in die neuen ungewohnten Verhältnisse ausgeprägt. Ich sah auch die heimathlichen Töpfe und Krüge, von welchen Freiligrath in seinem Auswandererliede singt, und die ganze Poesie des rührenden Gedichtes zog an meinem Geiste vorüber.

Aquileja.

Von Julius Mucha. (Schluß.)

Mit kranker Seele in wundem Körper führte die kleine Ansiedlung ein sieches Leben, und jedem Aufraffen zu kraftvollerem Dasein folgte neuer Rückfall durch den brausenden Wogenschlag der Völkerwanderung. Alanen, Franken, Heruler und Ostgothen hinterließen hier ihre zerstörenden Fußstapfen, bis endlich Odoaker dem wankenden Römerreiche den Todesstoß versetzte.

Aber Aquilejas Leiden waren damit nicht erschöpft.

Schien auch eine Zeit der Sammlung und Ruhe eingetreten, während welcher sich der Ort des griechischen Reichsverwesers Narses besonderer Fürsorge erfreute; ward dem Gebiete auch für die niedergestampften Fluren durch Einführung der Seidenraupe ein gewisser kultureller Ersatz geboten, so vernichtete doch schon 568 Alboins Longobardeneinfall die Keime der erst gestreuten Zukunftssaat und rang den hart geprüften Ort erneuert zu Boden.

Diesmal war es die Kirche, welche, obgleich selbst noch schutzbedürftig, Aquileja die rettende Hand darreichte.

War doch dasselbe, Rom in allem nacheifernd, schon frühzeitig ein Hauptsitz der Lehre Christi. Ein Kapellchen auf einem Dünenhügel kennzeichnet die Stelle, wo hart an der damaligen Stadtmauer Apostel Markus gewohnt; ebenso läßt die Ueberlieferung den ersten, gleich seinem Nachfolger Fortunatus unter Nero hingerichteten aquilejischen Bischof Hermagoras durch St. Peter selbst geweiht werden. Konstantin der Große erklärte diesen Bischofssitz für den ältesten Italiens, welche Geltung späterhin Barbarossa auch auf das Gesammtgebiet des Deutschen Reiches ausdehnte.

Die alte Götterlehre war übrigens deshalb keineswegs erloschen, und noch Ende des vierten Jahrhunderts wirbelten in Aquileja hier die Weihrauchwolken für Isis, dort für den Gott der Christen gleichzeitig zum Himmel empor.

Zur Zeit des Longobardeneinbruches zählte man bereits den einundzwanzigsten geistlichen Oberhirten, Erzbischof Paulinus. Dieser war nun gleichfalls hinter die eisenbeschlagenen Thore Grados geflohen, entwickelte aber auch von dort, gleich seinem zweiten Nachfolger Elias, allen Eifer, die angstvoll versprengten Aquilejer immer wieder unter dem Krummstabe zu sammeln und durch Errichtung von Gotteshäusern auf den Grundmauern zerstörter Heidentempel seinem Wirken auch sichtbaren Ausdruck zu geben.

Paulinus nahm auch als Erster den ehrwürdigen Titel „Patriarch“ an. Eine der damals beliebten theologischen Haarspaltereien, der sogenannte „Kapitelstreit“, war unter seinen Nachfolgern Ursache einer merkwürdigen Spaltung der Kirchenprovinz, wonach zwei derlei Metropoliten, der eine zu Grado, der andere zu Aquileja auftraten, sich wechselweise befehdeten und erst nach fast 100 Jahren beständigen Haders sich dahin einigten, daß jener sämmtliche Inseln, dieser das angrenzende Festland unter seine Oberhirtlichkeit bekam.

Letzterer wußte sofort seine gegen das isolirte Grado günstigere örtliche Lage dahin auszunutzen, daß er sich nach dem Sturze des Longobardenreiches dem deutschen Kaiser, vorab dem mächtigen Schutzherrn Karl dem Großen, unterthänig erwies und dadurch derart an kirchlichem wie weltlichem Ansehen und Besitz gewann, daß schon im Jahre 1000 daraus eines der merkwürdigsten Ländergebilde Europas, der Patriarchenstaat, erwuchs. 751 Jahre bestand derselbe unter den wechselndsten Schicksalsverhältnissen, und wie Aquileja in früherer Zeit eine Nebenbuhlerin Roms, konnte es sich jetzt mit Stolz dessen älteste Tochter nennen.

Jede Ausführlichkeit vermeidend, greife ich aus der stattlichen Reihe von 74 dieser geistlichen Regenten lediglich drei heraus, ebenso bemerkenswerth als Charakterköpfe wie bezeichnend für die auf einander gefolgten Regierungszeitalter.

Popo, ein gar streitbarer Herr, der beständige Bedränger des schwachen, vom Dogen abhängigen Grado, sei der Erste. Er entstammte dem kärnthner Grafengeschlechte der Traungauer, wie denn überhaupt der Umstand, daß die Patriarchen ebensowohl deutsche wie italienische Reichsfürsten waren, fast durchweg deutsche, kernige, kluge Männer ans Ruder brachte. Eine Menge Einrichtungen, Orts- und Familiennamen in Friaul können trotz aller Verstümmelung noch heute ihren germanischen Ursprung aus jener Zeit nicht verleugnen.

Mit eiserner Hand verhielt Popo seine Vasallen zur Erfüllung ihrer Lehenspflicht. Als sichtbarer Ausdruck ihres Gehorsams galt die alljährliche Versammlung sämmtlicher Edlen hoch zu Roß auf der Ebene von Cividale; dort wurden unter dem flatternden Banner Aquilejas, dem goldenen Adler im blauen Felde, vom Patriarchen Streitfälle entschieden und Recht gesprochen.

Ein Hauptverdienst dieses Kirchenfürsten bestand in der ihm geglückten Loslösung seines Gebietes aus Kärnthens Oberhoheit, wonach jenem vom Kaiser Konrad II. die Reichsunmittelbarkeit sammt allen Vorrechten feierlich zugestanden wurde. Popo's Tage aber weit überdauernd war der Bau eines prunkvollen Palastes und des 1031 eingeweihten Doms. Dieser, altersgrau und verwittert, kündet noch heute das Lob seines Schöpfers, von ersterem aber starren nur mehr zwei geschwärzte Säulenstümpfe wie anklagend empor in die heiße, fieberschwangere Luft des seither nochmals gesunkenen Aquileja.

Vordem aber erlebte es noch eine Reihe glanzvoller Jahre. Allmählich war die Doppelmacht der Patriarchen — „urbs haec Aquileja caput est Italiae“ schrieben sie damals stolz auf ihrem Stadtsiegel — derart angewachsen, daß ihre Bundesgenossenschaft in den mittelalterlichen Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst hoch willkommen erschien. Gewöhnlich war es, seltsam genug, jener, dem sich die Patriarchen zuneigten — meist zu ihrem wohlverstandenen Vortheile. So gewann dadurch Popo's vierter Nachfolger, Graf Sieghard von Plaien, die Mark Friaul, Krain und Istrien. Allerlei kleine, innere Fatalitäten konnten die großen Gesammterfolge vorläufig nicht beeinträchtigen. Tragikomisch endete u. A. ein 1162 mißlungener Kriegszug Ulrich's, des Grafen von Treffen, gegen Grado. Dessen Beschützer, der Doge Vitale Michieli, fing nämlich den streitbaren Patriarchen ab und entließ ihn dann nur gegen die unangenehme Verpflichtung, stets am Gedenktage seiner Niederlage zwölf Brote, einen Stier und zwölf Schweine an Venedig abzuliefern.

Als eine uns sympathisch noch näher stehende Persönlichkeit wie Popo sei Patriarch Wolfger, ein gebürtiger Kölner aus dem Hause Laubrechtskirchen, genannt. Freidank ist es, der deutsche Dichter und Gelehrte, der Freund und Sangesgenosse Walther's von der Vogelweide, den wir in ihm begrüßen! Wohl ein bedeutender Lebemann in seinen jungen Tagen, aber voll Ernst und Würde, als er des tollen Treibens müde, in den Priesterstand trat, vor Akkon, wo Herzog Friedrich von Oesterreich in seinen Armen starb, tapfer gegen die Sarazenen kämpfte und endlich auf den vielumworbenen Patriarchenstuhl gelangte. Die kluge Art, wie er den Widerstreit zwischen Rom und seinem Oberlehnsherrn, dem Kaiser, stets für alle Theile befriedigend zu lösen wußte, wäre noch dermalen ein lohnendes Studium zünftiger Diplomaten.

Als Dritten erwähne ich Berthold von Andechs, unter dessen Regierung das Patriarchat seinen höchsten Glanz entfaltete. Als er 1244 sich in Rom befand, bedienten ihn seine Vasallen, König Wenzel der Erste von Böhmen und die Herzöge von Oesterreich und Kärnthen als Truchsesse bei Tische.

Nur Aquileja, die Stadt, welche uns hier zumeist beschäftigt, sollte unter ihm neuerdings von ihrer Höhe herabsteigen — für immer.

Die stetig versumpfenden Flüsse verdarben die Luft, und dieser Umstand förderte die Ausführung des langgehegten Wunsches, die Hauptstadt mehr in den Mittelpunkt des bedeutend angewachsenen Staates zu rücken. Berthold erwählte unter Belassung Aquilejas als geistliches Centrum Udine zur Residenz. Erst als todter Mann kam er wieder nach der verlassenen Stadt, um im Dome an derselben Stelle begraben zu werden, wo er vor Jahren, bei seinem ersten Besuche strauchelnd, die bezeichnenden Worte des königlichen Sängers aussprach: „Hier sei meine Ruhe in alle Ewigkeit!“

Als hätte die Patriarchen mit diesem Ortswechsel ihr guter Stern verlassen, begannen fast gleichzeitig in ihrem Gebiete nicht nur zahllose Fehden der zu Ansehen gelangten Adeligen unter einander, sondern auch unmittelbare Auflehnungen der unbotmäßigen Vasallen gegen ihren Oberherrn, wobei die Basilika infolge mehrfach stattgehabter Plünderungen am schlechtesten wegkam. Eine wenig rühmliche Rolle spielten in diesen Kämpfen die zu Schutzvögten des militärisch schwachen Priesterstaats halb erwählten, halb sich aufdrängenden Grafen von Görz, deren anmaßendes Betragen allgemach lebhaft an die Fabel von Lamm und Wolf erinnerte. Sie befehligten die in sogenannte „Helme“ zu je drei Mann eingetheilte Miliz, die sich stets auf den Ruf der Sturmglocken versammeln mußte. Später brachte sie die Erfindung des Schießpulvers gegenüber ihren meist besser bewaffneten Feinden in arges Mißverhältniß. Miethlinge, jene „Condottieri“, die ihre Haut wechselweise jedem verkauften, der mehr zahlte, mußten endlich aushelfen, um so mehr, als die Edlen des Landes immer weniger Neigung zeigten, Heeresgefolgschaft zu leisten. Desto eifriger huldigten sie an den vielbefahrenen Straßen dem romantischen Strauchritterthume.

Kulturgeschichtlich betrachtet, dominirte im Staate allüberall die Kirche. Vom Po bis zum Splügen und an die Drau unterstanden jenem alle Bisthümer, Abteien und Klöster. Wenn der Patriarch unter Glockenklang und Volksjubel, den

Kreuzträger voran, im gleißenden Gewande seiner Würde, auf reichgeschirrtem, schneeweißem Maulthiere seinen Einzug in Aquileja hielt, von Vizedom, Generalkapitän mit den Garden, Klerus, Adel und Pagen festlich eingeholt, dann glich der dabei entwickelte Glanz vollkommen jenem des mächtigen Pontifex in der ewigen Stadt.

Dieser ließ übrigens dem Patriarchate in allen Dingen die weitgehendste Freiheit, vorausgesetzt, daß nur die üblichen Abgaben ununterbrochen flossen. So bewahrte sich Aquileja viele, an das älteste Christenthum erinnernde Gebräuche, darunter jene ergreifenden Psalmodieen aus der Longobardenzeit, die, noch heute mancherorts in Friaul üblich, wie die plötzlich hörbar werdende Stimme eines längst Verstorbenen anmuthen. Zu Cividale am Dreikönigstage, zu Görz in der Christmette schwingt noch jetzt der Priester am Altare zum Gedächtniß der weltlichen Macht der einstigen Patriarchen ein blitzendes Schwert über den Häuptern der andächtigen Menge.

Schlimmer stand es, wie erwähnt, mit der finanziellen Abhängigkeit von Rom, das sich allein für Zuerkennung der bischöflichen Gewalt, das Pallium, zehntausend Goldgulden entrichten ließ. Während noch zu Popo's und seiner nächsten Nachfolger Zeiten sich der in Kärnthen geprägte aquilejische Silberdenar, der „Friesacher“, hoch angesehen und reichlich vorhanden erwies, schwand mit dem politischen Niedergange des Staates auch dieser Nimbus zusehends, und schon Anfang des vierzehnten Jahrhunderts waren die geistlichen Landesväter wahre Virtuosen im Schuldenmachen. Die auf den Schlössern hausenden Verwalter — „Burghuten“ —, die Stadtoberhäupter — „Gastalden“ —, die Wirthschaftspächter — „Coloni“ —, die zahllosen adeligen und bürgerlichen Lehensträger wurden nach und nach säumig in Erfüllung ihrer Steuer- und Lehenspflicht. Letztere war freilich oft nur nominell und beim besten Willen ungeeignet, den magern Staatssäckel zu füllen. So gab es das Lehen „eines halben Pferdefußes“, wonach acht Unterthanen gemeinsam ein Roß stellen mußten; einer Henne mit acht Eiern; eines Pfundes Pfeffer, ja sogar die unangenehme Aufgabe, im Bedarfsfalle „die Leiter zum Galgen zu tragen“.

Trefflich war es, unter fast gleich günstigen Bedingungen wie zur Römerzeit, mit dem Handel bestellt. Führten ja die niedrigsten Alpenpässe aus Deutschland gerade durch patriarchalisches Gebiet nach dem damals die ganzen überseeischen Geschäfte besorgenden Venedig, und auf den vielbesuchten Messen von Aquileja konnte man außer dem furlaner Dialekte, einem keltisch-lateinischen Sprachengemisch, ebenso häufig deutsch, slavisch und italienisch hören. Die, wie früher erwähnt, überhand nehmende Unsicherheit der Straßen, schließlich die Auffindung des Seewegs nach Indien ließen mit der Zeit auch diese Goldader schwinden — und Aquileja gerieth nachgerade aus einer Verlegenheit in die andere.

Nun aber hagelte es Bannflüche aus Rom, und dem säumigen Patriarchen Pagano bot sich beispielsweise kein anderes Auskunftsmittel, als — seine Bischofsmütze zu versetzen. Nach seinem Tode fand sich im Sterbegemach nichts als das Bett und eine Truhe; diese natürlich leer. Nicht genug daran, plünderte während der Bestattung das zügellos gewordene Volk überdies noch den Leichnam bis aufs Hemd. Heine's Worte in seinem „Lazarus“ drängen sich unwillkürlich auf:

> „Wer nur wenig hat, dem wird
> auch das Wenige genommen.
> Wenn du aber gar nichts hast,
> ach, so lasse dich begraben —.“

Wir verließen die Stadt zu dem Zeitpunkte, als sie aufhörte, eine bestimmende Rolle in dem nach ihr benannten Gebiete zu spielen.

Seitdem sind fast zweihundert Jahre dahingegangen im Strome der Zeit. Zahlreiche Patriarchen sind gekommen und nach wechselvoller, an Enttäuschungen reicher Regierung niedergestiegen zur stillen Gruft im Dome zu Aquileja.

Das Sinken des kaiserlichen Ansehens beeinflußte auch die Besetzung des Patriarchenstuhles. Die Deutschen verschwanden, Italiener traten an deren Stelle. So die Torriani, eine ganze Reihe angesehener Mailänder, die alle zu Aquileja in verwitternden Steinsärgen schlummern. Zu dieser Zeit, um 1354, wurde auch bereits die Frage angeregt, die kirchlichen Kostbarkeiten aus der versumpften und verödeten Stadt nach Udine zu überführen, was aber der Papst pietätvoll verwehrte.

Einmal noch, unter Marquard von Randeck, schien dem alternden Staate das frühere Glück zu lächeln — es war das Abendroth vor dem Sinken der Sonne.

Schon meldete sich, während noch einige nach einander aus den verschiedensten Winkeln Europas berufene Patriarchen wie verzweifelnde Doktoren an dem siechen Leibe herumexperimentirten, der lange ungeduldig harrende Erbe. Stadt um Stadt — Ratten, die das sinkende Schiff verlassen — unterwarf sich dem Markuslöwen, und das Patriarchat, weltlicher Macht fast völlig baar, ward zur Pfründe für unterbringungsbedürftige Söhne der Lagunenstadt. Doch residirten diese entweder auf irgend einem entfernten Lustschlosse oder zogen es vor, ihre bedauernswerthen Aquilejer Domherren mit — vierzig Gulden im Jahre nach Belieben schalten, sich selbst aber es in ihren behaglichen Palästen am Canale Grande recht wohl sein zu lassen.

Auf Stadt und engeres Gebiet ihres nominellen Amtssitzes hatten übrigens schon die Grafen von Görz als „Schutzvögte“ ihre starke Hand gelegt. Der Wolf hatte endlich das Lamm verschlungen.

Doch nicht für immer. Am 12. April 1509 kamen die Grafen von Zollern, Fürstenberg und Nassau an der Spitze von dreihundert Reitern nach Görz, um das Land, dessen Herrschergeschlecht eben ausgestorben, für den Kaiser in Besitz zu nehmen. Dieser, vielbestritten, ward aber erst 1544 zu einem bleibenden. Noch immer lieferten die Venetianer unentwegt ihre geistlichen Oberhäupter, die aber, im Lande ohne Sitz und Grund, Oesterreich nur Verlegenheiten bereiteten, weshalb Papst Benedikt der Vierzehnte im Jahre 1751 das Patriarchat endgiltig für erloschen erklärte.

Und Aquileja, die Stadt?

Einfälle der Türken, Uskoken, Venetianer hatten sie derart herabgebracht, daß zur Zeit der Besitzergreifung durch Oesterreich nur noch fünfunddreißig arme Familien daselbst hausten, den Ort jedoch regelmäßig verließen, wenn die Sommersonne auf die stockenden Sümpfe der Umgebung niederzubrennen begann.

Erst Maria Theresia, die große Kaiserin, und ihr unvergeßlicher Sohn empfanden Mitleid mit der gefallenen Größe.

Die arg eingestürzten Dämme wurden erhöht, die Kanäle ihres fauligen Inhalts entleert, Sümpfe trocken gelegt und das bereits Häuserruinen, Wege und Stege wild überwuchernde Strauchwerk ausgerodet.

Die verbesserte Luft und der dem Anbau wiedergewonnene, treffliche Grund zog nun auch bald betriebsame Menschen als Ansiedler heran, die, auf Wiedergewinn des entschwundenen Glanzes verzichtend, wenigstens theilweise mit Bienenfleiß neu aufbauten, was Zeit und herbes Geschick wiederholt erbarmungslos in den Staub geworfen.

Das heutige Aquileja ist ein freundliches Oertchen von etwa 2000 Einwohnern. Mais, Weizen, Reis, Moorhirse, durchsetzt von Maulbeeralleen, mit Rebenguirlanden dazwischen, deckt das umgebende Land, den „Garten der Monarchie“.

Römische und selbst altchristliche Baureste finden sich nur wenige. Jahrhunderte lang wurden wie aus unerschöpflichem Steinbruche alle vorfindlichen behauenen Quader hinweggeführt, um bei Neubauten — namentlich in den Palästen Venedigs — ihre Auferstehung zu feiern. Eine alte, hochgeschwungene Bogenbrücke, einige Strecken aufgedeckter Pflasterstraßen, Wasserleitungs- und Stadtmauerfragmente, die Basis eines Tempels, endlich die zwei letzten Säulen des längst in Schutt und Staub zerfallenen Patriarchenpalastes — das ist Alles.

Dagegen ragt selbst ein Patriarch unter seines gleichen, der altersgenaue Dom nebst seinen Anbauten der „Heidenkirche“, Taufkapelle und dem dohlenumflatterten Glockenthurm, ehrfurchtgebietend empor.

Dieser Eindruck steigert sich noch bedeutend beim Eintritt in den geweihten Raum. Seltsam greisenhaft, bröcklig, altersmüde erscheinen uns die hohen Säulen, die kahlen Wände, die verräucherte Decke. Dumpf dröhnt es wieder, indem wir über die Grabplatten der todten Patriarchen dahinschreiten und nur das Ticken des Holzwurms in den verstaubten Chorherrnstühlen, das Aufknistern des Altarlämpchens, das Geflüster einer einsamen Beterin unterbricht zuweilen die herzbeklemmende Stille der düsteren Hallen.

Was die Schaufel des Arbeiters, der Pflug des Ackermannes unablässig aus dem klassischen Boden zu Tage fördert, zeigt uns — abgesehen von den ungezählten Kostbarkeiten, die früher jahrelang Raritätenjägern in die Hände fielen — ein trefflich geleitetes Staatsmuseum.

Inmitten eines lorbeerbeschatteten Gartens stehend, bietet es in Vorhalle, Erdgeschoß und erstem Stocke eine Fülle anziehendster Fundgegenstände, darunter zahlreiche Amphoren, Aschenurnen und Architekturbruchstücke, deren wohlerhaltene Reliefdarstellungen mitunter einen tiefen Einblick in die Sitten und Gebräuche der betreffenden Periode römischen Provinziallebens gewähren. Ein großes Mosaikbild: Europa, geraubt von dem in einen Stier verwandelten Jupiter, fesselt durch Kühnheit der Darstellung wie Richtigkeit der Zeichnung.

Die vielen Wandschränke fassen kaum die Menge jener zierlichen Kleinigkeiten, die dem Haus- und Familienleben der Alten entstammen. Regenbogenfarbig schillernde Thränen- und Salbenfläschchen, tiefschwarzes und korallenrothes Geschirr, Griffel, Marken, Würfel, Schnellwagen, Schlüssel und Anderes, darunter jene bronzenen Daumen, die der Aquilejer als zierliche Klammer an seinen Grabmälern anzubringen pflegte.

Wo schöne Frauen weilten, dürfen weder Geschmeide, Ringe, Spangen, Hals- und Armbänder, Ohrgehänge — zum Theil golden und mit Perlen und Edelsteinen ausgelegt, — noch all jene kleinen Toilettebehelfe — Büchschen, Näh-, Steck- und Haarnadeln, Spiegel — fehlen, die damals wohl ebenso vorsichtig gehütet wurden wie heutzutage, und nun doch ans Licht der Sonne gelangten. Eine Spezialität bildet der Bernsteinschmuck. Welch weitreichendes und zugleich anmuthiges Bild: Das goldschimmernde Produkt vom Ostseegestade als Diadem im blauschwarzen Haare der stolzen Römerin!

Verschiedene Kästchen wieder bergen all jene, in Sarkophagen gefundenen kleinen Zeichen der Zärtlichkeit und des trauernden Gedankens, die man den heimgegangenen Lieben mitgab ins Grab; der Gattin einen Ring, eine Münze, einen Fächer — Dinge, an die sich wohl irgend ein freudiges Ereigniß knüpfte; dem Kinde bunte Muscheln, Näschereien, Thonpuppen als Spielzeug — ein wehmüthig sinnvoller Brauch.

Was an Statuen, Büsten, Namen auf Votivtafeln und Grabsteinen, vielfach schwarzgrün gefleckt von langem Liegen in feuchter Erde, schemenhaft an uns vorbeizieht, gleicht den phantastischen Gebilden eines Holbein'schen Todtentanzes: voran die Imperatoren in faltigem Gewande, hintennach der bunte Troß von Rittern, Priestern, Senatoren, Legionären, Bürgern, Sklaven, Matronen, Jungfrauen — Alles zerfallen und verweht seit nun zweitausend Jahren.

Wollte man schließlich dieser vielgeprüften Stadt den Ausblick in die Zukunft eröffnen, so kann es wohl nur ein freundlicher sein. Die Zeichen mehren sich dafür. Bald wird, wie geplant, die menschen- und waarenbefördernde Stahlschiene auch diese Fluren durchqueren, und tritt die lang angestrebte Verwirklichung einer Tauern- und Predilbahn hinzu, dann muß auch der als Verkehrsvermittler der Adria mit Westeuropa weit günstiger wie Triest gelegene Golf von Monfalcone die ihm gebührende Beachtung finden. Der Archäologe wird mit verdoppeltem Eifer das mühelosen Reisen eröffnete Land durchforschen, Grados feinsandiger Strand zu köstlichen Seebädern laden und so der Wechselverkehr dieser Faktoren auf alles, in ihrem Bereiche liegende, befruchtenden Einfluß üben.

Selbst Rom beginnt sich seiner getreuen Tochter zu erinnern, in dem es soeben die Basilika zum Range einer infulirten Prälatur erhebt. So wirken weltliche und geistliche Kräfte fördernd zusammen.

Das Rauschen des Flügelschlages einer neuen, besseren Zeit wird allenthalben hörbar und bald, so hoffen wir, breitet sie ihre Schwingen auch segnend und schirmend aus über das stille, weltvergessene Aquileja!

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein vom 8./20. Juli datirter Brief des Reisenden Grombtschefski giebt Auskunft über die Thätigkeit desselben während des Sommers. Am 9./21. Mai war er, um den Chikanen der chinesischen Behörden zu Kerija zu entgehen, nach dem Hochland aufgebrochen. Der Aufstieg vollzog sich unter sehr großen Schwierigkeiten im Thale des Flusses Kurab, und es waren zur Beförderung des Gepäckes nicht weniger als 75 Menschen und 69 Lastthiere erforderlich. Hauptsächlich kam es darauf an, so rasch als möglich vorwärts zu gehen, um nicht von den Chinesen eingeholt und gehemmt zu werden. So wurden denn ganze Tage auf dem Marsche zugebracht, und erst spät am Abend Halt gemacht. Infolgedessen gelangte die Expedition zu früh für die Jahreszeit auf dem Hochplateau an. Hier war vom Frühlinge noch nichts zu spüren, die Herrschaft des Winters noch ungebrochen, bei Tage eine Kälte von 1 bis 4° C. und bei Nacht eine solche bis zu 20° C.; fast täglich stellten sich nach Mittag heftige Schneestürme ein. Nicht nur fehlte es an Futter für die Thiere, sondern selbst an Wasser, da Eis und Schnee noch nicht geschmolzen waren. Obwohl der Weg auf der Höhe selbst für Wagen sich gangbar erwies, würde dennoch ein Verkehr hier nur $2^1/_2$ Monate lang möglich sein, vom Juli bis in den September. Bei solchem Stande der Dinge war der Reisende schließlich genöthigt, wieder zur kaschgarischen Ebene hinabzusteigen, nachdem er wenigstens seine astronomischen Ortsbestimmungen noch mit denen des Obersten

Piekzof hatte in Verbindung setzen können. Zu einer nochmaligen Besteigung des Plateaus in der bei Abfassung des Briefes eingetretenen günstigen Zeit reichten die Mittel nicht mehr aus; so wollte der Reisende denn den Sommer und Herbst mit Erforschung des Jarkend-Darja, ferner des Tisnaf und des kaschgarischen Gebirges von Jarkend bis zum großen Kara-Kul-See zubringen. In Kaschgarien herrschte zur Zeit überall die Influenza, die auch zweimal den Reisenden befallen, der den letzten Anfall noch nicht völlig überwunden hatte. In Chotan hatte derselbe Werkstätten zur Bearbeitung des Nephrits besucht, hier photographische Aufnahmen gemacht und die sämmtlichen gebrauchten Werkzeuge, überraschend durch Einfachheit und Billigkeit, käuflich erworben. Als reichhaltig und interessant bezeichnet der Reisende auch seine ethnographische Sammlung. Wichtig sind ferner seine politischen Nachrichten, aus denen sich ergiebt, daß die Engländer ihren Machtbereich über Kandjut und Raskem-Darja so weit zum Pamirplateau hinauf ausgedehnt haben, daß ihre Grenze hier von der russischen nur noch drei Tagemärsche entfernt liegt.

— Von den russischen Studien- und Forschungsreisen, welche während des Sommers 1890 im Kaukasus unternommen worden sind, laufen allmählich kurze Berichte ein. So hat der Professor der Botanik an der Universität Charkof, Herr Krasnof, in Begleitung mehrerer Studenten derselben Universität zunächst die Gletscher des Kasbek untersucht und ist dann zur mingrelischen Tiefebene bei Kutais hinübergegangen, um schließlich, in das Gebirge zurückkehrend, über den Latnar-Paß durch einen Theil von Swanetien und Abchasien zum Schwarzen Meere hin vorzudringen. Zur selben Zeit war in den verborgensten Thälern Swanetiens Dr. Oiderogge mit anthropologischen und psychiatrischen Untersuchungen beschäftigt. Die Bewohner dieser wahren Gebirgsverstecke stehen über ihre schwer zugänglichen Pässe hinweg nur 10 bis 10½ Monate im Jahre mit der übrigen Welt in Verbindung und entbehren seit langer Zeit der Auffrischung durch frisches Blut, ein Mangel, der die traurigsten Folgen in ihren physischen und psychischen Zuständen hervorgebracht hat. So zeigten sich unter 800 Personen, welche untersucht wurden, an 700 deutliche Spuren des physischen und psychischen Verfalls, mehr als die Hälfte waren durch Kröpfe verunstaltet, und einen geradezu niederdrückenden, unheimlichen Eindruck machte die Masse der Geisteskranken, Idioten, Cretins, Epileptiker, während das allgemeine Niveau der geistigen Entwickelung ein äußerst niedriges war, und Trunkenheit im erschreckendsten Maße herrschte (schon sechs Monate alten Kindern wird von den Müttern sogenannter Arak, eine Art Branntwein, gereicht). Das ehemalige Christenthum hat wieder dem Heidenthum Platz gemacht; ⅘ der Kirchen sind verfallen und vergessen, in manchen werden zu Ehren heidnischer Gottheiten Opfer dargebracht. Endlich sei noch erwähnt, daß ein Dr. Wyinbof an der Gebirgsbevölkerung auf der Nordseite des Kaukasus, in den Thälern des Baksan, Tscherek &c. anthropologische Messungen (mehr als 400) ausgeführt und Ausgrabungen in den dort reichlich vorhandenen Kurganen vorgenommen hat. Es fanden sich dabei Schädel, die durch ihre Verhältnisse ein hohes wissenschaftliches Interesse beanspruchen, ja selbst mehrere sehr wohl erhaltene Mumien.

— Unter den neueren Entdeckungen, welche die englischen Geologen in Belutschistan gemacht haben, scheinen diejenigen der Petroleumfelder von Khattan, im Harnai-Thale und in dem Suleiman-Gebirge wirthschaftlich von besonderer Wichtigkeit zu sein. Nach Oldham würden sich dieselben namentlich auch sehr zweckmäßig dazu benutzen lassen, das nothwendige Heizungsmaterial für den Betrieb der Eisenbahn von Quetta zu liefern. In Rußland wird das Petroleum ja bekanntlich zu einem guten Theile auch zum Heizen der Lokomotiven verwendet.

Nord- und Mittelamerika.

— Lieutenant Seton-Karr hat auf seiner diesjährigen Reise in dem äußersten Nordwesten Nordamerikas bereits eine empfindliche Lücke in unserem Wissen ausgefüllt, indem er vom Chilcat zum Altsek (Altschek) vordrang, und letzteren Fluß trotz seiner zahlreichen Schnellen abwärts bis zur Dry-Bay verfolgte. Die hypothetische Zeichnung des Altsek, welche G. M. Dawson nach eingezogenen Erkundigungen bei Eingeborenen auf seiner Karte (Report on an exploration in the Yukon District) eingetragen hat, stellt sich somit im wesentlichen als richtig heraus. Von rechts nimmt der Altsek einen großen Nebenfluß auf, der von den Gletschern des Mount Elias gespeist werden dürfte.

— Nach den Aufstellungen J. B. Randals für den nächsten „Census-Report" ist die Quecksilberförderung der Union in dem letztvergangenen Jahrzehnt in einem ziemlich beständigen starken Rückgange begriffen gewesen. Dieselbe betrug nämlich:

im Jahre 1880	59926	Flaschen,
" " 1881	60851	"
" " 1882	52731	"
" " 1883	46725	"
" " 1884	31913	"
" " 1885	32073	"
" " 1886	29981	"
" " 1887	33760	"
" " 1888	33250	"
" " 1889	26464	"

Im Jahre 1889 war sie aber nicht mehr halb so beträchtlich als im Jahre 1880, und während sie im letzteren Jahre der Gesammtförderung der europäischen Quecksilber-Distrikte (in Spanien, Oesterreich-Ungarn und Italien = 59252 Flaschen) ungefähr gleichkam, so betrug sie im Jahre 1889 nur noch ein reichliches Drittel derselben (74772 Flaschen).

Bücherschau.

— W. Schreyer, Landeskunde des deutschen Reiches. Meißen 1890. H. W. Schlimpert. — Verfasser steht auf der Höhe der geographischen Methodik. Er hat den gesammten Lehrstoff auf 40 Lektionen vertheilt und stellt in jeder Lektion die Natur des Landes in den Vordergrund, die örtlichen und staatlichen Verhältnisse stets aus der Natur ableitend, wie es die heutige wissenschaftliche Geographie erfordert. Eine besondere Eigenart des Buches bildet die Zusammenfassung am Schlusse jeder Lektion, die zu einer Dichtung oder einem klassischen Prosastücke überleitet, worin eine mustergiltige Charakteristik von Land und Leuten gegeben wird, welche außerordentlich erwärmend auf das Gemüth der Schüler wirken muß. Die blühende Sprache macht das Buch, das zunächst für die Hand der Lehrer bestimmt ist, auch für jeden deutschen Familientisch geeignet, und auch der zünftige Geograph, der sich für die Elementarmethodik seiner Wissenschaft interessirt, wird an dem Buche seine Freude haben.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Die französische Ost-Grenze und ihre Vertheidigung.

Eine militär-geograpische Studie von R. v. Engelnstedt.

An der West- und Nordwestküste von den Wellen des Atlantischen Ozeans, im Süden vom Mittelmeer bespült, grenzt Frankreich nur im Nordosten, Osten und Südosten sowie im Südwesten unter den denkbar günstigsten natürlichen und politischen Verhältnissen mit Belgien, Luxemburg, Deutschland, der Schweiz, Italien und Spanien. Ergiebt sich einerseits aus der Ausdehnung seines Küstengebietes und der Zahl der Grenzländer, daß es mit jedem einzelnen nicht auf weite Strecken eine gemeinsame Grenze besitzt, mithin dem Nachbar keine lange Angriffsfront bieten kann, und aus der politischen Machtstellung der Mehrzahl derselben, daß ihm eine Gefahr von ihnen nicht droht. Deutschland aber, dessen Offensivkraft zu fürchten sein möchte, ist, abgesehen von seiner ausgesprochenen Friedensliebe, durch seine geographische Lage im Herzen Europas und politische Conjuncturen in ungleich ungünstigerer Lage, Italien noch nicht genug erstarkt, um ohne Bundesgenossen Frankreich ernstlich bedrohen zu können. Ueberdies wurden die Nachbaren im Nord- und Südosten, Belgien mit dem kleinen Luxemburg und die Schweiz mit dem französischen Departement Haute Savoye, durch die Verträge vom Jahre 1815 für neutral erklärt, und ihre Neutralität durch die sämmtlichen europäischen Großstaaten garantirt. Durch die im Jahre 1860, nach dem Frieden von Villafranca, erfolgte Abtretung des oberen Savoyen von Italien an Frankreich ist eine Aenderung seiner völkerrechtlichen Sonderstellung nicht herbeigeführt. Dieselbe wurde vielmehr bei dieser Gelegenheit ausdrücklich aufrecht erhalten und darf Frankreich demzufolge in diesem Grenz-Departement keinerlei Befestigungsanlagen errichten. Im Kriegsfalle hat sogar die Schweiz das Recht, dieses Gebiet militärisch zu besetzen.

Die französische Ostgrenze ist demnach im Norden und im Centrum durch neutrales Gebiet völlig gesichert, und ein von Deutschland oder Italien ausgehender Angriff nur auf der 240 oder 210 km breiten Front zwischen Longwy und Delle oder vom Col de Ferret bis Mentone möglich, eine Cooperation beider Mächte aber, wenn nicht ausgeschlossen, so doch sehr erschwert, da eine Vereinigung beider Armeen voraussichtlich erst auf der Linie Bourges — Fontainebleau denkbar sein würde. Jede andere Angriffsrichtung würde eine Verletzung der Neutralität der genannten Staaten voraussetzen und das Einschreiten der Garantie-Mächte zur Folge haben.

Spanien endlich ist seit Jahrhunderten durch innere Zwiste politisch, militärisch und finanziell geschwächt, überdies durch die schwer zugänglichen Pyrenäen abgeschlossen, und dasselbe kann daher kaum in Betracht kommen.

Frankreich befindet sich somit in der glücklichen Lage, sein ausgedehntes Küstengebiet durch seine Flotte decken und seine gesammte Landmacht zur Vertheidigung der erwähnten verhältnißmäßig kurzen Angriffsfronten verwenden zu können, so lange nicht die Seemacht seiner Gegner der eigenen Flotte überlegen ist, oder eine Seemacht ersten Ranges sich jenen verbündet.

Allerdings ist in Frankreich, selbst in militärischen Kreisen, vielfach die Ansicht verbreitet, und wird in der politischen und militärischen Presse chauvinistischer Richtung durch die abenteuerlichsten Kombinationen genährt, daß Deutschland und Italien im Falle eines Krieges die Neutralität Belgiens und der Schweiz nicht achten würden, entweder um die östlichen Festungen im Norden zu umgehen und die direkteste Straße auf Paris einzuschlagen, oder um Belfort südlich um-

gehend die Vereinigung mit der italienischen Armee, in der Richtung auf Pontarlier, anzustreben. Dennoch dürfen wir diesen Fall wohl von vornherein als ausgeschlossen betrachten, da Nichtachtung der Verträge nicht der Loyalität der deutschen Regierung entspricht, und die Vereinigung der Armeen der beiden verbündeten Staaten in der von den Franzosen unter Verletzung der Neutralität der Schweiz befürchteten Richtung überdies auch schwer ausführbar sein dürfte.

Von den hiernach einer italienischen oder deutschen Invasion ausgesetzten Grenzgebieten sind diejenigen der Südostgrenze durch die Alpen wenig zugänglich, diejenigen der Ostgrenze, mit denen wir uns näher zu beschäftigen haben, zur Hälfte durch den Kamm der Vogesen gegen Osten abgeschlossen, und nur im nördlichen Theile, durch die natürliche Beschaffenheit des Geländes den Operationen größerer Heereskörper günstiger.

Es soll nun unsere Aufgabe sein, in einer Charakteristik dieses Gebietstheiles des östlichen Frankreichs die der Landes-Vertheidigung aus der natürlichen Beschaffenheit desselben erwachsenden Vortheile kurz zu beleuchten, auszuführen, was fortifikatorisch zur weiteren Verstärkung geschehen ist, und endlich in flüchtigen Umrissen ein Bild von der militärischen Leistungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft Frankreichs zu entwerfen, zu welchem Zwecke wir auch die Organisation, Mobilmachung und das Eisenbahnnetz mit dem zugehörigen Fahr-Material und Personal streifen müssen.

Werfen wir einen Blick auf die Karte[1]), so sehen wir, daß das französische Grenzgebiet zwischen Longwy und Delle durch das Thal von Zabern in zwei der Terrain-Gestaltung nach gänzlich verschiedene Abschnitte getheilt wird.

Im südlichen bildet an der Schweizer Grenze, durch die vielgenannte Trouée von Belfort von den Vorbergen des Jura geschieden, der Gebirgskamm der Vogesen in einer Längenausdehnung von 120 und einer Breite von 30 bis 35 km die natürliche Grenze zwischen beiden Ländern, sowie zugleich die Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Rheins und der Rhone. Im Norden des Thales von Zabern, schon auf deutschem Gebiet, gehen die unteren Vogesen im Hardtgebirge in ein flacheres Hochland über, welches, ähnlich den Süd-Vogesen, steil und schroff zur Rheinebene, dagegen sanft geböscht zu den Hügellandschaften des französischen Lothringen und der oberen Champagne abfällt.

Die Trouée von Belfort hat in der Richtung von Süden nach Norden eine Ausdehnung von etwa 30 km, liegt an der tiefsten Stelle, dem Passe von Valdieu, wo sie vom Rhein-Rhone-Kanal durchschnitten wird, etwa 350 m über dem Meeresspiegel, und bildet zugleich den Zugang zum Thale der Saône und dem Innern Frankreichs.

Die Süd-Vogesen bestehen aus zwei Bergketten, welche beinahe parallel von Südwesten nach Nordosten ziehen, durch die Thäler der Breusch und der Fave getrennt, und durch den Paß von Saales mit einander verbunden werden. In ihren höchsten Spitzen erheben sie sich 1100 und 1300 m über den Meeresspiegel. Der östliche, höhere Gebirgszug beginnt beim Elsaßer Belchen und endigt bei Molsheim an den Ufern der Breusch; der westliche, durch die Bergspitzen des Donon, des Solamont und des Ormont überragt, wird bei St. Dié von der Meurthe durchbrochen und setzt sich jenseits des Flusses am rechten Ufer der Neuné und der Vologne in den Bergen von Kemberg und dem Walde von Epinal fort. Der Kamm des Gebirges zeigt unregelmäßige ballonartig gerundete Formen und besitzt ausgedehnte Weideflächen in den höheren, reichen Waldbestand in den mittleren Lagen zwischen 1200 und 400 m über dem Meeresspiegel. In den niedrigeren Lagen wird Ackerbau, in den wasserreichen Thälern eine blühende Gewerbthätigkeit betrieben.

Gegen Osten fällt das Gebirge, durch enge Schluchten zerrissen, zur Rheinebene ab, während es nach der französischen Seite zu sanft abfallenden Vorbergen sich abstuft, welche durch die kleinen zu den Flußgebieten der Meurthe, der Mosel und Mortagne gehörenden Wasserläufe von einander geschieden werden.

Außer den Hauptpässen, welche — wie diejenigen von Schirmeck, Hantz, Saales, Lubine, Sainte Marie, Bonhomme, Luchpach, Schlucht, Bramont, Odern und Bussang — fahrbare Straßen durchkreuzen, besitzt der Gebirgskamm nur geringe Ausbuchtungen, durch welche Feld- oder Waldwege führen, wie sie für gewöhnlich von der ländlichen Bevölkerung für ihre Ochsenkarren nur zu Holzfuhren benutzt werden können.

Gegen Westen und Südwesten schließen sich an dieses Gebirgsland die Monts Faucilles mit den Quellen der Saône und in südwestlicher Richtung diesen Fluß zur Rhone begleitend, ein flachwelliges Gelände, welches im Südwesten von den Vorbergen des Jura, im Nordwesten von dem Plateau von Langrès begleitet, im Westen von den Gebirgsländern der Côte d'Or und von Morvan begrenzt wird. Ersteres ist in seinem östlichen Theile öde und kahl; im westlichen vielfach bewaldet und nur von wenigen Straßen durchschnitten. Die Côte d'Or wird von den Querthälern der in südöstlicher Richtung zur Saône fließenden Tille und Ouche durchbrochen, ist an ihrem Osthange mit volkreichen Ortschaften bedeckt, im Inneren aber theils stark bewaldet, theils steinig, wasserarm und wenig bevölkert. Im Süden der Saône steigt das Flußthal in mehreren scharf sich abhebenden Absätzen stufenförmig zur Schweizer Grenze.

Kehren wir nun zu dem nördlichen Ende der Süd-Vogesen zurück, wo die Zorn in den steilen Ostabfall des Gebirges ein wild zerklüftetes Thal mit schroffen, 100 m hohen Thalwänden gebildet hat, welches durch die Paris-Straßburger Eisenbahn und den Rhein-Marne-Kanal eine ganz besondere Bedeutung erhält.

Hier wendet sich die bis dahin gegen Norden ziehende Grenze, Lothringen durchschneidend, scharf gegen Nordwesten. Das französische Lothringen, zwischen Mosel und Maas, ist ein welliges, meist einförmiges, aber fruchtbares Hochland, welches gegen Westen, zwischen Toul und Verdun, zum rechten Ufer der Maas nicht unerheblich ansteigend, einen nicht unwichtigen Vertheidigungsabschnitt bildet, wodurch einzelne Querdurchbrüche der Landschaft, darunter die am weitesten durchgreifenden, im Süden die über Thiaucourt kommende Rupte de Math, im Norden das Thal der über Conslans fließenden Orne, mit der Eisenbahnlinie Metz-Paris, besondere Bedeutung erhalten. Beide fallen hier in die Wirkungssphären der vorgenannten großen Befestigungs-Centren Toul und Verdun.

Zwischen Maas und oberer Aisne, im Norden durch die Thalsenkung des Bar-Flusses mit dem die Maas und Aisne verbindenden Ardennen-Kanale begrenzt, liegt das 4 bis 6 Meilen breite Bergland der Argonnen. Wenngleich sie die Höhe von 400 m nicht überschreiten, so erschweren doch viele, zum Theil tief eingeschnittene Thäler, und ausgedehnte Waldungen, welche infolge des lehmigen und kalkigen Bodens bei feuchtem Wetter außerhalb der nur in geringer Zahl vorhandenen Kunststraßen kaum zu passiren sind, die Truppenbewegungen in hohem Maße.

Die obere Champagne, südlich des Rhein-Marne-Kanals, ist ein theils reich bewaldetes, theils angebautes Hügelland, welches sich von der eigentlichen Champagne — Champagne pouilleuse — im Norden des genannten Kanals, mit ihren baumlosen, spärlich bevölkerten Weideflächen vortheilhaft unterscheidet.

[1]) Zur Orientirung genügt jede Karte eines besseren Atlas und nehmen wir daher von der Beifügung einer Spezial-Karte Abstand.

Im Westen der Champagne erhebt sich ein Hochland, dessen scharf bezeichneter Fuß von der Seine bei Nogent über Sézanne und Epernay, westlich Reims vorbei nach Laon und schließlich bei La Fère an die Oise heranzieht. In seinem schroff abfallenden Ostabhange erhebt es sich mehr als 100 m über die Ebene und senkt sich allmählich zu dem großen Becken von Paris. In seinem östlichen, höheren Theile enthält jenes Hochland eine ausgedehnte Waldbedeckung. Von der Seine, Marne, Aisne und deren Zuflüssen wird es in tief eingeschnittenen engen und stark gewundenen Thälern durchbrochen.

Nördlich der eben beschriebenen Landschaft des nordwestlichen Lothringen, der Argonnen und der Champagne liegt eine langgestreckte Thalsenkung, welche sich aus der Gegend von Longwy in nordwestlicher Richtung bis gegen die Oise-Quellen hinzieht. Dieses Thal wird in seinem östlichen Theile von der Chiers, weiterhin von der Maas und endlich von der aus entgegengesetzter Richtung der letzteren zufließenden Sermonne durchflossen.

Bei Mézières macht die Maas eine scharfe Wendung nach Norden und durchbricht das dort anstoßende Bergland der Ardennen in vielfach gewundenem Laufe in einem engen, tief eingeschnittenen Querthale, zu dessen beiden Seiten die französisch-belgische Grenze über 4 Meilen weit nach Norden vorspringt. In der äußersten Spitze dieses Zipfels sperrt die Festung Givet mit Charlemont den Eingang dieser Thalenge, deren südliche Erweiterung nach dem Eingehen der Festung Mézières allein durch das Fort Ayvelles beherrscht wird. Gegen Westen schließt sich an diesen Abschnitt die in neuester Zeit in Verbindung mit einer deutschen Invasion durch das neutrale Belgien von der französischen Presse viel genannte Trouée von Maubeuge, während gegen Osten der Höhenkamm der Ardennen die Grenze zwischen Frankreich und Belgien bezeichnet.

Aus der vorstehenden Charakteristik des französischen Grenzgebietes ergiebt sich, daß nur im Norden der Vogesen, zwischen dem Thale von Zabern und der belgischen Grenze, oder im Süden des Gebirges, zwischen diesem und der Schweizer Grenze, das Gelände für die Operationen größerer Heereskörper geeignet ist.

Da ferner die neutralen Staaten Belgien und die Schweiz beide Flanken der gegen Deutschland gewandten Vertheidigungsfront sichern, würde die von Osten gegen Westen vordringende Invasion nur folgende Richtungen einschlagen können: 1. nördlich der Vogesen gegen Paris und das Innere des Landes im Süden der Hauptstadt; 2. südlich der Vogesen durch das Thal der Saône in das Innere Frankreichs und gegen die Südseite der Hauptstadt.

In ersterer Richtung würde die Invasion sehr bald auf die, wie wir später sehen werden, sehr stark befestigte Maaslinie mit den großen verschanzten Lagern von Verdun und Toul treffen, deren Wirkungssphären sich nahezu berühren. Sie würde sich daher entschließen müssen, dieselbe entweder nördlich zwischen Verdun und Mézières oder südlich zwischen Toul und Epinal zu umgehen. Erstere Richtung würde nothgedrungen die Hauptstadt Paris zum Operations-Objekte haben, sie würde die Invasions-Armee sehr bald auf die 2. Vertheidigungslinie mit den Festungen La Fère, Laon, Soissons und die Stellung von Reims führen, daher bei der großen Bedeutung und Festigkeit von Paris und weil Frankreichs reiche Hülfsquellen vorzugsweise weiter südlich, im Innern des Landes fließen, kaum eine schnelle Beendigung des Krieges erwarten lassen.

Der Einbruch südlich der Maasbefestigungen, zwischen Toul und Epinal läßt der Invasion die Wahl, sich entweder gegen die Südseite von Paris oder gegen das Land südlich der Hauptstadt zu wenden. Sie hätte den schwierigen Durchbruch zwischen Toul und Epinal zu forciren und würde bei ihrem weiteren Vorrücken gegen Westen in zweiter Linie durch das verschanzte Lager von Langrès und die Festung Dijon flankirt.

Es bleibt noch der Vormarsch im Süden der Vogesen durch die Trouée von Belfort. Unmittelbar an der Grenze tritt hier die starke Festung Belfort der Invasion entgegen. Das Hinterland ist zwischen das Gebirgsland der Monts Faucilles resp. die Hochfläche von Langrès und die Vorberge des die Grenze der neutralen Schweiz begleitenden Jura eingeengt, die von der Saône durchflossene Tiefebene mit den Thälern des Ognon und des Doubs der Entwickelung und den Operationen einer größeren Armee nicht sehr günstig. Dennoch könnte ein Vorstoß in dieser Richtung gegen das Loire-Becken für die Cooperation mit der nördlich der Vogesen vorgehenden Hauptarmee wichtig werden.

Aus zahlreichen an die Oeffentlichkeit gelangten Studien und an französischen militärischen Lehr-Anstalten gehaltenen Vorträgen über die Landes-Vertheidigung, zugleich aus der Anlage der Grenzbefestigungen und des Eisenbahnnetzes geht hervor, daß die Franzosen von der Annahme ausgehen, daß im Falle eines Krieges mit Deutschland dieses, rücksichtlich der Schnelligkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches der Armeen, vorläufig immer noch überlegen sein würde. Von Haus aus auf die Offensive verzichtend, sollen daher die französischen Armeen unter dem Schutze der Grenzbefestigungen ihre Mobilmachung und den Aufmarsch hinter den Vogesen in einer Flankenstellung zu der Trouée von Toul und derjenigen von Belfort beenden. Haben die Sperrforts den Vormarsch des Feindes bis zu diesem Zeitpunkte aufgehalten, dann haben sie der Mehrzahl nach ihren Zweck erfüllt. Erst wenn die Operationsfähigkeit vollständig gesichert ist, dürfte es demnach zu den ersten großen Zusammenstößen kommen, sei es durch Aufnahme der Offensive von Seiten der Franzosen, sei es infolge Durchbruchs der deutschen Armeen durch die vordere Linie der französischen Grenzbefestigung.

Wäre der Ausgang derselben den französischen Waffen ungünstig, so würde die Armee nicht auf Paris zurückgehen, sondern in der Voraussetzung, daß die Invasion nicht wagen dürfte, auf die Hauptstadt zu marschiren, so lange die feindliche Feldarmee noch operationsfähig in ihrer Flanke steht, allen entscheidenden Schlägen sorgfältig ausweichend, in südwestlicher Richtung auf das Gebirgsland der Côte d'Or und von Morvan zurückgehen, um sich auf dieses zu stützen. Hier bietet sich ihr die Möglichkeit einer erfolgreichen Defensive, ohne die Verbindung mit den reichen Hilfsquellen des südlichen und südwestlichen Frankreichs aufzugeben, sowie zugleich günstige Gelegenheit, sich reorganisiren und gegen Flanke und Rücken des Gegners operiren zu können.

In welcher Weise bei Anlage des Grenzbefestigungssystems im östlichen und südöstlichen Frankreich die Unterstützung dieses Landes-Vertheidigungsplans angestrebt wurde, werden wir später sehen. (Schluß folgt.)

Sitten und Gebräuche der Annamiten.

(Schluß.)

(Mit acht Abbildungen.)

Was die Religion in Annam betrifft, so werden eigentlich alle Glaubensbekenntnisse geduldet, mit Ausnahme des christlichen, sei es weil dieses letztere in einigen Punkten mit den Gesetzen kollidirt, sei es weil das Christenthum von Ausländern



Annamitische Feldbestellung.

gepredigt wird. Jede Gemeinde ist aber verpflichtet einen Tempel für die Ahnen zu unterhalten, und jedes Mitglied einer Familie oder einer Schule steht betreffs des Kultus der Verstorbenen unter Aufsicht eines Aeltesten, und niemand wird von dem



Reisschäl-Mühle.

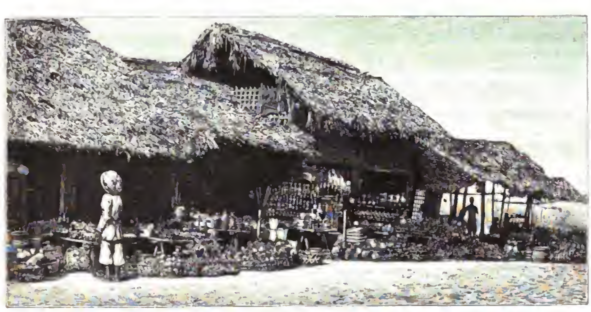
Könige mit einem Amte betraut, bevor er dem königlichen „Mieu“ und dem Konfuzius ein Opfer gebracht. Man kann vier Religionen unterscheiden, die von der annamitischen Regierung anerkannt werden, obwohl sie in der Praxis mehr oder weniger mit einander vermengt sind: 1. Diejenige, welche aus den Büchern des Konfuzius, sowie sie heutzutage ausgelegt

werden, geschöpft wird; sie besteht in der Anbetung des Himmels und der Erde, im Herbst und Frühling (Xuon thu nhi ky), um den Segen einer guten Regierung zu erflehen, in der Verehrung des Konfuzius, damit man in seinem Glauben gestärkt und ein großer Gelehrter werde, und in dem Ahnendienste, damit einem eine gute Nachkommenschaft gegönnt werde. 2. Die Religion von Phât oder Fo, die mit dem Buddhismus gleichbedeutend ist, nur ist dieses Bekenntniß in Annam bezüg-



Reis-Pflanzungen.

lich der meisten Bräuche, der vorgeschriebenen Entbehrungen ꝛc. sehr eingeschränkt, und seine Gläubigen begnügen sich mit der bloßen Unterstützung seiner Tempel und Priester. 3. Die der Geister, namentlich von Menschen, Thieren oder gar von Gegenständen, die für übernatürlich gehalten werden, also der eigentliche Götzendienst. 4. Die Religion der Zauberer, die sich



Töpfer-Läden.

der Astrologie bedienen um allerlei Beschwörungen auszuführen, um geeignete Stätten für Wohnungen und Gräber festzustellen, glückbringende Namen zu wählen ꝛc. Thatsächlich sind die Annamiten wenig religiös, und die Ceremonien der verschiedenen Glaubensformen werden von ihnen eigentlich nur als Gelegenheiten zu festlichen Versammlungen betrachtet, bei welchen das Essen und Trinken die große Hauptsache bildet. Bei den Frauen, die an diesen Festlichkeiten übrigens nicht theilnehmen dürfen, findet man eher den Sinn für Religion vorhanden, bei diesen giebt er sich aber meist in der Beobachtung allerlei abergläubischer Bräuche kund, die als einflußreich für das Wohl oder Wehe ihrer Familie angesehen werden.

Was die politischen Verhältnisse in Annam anbetrifft, so herrscht die größte Gleichheit unter den Bürgern, und das Institut der Sklaverei ist gänzlich unbekannt. Der Annamit kennt auch weder Rang noch Stellung, die nicht von einem Amte begleitet wird, er gehorcht dem Könige und den Mandarinen im Dienste der Regierung, dient derselben während der ihm zugemessenen Zeit, leistet die Abgabe, die er auf sein Land zu zahlen hat, und damit sind seine Pflichten als Bürger erfüllt.

Die Ngu-en und die Thuy-en sind die einzigen Leute, mit Ausnahme der Aussätzigen, die nicht die vollen Privilegien der Staatsbürger genießen; erstere sind die in den Dörfern angesiedelten Fremden, welche Familien angehören, die keinen offiziellen Namen besitzen, letztere die Fischer, welche förmliche schwimmende Dörfer auf den Flüssen bewohnen und welchen es nicht gestattet wird, sich auf der terra firma Hütten zu bauen.

Eine eigentliche Wissenschaft besitzen die Annamiten nicht, wenn auch ein ziemlich großes Maß von Wissen allgemein verbreitet ist. Es ist aber ein Wissen ohne System und ohne Methode, eine Masse von Kenntnissen, die aus den alten chinesischen Büchern geschöpft wird, die aber niemals erweitert wird und die keine Fortschritte kennt. Die Geschichte ihres Vaterlandes besteht nur aus einer Menge ungeschriebener Sagen und Fabeln, und was die Geographie anbetrifft, so theilen sie die ganze Erde in achtzehn Reiche ein, die aber mit den achtzehn Provinzen des Kaiserthums Annam identisch



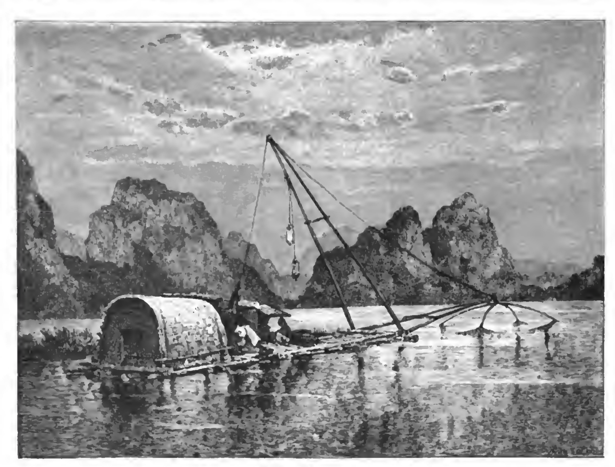
Annamitische Papierfabrik.

sind, und von denen sie nur eine Anzahl geschichtlicher Einzelheiten wissen, ohne sich um ihre Lage zu kümmern, ja sogar die Gelehrten und Beamten wissen nicht, wo das ihnen benachbarte Himmlische Reich gelegen ist. In der Jurisprudenz sind die zwölf Bücher des chinesischen Gesetzes, die aber ohne alle Auslegung dastehen, maßgebend, und die medizinische Wissenschaft beschränkt sich auf die Anwendung von Kräutern und auf das Brauen von Zaubergetränken. Die Anatomie und folglich auch die Chirurgie sind gänzlich unbekannt, und es wird sogar von der letzteren nicht einmal Gebrauch gemacht, um die Geburten zu erleichtern, sondern in Fällen, wo die Natur ihre Schuldigkeit nicht thut, büßt die Mutter einfach das Leben ein.

In der Industrie wird das Talent und die natürliche Geschicklichkeit des Volkes von dem Despotismus der Regierung und der Mandarinen unterdrückt. Infolgedessen steht sie weit hinter derjenigen der Chinesen zurück und beschränkt sich in der Hauptsache auf die Herstellung von Gegenständen, die für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse unentbehrlich sind. Luxusarbeiten giebt es nur sehr wenige, und nennenswerth ist eigentlich nur das Einlegen von Perlmutter in Holz und von emaillirtem Silber in Kupfer, sowie das kunstvolle Gießen von Cymbeln und die schöne Schwarzfärberei einiger Baumwollenfabrikate. Porzellane werden von den Annamiten nicht angefertigt, sondern nur aus China importirt, und die einheimischen Töpferarbeiten sind von der allereinfachsten Art, in der Regel ohne alle Glasur, mit Ausnahme von den Gefäßen, die man in jedem Haushalte antrifft zur Fertigstellung des Betels. Die Maler kennen die Perspektive nicht und vermögen außer den einfachsten Scenen, dem Landleben entlehnt, nur einige Illustrationen herzustellen, in denen dieselben symbolischen Thiere — der Greif, die Sphinx, die

Kröte und der Adler — immer wiederkehren. Die Drechsler und Zimmerleute können zur Noth leidliche Holzschnitzereien anfertigen, die aber wenig verlangt werden, während die Arbeiten der Schmiede in Metall äußerst armselig sind und hauptsächlich in der Herstellung grober Ackerbauutensilien und Kupfergefäße für das häusliche Leben, sowie von Tellern, Theetassen und einfacheren Schmucksachen in Gold und Silber bestehen.

Die Handwerker bilden also eine verhältnißmäßig sehr kleine Klasse, während sich die große Masse der Bevölkerung aus Fischern, Jägern und Feldarbeitern zusammensetzt. Die Bestellung der Felder wird auf die denkbar einfachste Weise bewirkt, und kaum verstehen sich die Annamiten auf den Gebrauch von Dünger, aber bei der großen Fruchtbarkeit des Landes genügt die primitive Methode, die Lebensbedürfnisse des Volkes zu befriedigen und erübrigt sogar eine beträchtliche Menge Feldprodukte für den Export. Das Hauptprodukt, sowie das Hauptlebensmittel Annams, ist natürlich der Reis, der auf den ungesunden Tiefebenen mit großer Ueppigkeit und ohne viele Pflege wächst, und der Reisbau bildet die Hauptbeschäftigung der Mehrzahl der Bevölkerung. Es giebt eine besondere, vorzügliche Art Reis, die sogar in den bergigen Gegenden gedeiht, und die man in der Asche von niedergebrannten Waldstrecken aussäet, aber die Körner sind kleiner und die Ernte eine weit dürftigere wie bei dem Reis der sumpfigen Ebene und der Anbau und das Einernten desselben sind überdies noch weit gefährlicher, weil man der



Fischerei-Vorrichtung.

Ueberfälle wilder Thiere — Tiger, Leoparden und Elephanten — ausgesetzt ist. Der größte Theil des Reises, der im Reiche gebraucht wird, stammt aus den Sümpfen und aus bestimmten höher gelegenen Distrikten, die sich leicht bewässern lassen, und die Felder werden so bebaut, daß die Hauptregenmengen, welche in den Monaten August und September fallen, nicht ablaufen können. Hier giebt es zwei Ernten im Jahre, die Ernte des fünften und die des zehnten lunaren Monats (Juni und Juli, November und Dezember). Ende Januar, wenn das Ueberschwemmungswasser allmählich abläuft, wird der Boden mit dem Pfluge bearbeitet und die Reishälmchen, welche an anderen Orten gesäet werden und schon eine Höhe von zwanzig oder dreißig Centimetern erreicht haben, angepflanzt. Diese Arbeit wird von Frauen verrichtet. Je zwei Frauen folgen einem Manne, der mit einem Stöckchen in jeder Hand kleine Löcher in den Boden macht, in welche die Frauen alsdann die zarten Hälmchen hineinstecken. Die Männer scheinen für diese Arbeit nicht genug Gelenkigkeit und Geduld zu besitzen, sie wird aber von den Frauen mit einer solchen Geschicklichkeit und Schnelligkeit bewirkt, daß sechs Frauen an einem Tage mit Leichtigkeit eine Fläche von hundert Quadratfuß beflanzen können. Man unterscheidet zwischen dem gewöhnlichen Reis „Lua-the“ und dem gummösen Reis „Lua-nep“, der zu den Opfern und den Festessen gebraucht und aus dem der so sehr verbreitete Reisbranntwein fabrizirt wird. Es giebt wohl kaum ein Land, wo die Trunkenheit ein so allgemeines Uebel wäre wie in Annam, und in Tongking und Cochinchina kann kein Beamter in einer ernstlichen, öffentlichen Sache entscheiden, ohne mehr oder weniger unter dem Einflusse des Alkohols zu stehen. Aus dem Lua-nep, gemengt mit Fett und dem Mehle einer Art Erbsen, macht man auch einen Kuchen, Binh-chung genannt, der ausgezeichnet schmeckt



Ein schwimmendes Fischerdorf.

und der bei keiner größeren Festlichkeit fehlen darf. Den gewöhnlichen, in Wasser aufgeweichten Reis ißt man wie bekannt mit Hilfe von Stäbchen aus kleinen Näpfchen oder Schälchen, die man ganz nahe an den Mund hält; nach jedem Bissen nimmt man alsdann etwas von den verschiedenen Gewürzen, die als Beigabe zum Reis auf dem Tische stehen, und dieses Essen, gefolgt von einer Tasse Thee, bildet die übliche Mahlzeit der Annamiten. Die Ebene von Annam allein liefert nicht nur genug Reis, um die ganze Bevölkerung von Tongking zu ernähren, sondern auch große Mengen für den Export nach China. In Cochinchina genügen die Moräste von Dong nai und Binh-dinh für den Bedarf der übrigen Bevölkerung. Reiche Privatleute sowie die Mandarinen besitzen in der Regel beträchtliche Reisvorräthe, und der König hat genug in seinen Scheunen aufgespeichert, um seine Armee und seine Mandarinen zwanzig Jahre lang zu ernähren. Der Reis hält sich sehr lange, ja er gewinnt sogar durch das Alter, und in allen gut situirten Familien findet man Fässer von altem Reis („Tran-mi"), der acht oder zehn Jahre lang aufbewahrt worden ist, und der hauptsächlich in Krankheitsfällen benutzt wird.

Die Kultur des Mais datirt in Annam aus der jüngsten Zeit, sie hat aber sehr rasch Eingang gefunden in allen Gegenden, wo der Reis weniger gut fortkommt, und die Ernte ist eine ausgezeichnete. Die Körner werden nicht gemahlen und nicht einmal von den Hülsen befreit, sondern ganz genossen, nachdem sie in Wasser weichgekocht sind. Hirse wird nur in sehr kleinen Quantitäten kultivirt, für Sesam aber sind die Bedingungen etwas günstiger. Nächst dem Reis bildet der Yams das Hauptprodukt Annams, und derselbe wächst in großen Mengen in trockeneren, sandigen Gegenden. Obwohl er als Nahrungsmittel allgemein beliebt



Annamitische Schmiede.

ist, muß der Yams doch mit Vorsicht genossen werden, und in den Theilen des Landes, wo die Bevölkerung ihn nothgedrungen zur Hauptspeise macht, ist der weniger gute Gesundheitszustand der Leute auffallend. Das Zuckerrohr wird in Annam überall kultivirt und fehlt in keinem Garten, denn obwohl es zum Versüßen des Thees und anderer Getränke, wie bei uns, nicht verwendet wird, so ist es im rohen Zustande als Näscherei allgemein beliebt. Wenn die Annamiten auch keine gute Gärtner sind, so ergiebt es die Fruchtbarkeit ihres Landes, daß die Früchte sehr zahlreich und schön sind; Bananen, Orangen, Citronen, Brotfrüchte sind die hauptsächlichsten. Die Theekultur ist ebenfalls eine beträchtliche, und die Ernte wird ausschließlich von Frauen bewirkt; da die Annamiten aber sich nicht besonders gut auf die Zubereitung der Blätter verstehen, so werden die besseren Theesorten aus China importirt. Annam produzirt ferner große Mengen von Baumwolle, und die Seidenkultur ist eine so verbreitete und gewaltige, daß dieses Produkt sogar zu der Herstellung von Fischernetzen verwendet wird. Dank den ungeheuren Wäldern ist Annam auch sehr reich an schönen Nutzhölzern, die für einen weit größeren Bedarf als den einheimischen ausreichen würden, um so mehr als die Annamiten beinahe ausschließlich sich des Bambus zu ihren Bauten, sowie zu unzähligen anderen Zwecken bedienen. Die jungen Keime des Bambus werden gegessen, man macht daraus Papier, Stricke und Seile, Stoffe, Körbe, Matten und Wände, Leitungsrohre, Kästen, Hüte, Leiter, Eßstäbchen, Boote, Brücken und Häuser, und schließlich dienen die starken, spitzen, aufgestellten Stäbe des Bambus auch als die besten Vertheidigungsmittel der Festungen gegen den Feind. Aus dieser Aufzählung kann man sich die ungeheure Masse dieses Produktes einigermaßen klar machen, welche von einer Bevölkerung von dreißig bis vierzig Millionen alljährlich verbraucht wird.

Aus dem Nordamerikanischen Kaskaden-Gebirge.

Von Dr. Julius Röll.

III.

Am Osthange der Kaskaden, zwischen dem Hauptgebirgszuge und dem Bergstocke des Mt. Stuart, liegen drei Gebirgsseen, welche ihrer romantischen Umgebung wegen vielleicht dereinst unter den Sehenswürdigkeiten des amerikanischen Westens eine bevorzugte Stelle einnehmen werden. Sie tragen die Namen, welche sie von den in ihrer Umgebung hausenden Clealum-Indianern erhielten, und heißen Kitchelos Lake, Kahcheß-Lake und Clealum Lake. Der erste ist der kleinste, etwa eine Stunde lang und ¼ Stunde breit, und man kann ihn von der Station Martin am Stampede-Tunnel der Northern Pacific Railroad aus auf ziemlich guter Straße, dem sogenannten Zollwege, welcher über den Snoqualmi-Paß nach Seattle am Puget Sound führt, in drei Stunden erreichen. Zum zweiten, der über eine Meile lang und etwa ¼ Meile breit ist, führt von der Station Easton aus nach ¾stündiger Wanderung durch den Urwald in zwei Stunden ein Indianerpfad, der ihn mit dem Clealum-Lake, dem größten der drei Bergseen, verbindet. An diesen kann man ebenfalls mit Zuhilfenahme des Indianerpfades in etwa fünf Stunden von der Station Easton aus gelangen.

Zunächst richteten wir unseren Ausflug von der Station Easton nach dem Kahcheß Lake und brachen am Morgen des 5. Juni 1888, mit den nothwendigsten Lebensmitteln versehen, dahin auf. Man muß den Yakima-Fluß auf der durch den Stamm einer großen Douglastanne gebildeten einzigen Brücke der Umgegend überschreiten und dann durch das Dickicht des Urwaldes, sich durch dichtes Unterholz drängend und über gefallene Riesenstämme kletternd, den Indianerpfad zu erreichen suchen. Auf demselben begegneten wir einigen Indianern, die vom See her geritten kamen. Wie unterhielten uns mit ihnen über den Weg und erfuhren, daß eine große Anzahl von Indianern am See auf dem Fischfange sei. Sie stiegen von ihren Pferden und legten sich auf den Boden, um aus einem kleinen Bache zu trinken. Sie vermieden es sorgfältig, mit einer stacheligen Uferpflanze (*Fatsia horrida*) in Berührung zu kommen, welche in den Kaskaden sehr häufig angetroffen wird.

Auf unserem Wege fanden wir zahlreiche Brombeeren und Heidelbeeren, und den schönen *Cornus canadensis*, der mit seiner großen, weißen Blüthe neben dem lieblichen Wintergrün (*Pirola umbellata*) aus dem Dunkel des Waldes hervorblickt. Der Weg führt, allmählich ansteigend, in seiner zweiten Hälfte an das erhöhte Ufer des Yakima, welcher tief unten im engen Bette tosend dahin braust. Eine halbe Stunde später gelangt man auf einen großen freien Platz, dicht am Ufer des Sees, wo aus Fichtenstangen eine Anzahl von Gestellen und Gerüsten aufgebaut ist. Auf ihnen werden die von den Indianern gefangenen Fische, hauptsächlich Lachse (Salmon), getrocknet. Nicht weit davon sahen wir die kegelförmigen Zelte (Tibis) aufgeschlagen, neben denen einige frische Bärenfelle zum Trocknen aufgehängt waren. Die Hunde liefen uns laut bellend entgegen, und eine Anzahl von Frauen und Kindern kam aus den Zelten. Sie waren damit beschäftigt, Lachse auszuweiden, während die Männer, wohl 50 an der Zahl, am See fischten. An den Trockengerüsten hingen Hunderte von zertheilten Fischen, und rings herum lagen die Eingeweide derselben und verbreiteten einen abscheulichen Geruch.

Wir entwichen diesem unangenehmen Orte und eilten an den See. Er liegt schön und romantisch zwischen hohen, steilen Bergen. Man kann ihn seiner Krümmung und der hohen vorspringenden Berge wegen nicht in seiner ganzen Länge übersehen. Im Westen schauen die Schneeberge der Kaskaden auf ihn herab. Sein Wasser ist hell und klar, etwas ins Grünliche spielend. In einer kleinen Bucht hatte sich eine Anzahl großer Baumstämme fest gelagert. Hier verzehrten wir unseren, aus Fleisch, Brot und Eiern bestehenden Imbiß, an dem, wie mein Begleiter meinte, zu sehen war, daß die Wirthin ihn eingepackt hatte, denn der Wirth hätte sicherlich das Salz vergessen. Nach dem anstrengenden Wege war unser Appetit vorzüglich.

Wir verweilten im Angesichte der herrlichen Natur wohl eine Stunde lang an dieser schönen Stelle und wurden uns immer mehr der Schönheit unserer Umgebung bewußt. Am Seeufer spielten kleine Fische; in der Mitte des Sees sprangen größere über das Wasser und fielen klatschend auf die im Sonnenscheine glänzende Fläche nieder. Mit surrendem Flügelschlage schwirrten Kolibri um unseren Lagerplatz, und im nahen Walde pochte ungestört ein Specht. Kleine, kurzohrige Eichhörnchen kamen aus dem Walde bis nahe an uns heran und liefen schnell und geschickt über die umgestürzten Baumstämme. Aber auch die Moskitos waren nicht müßig, und wir mußten ihre Plackereien ertragen, bis ein frischer Wind vom See herüberstrich und sie für kurze Zeit verscheuchte.

Während mein Begleiter auf die Käfer- und Fliegenjagd ausging, sammelte ich am Berghange zahlreiche Moose — Dicranum-, Grimmia-, Bryum-, Fissidens-Arten und schöne Hypneen. Es gelang mir auch, von einem am See treibenden Baumstamme aus, vom Grunde des Sees ein Wassermoos (*Fontinalis*) zu erlangen. Auf meiner Wanderung fand ich einen schönen Steinpilz, der mit dem in Deutschland wachsenden übereinstimmte, und dem auch das feine, weiße Adernetz am oberen Theil des Stieles nicht fehlte. Weiter oben am Berge fand ich die Spur eines Bären.

Nachmittags traf ich wieder mit meinem Begleiter an der Bucht des Sees zusammen, und wir traten den Rückweg an. Am Lagerplatze der Indianer wurden wir wieder von den Frauen und Kindern empfangen, welche unsere Beute neugierig musterten und auch den Steinpilz als eßbar kannten. Ich theilte unter die Kinder Fingerringe und Spielmarken aus, und als sie sahen, daß wir Käfer sammelten, halfen sie uns bei der Arbeit und lasen aus den verwesenden Fischresten in kurzer Zeit wohl hundert Staphylinen heraus, die uns sehr willkommen waren.

In der Nähe der Zelte war eine Anzahl von Indianern beschäftigt, aus einer Heerde von etwa 20 Pferden einige mit dem Lasso einzufangen, andere badeten im See. An den frisch gefällten Douglastannen in der Nähe des Indianerlagers machten wir gute Beute an Bockkäfern. Moose fanden sich jedoch, wie dies oft im Urwalde auf der Ostseite der Kaskaden der Fall ist, nur selten an den Bäumen.

Wir verließen diesmal den Indianerpfad sehr bald, um an die Mündung des Kitchelos Flusses zu gelangen, welcher in den Yakima fließt, wurden aber am Flußufer durch dichtes Gebüsch und durch zahlreiche Sümpfe und Lachen, welche

der ausgetretene Fluß zurückgelassen hatte, in unserem Vorwärtsdringen sehr gehindert. Mächtige Stämme der Thuja gigantea standen hier am Ufer, andere waren, vom Alter gebrochen, in den Fluß gestürzt oder lagen quer über den sumpfigen Lachen und boten uns einen willkommenen Uebergang. Die stachelige Fatsia horrida zwang uns zu öfterem Ausweichen. Wir pflückten eine große Pirola mit röthlichen Blüthen, sowie eine Orchis und einen blumenblattlosen Ranunculus, der im Blüthenbau an eine Actäa, im Blattbau an den Ranunculus aconitifolius erinnert. Auf einem Felsblocke fand ich Dicranum longifolium und Grimmia Hartmani ganz so wie in Deutschland gesellig zusammen wachsend.

Nachdem wir eine Höhe in der Nähe des Flußufers erstiegen und uns orientirt hatten, kletterten wir an einer Felswand hinab zu der Stelle des Ufers, wo wir den Stamm der Douglastanne, unsere Brücke, finden mußten, und gelangten gegen Abend wohlbehalten in Easton an. —

Weniger angenehm verlief unser Ausflug nach dem Kitchelos-Lake, bei welchem uns leider ein andauernder Regen überraschte und zu baldiger unfreiwilliger Rückkehr zwang.

Als wir am Nachmittage des 11. Juni 1888 nach der am Eingange des Stampede-Tunnels gelegenen Station Martin fuhren, machte der Himmel ein sehr freundliches Gesicht und ließ uns auf dem dreistündigen Marsche durch den Wald nach dem See nicht ahnen, daß der nächste Tag ein Regentag werden sollte. Wir gingen auf der Zollstraße, einem ziemlich gut unterhaltenen Wege, der am Berghange hin über einige Gebirgsbäche führt, durch den prachtvollen Urwald, welcher aus der Douglastanne, dem Riesen-Lebensbaume, der Tsuga Mertensiana und der Zuckerfichte gebildet ist. In ihrem Schutze wachsen schöne Sträucher, wie Menziesia ferruginea und Azalea albiflora, sowie hohe Kräuter, z. B. das stattliche Xerophyllum asphodeloides und zahlreiche Moose. In den Gebirgsbächen fand sich ein Fontinalis, welches in den Kaskaden sehr häufig anzutreffen ist.

Unser Weg führte an zwei kleinen Schneefeldern und an einem Bergsturze vorüber, an welchem viele zerknickte Bäume lagen, neben denen noch von Zeit zu Zeit Steinmassen abfielen. Das zu Tage stehende Gestein hat eine schwarzgrüne Farbe und bildet hie und da schöne Felspartien.

Daß wir auf dem rechten Wege nach dem Zollhause waren, zeigte eine Menge keimender Bohnen, welche eine weite Strecke auf der Fahrstraße ausgestreut lagen. Zahlreiche Moskitos verfolgten uns bis an den See, wo sich andere von dorther dazu gesellten, um mit ihnen gemeinsam ihr blutiges Handwerk zu treiben.

Der Anblick des Sees ist prachtvoll. Im engeren Thale noch als der Kahcheß-Lake liegt er zwischen hohen, zum Theil schneebedeckten Bergen eingeschlossen. Er ist der ganzen Länge nach sichtbar. Seine Ufer sind von schönen Felsgruppen bekränzt, die auf der Nord- und Westseite als steile Wände aus dem Wasser emporsteigen. Dadurch erinnert er an den Wallensee in der Schweiz und an den Königssee bei Berchtesgaden, während andere Stellen den Ufern des Achensees ähnlich sind. Das Großartige der Umgebung ist hier mit dem Idyllischen zu schöner, seltener Harmonie vereint.

Nachdem wir den Weg am östlichen Ufer, der zuweilen über die Felswände führt, etwa eine Stunde lang verfolgt hatten, erreichten wir im Abendscheine das fast am Ende des Sees gelegene Zollhaus, an dessen Insassen, einen Deutschen, Namens Dieringer, wir von unserem Wirthe in Easton empfohlen waren. Obgleich er in seinem Blockhause wenig Raum zur Verfügung hatte, so versprach er, uns dennoch zu beherbergen. Das Haus liegt an einer sehr hübschen Stelle des Sees. Von der Bank vor dem Hause genießt man eine wundervolle Aussicht auf den ganzen See und auf die ihn umgebenden Felsen, Berge und Wälder. Am gegenüberliegenden Ufer stürzt ein Wasserfall vom Felsen herab, und daneben steht eine Blockhütte, in welcher einst, zur Zeit des Eisenbahnbaues, Holzfäller wohnten. In einer nahen Sägemühle wurden die Schwellen und Bretter für den Bahnbau geschnitten.

Die dicht bewaldeten Berge des jenseitigen Ufers und ein ferner Schneeberg aus der Gruppe der Sieben Brüder spiegelten sich in dem klaren Wasser; der Schein des Abendroths glänzte auf der ruhigen Fluth, und von Zeit zu Zeit trug der leise Abendwind das Rauschen des Wasserfalls wie fernen Gesang an unser Ohr.

Lange saßen wir auf der Bank, bis ein kühler Wind, der vom Gebirge herabstrich, uns mahnte, im Innern der Hütte Schutz vor der Kälte zu suchen.

Das Blockhaus war in einen größeren Wohn- und einen kleineren Schlafraum abgetheilt. Die Wände zeigten sich aus wenig behauenen Baumstämmen gebildet, denen die Rinde mit Moos und Flechten noch anhaftete. Die Zwischenräume waren durch Latten verschlossen, oder mit Moos verstopft, die Decke aus Brettern gezimmert und durch dünne Querstämme gehalten. An der Bretterthür befand sich innen ein Holzriegel, der von außen durch einen Faden gehoben werden konnte, welcher des Nachts vorsorglicher Weise hereingezogen wurde.

An dem Abendessen von frischem Lachs nahm auch ein Straßenarbeiter, der einst bessere Tage gesehen hatte und hier vorübergehend für den geringen Tagelohn von 1 Dollar arbeitete, sowie ein alter „Prospector“ (Minensucher) Theil. Nach dem Essen versuchten wir unseren Wirth so schnell wie möglich zum Naturforscher zu machen, belehrten ihn über das Sammeln von Pflanzen und Sämereien sowie über den Fang von Insekten, und mein Begleiter siebte ihm beim Schein einer Oellampe aus dem mitgebrachten Laub und Moos eine Anzahl seltener kleiner Käfer (Pselaphiden) und versprach ihm, Käfernetze und Sammelgläser zu senden.

Dann erzählte unser Wirth von seinem Trapperleben, vom Holzfällen, vom Blockhausbauen, von seinen Abenteuern mit Indianern und Cowboys, von seinen Bergfahrten und von seinem einsamen Leben zur Winterszeit.

Gegen 10 Uhr suchten wir unser Lager in dem kleinen Nebenraume auf und theilten die vorhandenen Decken mit dem Wirthe, welcher auf dem Fußboden schlief. Wir legten uns unausgekleidet nieder. In der Nacht tropfte der Regen auf das Bretterdach, und am Morgen war der See in dichten Nebel gehüllt, aus welchem nur die Spitzen der höheren Berge hervorschauten. Der Wirth bereitete das Frühstück und setzte seine Erzählungen vom gestrigen Abende fort.

Trotz des Regens suchte ich ein in der Nähe befindliches Flußthälchen auf, um Moose zu sammeln. Ich fand hübsche fruchtende Bryum-, Mnium- und Philonotis-Arten. Am Bachrande wuchsen weißgelbe Hirschschwämme (Hahnenkämme) und fleischrothe Claytonien. An den Bäumen waren zahlreiche große Holzschwämme (Polyporen) festgewachsen, von denen einige über einen Fuß Durchmesser hatten und somit die Größe eines Suppentellers erreichten.

Da wir nur einen einzigen Eisenbahnzug zur Rückfahrt nach Easton benutzen konnten, welcher etwa um 3 Uhr von der Station Martin abging, so mußten wir aufbrechen und $3^1/_2$ Stunden im Regen wandern. Die Bergbäche waren angeschwollen und die Knüppeldämme der Zollstraße zum Theil vom Wasser gehoben, so daß wir den Uebergang auf den schwimmenden Hölzern bewerkstelligen mußten. Unterwegs begegneten uns zwei Familien, die mit ihren auf Wagen geladenen Hausgeräthen und mit sechs Kühen nach dem Westen zogen. Einige Pferdehändler, die etwa 20 Pferde mit sich führten, ritten im scharfen Trabe an uns

vorüber. In der Nähe des Bergsturzes, den wir gestern gesehen, brach ein Baum und riß eine Menge von Steinen unter großem Gepolter von der Felswand herab. Die alten Douglastannen ächzten im Winde und schüttelten dicke Regentropfen auf uns nieder. Ganz durchnäßt langten wir gegen 3 Uhr im Wartesaale der Station Martin, einem einfachen Bretterhäuschen, an, wo wir eine Stunde lang auf den verspäteten Zug warten mußten.

In Easton besorgte unser Wirth sogleich das Geschäft des Einheizens; ich kleidete mich um und legte am warmen Ofen noch bis 10 Uhr abends die gesammelten Pflanzen ein.

Eine Woche später besuchten wir auch den dritten der drei Bergseen, den Clealum Lake, und verbanden mit seinem Besuche zugleich die Besteigung eines Kaskadenberges, an dessen Fuß wir unser Zelt für die Dauer von acht Tagen aufschlugen.

Rückblick auf die Reisen von Dr. Gustav Radde 1852 bis 1890.

(Schluß.)

Die Reisen Radde's in den Jahren 1879 bis 1880 hatten einen doppelten Zweck. Zunächst galt es, das ornithologische Material zur Ornis Caucasica im Talyscher Tieflande zu ergänzen, und dann diesen interessanten Gau am Südwestwinkel des Kaspi möglichst erschöpfend in geographischer und naturhistorischer Hinsicht zu beschreiben. Beide Aufgaben wurden gelöst. Es liegen uns drei Werke darüber vor: die umfangreiche Ornis Caucasica, ein reich illustrirtes Spezialwerk, dann ein stattlicher Band „Reisen an der persisch-russischen Grenze (Talysch und seine Bewohner)“ und ein zweiter, ebensolcher mit dem Titel „Die Fauna und Flora des südwestlichen Kaspi-Gebietes“. Diese beiden letztgenannten erschienen in Leipzig bei F. A. Brockhaus, das erstere in Kassel bei Theod. Fischer. Das erwähnte Reisewerk macht uns eingehend in 12 Abschnitten mit dem russischen Talysch bekannt. Der erste Abschnitt giebt über die orographischen Verhältnisse im westlichen Ende des Alburs, über die Höhen im Randgebirge, über die Wassersysteme und das Klima Auskunft. Es ist das ein geographisches Gesammtbild der Gegend. Nach dieser Uebersicht bespricht der Autor im zweiten Abschnitte seine Reise von Tiflis bis Lenkoran, macht einen Abstecher zu den Kupferwerken der Gebrüder Siemens nach Kedabeg, schildert das Panorama der Südfront des Großen Kaukasus und die winterlich abschreckende Mugan-Steppe und kommt am 12./24. November in Lenkoran an. Hier wurde alles hergerichtet, um große zoologische Sammlungen, namentlich Vögel, zu machen. Während der Winterzeit bewegte man sich — Herr Leder und ein Präparant begleiteten auch diesmal Dr. Radde — vornehmlich im Tieflande. Darüber handeln ausführlich die Kapitel 7, 8, 9 und 10. Es werden in ihnen auch viele interessante Details über die Pflanzen- und Thierwelt, wie auch über die Kulturverhältnisse mitgetheilt. Eben diese Abschnitte enthalten auch die Schilderungen der im Kaspi nahe bei den Ufern gelegenen Inseln Sari und Burani. Die Reise, welche dem Gebirgsgau Suant und Aderbaidjhan galt, trat Radde Mitte Juni 1880 an. Er durchwanderte zunächst das Tiefland südlich bei Astara und stieg dann bergan zur Höhe des Randgebirges, verfolgte auf diesem die persisch-russische Grenze bis Küsjurdi und wendete sich dann westlich zur Stadt Ardebil. Von hier aus wurde am 19. Juni/1. Juli die Besteigung des 15600 Fuß hohen Sawalan in Angriff genommen und dabei dem wilden Nomadenvolke der Schahsewenzen ein mehrtägiger Besuch abgestattet. Am 20. Juni/2. Juli wurde die äußerste Höhengrenze des phanerogamen Pflanzenwuchses bei 13000 Fuß erreicht, und man befand sich in dieser Jahreszeit in der Zone der Schneeschmelze. Am 25. Juni/7. Juli gelangte der Reisende wieder zum Küsjurdi und verfolgte, nachdem zunächst der Suantgau und die Täng-Schlucht besucht worden waren, die Grenze bis zur Mugan-Steppe weiter fort. Hierüber handelt der sechste Abschnitt seines Werkes. Schon früher, nämlich Ende Mai, hatte Radde einen Abstecher auf persisches, speziell auf gilanisches Gebiet gemacht, er besuchte Enseli und begab sich von dort nach Rescht. Endlich finden wir im Anhange des erwähnten Werkes sowohl über die Bewohner des Tieflandes als auch über die des Gebirges und namentlich über die Schahsewenzen eingehende Mittheilungen. Auch diese Edition, welcher sich das Werk über die Fauna und Flora des südwestlichen Kaspi-Gebietes anschließt, ist sauber illustrirt und mit einer Orientationskarte versehen. Der Autor widmete seine Arbeit in poetischer Anrede dem Kronprinzen Rudolf, welcher ihm seit den Vorträgen über den Kaukasus (1873) huldvoll geneigt war.

In den folgenden Jahren konnten keine größeren Reisen unternommen werden. Der V. Kongreß der Archäologen sollte nämlich in Tiflis statthaben, und hierdurch wurde schon 1880 der Ausbau einer zweiten Etage auf das Gebäude des Kaukasischen Museums mit veranlaßt. Nachdem dieser im Mai 1881 vollendet war, mußte mit ganzer Energie an die neue Aufstellung aller Sammlungen gegangen werden, und es gelang auch, zum 1. September diese zeitraubenden Arbeiten zu beendigen. Radde wurde damals zum Vorsitzenden der vorbereitenden und disponirenden Kommission des Kongresses erwählt. Im Jahre 1882 wurde er abermals nach Petersburg und ins Ausland entsendet; 1883 beendete er die Manuskripte der oben besprochenen drei Werke und begab sich 1884 nach Wien, wo er dem auf Wunsch des Kronprinzen Rudolf berufenen ersten Internationalen Kongreß der Ornithologen präsidirte. Erst 1885 sehen wir ihn seine frühere Thätigkeit wieder aufnehmen, und diesmal wählte er sich die Hochalpen des Dagestan zu seinem Forschungsgebiete. Die Ergebnisse dieser Reise sind im Ergänzungshefte Nr. 85 der Petermann'schen „Mittheilungen“ in extenso niedergeschrieben, und wir folgen, wenigstens in den Hauptpunkten, der Marschroute des Verfassers. Es sei noch bemerkt, daß diesem Hefte ebensowohl eine allgemeine Orientationskarte, mit Angabe der von Radde zurückgelegten Wege, als auch ein schönes Spezialblatt über den Schah-dagh (1:75000), sowie eine Tafel mit Ansichten der höchsten Gebirge, die Radde besuchte, beigefügt wurden. Mit einer Schilderung des Kura-Thales zur Sommerzeit beginnt Radde seine Arbeit. Er begab sich zunächst nach Nucha und exkursirte vom 14. bis 22. Juli (a. St.) mehrmals ebensowohl in der vorlagernden Ebene, als auch namentlich an den steilen Schroffungen des Gebirges bis in die Kammzone des Großen Kaukasus. Zuerst wurde in ihr die Lazal-Höhe erstrebt, sodann ging es zum Salawat; es sind das Punkte, die über 3000 m Meereshöhe besitzen. Am 22. Juni/4. Juli wurde die Hauptreise begonnen. Radde begab sich zum Dorfe

Kutkaschin und traf hier die nöthigen Dispositionen, um am 25. Juli direkt gegen Süden steil ansteigend und den Kamm des Gebirges in 3408 m Höhe passirend, zum Schah-dagh zu gelangen. Diese Tour ist stellenweise beschwerlich. Am 26. Juni wurde die erwähnte Paßhöhe überschritten und damit das Samursystem erreicht. Angesichts der Südfronten des Schah-dagh konnte in 3013 m Höhe auf dem Pirli dagh das Nachtlager bei Hirten beschafft werden. Am 27. Juli wurde an der Südseite des mächtigen Gebirges, welches in einer östlichen Kulminationshöhe bis zu 4255 m anwächst, herumgestreift. Auch diesmal drang Radde so weit vor, als es, wenn auch nur Spuren, von höher organisirten Pflanzen gab, er betrat auch hier das Schneeschmelze-Gebiet und erstieg die Höhe von 3700 m. In dem höchstgelegenen (2492 m) Dorfe Rurusch, am Nordfuße des Schalbus-dagh verweilte Radde bis zum 1./13. Juli; er erstieg die Südseite dieses zerrissenen Gipfelgebirges am 29. Juni bis zu 3500 m (höchste Spitze 4169 m) und begab sich sodann absteigend über Mikra nach Achtij, von wo es zu den Quellen des Samur am 6./18. Juli ging. Dabei machte Radde zuerst im Dorfe Ichrek halt, begab sich am 9. Juli nach Arachkul, welches in 2285 m Höhe schon im eigentlichen Quelllande des Samur gelegen ist. Von hier aus wurde am 10. Juli die erste Exkursion zum Dultij-dagh, und zwar unter äußerst ungünstigen Witterungsverhältnissen ausgeführt. Der Johe-Paß (3225 m) wurde erstiegen und von ihm aus konnte man dem nahen, 3790 m gipfelnden Dultij nur zeitweise in sein von Nebeln enthülltes Antlitz schauen. Nach Arachkul zurückgekehrt, brach Radde am 12./29. Juli von neuem auf, um die Wasserscheide zwischen Samur und Koissu zu übersteigen. Es gelang dieses wieder bei ungünstigem Wetter um 12 Uhr mittags, als man den 3694 m hohen Nussa-Paß überschritt und erst abends durchnäßt im Dörfchen Kusrach ankam. Am 13. Juli wurde Kasikumuch erreicht und Rast gehalten. Von diesem Orte aus machte Radde eine zweite Reise zum Dultij-dagh. Er begab sich am 15. Juli zum höchst gelegenen Dörfchen Tscharalii (2543 m) und am 16. Juli von da bei schlechtem Wetter zur Basis der Paßhöhe des Dultij-dagh (2957 m). Die nächste Zeit wurde auf den Besuch von Gunib und Chunsach verwendet, und an beiden Orten längere Zeit gerastet, die nächsten Umgegenden studirt und werthvolle ethnographische Sammlungen gemacht. Erst am 1./13. August konnte die Weiterreise ins Werk gesetzt werden, man folgte nun dem Laufe des Awarischen Koissu, hoch auf rechter Thalwand. Doch änderten die beständigen Regengüsse die anfänglich entworfene Reiseroute, und die Hochwasser erzwangen gebieterisch die Umkehr. Zum Glücke war die Hadatlin'sche Brücke über den Koissu noch passirbar, und die kleine Karawane, aus 4 Packpferden und 4 Reitern bestehend, konnte das hochgelegene Dorf Uroda erreichen. Hier mußte aber gerastet werden, und es kam am 4./16. August eine Exkursion zum Nordende des Bogos-Stockes zur Ausführung. Nach Uroda zurückgekehrt, wurde nun die weitere Reise am 5. August auf linkem, hohem Ufergebirge des Koissu in Angriff genommen. Vom Dörfchen Sumada aus mußte am 6. August der 3186 m hohe Ketzpaß überstiegen werden, und spät abends wurde Ilarata erreicht. Radde lag hier schwer fieberkrank danieder, forcirte aber am 8./20. August die Weiterreise, kam nach Beschita, führte am 9./21. August den Uebergang über das Hauptgebirge im Mitschitl- und Schildi-Passe aus und kam nach 17stündigem Ritte nachts 11 Uhr in das kachetische Dorf Schildi. Am 13./25. August wurde diese Expedition beendet.

Im Jahre 1886 leitete Radde auf Allerhöchsten Befehl eine Expedition in Transkaspien und Nord-Chorassan. An dieser betheiligte sich Dr. Alfred Walter als Zoolog und der Bergingenieur Konschin als Geolog. Auch über diese Reise besitzen wir in deutscher Sprache einen „vorläufigen Bericht", die Petermann'schen „Mittheilungen" brachten ihn im 8. und 9. Hefte des Jahrganges 1887. Schon Ende Januar verließen Dr. Radde und Dr. Walter Tiflis, erreichten aber erst am 4./16. Februar Krasnowodsk, weil eine frühere Landung unmöglich, da die Bucht fest zugefroren war, und der Dampfer am 26. Januar, angesichts des erwähnten Ortes, umkehren mußte. Vielfach zuerst durch Kälte und Schnee behindert, kamen die Reisenden Mitte Februar in Aschabad an. Bis zum 12./24. Mai untersuchten sie die westlich gelegenen Gebiete. Wiederholentlich wurden weitere Exkursionen gegen Norden in das Wüstengebiet gemacht und dann die Querthäler in der Kopetdagh-Kette untersucht. Mit dem Beginne des März begab man sich in das Gebirge nach dem jetzt verlassenen, ehemals persischen Dorfe Germab, welches in etwa 700 m Meereshöhe gelegen ist und früher guten Feld- und Gartenbau besaß. Bis zum 24. März/5. April wurden die Löß- und Wüstenstrecken bis zum Tedshen bereist und dann wiederum an den näher bei Aschabad gelegenen Lokalitäten gearbeitet, sowohl im Gebirge als auch in den Ebenen. Am 6./18. April ging es weiter gegen Westen. Zunächst wurde der Durun-Höhle und ihren Quellen ein Besuch abgestattet. Nach einem kurzen Aufenthalte in Molla-Kary kehrten die Reisenden am 12./24. April nach Baba-ischem zurück und machten zwei größere Exkursionen: die eine gegen Norden galt dem Großen Balchan-Gebirge, dessen Höhe am 13. April von Dr. Walter erklettert wurde; die andere führte die Reisenden südlich zum Naphta-Berge, auf welchem damals noch der Abbau stattfand. Vom 15. bis 21. April wurde die Zeit der Küstenzone bis Krasnowodsk gewidmet, und am letzteren Tage bestieg man den Dampfer „Alexander III." und reiste nach Tschikisljar, dem unweit der südlichen Grenze hart am Meeresufer gelegenen Militärposten größeren Umfanges. Nachdem alles Reisegepäck, auch Präparant, Feldscheer und Diener, von der Rhede aus gelandet waren, gingen die beiden Reisenden mit dem Dampfer weiter, landeten an der Gäs-Küste und kamen am 25. April/7. Mai wieder in Tschikisljar an. Nun begannen von hier aus zuerst die Lokalexkursionen; so nach Hassan-Kuli und später zu dem riesigen Schlammvulkane Ak-Podlauk. Am Abende des 1./13. Mai vereinigte sich die Gesellschaft am Bennbasch-See, wohin Radde sich direkt begeben, während Walter die seichten, unabsehbaren Wasserflächen der Atrek-Mündung besucht hatte. Langsam ging es dann in nordöstlicher Richtung über die öde, menschenleere Hungersteppe vorwärts, bis das rechte Ufer des Atrek erreicht war und man auf die Posten der Scharfschützen an der Atrek-Linie stieß. Es wurde damals schon heiß, und am 6./18. Mai notirte Radde 1 Uhr nachmittags in der Sonne 56° C. Am 8./20. Mai kam man in die höher gelegenen und besseren Gebiete am Südfuße des Kopetdagh und arbeitete bis zum 11./23. Mai auf diesen ergiebigen Plätzen, besonders auf dem Bendesen-Passe. Bis zum 30. Mai/11. Juni wurde dann wieder in der Umgegend von Aschabad, im Gebirge bei Germab und Tschuli gesammelt, und an eben diesem Tage die Reise gegen Osten nach Merw angetreten. Am 3./15. Juni hatte Dr. Walter das Unglück, sich den Fuß zu brechen, er mußte daher zurück, und Radde reiste allein weiter, traf am 7./19. Juni in Neu-Merw mit Herrn Konschin zusammen, besuchte bis zum 12./24. Juni die Ruinen von Alt-Merw und trat am 15./27. Juni die Reise den Murgab aufwärts an. Die Hitze in diesem Gebiete war entsetzlich, sie stieg fast täglich über 50° C., zweimal sogar über 60° C. in der Sonne. Nachdem der Ort Tachta-basar am 22. Juni/4. Juli erreicht war, wurden die nöthigen Dispositionen getroffen, um entlang der neuen Grenze die Strecke zwischen Murgab und Tedshen zurückzulegen. Es geschah das vom 25. Juni/7. Juli bis 30. Juni/12. Juli. Es waren diese fünf Tage, welche

zum größten Theile in den wasserlosen Hochdünen unter sengender Sonne verbracht wurden, wohl die schwersten, die Radde während seiner 38jährigen Reisezeit verlebte. Auch in der Nacht stürmte es aus Norden bei über 30° C. Die Folgen blieben nicht aus. Radde erkrankte, ein heftiges gastrisches Fieber befiel ihn, mit Mühe schleppte er sich, den Tedshen von Pulichatum abwärts verfolgend, bis Serachs, wo er bis zum 11./23. Juli soweit hergestellt wurde, daß die Rückreise nach Aschabad angetreten werden konnte. Es folgte nun noch die Tour von Aschabad nach der Chorassanschen Hauptstadt Meschhed, sie wurde vom 29. Juli / 10. August bis 16. August / 28. August ausgeführt und dabei auf der Rückreise die vier Parallelketten des Kopetdagh überstiegen, um in den fruchtbaren Tereges-Gau an der nördliche Seite zu gelangen. Damit waren die Aufgaben der Expedition gelöst, und am 28. August / 9. September trafen die Reisenden mit ihren Sammlungen in Tiflis ein [1]).

Die seitens Radde's für den Hochsommer 1887 projektirte Reise in die Ossetischen Hochalpen kam nicht zur Ausführung, weil kurz vor der Abreise ihn ein böses Fußleiden befiel, welches jede Bewegung unmöglich machte.

Im Jahre 1888 begleitete Radde den Großfürsten Nicolai Michailowitsch, welcher, außer den entomologischen Exkursionen in den Umgegenden von Borshom, eine größere Reise mit dem Fürsten Nicolas von Mingrelien in dessen Besitz unternahm. Es wurde das Hochthal des Hippos besucht und ein Abstecher zum Laspar-Passe, über welchen der Weg ins freie Suanien führt, gemacht.

Im vergangenen Jahre begab sich Radde nach Petersburg und von dort für mehrere Monate ins Ausland, zunächst nach London, wo ihm in der Jahressitzung der Königlichen Geographischen Gesellschaft am 15./27. Mai die höchste Auszeichnung durch Verleihung der Viktoria-Medaille zu Theil wurde.

Die schönen Worte, mit denen sich der Präsident an Dr. Radde wendete, wollen wir hier folgen lassen:

„Es ist Ihnen bekannt, daß der Rath unserer Königlichen Geographischen Gesellschaft bei der Ertheilung der Medaillen traditionell das Verdienst der geographischen Forscher und Entdecker ohne Rücksicht auf das Gebiet ihrer Thätigkeit und die Abstammung der Person anerkennt. Obgleich wir unter unseren Landsleuten würdige Kandidaten für diese Auszeichnung finden konnten, so haben wir doch nicht vergessen, daß wir Alle Unterthanen des großen Reiches der Wissenschaften sind, dem Sie so strebsam gedient haben. Indem wir wünschen, Ihnen den Ausdruck unserer hohen Anerkennung Ihrer langjährigen Arbeiten auf dem Gebiete wissenschaftlicher geographischer Forschung zu geben, verleihen wir Ihnen die Medaille Unserer Protektorin.

Möge der konkurrirende Eifer der großen Nation, deren Unterthan Sie sind, mit der unserigen auch in Zukunft dadurch sich bekunden, daß sie die friedlichen Wissenschaften und Künste fördert und verbreitet. Ihnen bezeugen wir heute mit Freuden den Erfolg, welchen Sie in diesem Kampfe gehabt haben, in einem Kampfe, wo es keinen Sieger und keine Besiegten giebt, und in dem alle Theilnehmer in gleicher Weise ihren Lohn finden."

Wir fügen noch hinzu, daß Radde nach seiner Rückkehr um Mitte September, einer Einladung des Generals Annenkow folgend, eine Eilfahrt nach Samarkand machte und dann im Sommer des Jahres 1890 zusammen mit dem Geologen Dr. Valentin eine Expedition nach Karabagh ausgeführt hat, sowie daß er augenblicklich im Begriffe steht, mit dem Großfürsten Sergei Michailowitsch eine große Reise nach Ceylon und Indien zu unternehmen.

[1]) Dr. Walter begab sich 1887 nochmals nach Transkaspien und zwar bis zum Amu-Darja.

Kürzere Mittheilungen.

Die Straußenzucht in Afrika.

Die ursprüngliche Heimath des Straußen, soweit paläontologische Funde uns zu Schlüssen berechtigen, scheint das südliche Asien zu sein; erst später ist er nach Afrika übergesiedelt, wo er gegenwärtig überall anzutreffen ist, soweit er geeignete Wohnstätten — weite, nur mit Gras bestandene Ebenen — findet, und soweit er nicht von denselben durch menschliche Nachstellungen verdrängt wird. In Asien kommt er nur noch in den sandigen Steppen der südwestlichen Länder des Erdtheiles, in Arabien, Süd-Persien und dem Euphratgebiete, vor, und die Zeit dürfte nicht mehr allzu fern sein, wo er auch hier vollständig ausgestorben sein wird.

Für die Eingeborenen Afrikas ist der Strauß ein äußerst wichtiges Thier. Die Eier, welche durchschnittlich 1400 Gramm wiegen und im Volumen 24 bis 30 Hühnereiern gleichkommen, besitzen einen schmackhaften Dotter; die harten, porzellanartigen Schalen werden in Süd- und Mittelafrika als Gefäße und zu allerlei Verzierungen benutzt, aber vor allen Dingen wird der Strauß des Fleisches und der Federn wegen überall gejagt. Die vielen Nachstellungen seitens der Neger und Europäer zur Erlangung der Federn haben bereits zur Ausrottung des Vogels in einzelnen Gegenden Afrikas geführt, und die richtige Erkenntniß des hieraus mit der Zeit nothwendig resultirenden Schadens sowie die Würdigung der Vortheile, welche eine rationelle Pflege des Straußen unbedingt ergeben müßte, haben die holländischen Ansiedler am Kap bereits vor hundert Jahren zu einer erfolgreichen Zähmung des Vogels bewogen. Erst in neuester Zeit aber hat die Straußenzucht einen größeren Umfang genommen und eine höhere Bedeutung erlangt. Noch zu Anfang der sechziger Jahre war die Anzahl der im Kaplande in Domestikation befindlichen Strauße eine geringe, doch nahmen die Zuchtanstalten in den späteren Jahren eine solche Ausdehnung an, daß sich im Jahre 1875 bereits über 32000 zahme Straußen in der Kapkolonie vorfanden. Zu gleicher Zeit entstanden auch in Algier, Natal und Aegypten Zuchtanstalten, die heute eine große Bedeutung erlangt und die schönsten Resultate zu verzeichnen gehabt haben. So wurden im Jahre 1874 aus Nordafrika allein für reichlich zehn Millionen Mark Straußenfedern ausgeführt.

Unter den sechszehn bekannten Straußenarten sind fünf wesentlich von einander in Gestalt und Befiederung abweichende Gruppen zu unterscheiden, und zwar der afrikanische Strauß, der Nandu, den Emu, der Kasuar und der Kiwi. Von diesen fünf Arten haben nur die erstgenannten und die Nandus oder amerikanischen Strauße bei dem jetzigen Stande der Zucht Bedeutung.

Was nun die Anlage der Straußenfarmen anbelangt, so hat man vor allen Dingen auf zwei Umstände zu achten, ohne die eine sichere und gewinnbringende Straußenzucht nicht möglich ist, nämlich auf ein möglichst großes Terrain und auf eine zweckmäßige Nahrung. Je größer der gebotene Raum,

je freiere Bewegung den Thieren gestattet ist, desto besser entwickeln sie sich und desto gesunder und kräftiger werden sie erhalten, womit die Entwickelung der Federn natürlich im innigsten Zusammenhange steht. Was den zweiten Punkt betrifft, so gedeihen die Straußen nur auf einem Weidegrund, der ihnen süße, alkalihaltige Gräser bietet; daneben bekommt jeder Vogel gegen ein Pfund Mais pro Tag. Im übrigen sind die Straußen keineswegs wählerisch in Bezug auf ihre Nahrung, und die Erhaltung, wenigstens der erwachsenen Thiere, hat keine besondere Schwierigkeiten. Nur sind sie gegen Feuchtigkeit etwas empfindlich und müssen bei Regenwetter Obdach haben.

Das Rupfen der Federn geschieht alle acht Monate und erstreckt sich nicht allein auf die großen Federn der Flügel und des Schwanzes, sondern auch auf einen Theil der kleinen, minderwerthigen Federn des Rückens und der Brust. In der letzten Zeit ist an Stelle des Rupfens mehr das Schneiden getreten, da sich bei der ersten Verfahrungsweise häufig Fieber einstellt, welches die Thiere hart mitnimmt. Ein erwachsener männlicher Strauß liefert bei drei Ernten in zwei Jahren etwa ein Pfund Federn erster Klasse (was einen Werth von 800 bis 1000 Mark repräsentirt), sowie einige Kilo kleinere Federn von geringerer Güte.

Im freien Zustande brütet der Strauß in einsamen, sandigen Gegenden, indem er eine muldenartige Vertiefung in den Sand scharrt, welche die 15 bis 20 Eier, die oft von mehreren Hennen in dasselbe Nest gelegt werden, aufnimmt; weitere Eier liegen um das Nest zerstreut, und sollen wahrscheinlich zur Abhaltung von Feinden von dem Neste dienen. Bei Nacht werden die Eier regelmäßig bebrütet, bei Tage dagegen oft mehrere Stunden verlassen und mit Sand zugescharrt; daher die Sage, der Strauß brüte nicht, sondern überlasse diese Verrichtung der Sonne. Die Eier werden gegen 45 bis 50 Tage lang, und zwar ausschließlich von Männchen bebrütet. Die Jungen kommen sehr entwickelt zur Welt und folgen gleich nach dem Ausbrüten den Alten: anfänglich sind sie mit fast igelartigen Stacheln bedeckt, welche sie nach zwei Monaten verlieren; sie erhalten dann das graue Gewand der Weibchen, und erst im dritten Jahre färben sich die Männchen und werden zeugungsfähig. In der Gefangenschaft, wo die Vögel in größerer Anzahl zusammengehalten werden und Störungen viel mehr ausgesetzt sind, entschließt sich der Strauß schwer zum Brüten, daher wird in den meisten Zuchtanstalten von der natürlichen Brut Abstand genommen und mit bestem Erfolge zu der künstlichen Ausbrütung gegriffen. Die jungen Straußen werden schon mit einer Woche auf die Weide getrieben, bis zum Alter von drei Monaten aber müssen sie des Nachts sowie auch des Tages bei regnerischem Wetter in warmen Zimmern untergebracht werden.

Was die Rentabilität der Farmen anbetrifft, so mag an dieser Stelle hinzugefügt werden, daß die Anlagekosten einer größeren Farm für etwa 100 Straußen, welche ein Terrain von wenigstens 80 bis 100 Hektaren erfordert, nebst genügender Brutanstalt 50000 Mark nicht überschreitet. Da man den Werth eines erwachsenen Straußen auf wenigstens 1000 Mark schätzen kann, so beliefe sich danach der Gesammtwerth der Farm einschließlich des lebenden Inventars auf 150000 Mark. Nach dem angegebenen Federnertrage würde dieses Kapital sich mit wenigstens 30 Prozent verzinsen, welche Verzinsung sich durch den Gewinn aus der Nachzucht steigern würde. Zu beachten ist auch, daß der Erwerb der Vögel bei der Anlage, weil man am besten junge, im ersten Jahre stehende Thiere anschafft, sich auf ein Drittel der obigen Schätzung reduzirt. Es ergiebt sich hieraus, daß die Rentabilität der Farmen eine enorme sein kann und daß dieselbe wohl verdienen würde, seitens des deutschen Kapitals Beachtung zu finden, während dieser Erwerbszweig gegenwärtig vorzugsweise in den Händen französischer und englischer Unternehmer sich befindet.

F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der diesjährigen Sitzung der internationalen Kommission für die naturwissenschaftliche Erforschung des Bodensees wurde beschlossen, die Untersuchungen über das Eindringen des Lichtes in die Tiefe des Sees und die Messungen der Temperatur des Seewassers in der Tiefe und an der Oberfläche, sowie derjenigen des Rheinwassers bei Rheineck auf zwei Jahre auszudehnen. Da nach Professor Forel der Genfer See während der Wintermonate beträchtliche Wärmemengen an sein Thalbecken abgiebt, ist es von Interesse zu erfahren, was der Bodensee in dieser Hinsicht wirkt. Auch die Beobachtung der Seeschwankungen („Seiches") soll mittelst eines besonderen Apparates an verschiedenen Uferplätzen noch längere Zeit fortgesetzt werden. Die chemische Untersuchung des Seewassers und der aus verschiedenen Tiefen heraufgeholten Grundproben ist theils vollendet, theils dem Abschlusse nahe. Die Leitung der zoologischen Forschungen hat Professor Hartwig übernommen. Seiner Zeit sollen die Ergebnisse in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees veröffentlicht werden. Durch die Forschungen Forels am Genfer See und diejenigen am Bodensee angeregt, hat Ingenieur Delebeque es unternommen, ähnliche Untersuchungen an den Seen von Annecy und Bourget anzustellen, und auch der deutsch-österreichische Alpenverein beabsichtigt die Untersuchung einiger Seen der Ostalpen nach den gleichen Grundsätzen.

— Vor kurzem, am 10./22. Juli 1890, hat wiederum eine der in St. Petersburg seit einigen Jahren von Halbjahr zu Halbjahr wiederholten summarischen Volkszählungen stattgefunden. Die Ziffer der Bevölkerung ergab sich zu 853882 Seelen, und abermals stellte sich damit ein bedeutender Rückschritt gegen die nächst vorangegangene Winterzählung heraus. Diese wurde am 15./27. Dezember 1889 vorgenommen und erwies eine Bevölkerung von 1003315 Seelen, also fast 150000 mehr. Vergleicht man jedoch die jetzige Bevölkerungsziffer mit derjenigen der letzten Sommerzählung vom 15./27. Juli 1889, welche 846894 Menschen ergab, so ist ein Zuwachs von nahezu 7000 Seelen festzustellen (Vergl. Bd. 57, S. 239).

Afrika.

— Dr. R. Büttner, der Leiter der Forschungsstation Bismarckburg im Togogebiete, ist am 22. Juni in Klein-Popo eingetroffen, am 4. Juli mit seiner Karawane von dort aufgebrochen, und nach einer, durch die Regenzeit etwas behinderten Reise am 20. Juli in Bismarckburg angekommen. Die auf der Station beschäftigten Techniker Bugslag und Stöhr traf Dr. Büttner in guter Gesundheit, ersterer beabsichtigt aber Anfang August Bismarckburg zu verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren. Die Karawane des Dr. Büttner, welche in drei Abtheilungen marschirte, bestand aus 132 Leuten — darunter 122 Träger zur Ueberführung des Gepäcks und der Güter —, die mit Ausnahme von einer geringen Anzahl Agué-Männern sämmtlich Popoleute waren.

— Der Afrikareisende **Bricchetti-Robecchi** ist von seiner Reise im **Somalilande** glücklich nach Kairo zurückgekehrt. Mit sechs Eingeborenen hat er von Obbia aus die Reise angetreten und ist bis Alala vorgedrungen. Obwohl er drei Monate unter den gefürchtetsten Stämmen zugebracht, hat er nur einen einzigen feindlichen Zusammenstoß in der Nähe des Nogal mit einer Schaar Issa Somali gehabt, wobei ihm sein Pferd getödtet wurde, so daß er die übrige Reise zu Fuß machen mußte. In Alala, wo er infolge der ausgestandenen Strapazen in ziemlich schlechtem Gesundheitszustande eintraf, fand er bei Mahmud, dem Sultan der Medschutiner, sowie bei den Verwandten und Freunden des Sultans von Obbia die freundlichste Aufnahme. Binnen kurzer Zeit gedenkt Robecchi wieder eine neue Reise anzutreten.

— **Kapitän Trivier**, der bekannte Durchquerer Afrikas, ist von mehreren französischen Handelskammern damit beauftragt worden, eine **neue Reise nach Afrika** zu unternehmen, um besonders handelsgeographische Beobachtungen in den Küstenplätzen anzustellen. Die Expedition soll sich sowohl auf den Westen als auch auf den Osten des Erdtheils erstrecken.

— Ein wissenschaftliches Ergebniß der **Pennefather'schen Expedition** nach Mashona-Land ist die Bestätigung der bekannten Berichte Karl Mauch's **über die Ruinen Zinbabye**. Die Expedition nahm dieselben photographisch auf und stellte genaue Messungen an den alten Thürmen und Mauern an, so daß es möglich werden wird, strengere Schlüsse über ihren Ursprung zu ziehen. Aehnliche Ruinen fand man übrigens auch anderweit, namentlich am Lundi-Flusse, keine aber in so großem Maßstabe.

Bücherschau.

— **Dr. J. Felix und Dr. H. Lenk, Beiträge zur Geologie und Paläontologie der Republik Mexiko. 1. Theil. Mit einem Lichtdruck-Titelbild und drei Tafeln in Farbendruck. Leipzig 1890. A. Felix.** — Wir halten die vorliegenden Beiträge für die wichtigsten und werthvollsten, die seit J. Burkart betreffs der geologisch-geographischen Durchforschung Mexikos zu verzeichnen gewesen sind. Es ist den Verfassern auf ihrer verhältnißmäßig kurzen Reise gelungen, eine ganze Reihe von Problemen, die sich an den Bau des merkwürdigen Landes knüpfen, ihrer definitiven Lösung entgegenzuführen, und in das bunte Durcheinander der mexikanischen Sierren und Vulkane im Sinne der Gebirgskunde eines v. Richthofen und Süß systematische Ordnung zu bringen. Vor allen Dingen geht aus ihren lichtvollen Darlegungen hervor, daß die Tektonik des nordamerikanischen Felsengebirges sich in Mexiko sehr konsequent weiter fortsetzt. Wenn die Verfasser das mexikanische Tafelland als am Schlusse der Kreideperiode gehoben betrachten, so läßt sich darüber vielleicht streiten, und wir sind dem gegenüber geneigt, die Ansicht vertreten, daß um diese Zeit vielmehr eine Absenkung der Umgebung, ganz besonders derjenigen im Süden, stattgefunden habe, während das Tafelland selbst mehr oder minder in seiner Lage verharrte. Auch so kann man sich die Auflockerung und Zersplitterung seines Gefüges und die damit Hand in Hand gehende lebhafte vulkanische Thätigkeit recht wohl erklären. Ed. Süß faßt die Verhältnisse bei dem Felsengebirge Kolorados bekanntlich ebenso auf. Die Ausstattung des Werkes ist eine prächtige.

— **Dr. Max Weber, Zoologische Ergebnisse einer Reise in Niederländisch-Ostindien. Erstes Heft. Mit 3 Karten, 13 Tafeln und 4 Zinkographien. Leiden 1890. E. J. Brill.** — Außer in spezifisch zoologischer Hinsicht ist die Reise, welche Professor Max Weber in den Jahren 1888 und 1889 — zum Theil zusammen mit Prof. A. Wichmann — nach Niederländisch-Ostindien unternommen hat, auch in zoogeographischer Hinsicht von ausgezeichneten Erfolgen begleitet gewesen, und unterstützt von seinen Fachgenossen Oudemans, Jentink, Loman, Büttikofer etc. hat der genannte Gelehrte in dem stattlichen ersten Hefte eines größeren Werkes damit begonnen, dieselben bekannt zu geben. In erster Linie galt die Reise der Erforschung der Süßwasserfauna, auf die bisher auch selbst in den bekannteren Gebieten Javas und Sumatras wenig Aufmerksamkeit verwendet worden war, in zweiter Linie derjenigen der Säugethiere, und in den von europäischen Naturforschern kaum vorher betretenen Gegenden von Celebes, Flores Saleyer etc. richteten sich die Untersuchungen thunlichst auf alle Klassen und Ordnungen des Thierreiches. Von den in dem ersten Hefte enthaltenen Abhandlungen sind zoogeographisch von hohem Interesse diejenigen über die Süßwasserschwämme und Säugethiere (von Prof. Weber selbst), über einige neue Fälle von Symbiose (dem gesellschaftlichen Zusammenleben von Pflanzen und Thieren; in französischer Sprache bearbeitet von Prof. Weber und seiner Gattin), über Apterygota (von Dr. Oudemans), über Säugethiere (Nagethiere, Insektenfresser und Flughäuter; englisch bearbeitet von F. A. Jentink) und über Landplanarien (von C. Loman). Die Methode, welche dabei festgehalten wird, ist mustergültig, und ebenso verdient auch die Ausführung der beigegebenen Illustrationen die höchste Anerkennung.

— **Leopold von Jedina, An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Wien und Olmütz. Ed. Hölzel.** — In diesem reich mit phototypischen Abbildungen ausgestatteten Lieferungswerke erhalten wir den lebhaft und flüssig geschriebenen Bericht eines österreichischen Marineoffiziers über die Eindrücke einer Weltreise. Da derselbe seine Fahrt als Begleiter des Erzherzogs Leopold Ferdinand unternahm, so war ihm an vielen der berührten Orte Gelegenheit geboten, zu sehen, was andere Reisende nicht zu sehen pflegen, und neben Allbekanntem erfahren wir deshalb von ihm auch manches Neue. Die uns vorliegenden 10 Lieferungen führen uns über Kairo und Suez nach Aden, Makalla, Maskat, Buschir, Karratschi, Bombay, Colombo und Maskat, sowie nach zahlreichen anderen Küstenpunkten.

— **C. Falkenhorst, Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Stuttgart 1890. Union deutsche Verlagsgesellschaft.** — Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den Verlauf der wichtigeren Forschungsreisen der Gegenwart und Vergangenheit für ein größeres Publikum in Bild und Wort zur Darstellung zu bringen, und so weit man es aus den bisher erschienenen vier Bändchen beurtheilen kann, ist ihm sein Bestreben wohl gelungen. Mit glücklichem Griffe hat er mit den Expeditionen Schweinfurth's, Junker's, Emin's, Stanley's, Peters' etc., die unsere Zeit am meisten bewegen, begonnen, und rückgreifend verspricht er in den ferneren Bänden die Durchquerungen der afrikanischen Wüsten und Steppen, die Züge des großen Prshewalski im Inneren von Asien, die Untersuchungen der Meere, die Polarreisen und die Fahrten eines Kolumbus, Cortez, Pizarro etc. in gleicher Weise zu schildern, bei den letzteren der bevorstehenden Jubiläumsfeier der Amerika-Entdeckung gedenkend. Die beigegebenen zahlreichen Illustrationen stehen wenigstens zum Theil auf der Höhe der Technik. Der Preis der „Bibliothek“ ist übrigens so niedrig, daß beinahe jedermann, dem die Originalberichte der Reisenden nicht zugänglich sind, sie zu erwerben im Stande sein wird.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVIII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1890.

Die französische Ost-Grenze und ihre Vertheidigung.

Eine militär-geographische Studie von R. v. Engelnstedt.

(Schluß.)

Nach dem deutsch-französischen Kriege hat Frankreich von den für die Ergänzung seines Kriegsmaterials in den Jahren 1872 bis 1887 verausgabten 2283 Millionen Frcs. allein 650 Millionen für Festungsbauten verbraucht und von den im Jahre 1888 dem Kriegsminister zur Fortsetzung dieser Kriegsrüstungen auf die Dauer von sechs Jahren bewilligten 770 Millionen soll ebenfalls ein großer Theil auf den Festungsbau, speziell zur Herstellung von Panzerthürmen und gepanzerten Geschützständen sowie zur Verstärkung des Mauerwerks und der kasemattirten Räume durch Betonnirung verwandt sein.

So ist es gekommen, daß Frankreich gegenwärtig ein Befestigungssystem von 159 selbständigen Plätzen mit mehr als 300 detachirten Forts, und 400 permanenten Batterien besitzt. Wenn nun auch im Fall eines Krieges nur diejenigen Festungen, welche der bedrohten Grenze zunächst liegen, und überdies das Central-Reduit Frankreichs — die Hauptstadt Paris — armirt und besetzt zu werden brauchen, so ist doch leicht zu übersehen, welche Truppenmengen der Feld-Armee sofort bei Ausbruch des Krieges zu Besatzungszwecken verloren gehen, wenn wir beispielsweise anführen, daß die Festungen Verdun, Toul, Langres und Besançon jede auf eine Besatzung von 15 000 bis 20 000, Paris mit seinen 37 Forts und 50 Redouten oder Batterien aber auf 150 000 Mann veranschlagt sind. Ueberdies würden von den, nach dem „Progrès militaire" für ganz Frankreich auf insgesammt 600 000 Mann berechneten Besatzungstruppen ein größerer Prozentsatz, namentlich der im Operationsgebiete gelegenen Befestigungen, aus Linientruppen — darunter die 18 Regional-Infanterie-Regimenter — bestehen müssen.

Es ist daher leicht erklärlich, daß diese, den Beginn der Operationen wenig begünstigenden, die Offensive von vornherein lahm legenden Verhältnisse, im Verein mit der auf artilleristischem Gebiete täglich wachsenden Ueberlegenheit über die Befestigungskunst, an maßgebender Stelle auf die Dauer nicht unberücksichtigt bleiben konnten und eine Wandlung der bisher herrschenden Ansichten zur Folge haben mußten. Vor Jahresfrist wurde derselben durch ein Gesetz Ausdruck gegeben, welches die Auflassung einer größeren Zahl veralteter Plätze und Batterien des Innern, sowie der West- und der Nordostgrenze, verfügte, dagegen die Beibehaltung und den weiteren Ausbau aller der Ost- und Südostgrenze zunächst liegenden Befestigungs-Anlagen anordnete mit alleiniger Ausnahme von Vitry le François, Auxonne und eines Forts bei Nizza.

Wenden wir uns speziell der Betrachtung der fortifikatorischen Sicherung der französischen Ostgrenze näher zu, so wird es nöthig, zwei Hauptbefestigungslinien zu unterscheiden, von denen die vordere in nahezu gerader und zusammenhängender Linie, in einem Abstande von durchschnittlich 30 bis 40 km westlich der Grenze, den durch die obere Mosel, Meurthe und mittlere Mosel gebildeten Vertheidigungs-Abschnitt verstärkt, insbesondere die zwischen den Nordvogesen und der belgischen Grenze bestehende Lücke durch die großen Waffenplätze Verdun und Toul mit zahlreichen detachirten Forts, deren Wirkungssphären sich beinahe berühren, und durch mehrere Sperrforts geschlossen wird. Alle diese Forts, mit alleiniger Ausnahme derjenigen von Servance und Giromagny in den oberen Vogesen, sind durch zweigleisige Eisenbahnlinien unter einander verbunden, jedes einzelne vollständig armirt und dauernd mit Infanteriebesatzung versehen.

Durchschnittlich 30 km hinter der ersten, Paris in weitem Umkreise umgebend, befindet sich die zweite Befestigungslinie mit den Waffenplätzen La Fère, Soissons, Reims, Vitry le

François, Langres und Dijon, bezw. die rechte Flanke gegen eine Umgehung durch die Schweiz deckend, die Festung Besançon.

Gehen wir näher auf die erste Befestigungslinie ein und beginnen mit der Festung Belfort. In einem Umkreise von 35 km von 18 detachirten Forts und permanenten Batterien umgeben, schließt sie die gleichnamige Trouée und deckt die Straßen:

1. von Montbéliard über Delle nach Basel,
2. von Basel über Porrentruy und Pont de Roide nach Clerval,
3. von Mühlhausen über Masevaux nach Giromagny,
4. von Belfort über La Chapelle sous Rougemont nach Mühlhausen,
5. von Belfort über Altkirch nach Mühlhausen,
6. die Eisenbahn von Belfort nach Mühlhausen,
7. den Rhein-Rhône-Kanal,
8. die Eisenbahn von Belfort über Porrentruy nach Basel, welche letztere im Jahre 1870 erbaut wurde, um das deutsche Gebiet zu umgehen, auch neuerdings gelegentlich der Einführung des Paßzwanges an der deutschen Grenze wieder mehrfach genannt wurde.

Die im Gebiete der oberen Mosel errichteten Befestigungen erstrecken sich gegenwärtig von der Wirkungssphäre der Festung Belfort bis nach Epinal. Es sind:

1. das Sperrfort auf dem Ballon de Servance an der Straße von Belfort nach der oberen Mosel,
2. das Sperrfort von Chateau Lambert an der Straße von Lure nach dem Ballon de Servance,
3. das Sperrfort von Rupt an der Straße von Luxeuil über den Mont la Fouche,
4. das Sperrfort von Remiremont, welches das Moselthal mit seinen Flußübergängen beherrscht,
5. das Sperrfort von Arches, welches das Vologne-thal vertheidigt,
6. endlich die 10 detachirten Forts, welche die offene Stadt Epinal in einem Umkreise von 40 km umgeben.

Ein neuerdings angelegter Kanal verbindet die Saône bei Epinal mit der Mosel. Durch ihre Befestigungsanlagen ist die Stadt ein hochwichtiger Straßenknotenpunkt geworden. Die Eisenbahn von Vesoul schließt sich von hier aus an die Operationslinien der oberen Saône.

Wenn die Invasionsarmee sich in den Besitz der Vogesen gesetzt hat, kann sie die Mosel nur bei Epinal überschreiten und muß, um in das Thal der Saône hinabsteigen zu können, den über Epinal an diesen Fluß führenden Straßen folgen.

Noch größere Hindernisse bietet ihr das Thal des Doubs, welches einen langen Engpaß bildet und durch die Festung Besançon geschlossen wird. Dagegen könnte eine zwischen Toul und Epinal vorgehende feindliche Armee wohl versuchen, die Forts der oberen Mosel sowie auch Belfort und Langres zu umgehen, um einen Vorstoß gegen das Loire-Becken und den Rücken von Paris zu unternehmen. Dem vorzubeugen dürfte die Aufgabe sein, welche der französischen Armee in der früher von uns erwähnten Flankenstellung zugedacht wird.

Zwischen Dijon und Besançon liegt eine natürliche Vertheidigungslinie, welche das Saône-Becken zwischen der Côte d'Or und dem Jura abschließt. Die Front dieser Linie wird ungefähr durch die Eisenbahn Dijon-Besançon bezeichnet. Der Kanal von Burgund und der obere Lauf des Doubs bis zur letztgenannten Stadt bilden ein zusammenhängendes, der Eisenbahn parallel laufendes Fronthinderniß. In der Mitte sperrt die kleine Festung Auxonne — zur Auflassung bestimmt — die Eisenbahn, während der Wald von Chaux, einer der größten Frankreichs, den Raum zwischen dem linken Ufer des Doubs und dem rechten Ufer seines Nebenflusses Loue einnimmt und dadurch den rechten Flügel dieser Stellung deckt und verstärkt.

Die starke Festung Besançon ist ein vortrefflicher Stützpunkt für die Vertheidigung des Jura.

Nach dieser Abschweifung in das Hinterland der Südvogesen und zur Schweizergrenze, welche wir nicht wohl übergehen konnten, kehren wir zu unseren Betrachtungen über die erste Befestigungslinie der Ostgrenze zurück.

Etwas unterhalb Epinal, bei Chatel und Charmes, führen feste Brücken über die Mosel, und das Thal des Madon verbindet ohne größere Bewegungshindernisse das Flußgebiet der Mosel mit dem der Saône. Durch 3 m Wassertiefe und einen schlammigen Untergrund ist der Fluß, obgleich seine Breite nicht mehr wie 25 m beträgt, ein starkes Fronthinderniß, zu dessen Vertheidigung das dominirende linke Moselufer vortreffliche Stellungen bietet. Die Vereinigung mit der Mosel erfolgt unter den Kanonen der Befestigungsanlagen bei Pont St. Vincent und St. Barbe.

Ueberdies liegt hier, weit nach Osten gegen die Grenze vorgeschoben, bei Blamont an der Straße und Eisenbahn von Lüneville nach Straßburg, das Sperrfort von Manonvillers. Es beherrscht zugleich die Straße und Bahn nach St. Dié. Einige weitere Sperrforts befinden sich weiter westlich auf dem rechten Ufer der oberen Maas. Es sind:

1. das Fort Bourlémont zur Sperrung des Maasdurchbruches und Deckung des Eisenbahnknotenpunktes bei Neufchateau,

2. die Befestigungen bei Pagny la Blanche Côte und Blénod zur Sicherung der dortigen Eisenbahntunnel und zur Deckung der rechten Flanke des befestigten Lagers von Toul gegen Umgehung.

Die große Lagerfestung Toul, in der Terrainenge zwischen Mosel und Maas gelegen, ist von besonderer Bedeutung, weil sie die Lücke zwischen den Vogesen und dem lothringischen Höhenzuge deckt und der Invasionsarmee die bedeutendste Eisenbahnlinie verschließt, welche ihr zur Verbindung mit ihrer Operationsbasis dienen könnte, und für die weitere Ausdehnung ihrer Offensive sogar nothwendig ist. Der neue Fortsgürtel hat eine Ausdehnung von 40 km und macht die Umgehung der Festung mittelst einer Feldeisenbahn — wie im Jahre 1870 — unmöglich.

Ein Theil der detachirten Werke Touls liegt an den Abhängen der lothringischen Höhenzüge und hat den Wald von Haye mit in die Vertheidigung hineingezogen. Der linke Flügel der Stellung stützt sich auf das Fort Frouard, welches den gleichnamigen Eisenbahnknotenpunkt deckt, der rechte auf das schon erwähnte Fort von Pont St. Vincent, welches die Moselübergänge beherrscht.

Die Sperrforts von Lionville, Champ des Romains und Gironville, oberhalb St. Mihiel, und andere Werke bei Génicourt und Troyon vervollständigen die Grenzbefestigung zwischen Toul und Verdun. Die beiden zuletzt genannten Forts beherrschen das Moselthal und seine Brücken, während diejenigen von Gironville, Lionville, Trondes und Lucey die Hochfläche von Woëvre gegen Osten bestreichen.

Zwischen Verdun und Mézières sperren die Festungen Longwy und Montmédy die Bahnen von Diedenhofen und Luxemburg. Da diesen Plätzen aber die detachirten Forts fehlen, sind sie sehr leicht dem Bombardement ausgesetzt. Das Fort Ayvelles, auf den Höhen im Süden von Mézières, deckt seit dem Eingehen der letzteren Festung selbständig den Maasübergang, die Ardennenbahn und die Verbindung mit Reims.

Nördlich Mézières liegen noch einige befestigte Plätze an der Maas — Givet und Charlemont —, welche indessen durch die Eisenbahn Marienburg-Vireux umgangen werden und daher nicht von Bedeutung sind. Nach neuesten Bestimmungen sollen sie ebenfalls eingehen.

Hinter der Maaslinie trifft die Invasion, wie bereits berichtet, zwischen Oise, Aisne, Marne und Doubs auf die zwei

Befestigungslinien mit den Festungen La Fère, Lâon, Soissons, Reims, Vitry le François, Langres, Dijon und Bésançon.

Die ersteren drei gehören bereits zur zweiten Befestigungslinie der Nordostfront — der belgischen Grenze —, dennoch können sie nicht unerwähnt bleiben, weil sie die rechte Flanke der nördlich Verdun durchbrechenden Invasionsarmee bedrohen und demzufolge von dieser nicht unberücksichtigt bleiben können.

La Fère mit seinen detachirten Forts deckt die Oise-Uebergänge und den Eisenbahnknotenpunkt Tergnier. Durch die ausgedehnten Waldungen von Gobain sich an die Befestigungen von Lâon anschließend, schützen beide die durchgehenden Eisenbahnlinien Abbéville-Amiens-Reims-Chalons-Chaumont-Langres-Bésançon in dem Gebiet zwischen Oise und Aisne.

Reims hat keine geschlossene Enceinte, die dortige Stellung hat aber durch die Befestigung der Höhen von Berru und Brimont im Osten und Norden, von Saint Thierry im Westen und von Reims im Süden der Stadt, eine große Bedeutung erhalten. Der Umkreis seiner detachirten Forts erreicht eine Ausdehnung von 64 km. Vitry le François hat als Festung nur geringen Werth, sein Eingehen ist auch in Aussicht genommen, wichtig ist es mehr durch seine Lage als Knotenpunkt bedeutender Verkehrstraßen, Eisenbahnen, Wasserstraßen und Landstraßen.

Als Knotenpunkt der Verbindungsstraßen aus dem Rheinthal zu demjenigen der Saône taktisch und strategisch sehr wichtig, auch als Waffenplatz bedeutend, ist das verschanzte Lager von Langres. Schon im Kriege 1870/1871 vielfach genannt, ist für seine Verstärkung seit dieser Zeit außerordentlich viel geschehen. Es besitzt eine geschlossene Enceinte und einen doppelten Fortsgürtel, von denen der äußere in einem Umkreise von 60 km sieben detachirte Forts enthält.

Dijon und Bésançon gehören bereits zu dem Befestigungssystem der Südostgrenze, sie müssen aber, wie früher erwähnt, hier genannt werden, weil namentlich das letztere wichtig sein würde, falls, wie die Franzosen fürchten, Deutschland die Neutralität der Schweiz verletzend, Belfort im Süden umgehen sollte. Bésançon ist zu einem verschanzten Lager ausgebaut, welches in einer Ausdehnung von 37 km von detachirten Forts umgeben ist. Es deckt die Doubs-Linie, den Kanal von Burgund und die Uebergänge über den Jura. Die Lagerfestung Dijon, in einem Umkreise von 45 km mit detachirten Forts umgeben, deckt die Zugänge aus dem Saônethal zu dem Gebirgslande der Côte d'Or. Bestimmend war bei Anlage dieser Festung ebenfalls die Furcht vor der Umgehung Belforts durch die Schweiz und die Annahme, daß die Invasion versuchen würde, durch das Yonne-Thal gegen Paris vorzudringen. Andererseits soll sie, gemeinschaftlich mit Bésançon und Lyon gegen die im Saônethal gegen Südwesten vorgehenden Armeen des Gegners sichern.

Auxonne hatte nur geringen Werth und ist bereits eingegangen.

130 km hinter dieser zweiten Vertheidigungslinie trifft die Invasion endlich auf das Central-Reduit, das Herz Frankreichs, auf Paris. Seine äußere Befestigungslinie erreicht einen Umfang von 130 km und umfaßt Enghien, Argenteuil, den Wald von St. Germain, Versailles, Sceaux, Villeneuve St. Georges, Champigny, Villiers, Chelles und den Wald von Bondy.

Diese Befestigungslinie enthält drei verschanzte Lager:

1. das Lager von St. Denis mit den Höhen von Cormeil und Montmorency,
2. das östliche Lager zwischen den Höhen von Vaujours auf dem rechten Seineufer und Villeneuve St. Georges,
3. das südwestliche Lager von Palaiseau über Villeras, St. Cyr bis Marly. Es soll die Verbindung mit Orléans und der Beauce für Verproviantirungszwecke sichern.

Die Franzosen glauben, daß zur Belagerung von Paris mindestens 400000 Mann nöthig sein würden.

Wir kommen nun zu der militärischen Leistungsfähigkeit Frankreichs, müssen uns indessen, im Hinblick auf unsere Aufgabe, darauf beschränken, nur einen kurzen Ueberblick über Stärke und Organisation seiner Wehrmacht zu geben. Auf die Ausbildung und Ausrüstung derselben einzugehen, würde uns zu weit führen.

Es bestehen 18 Armeekorps in Frankreich und ein 19. in Afrika, von dem die Stäbe und Truppen der Artillerie, des Genie und des Trains in Frankreich stehen und in Algerien durch besondere Formationen ersetzt sind, so daß im Kriegsfalle auch ein 19. Korps in Frankreich zur Aufstellung gelangen kann.

Ueberdies sind bereits im Frieden sechs selbständige Kavallerie-Divisionen von sechs Regimentern mit zwei oder drei reitenden Batterien formirt, deren Stäbe in Paris, Lüneville, Chalons sur Marne, Sedan, Melun und Lyon in Garnison stehen. Von der letzteren Division sind zwei Regimenter nach Vesoul und Epinal, zur Verfügung des kommandirenden Generals des 7. Korps, verlegt.

Jedes Armee-Korps besteht im Kriege aus zwei Infanterie-Divisionen, einer Kavallerie-Brigade, der Korps-Artillerie mit sechs fahrenden und zwei reitenden Batterien resp. zwei Artillerie-Munitions-Kolonnen.

Eine Infanterie-Division hat zwei Infanterie-Brigaden zu zwei Regimentern, zu drei Bataillonen, einem Artillerie-Regiment zu zwei Abtheilungen zu drei Batterien, zwei Artillerie- und einer Infanterie-Munitions-Kolonne, eine Genie-Kompagnie, ein Sanitätsdetachement und eine Proviant-Kolonne. Das beim Korps etwa vorhandene Jäger-Bataillon wird einer Division zugetheilt [1]). Die Kopfstärke eines Armee-Korps beträgt im Kriege 35000 bis 36000 Mann.

Für Neuformationen — Territorial-Artillerie-Ausfall-Batterien — verbleiben von jedem Kriegs-Artillerie-Regiment drei Batterien — Nr. 7, 8 und 9 — verfügbar, ebenso der größere Theil der Marine-Truppen.

Die Infanterie zählt gegenwärtig 162 Linien-Regimenter zu drei Bataillonen zu vier Kompagnien. Die Regimenter Nr. 1 bis 144 besitzen schon im Frieden die Cadres für die bei der Mobilmachung zu errichtenden vierten Bataillone überzählig über den Etat. Diese bilden die Stämme für die Regimenter der Territorialarmee. Die sogenannten Regional-Regimenter Nr. 145 bis 162 sind zu Besatzungszwecken für Paris und andere größere Festungen, vorzugsweise der Ostgrenze, bestimmt.

Ferner sind 30 Jäger-Bataillone — darunter 12 Gebirgs-Jäger-Bataillone zu 6 Kompagnien —, 4 Zuaven-Regimenter zu 4 Bataillonen und 2 Depot-Kompagnien, 4 Algerische Tirailleurs-Regimenter zu 4 Bataillonen und 1 Depot-Kompagnie, 5 Bataillone leichter afrikanischer Jäger zu 6 Kompagnien und 2 Fremden-Regimenter zu 4 Bataillonen und 2 Depot-Kompagnien vorhanden.

Auf erhöhtem Friedensstande — nur 4 Offiziere und 152 Mann pro Kompagnie — befinden sich 16 Infanterie-Regimenter und 12 Jäger-Bataillone des an der deutschen Grenze stehenden 6. und 7. Armee-Korps. Außerdem haben sämmtliche Batterien der in den östlichen Regionen stehenden 4 Kavallerie-Divisionen 6 Geschütze und 6 Munitionswagen, die Mehrzahl der in der 6., 7., und 14. Region stehenden fahrenden Batterien 6 Geschütze und 3 Munitionswagen, alle anderen Batterien nur 4 Geschütze und 2 Munitionswagen bespannt.

Die Kavallerie besteht gegenwärtig aus 85 Regimentern zu 5 Escadrons, die Errichtung von 6 neuen Regimentern steht noch bevor.

[1]) Nach neueren Bestimmungen sollen die Fußjäger-Bataillone sämmtlich auf 6 Kompagnien verstärkt und in die Gebirgsdistrikte des Grenzgebietes verlegt werden.

Die Artillerie besitzt im Frieden 403 fahrende, 57 reitende, 24 Gebirgs- und 100 Festungsbatterien, erstere in Brigaden zu 2 Regimentern, letztere in 16 Bataillone eingetheilt. Von den Gebirgs-Batterien gehören je 6 den beiden Regimentern der 14. Artillerie-Brigade an, 8 Gebirgs-Batterien und 4 fahrende stehen in Algerien. Die Pontonniere, 2 Regimenter zu 14 Kompagnien, gehören zur Artillerie.

Jedem Armee-Korps ist 1 Bataillon Genie-Truppen zugetheilt, welche im Frieden zu 4 bis 5 Bataillonen in 4 Regimenter vereinigt sind. Ein 5. Regiment — der Eisenbahn-Sappeure — zu 12 Kompagnien ist neuerdings in Versailles aufgestellt worden.

Endlich hat jedes Armee-Korps noch 1 Train-Escadron zu 3 Kompagnien.

Die Territorial-Truppen werden bei der Mobilmachung in gleicher Stärke und Zusammensetzung wie die Linien-Truppen aufgestellt.

Das französische Gebiet, einschließlich Korsikas, ist, der Anzahl der vorhandenen Armee-Korps entsprechend, in 18 Regionen eingetheilt — Algerien bildet die 19. —, welche mit ersteren die gleiche Nummer führen. Sie enthalten nicht allein den Ergänzungsbezirk der zugehörigen Truppentheile, sondern auch deren Friedensstandquartiere. Nur ausnahmsweise sind einzelne Truppentheile der Regionen des Westens und des Inneren aus politischen und allgemeinen Sicherheitsrücksichten überzählig in Regionen der Grenze oder in den Bezirk des Gouvernements von Paris verlegt.

Vor allen anderen werden die 6. und 7. Region — an der deutschen und schweizer Grenze — überdies die 14. und 15. an der italienischen Grenze, von dieser Maßregel betroffen. Das 6. Armee-Korps hat durch Zutheilung von Truppentheilen anderer Korps und Regional-Infanterie-Regimentern eine solche Stärke erreicht, daß man mit der Absicht umgeht es in 2 Korps zu theilen. Insgesammt stehen in der 6. Region 19 Infanterie-Regimenter, darunter 9 Regional-Regimenter, 10 Jäger-Bataillone, 20 Kavallerie-Regimenter, 38 Batterien, 5 Festungs-Artillerie-Bataillone.

Bei der Mobilmachung werden ferner an Territorial-Truppen daselbst aufgestellt: 8 Infanterie-Regimenter, 8 Schwadronen Kavallerie, das 6. Artillerie-Regiment, das 6. Genie-Bataillon und die 6. Train-Escadron.

Außerdem werden formirt: aus Zoll-Beamten $4^1/_2$ Bataillone, 5 einzelne Kompagnien und 3 Sektionen, aus Forst-Beamten: 9 Kompagnien und 10 Sektionen.

In der 7. Region stehen: 9 Infanterie-Regimenter einschließlich 1 Regional-Regiment, 2 Jäger-Bataillone, 2 Artillerie und 3 Kavallerie-Regimenter. Aus Territorial-Truppen werden formirt: 8 Infanterie-Regimenter, 2 Dragoner- und 2 Schwadronen leichte Kavallerie der 7. Region, das 7. Artillerie-Regiment, das 7. Genie-Bataillon, die 7. Train-Escadron. Ferner: aus Zoll-Beamten: 4 Bataillone, 1 Kompagnie, 3 Sektionen, aus Forst-Beamten: 7 Kompagnien, 10 Detachements.

Bei der Mobilmachung setzen sich alle Truppen des stehenden Heeres durch Einziehung von Reserven und durch Aushebung der erforderlichen Zahl von Pferden auf die Kriegsstärke. Gleichzeitig werden mit Hilfe der bei der Infanterie vorhandenen Stämme und bei den Korps-Artillerie-Regimentern hierzu designirten überzähligen 3 Batterien, außerdem der Abgaben der Kavallerie, Artillerie, des Genies und des Trains, die betreffenden Truppenformationen der Territorial-Armee aufgestellt.

Für die Mobilmachung selbst sind nach der französischen Mobilmachungs-Instruktion 5 Tage angesetzt, doch soll die Absicht bestehen, diese Zeit noch abzukürzen, um schon am Abend des vierten Mobilmachungstages mit den Truppen-Transporten zu beginnen.

Die Mobilmachung selbst und der Aufmarsch der Armeen an der Grenze können nur dann in kürzester Frist einen planmäßigen Verlauf nehmen, wenn sie durch ein leistungsfähiges strategisch richtig angelegtes Eisenbahn-Netz unterstützt werden.

Nach den wenig günstigen Erfahrungen, welche Frankreich in dem Kriege 1870/71 mit seinen Eisenbahnen gemacht, hat es sich den weiteren Ausbau derselben, die Organisation seiner Eisenbahn-Behörden und die Schaffung von Eisenbahn-Truppen angelegen sein lassen, um schon im Frieden Alles vorzubereiten, wodurch der Erfolg nach Möglichkeit festgestellt werden könnte. Mit enormen Anstrengungen wurde in den ersten fünf Jahren nach dem Kriege eine Erweiterung des Bahn-Netzes durchgeführt, welche das bereits bestehende System um 4526 km verlängerte, von denen die Hälfte schon im Jahre 1876 dem Betriebe übergeben waren.

Im Jahre 1870 hatte das Eisenbahnnetz eine Ausdehnung von 16954 km, 1878 von 23380 km und 1880 von 26166 km erreicht, und nach einem Uebereinkommen mit den sechs großen Eisenbahn-Gesellschaften sollten bis zum Jahre 1890 fernere 10000 km fertig gestellt sein. Damit würde sich die Länge seiner Schienenwege seit dem letzten Kriege mehr wie verdoppelt haben.

Die Tendenz dieser Neubauten war zunächst die Verbindung der wichtigeren Küstenplätze unter einander, demnächst die im östlichen und nordöstlichen Frankreich bestehenden Radialbahnen durch Zwischenbahnen zu verbinden und dadurch konzentrische Bahnringe herzustellen, welche für die Mängel der früheren Systeme, wie sie sich 1870 in den durch die Centralisation aller Bahnen in Paris herbeigeführten Transportschwierigkeiten äußerten, Abhülfe schaffen sollten, indem sie die direkte Verbindung aller Landestheile unter einander, ohne Berührung der Hauptstadt, ermöglichten.

Auf diese Weise wurden neun durchgehende Bahnlinien hergestellt, welche sämmtlich aus dem Süden, Südwesten, Westen und Nordwesten Frankreichs an die lothringische Grenze führen, und von denen sechs zwischen Toul und Belfort, drei zwischen Verdun und Montmédy hinter der Maas- und Mosellinie endigen, wo ihre Kopfstationen durch die Grenzbefestigungen vollständig gesichert sind. Es sind dies die Bahnlinien:

1. Belfort-Besançon-Bourg-Lyon-Avignon- { Marseille, / Montpellier,
2. Besoul-Besançon-Châlons sur Saône-Lyon- { Montpellier, / Toulouse,
3. Epinal-Gray-Dijon-Chagny-Moulins-Clermont- { Toulouse, / Bordeaux,
4. Mirécourt-Chalindrey-Dijon-Autun-Nevers-Bourges- { Limoges, / Bordeaux,
5. Neufchâteau-Chaumont- { Troyes-Paris-Vendôme / Nuits sous Ravières-Sens-Orléans- } { Tours { Bordeaux, / Nantes,
6. Toul-Châlons-Paris-Le Mons-Angers-Nantes,
7. Verdun-Reims-Soissons-Creil-Pontoise- { Couches- / Rouen- } { Cherbourg / Granville, / Alençon, / Rennes,
8. Apremont-Rethel-Reims-Laon-Tergnier- { Amiens, / St. Quentin-Lille,[1]
9. Montmédy-Mézières-Aulnoye-Lille.

Sie sind ebenso wie die zwischen der Grenze und Paris in den verschiedenen Vertheidigungsabschnitten angelegten Transversalbahnen im Interesse der schnellen Vereinigung der Armeen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen des östlichen Frankreich, an der lothringischen Grenze, im Norden von Verdun und im Süden von Toul oder im Saône-

Thal, sämmtlich zweigleisig, die Bahn Vitry le François-Lérouville soll, wozu neuerdings vom Parlament die Mittel bewilligt wurden, sogar ein drittes und viertes Geleise erhalten.

Der weitaus bedeutendste Theil aller Bahnen ist in den Händen von sechs großen Eisenbahn-Gesellschaften, doch erhält der Kriegsminister, sobald die Mobilmachung ausgesprochen wird, sofort die alleinige Verfügung über das gesammte Bahnnetz, auch der Privatgesellschaften.

Dieselben besitzen ein zahlreiches Personal und Material. Ersteres ist militärisch organisirt. Es besteht aus den Feld-Eisenbahn-Arbeiter-Kompagnien und den technischen Sektionen der Feld-Eisenbahn-Arbeiter-Kompagnien. Erstere, welche wir bereits bei den Genie-Truppen als Eisenbahn-Sappeure in der Stärke von 12 Kompagnien kennen gelernt haben, sind dem Kriegsminister direkt unterstellt und stehen in Versailles in Garnison. Sie bleiben nur ein Jahr im Dienst des Regiments, worauf sie laut Uebereinkommen für den Rest ihrer Dienstzeit in den Bereich der genannten Eisenbahn-Gesellschaften, zur Erlernung des Eisenbahndienstes auf den Betriebslinien derselben, beurlaubt werden. Sie verbleiben während dieser Zeit zwar unter militärischer Kontrole, erhalten aber ihre Löhnung von der Eisenbahn-Gesellschaft.

Die technischen Sektionen der Feld-Eisenbahn-Arbeiter, neun an der Zahl, ergänzen sich aus der Zahl der Bedienstеten der Eisenbahn-Gesellschaften und der Staatsbahnen und werden nur bei der Mobilmachung auf Befehl des Kriegsministers, jede in der Stärke von 1200 Mann, aufgestellt.

Aehnlich wie bei uns die Armee-Verwaltung auf den verschiedenen Eisenbahnlinien für den Kriegsfall Verpflegungsstationen vorbereitet hat, haben in Frankreich auf Kosten der Eisenbahngesellschaften stations-haltes-repas angelegt werden müssen, wo bedeckte Räume, Feldküchen und das ganze Geschirrinventar vorräthig gehalten werden. Ebenso treten in diesem Falle die designirten Etappenkommandanten sofort in Funktion.

An Eisenbahn-Fahrmaterial verfügen die Eisenbahngesellschaften einschließlich der Staatsbahnen über etwa 6000 Lokomotiven, 20000 Personenwagen, 9900 Packwagen, 1200 offene Pferdewagen, 700 flache Lowrys, 70000 Lowrys mit Ueberdeckungen und 120000 offene Lowrys, zusammen 220000 Wagen, von denen die Packwagen durch Einsetzen von Bänken zu Mannschaftswagen umgeändert werden können.

Die Vollzähligkeit des rollenden Materials in vorstehender Anzahl mit allem Zubehör unterliegt der staatlichen Kontrole.

Nehmen wir an, daß etwa 105 Züge zu 50 Wagen für den Transport eines Armee-Korps erforderlich sind, so würde dies für die 19 [1]) Linien-Armee-Korps excl. Territorial-Truppen einen Bedarf von 1919 Zügen mit 95950 Wagen, für letztgenannte Formationen annähernd die gleiche Zahl ergeben. Da indessen die Truppen mehrerer bereits in den Regionen stehender Armee-Korps der Linien und der Territorial-Armee überhaupt nicht zur Bahn transportirt zu werden brauchen, ein anderer Theil der Armee als Festungsbesatzung Verwendung findet und seine Garnison- resp. Formationsorte nicht zu verlassen braucht, oder die neuen Bestimmungsorte per Fußmarsch erreicht, so ist leicht zu übersehen, daß das vorhandene Fahrmaterial der Zahl nach reichlich genügt, selbst wenn der Reservisten- und Pferdetransport bei der Mobilmachung, resp. die Armirung und Verproviantirung der festen Plätze noch einen nicht unbedeutenden Theil des rollenden Materials in Anspruch nehmen sollte. Nur ein kleiner Theil desselben dürfte daher zu wiederholten Fahrten bei den Transporten in das Aufmarschgebiet herangezogen werden müssen. In welcher Weise der Verkehr auf den verschiedenen Linien dadurch erleichtert wird, daß dieselben nur mit einer geringen Zahl leerer Züge befahren werden, und welchen Betriebsstörungen dadurch vorgebeugt wird, ist leicht zu ermessen.

Nehmen wir an, daß in einem Kriege Frankreichs gegen das mit Italien verbündete Deutschland ersteres sich zur strategischen und taktischen Defensive gegen Italien entschlösse, so ist es nicht unmöglich, daß auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze die Aufstellung einer Armee von fünf Armee-Korps mit den zugehörigen Territorial-Truppen für ausreichend erachtet, alle anderen verfügbaren Korps der Linien- und Territorial-Armee dagegen gegen die Ostgrenze, gegen Deutschland in Bewegung gesetzt würden, um hier entweder offensiv, oder, was wahrscheinlicher und früher bereits näher ausgeführt ist, strategisch defensiv aber taktisch offensiv aufzutreten.

Dann würde Italien gegenüber wahrscheinlich eine Operations-Armee aus den in den Regionen des südlichen Frankreich stehenden Armee-Korps, dem 14., 15., 16., 17. und 18. oder dem neu aufzustellenden 20. Korps bestehend, aufgestellt werden. Es blieben dann für die Ostfront die Truppen der 1. bis 13. Region und entweder das 18. (Bordeaux) oder des 20. Armee-Korps verfügbar. Die ersten 8 Armee-Korps, welche durch ihre geographische Lage und eine größere Zahl verfügbarer Eisenbahnlinien begünstigt sind, werden vielleicht in der planmäßig auf drei bis vier Tage berechneten Zeit verladen sein, obgleich wir der Ansicht sind, daß die von den französischen Behörden der Berechnung zu Grunde gelegte Zahl von 30 bis 35 Zügen, welche auf einer Bahnlinie mit zwei Gleisen täglich abgelassen werden sollen, sehr hoch gegriffen ist, und daß bei einem allgemein so hoch gesteigerten Verkehre, wie ihn die Mobilmachung der ganzen Armee und der Truppentransport ins Grenzgebiet mit sich bringen, kaum auf eine höhere Tagesleistung als höchstens 30 Züge zu rechnen sein wird. Jedenfalls wird man gut thun, für die übrigen Armee-Korps nicht weniger als vier Tage bis zur Verladung des letzten Truppentheiles anzusetzen. Die den französischen Berechnungen zu Grunde liegenden Einheitssätze stützen sich nämlich auf die vorjährigen Mobilmachungsversuche einzelner Korps und werden daher bei einer allgemeinen Mobilmachung nicht unbedingt zutreffen.

Unter diesen Umständen würde das am ungünstigsten — an der spanischen Grenze und dem Meerbusen von Biscaya — dislocirte 18. Armee-Korps am achten Mobilmachungstage abends seine letzten Truppen verladen, und unter der Annahme, daß die Züge incl. Aufenthalte in der Stunde eine Strecke von 25 km zurücklegen auf der Linie 4 (Bordeaux-Mirécourt), nach 32stündiger Fahrt im Aufmarschgebiete eingetroffen sein.

Man wird also ungefähr annehmen können, daß die genannten 14 französischen Armee-Korps excl. Territorial-Truppen am 11. Mobilmachungstage operationsbereit im Grenzgebiete versammelt sein werden.

Ist es uns schon im Jahre 1870 gelungen, innerhalb von 11 Tagen den strategischen Aufmarsch der Armee an der französischen Grenze zu beenden, so dürfen wir nach der rastlosen Arbeit der letzten 20 Jahre ohne Ueberhebung wohl annehmen, daß wir auch bei Ausbruch eines neuen Krieges schneller operationsbereit sein werden wie die Franzosen.

Hoffen wir, daß die Erprobung unserer Kriegsbereitschaft uns noch auf lange Jahre hinaus erspart bleiben möge.

---

[1]) Wenngleich die afrikanischen Truppen in einem künftigen Kriege kaum verfügbar sein werden, rechnen wir auf dem französischen Kriegsschauplatze auf 19 Korps, weil die Formation des 20. Korps aus Marinetruppen rc. in Aussicht genommen ist.

Aden.

Von Dr. R. von Lendenfeld.

(Mit zwei Abbildungen.)

Der Südküste von Arabien entlang zieht ein Gebirge von beträchtlicher Höhe. Es besteht aus gefaltetem Sedimentgestein und ist ein aus parallelen Ketten zusammengesetzter Alpenzug. Diesem Gebirge vorgelagert ist sandiges Flachland, aufgebaut aus dem Material, welches durch fließendes Wasser von dem Gebirge herabgeschwemmt wurde. Von der Brandung ist das Geschiebe in Sand — gelben Wüstensand — verwandelt worden, der stellenweise mit dichtem Gebüsch bedeckt und stellenweise kahl ist.



Regierungs-Gebäud[e]

Vor nicht allzulanger Zeit, vielleicht zu Ende der Tertiärperiode, fanden im Meere südlich von dieser Küste, im nordwestlichen Theile des Golfes von Aden also, großartige vulkanische Ausbrüche statt. Es entstand so eine Insel, die bald durch Anhäufung von Geschiebe und Sand mit dem Festlande im Norden verbunden, und so zu einem Vorgebirge wurde.

Günstige Häfen bildeten sich in der Umgebung des Vorgebirges durch Erosion. Der Kraterwall, von atmosphärischen Einflüssen angegriffen, wurde in einen wild zerrissenen amphitheatralischen Felsbau verwandelt, in dessen Grunde eine wenig über dem Meeresniveau liegende Ebene sich bildete. Diese Fläche, sowie der alte Kraterwall sind kahl. Nirgends giebt es einen Busch oder Baum, und nur hie und da gedeihen Büschel von Steppengras und kümmerliche Wüstenpflanzen.

Das Klima von Aden ist — nach unseren Begriffen wenigstens — ein entsetzliches. Es ist das ganze Jahr hindurch sehr heiß und regnet fast gar nicht. Nur alle sieben Jahre einmal etwa. Warum die Araber den Platz in alter Zeit Eden (das Paradies) nannten, muß unsereinem unbegreiflich scheinen — doch: in gustibus non est disputandum.

Schon in den ältesten Zeiten scheint der Hafen von Aden benutzt worden zu sein und es entstand auf der Ebene, in der Mitte des Kraters, eine blühende Stadt. Befestigungswerke wurden auf dem Kraterwalle angelegt und so dieses Handelsemporium vor den räuberischen Einfällen der nomadischen Araber im Hinterlande beschützt. Doch waren menschliche Feinde lange nicht ein so großes Hinderniß des Aufblühens dieser Stadt als der Wassermangel. Der ganze Boden ist so trocken, daß man keine Quellen in demselben findet, wenn man auch tiefe Brunnenschächte gräbt.

Es sind deshalb schon in alter Zeit Reservoire zur Aufspeicherung des seltenen, aber ausgiebigen Regens, angelegt worden, Reservoire, die später vergrößert und stets in Stand gehalten wurden. Diese, gewiß mehr als 1500 Jahre alten Bauten dienen heute noch ihrem ursprünglichen Zweck (S. Abbildung 2). Es sind 2 bis 4 m dicke, quere Dammmauern, die in einer tiefen und steilen Schlucht angelegt wurden. In dieser Schlucht stehen sieben solche Mauern über- und hintereinander, ebenso viele Reservoire bildend. Der Felsgrund ist cementirt. Die Dammmauern bestehen aus Quadersteinen. Von diesen Wasserbehältern führt eine Leitung hinab zur Stadt in der Ebene.



d Festungs-Anlagen zu Aden.

Zur Zeit Konstantin's des Großen stand Aden in hoher Blüthe. Hafen und Stadt führten damals den Namen Emporium Romanum.

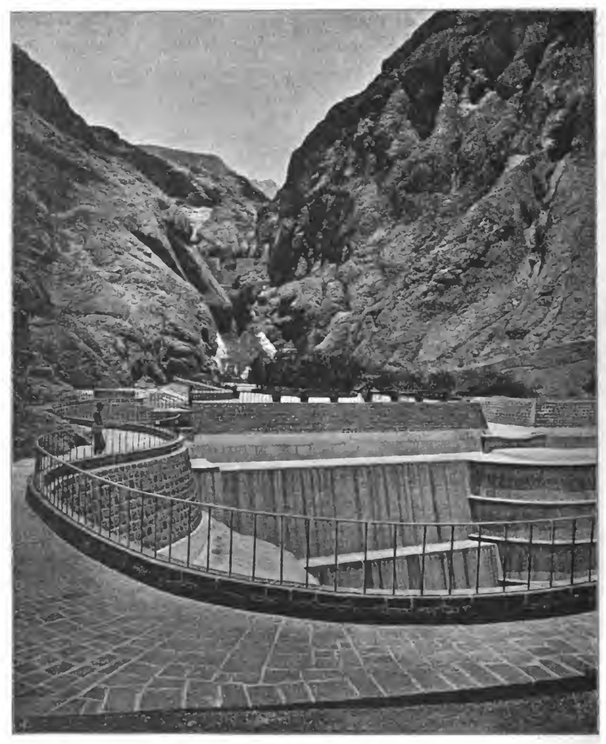
Zu Beginn der Neuzeit trieben besonders die Portugiesen einen ausgedehnten Handel mit Aden, wohin Araber, Indier und selbst Chinesen ihre heimathlichen Erzeugnisse brachten. Damals hatte Aden 80000 Einwohner. Es gelangte einmal sogar in den Besitz der Portugiesen. Später verfiel es aber, und zu Anfang dieses Jahrhunderts herrschten dort die traurigsten Zustände. 1839 nahmen die Engländer die Stadt mit Sturm in Besitz und behaupteten dieselbe. Die Einwohnerzahl, die um 1800 auf 600 gesunken war, vermehrte sich sehr rasch wieder, und neuerdings blühte die Stadt unter dem Schutze der englischen Waffen auf. Sie zählt gegenwärtig etwa 50000 Einwohner.

Seit der Eröffnung des Suezkanales ist Aden eine wichtige Kohlenstation und die Engländer haben wegen der marinestrategischen Bedeutung des Ortes starke Küstenbefestigungen dort angelegt.

Unter den zahlreichen Schiffen, welche zur Zeit meines Besuches in dem Hafen lagen, war mir besonders eines, das Destillationsschiff, interessant. Auf diesem wird fortwährend aus dem Meerwasser durch Destillation süßes Trinkwasser erzeugt, so daß die alten römischen und türkischen Wasser-

bauten, an denen einstens das Leben der Bewohner hing, jetzt nicht mehr unumgänglich nöthig sind.

Vom flachen Landungsplatze, der außerhalb des Kraterwalles liegt, führt eine gute Straße der Küste entlang.



Die Wasser-Reservoire von Aden.

Dieser folgten wir eine Strecke weit nach Westen, verließen sie dann, uns nach rechts wendend, und fuhren hinauf zu einer schmalen, aber tiefen, schartenartigen Einsattlung des Kraterwalles. Dem Kamme entlang läuft hier eine Befestigungsmauer, und der Sattel, über den die Straße führt, wird überwölbt von einem großen Bogen, welcher die Verbindung zwischen den gegenüberliegenden Enden dieser Festungsmauer herstellt.

Jenseits dieser Pforte steigt die Straße allmählig zur Ebene hinab. Die Stadt selbst besteht aus niedrigen Stein-

häusern mit Veranden. Die Gassen sind eng und schmutzig. Rings um die Stadt stehen zahllose transportable Hütten, welche von Arabern bewohnt werden. Diese Hütten, umdrängt von dem bunten Gewimmel der vielfach redenden Menschen, erinnern an eine Gruppe von Schaubuden — sehr schmutzigen und kleinen — auf einem Jahrmarkte.

Ziemlich weit von der Stadt entfernt, am gegenüberliegenden Ende der Ebene gewissermaßen, stehen zerstreute, reinliche Steinhäuser von bedeutender Größe. Einige von diesen haben sogar mehrere Stockwerke. Es sind englische Regierungsgebäude, Magazine, Spitäler, Kasernen u. dergl.

Wir besuchten auch die Wasserreservoire. Nur in den beiden untersten fand sich etwas Wasser, und dieses sah nichts weniger als appetitlich aus. In der Stadt handelten wir und kauften Straußenfedern außerordentlich billig.

Beim Rückwege folgten wir einer anderen Route, einer Straße, die in zwei langen Tunnels den Kraterwall durchsetzt. Diese Tunnels sind Theile des Befestigungssystems von Aden.

Außerhalb von Aden liegen mehrere schöne, äußerst steile und klippige Felsinseln, sämmtlich vulkanischen Ursprungs.

Als wir hinausfuhren zwischen den drohenden Batterien am Hafeneingange und eintraten in den Archipel dieser felsigen Inseln, sank eben die Sonne fern im Westen über die Bab el Mandeb-Enge. Die tiefbraunen Felsen leuchteten karmoisinroth in den letzten Strahlen der Sonne, und tiefviolettblau erschien im Kontraste das beschattete Meer.

Dunkler und tiefer werden die Farben, hie und da blitzt das wechselnde Licht eines Leuchtthurms auf, und hinaus geht es in die rasch dunkelnde, tropische Nacht.

Aus dem Nordamerikanischen Kaskaden-Gebirge.

Von Dr. Julius Röll.

IV.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wir verließen am Morgen des 19. Juni in Begleitung eines Trappers die am Fuße des Kaskadengebirges gelegene Station Easton, um an einem etwa eine Tagereise entfernten Berge der Kaskaden unser Zelt aufzuschlagen. Unser Wirth gab uns ein Stück Weges das Geleite. Während der Trapper mit dem Pferde an einer seichten Stelle durch den Yakima-Fluß watete, benutzten wir die einzige Brücke der Umgegend, aus dem mächtigen Stamme einer Douglastanne gebildet, welcher über eine Stromschnelle des Flusses gelegt und mit einem einfachen Geländer aus zusammengenagelten Stäben versehen ist, zum Uebergange. Am jenseitigen Ufer traten wir sogleich in den Urwald ein und nahmen die Richtung nach dem Indianerpfade, welcher zur Zeit des Lachsfanges den Indianern als Verbindungsweg zwischen dem Kahchetz-Lake und dem Clealum-Lake, dient. Auf unseren Führer wartend, schälten wir die Rinde der jungen Stämme der Zuckerpinie (Pinus monticula), um den süßen Saft derselben zu kosten. Nachdem der Trapper angekommen war und unser Wirth sich verabschiedet hatte, verfolgten wir etwa vier Stunden lang den Indianerpfad, den Krümmungen der Berge folgend und zuweilen einen Bergvorsprung oder einen Gebirgsbach überschreitend. Oft ist der Pfad von dichtem Gebüsch verwachsen und von den halb verkohlten Stämmen niedergebrannter Douglastannen (Pseudotsuga Douglasii) bedeckt, die man mühsam überklettern oder umgehen muß. Dichtes Unterholz, aus Ahorn, Ceanothusgebüsch, strauchigen Heidelbeeren und Pachystima myrsinites, einem myrthenartigen Strauche mit kleinen, lederartigen, glänzenden Blättern, gebildet, erschwert das Vordringen. In seinem Schutze blühen kleine weiße Siebensternchen (Trientalis) und große, gelbe, meterhohe Lilien (Lilium philadelphicum), unserem Türkenbund nicht unähnlich. Die gelben Blüthen und die blauen Beerenbüschel der Mahonia aquifolium, bei uns in Gärten gezogen, deren junge, dornig gezähnte, säuerlich schmeckende Blätter von den Indianern gegessen werden, wachsen truppweise am Wege, und zwischen dem Gebüsch streben die langgestielten, weißen Blüthenähren der großblätterigen Achlys triphylla empor, deren drei breite, lappig gezähnte Blätter sich weithin ausbreiten. Zwischen ihnen drängen sich reizende, weißblühende Zwiebelgewächse, wie Smilacina uniflora und S. racemosa hervor, und eine Schwester unserer Corneliuskirsche, Cornus canadensis, kriecht als krautige Pflanze mit ihren blattreichen Ausläufern am Boden hin und sucht die schöne, große, weiße Blüthe durch die dichte Pflanzendecke hindurchzutreiben. An den zahlreichen Flußübergängen macht sich die meterhohe Fatsia horrida breit, die nicht nur am ganzen Stengel, sondern auch auf der Fläche der großen gelappten Blätter mit zahlreichen größeren und kleineren, leicht abbrechenden Stacheln besetzt ist und dem wandernden Fuße ein schwer zu überwindendes Hinderniß bildet. Ihre Stacheln dringen durch die Kleider, und die tief eingedrungenen Stachelspitzen sind oft schwer zu entfernen und bohren sich bei dem Versuche, sie auszuheben, immer tiefer ein. Sie verdient daher den Namen Teufels-Spazierstock, unter dem sie bei den Trappern bekannt ist, mit Recht.

So setzt der mächtige, geheimnißvolle Urwald dem Fuße des forschenden Wanderers neben den gefallenen Riesenbäumen und den reißenden Wildbächen auch in den unscheinbaren Stacheln krautiger Pflanzen Hindernisse entgegen, die durch ihr häufiges Vorkommen lästiger werden, als der Zahn der gefürchteten Klapperschlange oder des grauen Bären.

Beginnt endlich die tiefe Nacht des Waldes sich zu hellen, so breitet sich an den lichteren Hängen eine reiche Flora lieblicher kleinerer Pflanzen aus. Hier erfreut sich das Auge an den schönen, blaßrothen, herabhängenden Glöckchen der weithin rankenden Linnaea borealis. Dazwischen glänzt das dunkelgrüne Laub der Pirola umbellata und wechselt mit der noch derberen Bärentraube (Arctostaphylos Uva ursi), von den Indianern Kinikinik genannt und zum Rauchen verwendet, in der Ausschmückung der lichteren Waldstellen ab.

Zahlreiche Moose und Flechten bedecken den Boden und die niedergestürzten Bäume; doch wachsen sie hier am Osthange der Kaskaden nicht in der Ueppigkeit, wie an der westlichen Abdachung oder in den Wäldern der Küste, wo sie den Boden oft weithin mit einem dichten Polster bedecken. Zwei eßbare Pilze, ein Schmerling (Boletus granulatus) und ein Staubpilz (Bovista), wurden als gute Beute mitgenommen und zum Mittagsbrote zubereitet.

Unser Führer nahm zuweilen an unseren botanischen Unterhaltungen Theil und bezeichnete eine Smilacina als

Salomonssiegel, welchen Namen eine ähnliche deutsche Pflanze, die sogenannte große Maiblume, führt. Auch zog er, während sein Pferd am Bache trank, ein schön fruchtendes Moos (Fontinalis) aus dem Wasser.

Allmählich hebt sich der Indianerpfad bis zum Uebergangssattel eines querlaufenden Gebirgszuges empor, der einen schönen Ausblick auf den Mt. Stuart sowie auf ein weites Thal bietet, aus welchem ein Theil des Clealum-Sees und eine kleine Wiese mit halbzerfallenem Blockhaus heraufschaut. Auch erblickt man zur Linken, am Ende eines Seitenthales, den Berg, den wir als Ziel unserer Reise ausersehen hatten. Um ihn zu erreichen, muß man entweder am Berghange weiter vorzudringen suchen oder hinab ins Thal und von hier thalaufwärts wandern. Wir entschieden uns für das letztere. Der steile Abstieg nöthigt zu zahlreichen Windungen und Biegungen und erinnert an den Weg von der Wengernalp ins Lauterbrunner Thal. Den Indianerpfad verlassend, gelangten wir gegen Mittag auf die Wiese im Thal, befreiten das Pferd von seiner Bürde und ließen es im Grase weiden, legten unser Gepäck in der Blockhütte, die sich als ein verlassenes Bohrhaus erwies, ab, zündeten ein Feuer an und hatten bald ein Mittagsmahl aus Thee und Pfannkuchen bereitet. Das Blockhaus bot uns gegen das eingetretene Regenwetter willkommenen Schutz, und ich legte die gesammelten Pflanzen ein, unter ihnen mehrere Arten Fingerkräuter, die auf der Wiese blühten, und ein Geisblatt mit gelbrother Blüthe, das sich am Waldrande im Gezweig des Buschwerkes emporrankte. Dann zogen wir im Regen weiter und suchten zunächst eine Anhöhe am See zu gewinnen. Zu diesem Zwecke muß man einen Fluß überschreiten, der in den Clealum-See mündet, und sich dann durch dichtes Ceanothusgesträuch arbeiten, das überall den Berghang bedeckt. Hie und da flog ein Waldhuhn (grouse) aus dem Gebüsch auf; zuweilen trafen wir eine grüne, armlange Schlange mit gelben Längsstreifen, die in den Kaskaden ziemlich häufig ist. An lichteren Stellen waren Hirschfährten sichtbar.

Nach mühevoller Wanderung erreichten wir am Abende den Fuß des Berges und schlugen, da das Pferd nicht weiter gehen wollte, in einem engen Flußthälchen in einer Höhe von etwa 1700 m unser Zelt auf, zündeten Feuer an und kochten Reis. Nach dem Abendessen trockneten wir unsere nassen Kleider am Feuer. Das Thermometer zeigte 7° C.

Am nächsten Morgen, am 20. Juni, wurden wir schon früh durch den Regen geweckt, der auf das Zelttuch tropfte. Nach dem Frühstück schickten wir unseren Führer mit der Weisung zurück, uns nach acht Tagen wieder abzuholen und gingen, obgleich es fortgesetzt regnete, an die Besteigung unseres Berges. Auf den gefallenen Bäumen mit Mühe hinansteigend, gelangten wir an niedrige Felsen, an welchen wir verhältnißmäßig leicht die Höhe erklommen. Der Berg besteht aus Melaphyr und enthält zahlreiche Achatstücke und



Schlucht im Kaskaden Gebirge.

Bergkrystalle. Weit ausgebreitete Ceanothusbüsche wechseln mit Ahorn- und Nadelholzgesträuch; reizende, brennend roth blühende, den Fuchsien ähnliche, meterhohe Gilien und dunkelrothe Pentstemon-Arten leuchten zwischen dem dunklen Felsgestein hervor, auf welchem schöne Grimmien, Moose mit haartragenden Blättern, sich angesiedelt haben, während Polytrichum-Arten stellenweise den Boden zwischen den Sträuchern bedecken. Hie und da heben auch schlanke Stengel von Lilium philadelphicum ihre großen, orangefarbigen Blüthen zwischen den Ceanothusbüschen empor.

Die erstmalige Besteigung eines Berges nimmt für einen Naturforscher, der überall zu beobachten und zu sammeln hat, viel Zeit in Anspruch; daher war es fast Mittag geworden, als wir die Höhe erreichten.

Der Himmel war gegen Süd und West bewölkt, aber nach Nord und Ost bot sich dem Auge eine unvergleichliche Aussicht dar. Umgeben von dichten Wäldern liegt im Osten der Clealum-See, von Süd nach Nord ziehend, im weiten Thale. Im Walde bezeichnet eine Rauchsäule im Südosten die Kohlenminen von Roslyn. Hinter dem Walde breiten sich schön geformte Berge aus. Am östlichen Horizont erhebt sich die schneebedeckte Kette des Mt. Stuart. Dieser schöne Bergstock zeigt eine große Mannigfaltigkeit der Gliederung. Einzelne seiner zackigen und schroff abfallenden Berge erinnern an das Schreckhorn und die Wetterhörner. Eine andere Erhebung ähnelt durch ihre beiden seitlichen Spitzen, welche von einer dritten, mittleren überragt sind, dem Finsteraarhorn, von der Furka aus gesehen, und eine kleinere Erhöhung zur Rechten hat ganz die Form der Milseburg bei Kleinsassen im Rhöngebirge. Ich hatte diesen schönen Gebirgsstock schon früher von der Südseite gesehen, als ich bei Thorp unweit Ellensburgh eine waldfreie Höhe bestieg, und hatte mich schon damals an dem eigenthümlichen Aufbau derselben erfreut. Jetzt erschien, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, das Gebirge fast noch interessanter.

Wo im Norden der Gebirgsstock des Mt. Stuart endigt, da schließt sich, nur durch das Thal des Clealum-Flusses getrennt, das Gebirge der hohen Kaskaden an denselben an, um das ganze Viertheil des Horizontes von Norden nach Westen einzunehmen. Die Spitzen der Kaskaden reichen wie die des Mt. Stuart weit über die Schneegrenze. Einzelne derselben erheben sich als isolirte Kegel zu 12000 Fuß, der Mt. Rainier aber, der höchste Berg der Kaskaden, auch Mt. Tacoma genannt, steigt bis 14 400 Fuß (4400 m) empor. Er war durch Wolken verdeckt, und nur der nördliche Theil der Kaskadenkette war dem Auge enthüllt. Seine Bildungen boten nicht weniger Reiz, als die des nachbarlichen Mt. Stuart. Die stattliche Reihe von schneebedeckten Berghörnern und Felszinken, welche von Nord nach Süd in mannigfachem Formenwechsel dahinzieht, erfüllt das Herz mit der tiefsten Sehnsucht nach den glänzenden Höhen. Man wünscht sich Adlersflügel, mit

denen man hinübereilen könnte zu den Thronen der alten indianischen Heidengötter, die fern von dem Dunkel der Wälder und dem Getriebe ihrer rothhäutigen Skalpjäger dort oben wandeln im Lichte, in ewiger Klarheit.

Aber wer vermag den Glanz, der von ihrem schneebedeckten Throne ausstrahlt, auf die Dauer zu ertragen, und welches Auge wird nicht geblendet von der Sonne, wenn sie, das Gewölk durchbrechend, die Firnen der Berge beleuchtet, die ihr Licht in zauberhafter Helle zurückstrahlen in das trunkene Antlitz? Man wendet unwillkürlich den Blick wieder hinab in das ruhige Thal, aus welchem der Spiegel des Sees milder heraufglänzt. Wer im Anblick der hochaufgethürmten Gebirge sich klein und ohnmächtig fühlt, den läßt der Blick ins Thal wieder aufathmen. Ein erhabenes Gefühl der Läuterung überkommt ihn, wenn er hoch über der Tiefe auf freiem Bergesgipfel steht und hinabschaut auf die weiten Flächen, die sich zu seinen Füßen ausbreiten. Und er gewinnt Muth und Freude, weiter zu eilen, auch wenn er sich sagen muß, daß er die hohen Schneegipfel nie zu erreichen vermag.

Wir eilten nun einer zweiten, etwas höher gelegenen Spitze des Berges zu, welche von dem ersten Berggipfel nur durch einen flachen Sattel getrennt ist, den wir, über Steinblöcke hinabkletternd, bald erreicht hatten. An steilen Felswänden vorüber stiegen wir sodann den zweiten Berg hinan. Während von Zeit zu Zeit ein Regenschauer von Westen herüberwehte, blieb der Osten hell und klar, und wir konnten deutlich sehen, wie wenige Meilen von uns entfernt in der Gegend von Ellensburgh der Regen verschwand und die Grenze des sogenannten „Dry Country“ erreichte, welche sich vom Yakima-Flusse über den Columbia bis weit an den Fuß der Rocky Mountains nach Osten erstreckt.

Auf der zweiten Spitze des Berges hat man einen großartigen Einblick in die tiefen Thäler, welche den Berg im Westen umgeben. Ungeheure Abgründe verleihen dem Vordergrunde einen eigenthümlich alpinen Charakter, während im Hintergrunde nach Norden zu sich wieder die Bergspitzen der Kaskaden erheben. Im Osten wird ein Theil des Sees sichtbar, der wie in einer Schlucht gelegen erscheint. Es ist bekannt, wie man oft ein reizendes, einem Gemälde ähnliches Bild einer Gegend hervorzaubern kann, wenn man sie rückwärts mit nach unten gerichtetem Kopf betrachtet. Die fernen hellen Schneeberge und der nahe dunkle See boten, auf diese Weise gesehen, ein Panorama, welches man wohl als Himmel und Hölle hätte bezeichnen können.



Der Gipfel des Mount Tacoma.

Die zweite Bergspitze erwies sich ebenfalls nicht als der höchste Gipfel unseres Berges. Dieser lag vielmehr etwas seitwärts, durch einen tieferen Einschnitt von der zweiten Spitze getrennt. Wir setzten sogleich unseren Weg dahin fort. Zuerst abwärts steigend und dann aufwärts über Stein und Felsen kletternd, gelangten wir an mehrere kleine Schneefelder. Zur Rechten fiel ein tiefer Abgrund steil hinab, von schönen Felswänden gebildet, von denen einzelne sonderbar zerklüftet waren. In der Nähe derselben fanden wir die Spuren von Bären und Bergschafen. Ueber der höchsten Bergspitze schwebte ein Adler. Aus einem kleinen Fichtenhaine unterhalb desselben ließ ein Waldhuhn seine sonderbaren, dem Rufe eines Wiedehopfes vergleichbaren Locktöne vernehmen, welche es, ähnlich wie die Beccassine, durch Bewegung ihrer Schwungfedern erzeugt. Der felsige Kamm des Berges ist mit Selaginella rupestris, einem kleinen kriechenden Bärlapp, bedeckt. Blutrothe Pentstemon, hellblaue Phlox, röthliche, saftig-fleischige Claytonien, weißblühende Silenen und Alsinen, mehrere Arten von Saxifraga, eine Pedicularis und einige niedrige Dolden wachsen auf den kahlen Hängen, auf denen nur hie und da ein Trupp strauchiger Coniferen von Pinus flexilis, Pseudotsuga Douglasii, Tsuga Pattoniana und Juniperus nana (Alpenwachholder) den Schritt des Wanderers hemmt. Am kahlen Felsen haften polsterförmige, grauhaarige Grimmien und freudiggrüne Weissien, in den Felsspalten Dicranum und

ein kleines Widerthonmoos. Auch ein nach Mehl riechender Pilz fand sich am Hange des Berges.

Gegen 3 Uhr hatten wir nach Ueberschreitung eines Schneefeldes die dritte, höchste Spitze des Berges erklommen und konnten nun nach allen Seiten freie Ausschau halten. Die beiden Gebirgsketten des Mt. Stuart und der Kaskaden waren aus ihren Vorbergen höher emporgestiegen und durch eine Kette von neuen Schneebergen, welche sich über dem Thale des Clealum-Flusses erhob, mit einander verbunden, so daß sie nun in einem großen Halbkreise den Horizont von Osten über Norden nach Westen umlagerten. Im Thale breitete sich der See in seiner ganzen Länge aus, und der Clealum-Fluß war nicht allein von seinem Ursprunge bis zum See, sondern auch jenseits desselben bis zu seiner Mündung in den Yakima sichtbar, von dichten Nadelholzwäldern umkränzt. Am Ostufer des Sees und thalabwärts gegen Roslyn sah man einzelne zerfallene Blockhäuser, welche einst von Holzhauern aufgebaut wurden, die zur Zeit des Eisenbahnbaues von Roslyn aus bis in diese Gegend vorgedrungen waren.

Wendete man nun den Blick nach Südwesten, so hob sich ein zweiter See, von den Indianern Kahcheß-Lake genannt, aus dem dunklen Grün der Wälder ab, dem Clealum-Lake an Größe wenig nachstehend, an Schönheit der Lage ihn übertreffend. Da er von Bergen eingeschlossen ist, so konnte man ihn nur zum Theil überblicken. Wir hatten ihn erst vor wenigen Tagen besucht. Nun lag er ganz nahe zu unseren Füßen. Auch sahen wir, als das Gewölk im Süden sich verzog, unser Hauptquartier Easton vor uns liegen und konnten auch die Eisenbahnlinie bis zum Stampedetunnel am Yalimapasse verfolgen.

Wie nahe lagen diese Stätten menschlicher Kultur vor unseren Augen, und wie weit waren sie für uns entfernt. Daheim in Deutschland wäre man leicht hinabgestiegen von den luftigen Höhen in die tiefen Thäler und auf lieblichen Waldwegen zu gastlichen Weilern und Dörfchen gewandert. Und man wäre auf der Bergfahrt fröhlichen Gesellen begegnet oder hätte freundliche Begleiter getroffen. Aber hier, wo der menschenfeindliche Urwald den Weg des Wanderers hemmt, zeigt kein Pfad, kein Steg, kein Hirt ihm, wohin er gehen müsse, und die Sorge lastet als schwere Bürde auf dem Einsamen.

Doch was sollen solche Gedanken hier auf den freien Bergeshöhen? Sollen sie den Horizont verengen, der sich so weit vor dem Blicke ausspannt? Darf in dieser Einsamkeit die Sehnsucht nach den Stätten der Menschen das Vertrauen auf die eigene Kraft schmälern? Wohnt nicht mit der Einsamkeit auch die Freiheit auf den Bergen und stärkt und erhebt das Herz? Und sollte der nicht alle Sorgen vergessen, der mit hellem Auge und mit frohem Sinn auf die weiten Thäler und auf die lieblichen Seen hinabschaut?

Und beherzt und heiter schweift der Blick über die beiden Seen und wird nicht müde, die Perlen der Landschaft zu bewundern. Wem der beiden soll man den Preis der Schönheit zuerkennen?

Als aber ein kalter Südwestwind einen heftigen Regen über den Clealum-See trieb und ein wundervoller Regenbogen eine Farbenbrücke von einem Ufer zum anderen schlug, da haftete der Blick nur noch auf ihm. Und als auch noch ein Gegenbogen sich zu ihm gesellte, da blieb das Auge im Anschauen der Herrlichkeit versunken, bis plötzlich das schöne Schauspiel wie durch einen Vorhang dem Blicke entzogen wurde. Ein tiefer Nebel stieg aus dem Thal, um uns mit seinen kalten Armen zu umfassen. Schauernd vor Frost zogen wir uns, den Berghang hinabeilend, in den Schutz des Tannengebüsches zurück und trockneten an einem prasselnden Feuer unsere durchnäßten Kleider.

Gegen 1/24 Uhr traten wir bei leichtem Regen den Rückweg an und gelangten, nachdem wir die seitwärts gelegene zweite Spitze des Berges umgangen hatten, gegen 7 Uhr an unser Zelt. Noch an demselben Abend verlegten wir das Zelt bergaufwärts an einen freieren Platz.

Wir mußten fünfmal den steilen Weg zurücklegen, um Decken, Kleider, Kochgeschirr, Pflanzenpressen, Flinte und Proviant auf die Anhöhe zu schaffen. Das Aufschlagen des Zeltes geschah im Regen auf der windigen Höhe. Ich merkte bald, daß ich mich erkältet hatte, und verbrachte, in meine wollenen Decken gehüllt, eine schlaflose Nacht.

Ich war am nächsten Morgen so matt und angegriffen, daß ich auf das Essen verzichten mußte und nur eine Tasse Thee nehmen konnte. Aber ich war mir klar bewußt, daß man sich im fremden Lande dem Einflusse mattherziger Empfindungen nicht hingeben, sondern dreifach die Brust gepanzert mit Erz, sich entschlossen den feindlichen Elementen entgegenstellen muß. Ich erhob mich also von meinem Lager und eilte vor das Zelt. Das Wetter hatte sich aufgeklärt; die Sonne schien mild warm vom blauen Himmel herab; ich sog die wundervolle Luft in vollen Zügen ein und wäre am liebsten sogleich auf den Berg geeilt. Doch schien es mir vernünftiger, in der Umgebung des Zeltes zu bleiben, die Zeltgegenstände zu säubern, Decken und Kleidungsstücke zu sonnen, meine Pflanzen zum Trocknen auszubreiten und im Thälchen zu botanisiren.

Unser Zelt stand auf einer Anhöhe am Ostabhange des unmittelbar vor demselben steil aufsteigenden Berges zwischen ihm und dem westlich im Thal gelegenen See, auf einer Lichtung, welche durch einen Waldbrand entstanden war. Halb verkohlte Baumstämme lagen wild durch einander, und junge Sträucher wuchsen zwischen denselden hervor. Dichtes Ceanothusgebüsch, zahlreiche junge Zuckerpinien und Douglastannen schossen über die niederen Sträucher empor und bildeten an den Hängen oft ein undurchdringliches Dickicht. Einzelne alte Stämme waren vom Feuer verschont geblieben und ragten nun einsam empor. An die Waldlichtung schloß sich auf der Nordseite und nach dem Thale zu dichter Tannenwald, auf der Südseite war sie von einem Gebirgsbache begrenzt, der, vom Berge herabeilend, tief unten im Thale dahin floß, von dichtem Buschwerk überschattet.

Vor dem Eingange des Zeltes, der nach dem Flußthälchen zu gelegen war, hatten wir Zweige der Laub- und Nadelsträucher ausgebreitet und zur Seite derselben eine Feuerstätte aus zusammengetragenen Steinen aufgebaut. Hinter dem Zelte lagen auf einer niedergestürzten riesigen Douglastanne Kochgeschirr, Teller und Tassen. Man konnte auf dem 65 Schritt langen Stamme spazieren gehen und hatte am Ende desselben eine hübsche Aussicht auf den See im Thale. Unmittelbar hinter dem Zelte stand eine schöne Douglastanne, in welcher unser Beil eingeschlagen war, und unter der wir unsere Pflanzen trockneten.

An den Bäumen pochten Spechte und kletterten Eichhörnchen. Eine kleine Art derselben war so zudringlich, daß einige derselben nicht nur auf den am Zelte liegenden Baumstämmen herumsprangen, sondern auch einen kleinen Abstecher nach unserem Brotkorbe machten, so daß ich mich oft genöthigt sah, die kecken Anführer der Raubzüge niederzuschießen. Auch Häher kamen nicht selten, wie Raubvögel schreiend, angeflogen und setzten sich auf die Bäume oder auf den Boden neben das Zelt. Hie und da flog eine Drossel oder eine Schaar wilder Tauben durch das Gehölz, oder ein Kolibri schwirrte pfeilschnell vorüber. Aus dem Walde klang wie fernes Rufen der Flügelschlag eines Waldhuhnes. Schmetterlinge gaukelten in den sonnigen Lüften, und Käfer summten wie tönende Kreisel dahin.

Um 6 Uhr ging die Sonne für unseren Zeltplatz unter; die gegenüberliegenden Berge wurden dagegen noch bis um 8 Uhr von ihr bestrahlt.

Freitag den 22. Juni, morgens 6 Uhr brachen wir bei schönem, klarem Wetter auf, um den Berg nochmals zu besteigen. Bald hatten wir die erste Bergspitze erreicht, und nun bot sich der längst ersehnte Anblick des Mt. Tacoma dem Auge dar. Ich hatte diesen schönen Berg der Kaskaden schon oft gesehen; sein Nord-Profil von Eagle Gorge und von Seattle, seinen Nordwesthang von Enumclaw und Tacoma und seine Südwestseite vom Parke zu Portland aus; jetzt bot er nun auch seine Nordseite dem überraschten Blicke. Hatte er schon damals einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, so lag er nunmehr, von diesem erhöhten Standpunkte aus betrachtet, in überwältigender Größe und Majestät vor mir. Wie ein König von seinem Throne sieht er herab auf die zu seinen Füßen dahinziehende Kaskadenkette. Von ihrem Saume bis zu der hoch emporragenden Spitze ist er ganz in Eis und Schnee gehüllt; nur eine kleine Nebenspitze, am linken östlichen Abhange in halber Höhe des Berges hervorstrebend, ist dunkelfarbig vom felsigen Gestein. Der Monte Cevedale in der Ortlergruppe, das Silberhorn im Berner Oberland, der Johannisberg am Großglockner und ähnliche in vollkommenes Weiß gehüllte Alpengipfel halten einen Vergleich mit ihm nicht aus. Wie ein ankerndes Schiff auf dem Meere, so liegt er auf den welligen Schneebergen der Kaskadenkette, mit seiner breiten Grundfläche von mehr als 100 engl. Meilen im Umfange eine ganze Schaar von Berggipfeln umfassend und sie um volle 8000 Fuß überragend, eine gewaltige, massige Erhebung von imponirender Größe, ein Bild der großartigsten Kraftfülle. Zwei Gipfel erheben sich aus der kolossalen Bergmasse, der linke, höhere, vom rechten durch einen flachen Einschnitt getrennt, den eine kleine, mittlere Erhebung wellenförmig ausfüllt. Es ließe sich darüber streiten, ob die Ansicht von Nordwesten, vom Mt. Boldy bei Enumclaw, oder die von Tacoma aus, welche nur einen einzigen, mächtigen Gipfel zeigt, die schönere sei, aber größer und gewaltiger erscheint sie hier, wo eine ganze Schaar weißhäuptiger Vasallen vor dem alten Herrscher ehrerbietig auf den Knien liegt. Wie das Echo dem Schall folgt, oder wie der Regenbogen sein blasses Gegenbild in die Wolken wirft, so erhebt sich zur Linken des gewaltigen Bogens, weit im Süden, sein blasses Abbild, der Mt. Adams über den fernen Gesichtskreis. Er liegt in fast doppelter Entfernung, und erscheint, obgleich an 10000 Fuß hoch, nur wie ein Schatten vor dem Mächtigen, wie ein Diener, der seinem Herrn von ferne folgt oder wie der nächtliche Begleiter des mächtigen Orion am südlichen Horizonte des Himmels. Alle Beschreibungen des großen Eindrucks, den der Mt. Tacoma auf mich gemacht hat, würden hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Ich habe nie, weder in der Schweiz, noch in Tirol, weder in den Rocky Mountains noch in den Kaskaden einen Berg gesehen, der sich mit ihm messen könnte, den Mt. Blanc und den Mte. Rosa nicht ausgenommen, obgleich ihn der erstere um 400 m überragt. Denn diese Berge erheben sich aus einem verhältnißmäßig hochgelegenen Vorberglande, während er einsam und frei aus der Thalebene emporsteigt. Die umstehende Abbildung ist von einem nähergelegenen Standorte aus aufgenommen und zeigt den gewaltigen Gipfel des Berges.

Läßt man endlich den Blick weiter schweifen über die im Süden und Westen dahinziehende Kaskadenkette und über den Gebirgsstock des Mt. Stuart im Osten, und überblickt man das Thal des Clealum-Flusses und den schönen See, so muß man wünschen, daß diese wundervolle Gegend dem Fuß des Wanderers zugänglich gemacht werden, und daß etwa die Bahnlinie, welche von Clealum nach Roslyn führt, bis zum Ufer des Sees und an diesem entlang bis zum Fuße des Berges weitergeführt werden möge. Ja die großartige Aussicht, welche an diejenige des Rigi erinnert, mit dem auch der Berg in seinem ganzen Aufbau in drei über einander liegenden Gipfeln Aehnlichkeit zeigt, würde sogar die Anlage einer auf den Berg führenden Zahnradbahn als berechtigten Wunsch erscheinen lassen, und ich zweifle nicht, daß noch in diesem Jahrhundert Anstalten zur Erschließung dieses wundervollen Naturgebietes getroffen werden. Als ich später in Tacoma dem Landeskommissar der Northern Pacific Railroad, Herrn Schulze, den unter 121° 7′ westl. L. und 47° 22′ nördl. Br. liegenden Berg und seine Schönheiten beschrieb, und auf der Spezialkarte ein unbezeichnetes Gebiet an seiner Stelle fand, so markirte ich die Lage des Berges durch ein Kreuz und schrieb mit kühner Hand darunter den Namen Rigi.

Nachdem ich vom Rigi aus den Umriß des Mt. Tacoma gezeichnet und die früher entworfene Skizze des Mt. Stuart, dessen höchste Spitzen heute frei und unbewaldet in der Sonne glänzten, vervollständigt hatte, setzten wir unseren Weg nach der zweiten Bergspitze fort. Ueber den Alpenblumen schwirrten heute Kolibri im Sonnenscheine. Einzelne Schmetterlinge und zahlreiche Fliegen kreuzten unsere Bahn, und aus dem Tannenhain klang der Flügelschlag eines Waldhuhns herüber. Gegen 10 Uhr hatten wir auch die dritte Bergspitze erreicht, wo uns zahlreiche Schmetterlinge, Käfer und Fliegen, die im Sonnenscheine den Berggipfel umschwärmten, zur Beute wurden, unter ihnen auch große, mit scharfem Flugtone herumschwärmende Oestriden. Eine kleine, gleich den Moskitos empfindlich stechende, schwarze Fliege wurde hier sehr lästig. Mehr noch hatten wir aber von brennendem Durste zu leiden. Um eine Quelle aufzusuchen, stiegen wir einen seitlich abfallenden Berghang hinab, an Felsen, Abgründen und einem Bergrutsch vorüber, wo am Rande eines Schneefeldes gelbe Veilchen und Pentstemon blühten, umgeben von meterhohen Xerophyllumpflanzen, aus deren zahlreichen, schmalen, grasartigen Blättern sich eine lange, weiße Blütenähre auf schlankem Stiele erhebt. Wir fanden die gesuchte Quelle nicht und mußten daher umkehren und an dem Schnee der zahlreichen Firnfelder unsere Zunge kühlen. Nachdem wir die beiden Gipfel des Berges umgangen hatten, erreichten wir um 5 Uhr die letzte Bergspitze. Wir stiegen hinab an unser Zelt und kochten eine Suppe, welche wir mit dem Kraute einer Dolde würzten, die durch ihren Geruch an den Gartenkerbel erinnerte. Im Scheine des Lagerfeuers fingen wir an der erleuchteten Zeltwand noch einige Käfer und Nachtschmetterlinge und wurden von einem Schwarme von Moskitos sehr belästigt, von denen einige uns auch in das Innere des Zeltes folgten, so daß von einem ruhigen Schlafe keine Rede war. In der Nacht erschien auch ein Bär vor dem Zelte. Er begnügte sich damit, am Zelte umherzutappen, und wir fanden am Morgen seine Fußstapfen und sahen, daß er die Abfälle unserer Küche verzehrt hatte. Solchen nächtlichen Besuch erhielten wir noch öfter und gewöhnten uns rasch an denselben.

Der nächste Tag, Sonnabend der 23. Juni, den ich mit Einlegen und Präpariren von Pflanzen in der Nähe des Zeltes zubrachte, war dadurch interessant, daß ich während der Abwesenheit meines Begleiters zum ersten male seit unserem Aufenthalt am Rigi menschliche Stimmen vernahm. Gegen 11 Uhr zog eine Gesellschaft von Indianern etwa 500 Schritt oberhalb des Zeltes am Berge vorüber. Ich begrüßte sie durch Zuruf und hoffte, die braunen Gäste empfangen zu können. Sie eilten jedoch weiter. Später fiel ein Schuß und ein Hund wurde laut, ein Zeichen, daß sich die Indianer auf der Jagd befanden. Bald darauf trat starker Wind und heftiger Regen ein: ein Windstoß riß plötzlich das Zelt nieder und zerstreute einen Theil der aufgelegten Pflanzen. Rasch schlug ich das Beil in einen Baumstamm, band einen Strick daran, befestigte an dessen

anderem Ende den einen Zeltpfahl, hielt den anderen mit der einen Hand fest, während ich mit der anderen Hand den Längspfahl in die rechte Lage zu bringen suchte, und richtete so das Zelt wieder auf, pflockte es an, band die Stäbe fest und beschwerte die Seiten mit Steinen. Dann las ich die zerstreuten Pflanzen zusammen und verzehrte als Mittagsmahl das vom Morgen übrig gebliebene Gericht Reis und Bohnen, und botanisirte nachmittags thalabwärts. Als ich gegen Abend zurückkehrte, fand ich meinen Begleiter mit Brotbacken beschäftigt und begab mich in ein seitlich gelegenes Waldthal auf den Anstand — leider ohne Erfolg. Es ist überhaupt schwierig, im Urwalde zu jagen, vorzüglich, wenn man die Wechselpfade des Wildes nicht aufsuchen kann. Ueberdies ist der Urwald viel wildärmer, als man gemeinhin denkt, und seitdem die Wälder an den Besiedelungsorten niedergebrannt werden, ist das Wild noch seltener geworden. Im dichten Urwalde wird es durch das Geräusch der brechenden Aeste und Zweige verscheucht, so daß man selten bis auf Schußweite herankommt.

Sonntag den 24. Juni schlugen wir nach einer stürmischen Nacht das Zelt ab und trugen es sammt den Decken, Kleidern, Kochgeräthen und Sammlungen auf eine gegenüberliegende Anhöhe, wohin am Abend zu kommen der Trapper versprochen hatte. Die Arbeit, welche diese Veränderung erforderte, war mit großer Anstrengung verbunden und nahm unsere Kraft bis 2 Uhr nachmittags in Anspruch. Der neue Lagerplatz erinnerte mich lebhaft an eine Gegend in der Rhön zwischen meinem Heimathsorte Langefeld und Bad Salzungen. Der Clealum See entsprach dem Salzunger See, das Thal des Yakima Flusses dem Werrathal, zur Seite lag der Salzunger Berg und der Cragenberg. Die Schneeberge des Mt. Stuart, die hinter dem See emporsteigen, sind freilich mit dem Bleßberge bei Salzungen nicht zu vergleichen.

Ich fand im Walde u. a. eine wachsgelbe Orchidee (Corallorhiza) und eine große, roth blühende Pirola (Wintergrün), sowie einen blau anlaufenden Blätterpilz, welcher sich von der Ziegenlippe nur durch die Blättchen am Hute unterscheidet. Es ward Abend, aber der Trapper erschien nicht. Wir mußten daher, da unsere Lebensmittel zur Neige gingen, uns zum Abendessen mit halben Portionen begnügen und beschlossen, daß ich am nächsten Morgen nach Easton wandern und Hilfe holen sollte.

Nach einer stürmischen Nacht, in welcher die alten Eichen gewaltig rauschten und ächzten, und der Wind sehr unsanft gegen das Zelt blies, machte ich mich Montag den 25. Juni um 7 Uhr morgens, nachdem ich etwas Thee und Reis genommen, auf, um das acht Stunden entfernte Easton zu erreichen. Ich war mir bewußt, daß ich jetzt einen schweren Gang zu gehen hatte und daß, falls ich die Richtung verfehlte, mir der Hungertod winkte, ja daß selbst ein Verstauchen des Fußes mich hilflos der Wildniß preisgeben mußte. Allein man hat in solchen Fällen viel mehr Muth, als man später, nachdem man die Gefahr überwunden, sich eingestehen möchte; ja die Gefahr giebt dem Unternehmen einen eigenthümlichen Reiz, der etwa mit dem des Jagens, Reitens und Schlittschuhlaufens zu vergleichen ist. So eilte ich denn wohlgemuth und sicheren Schrittes bergab und kam, so lange das Unterholz niedrig blieb, ziemlich rasch vorwärts. Allein je tiefer man in das Thal niedersteigt, desto schwieriger wird das Vordringen. Am hinderlichsten erweist sich das Ceanothusgebüsch, welches, im Bogen aufwärtsstrebend, sich mit den Nachbarzweigen verschlingt und so oft ein undurchdringliches Flechtwerk bildet. Will man den Durchgang erzwingen, so schnellen die elastischen Zweige zurück und verursachen empfindliche Schläge, deren Spur noch wochenlang durch dicke Striemen sichtbar ist. Je mehr man sich dem Thale nähert, desto üppiger wird die Vegetation, und Hunderte von niedergestürzten Baumriesen zwingen zu einer zeitraubenden Umgehung oder zu anstrengender Uebersteigung. So lange ich mich noch auf dem Höhenzuge am Ufer des Sees halten konnte, diente mir dieser als Führer. Aber nach zweistündiger Wanderung mußte ich dasselbe verlassen, um einen Nebenfluß des Clealum zu überschreiten. Dieser Uebergang hätte mir leicht verhängnißvoll werden können, da der Baumstamm, den ich als Brücke benutzte, brach, und ich nur durch Anklammern an einen Nachbarstamm vor dem Sturze bewahrt blieb. Nunmehr mußte ich das Bohrhaus im Wiesenthale zu erreichen suchen, um mich dort weiter zu orientiren. Ich stieg daher auf einen Baum und fand, daß ich die Wiese bereits hinter mir hatte. Daher ging ich zurück, erreichte die Hütte gegen 10 Uhr, fand dort noch die vor acht Tagen zurückgelassenen Pflanzen, befreite meine Schuhe von hineingefallenen Tannennadeln und suchte dann den Indianerpfad zu gewinnen, der über den Gebirgesattel führt. Dank dem schönen, sonnigen Wetter vermochte ich ihn leicht zu finden und hatte bald die steile Höhe erstiegen, von der ich zum letzten male in das Thal des Clealum-Flusses hinabsah. Ich nahm Abschied vom See, Abschied vom reizenden Mt. Stuart, Abschied vom schönen Rigi und der nachbarlichen Kaskadenkette.

In der Mittagshitze ging's nun bergauf und bergab über zahlreiche Flüßchen und Hügel. Die Grimmien an den sonnverbrannten Felsen und die Wald- und Wasserpflanzen am Wege waren mir alte Bekannte. Auch fand ich einen Steinpilz und einen Perlschwamm, beide mit unseren deutschen Pilzen übereinstimmend.

Ich war froh, nun einige Stunden lang den Indianerpfad am Berghange hin verfolgen zu können. Oft scheinbar verschwindend, erkennt ihn das kundige Auge doch immer wieder an den abgetretenen Zweigen und den zahlreichen Pferdespuren, sowie man etwa den Rennsteig im Thüringer Walde an seinem eigenthümlichen Charakter leicht von anderen Wegen unterscheidet. Viele der kleinen Bäche, durch welche der Indianerpfad führt, fand ich ausgetrocknet. Ich füllte daher für alle Fälle mein Glas mit Trinkwasser, denn der Weg war lang und heiß und die trockene amerikanische Luft erzeugt leicht brennenden Durst. Ringsum herrschte tiefe Stille in der Waldeinsamkeit. Nur selten pochte ein Specht an den alten Bäumen, oder ein Waldhuhn flog mit seinen Jungen aus dem Gebüsch auf. Menschen begegneten mir nicht.

Gegen 2 Uhr mußte ich daran denken, den Indianerpfad zu verlassen, um mit Hilfe des Kompasses die Richtung nach Easton zu finden. Vor 14 Tagen war ich zu früh vom Pfade abgebogen und hatte drei Stunden lang im Gebüsch am Ufer des Yakima-Flusses umherirren müssen, bis der Ton einer Lokomotive in Easton mich auf die rechte Richtung führte. Heute war ich so glücklich, die Brücke sogleich zu finden, und ich erreichte gegen 3 Uhr, erhitzt und ermattet und mit zerrissenen Kleidern, mein Ziel. Auf meine Frage: Wo ist der Trapper, der uns abholen wollte? wurde mir die Antwort, der habe längst die Gegend verlassen; aber der Wirth sei heute Morgen mit zwei Pferden aufgebrochen, uns zu suchen. Gegen Abend kam der Wirth zurück. Er hatte das Zelt nicht gefunden. Daher erbot ich mich, ihn morgen selbst als Führer zu begleiten. Allein er wollte von einer Führung nichts wissen und bestand darauf, am nächsten Morgen nochmals mit zwei Pferden auszuziehen. Ich zeichnete ihm eine Wegkarte, und als ich in der Frühe des nächsten Morgens aufstand, war er längst über die Berge und brachte gegen 9 Uhr abends meinen Begleiter und das Zelt wohlbehalten zurück.

Einige Tage später verließen wir Easton, um auf der westlichen Seite der Kaskaden unsere Wanderungen fortzusetzen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Vor der Münchener Geographischen Gesellschaft hielt Dr. Eduard Glaser vor kurzem einen Vortrag über die Beduinen, in welchem er sich ganz besonders über ihre Raubzüge (Ghazwas, Razzias) verbreitete. Die Razzia gilt ihnen als ein ritterliches Unternehmen. Vornehme Scheikhs pflegen sich bei feierlichen Gelegenheiten mit den Worten zu begrüßen: „Ich habe dein Land schon mit einer Razzia heimgesucht“, wodurch sie nur in höflicher Weise zu erkennen geben, daß sie schon in geschäftlichen oder amtlichen Beziehungen zu einander gestanden haben. Bei gewöhnlichen Fehden zwischen benachbarten Stämmen ist es besonders in der Tihâma Brauch, daß die Beduinen durch ein häßliches altes Weib zum Kampfe ermuntert, sowie daß während des Gefechtes der Ehrgeiz der Fechtenden durch die schönste Jungfrau des Stammes angespornt wird. Nach dem Friedensschlusse wird die Abrechnung vorgenommen. Dabei giebt es weder Sieger noch Besiegte, sondern der Ueberschuß an Todten wird von demjenigen Stamme mit der sogenannten Dijje (Pl. Dijat, Sühngeld, Blutgeld) bezahlt, auf dessen Seite die geringere Anzahl Gefallener sich befindet. Da die Dijât oft eine beträchtliche Höhe erreichen, so gelangen sie nicht immer zur Auszahlung, und dann giebt es auch weiterhin Krieg, um die nicht bezahlten Todten zu rächen, der sich manchmal Jahrzehnte und Jahrhunderte fortspinnt, wenn nicht von außen her — durch vornehme Scherife oder Fremde, und im türkischen Gebiete durch die Regierung — eingeschritten wird. Ueberhaupt gilt die Regel, daß jeder erschlagene Stammesaraber durch einen anderen Todtschlag gerächt werden muß, wobei das Individuum persönlich nicht in Betracht kommt, sondern nur der Gesammtstamm, von dem jedes Mitglied für alles von seinen Genossen Verübte haftbar ist. Der Mörder kann sogar bei dem Bruder des Erschlagenen sichere Zuflucht verlangen, und erst wenn er wieder seinem eigenen Stamme überliefert worden ist, beginnt das Recht der Rache und zwar an jedem beliebigen Angehörigen des Stammes. Eine geschlagene Razzia Kolonne kann immer auf die Gastfreundschaft des überfallenen, aber siegreichen Stammes rechnen, während eine siegreiche Beduinenbande gegen Ablieferung eines kleinen Theiles der Beute diese unbehelligt durch die Zwischengebiete hindurch in Sicherheit zu bringen vermag. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß Razzias bisweilen auf Entfernungen von Hunderten von Meilen unternommen werden können, oft von nur wenigen Personen.

— Die Eröffnung des Karun-Flusses für die freie Schiffahrt, die im Oktober 1888 stattfand, hat sich zuerst die englische Euphrat- und Tigris Dampfschiffahrts-Gesellschaft nutzbar zu machen gesucht. Dieselbe unterhält seit November 1888 einen 14 tägigen Verkehr zwischen Bassora und Ahwas, freilich war ihr dies bisher nur mit Verlust möglich, da von der persischen Regierung zuvörderst noch weder für brauchbare Zugangsstraßen noch für Landungsvorrichtungen irgend welcher Art gesorgt worden ist. Die Bombay-Persien-Linie machte vermittelst eines kleinen Dampfers nur wenige Fahrten hin und her, dann stellte sie den Betrieb wegen Mangel an Ladung wieder ein. Erst wenn die Perser einen regelmäßigen Verkehr mit kleinen Dampfern auf dem Oberlaufe des Flusses, zwischen Ahwas und Schuschter, einrichten, was beabsichtigt ist, werden sich die Verhältnisse voraussichtlich günstiger gestalten.

— Nach einer Zusammenstellung des „Ostasiatischen Lloyd“ bezifferte sich die chinesische Auswanderung in den Jahren 1880 bis 1889 auf 1537367 Köpfe, von denen 657478 von Hongkong, 458815 von Swatau und 415074 von Amoy ausgingen. Etwa 66 Prozent von dieser Zahl (1097686) wanderte aber in der wohlbekannten Weise wieder nach dem Himmlischen Reiche zurück, und zwar 774355 über Hongkong, 323331 über Amoy und 15896 über Swatau. Die weitaus größte Mehrzahl der Auswanderer — 1167000 — wandte sich nach der hinterindischen Inselwelt (nach den Straits Settlements, nach Sumatra, Borneo, Java rc.). Nach den Philippinen gingen über Amoy 100267, nach Siam über Swatau und Hongkong 77802. Nach Nordamerika betrug die Auswanderung in dem fraglichen Zeitraume 144137, nach Australien 31450, nach Hawai 4300, nach Mauritius 2800, nach Jamaika 694, nach Antigua 322 und nach Südafrika 152. Die Rückwanderung über Honkong im gleichen Jahrzehnt betrug aus den Straits Settlements incl. Sumatra, Java rc. 581447, aus Siam 42469, aus Australien 27218, aus Nordamerika 107712, aus anderen Ländern 15690, also zusammen 774355 Personen. Durch den Seehafen von Swatau wanderten zurück: aus den Straits Settlements 13187, aus Siam 2709, zusammen 15896 Personen; über Amoy: aus den Straits Settlements 215874, aus Manila 95561 Personen. Am stärksten war die chinesische Auswanderung im Jahre 1888, wo sie sich auf 211250 Köpfe bezifferte.

Afrika.

— In Bezug auf den Plan, behufs Förderung der Kultivation Ostafrikas, deutsche Dampfer für den Victoria-Nyanza-See zu beschaffen, veröffentlicht die deutsche Kolonialgesellschaft nachstehenden Aufruf: „Wißmann hat, unterstützt von unserer Marine, mit klarem Blick und fester Hand den Aufstand in Deutsch-Ostafrika niedergeschlagen und das Küstengebiet friedlicher Kulturarbeit zurückgegeben. Jetzt heißt es, bis zu den großen innerafrikanischen Seen deutsche Macht zu entfalten, wo Emin im Verein mit Wißmann dem deutschen Erwerbsleben neue Hülfsquellen erschließen will. Als wichtigsten Schritt hierzu verlangt Wißmann deutsche Dampfer auf diesen Seen. Die Dampfer sollen das Ansehen der deutschen Flagge, welches Wißmann, Peters und Emin bis in das Innerste des Dunklen Erdtheils getragen haben, stärken und den kräftig sich entwickelnden Niederlassungen der christlichen Missionen an den Seen Schutz und Rückhalt geben, um den ihnen drohenden Ansturm des Islam zu brechen. Es gilt: in Erfüllung unserer nationalen und christlichen Pflicht, den fluchwürdigen Menschenraub und Menschenhandel der Araber in Innerafrika ins Herz zu treffen und für immer zu vernichten. Es gilt: die Entwickelung des deutschen Handels auf den Seen zu fördern, in deren Gebiet dem deutschen Kaufmann das Uebergewicht gegen Eingeborene und Europäer zu schaffen und der vaterländischen Industrie neue Absatzwege zu eröffnen. Danken wir dem Reichskommissar durch die That, indem wir seinen selbstlosen Wunsch erfüllen und es ihm ermöglichen, in dieser großen Aufgabe dem Vaterlande neue Erfolge zu erringen! Zeigen wir durch opferwillige Spenden für die zu beschaffenden Dampfer, daß es dem deutschen Volke Ernst ist mit seiner Kulturarbeit in Afrika! Dann wird auch dort der Väter Arbeit der Söhne Segen sein. Beiträge nimmt die Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, entgegen.“

— Die Inseln Sanct Thomas (Saõ Thomé) und Do Principe bilden zusammen ein portugiesisches Kolonial-Gouvernement, dessen Regierungssitz Cindade auf der erstgenann

ten Insel liegt. Vom Kap Lopez in Französisch-Gabun 250 km entfernt, hat Sanct Thomas einen Flächeninhalt von 930 qkm, während das 111 km nördlicher gelegene Do Principe nur 151 qkm mißt. Beide Inseln sind vulkanischen Ursprungs, und der Hauptgipfel von Sanct Thomas — der Pico do Saõ Thomé — erhebt sich ungefähr 2000 m über den Meeresspiegel, derjenige von Do Principe aber wenigstens 1200 m. Das tropische Klima der Inseln ist für Europäer sehr ungesund, in den höheren Lagen aber finden sich erträgliche Zufluchtsorte für dieselben. Sanct Thomas zählt 19000 und Do Principe 2300 Bewohner, deren weitaus größte Mehrzahl der Negerrasse angehört. Die Vegetation ist eine sehr üppige, und besonders erzeugen die Inseln eine große Masse Bauholz. Die Handelsbewegung von Cindade, das einen kleinen, wohlgeschützten Hafen besitzt, beträgt etwa 4,5 Mill. Mark. Die beiden Inseln sind unter einander, sowie mit Loanda und Kotonu-Freetown-Lissabon durch Telegraphenkabel verbunden.

Allgemeines.

— In Petersburg starb vor kurzem der Forschungsreisende von Tschichatschef, dessen Name in Deutschland und Frankreich sowie in seiner russischen Heimath einen guten Klang hat. Sein hervorragendstes Verdienst besteht in der Durchforschung Kleinasiens, bei der er in erster Linie den geologischen Verhältnissen der Gegenden, welche er durchzog, sodann aber den klimatischen und botanischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Daneben hatte er auch für andere Dinge ein offenes Auge, vor allem für die wirthschaftlichen. So begegnet man bei ihm namentlich oft Vorschlägen, wie diesem oder jenem heruntergekommenen Landstriche mit den Errungenschaften der neueren Landwirthschaft aufzuhelfen sei. Nächst Kleinasien beschäftigte Tschichatschef am meisten das Studium der Sahara, besonders in Hinsicht auf deren Vergangenheit. Sein „Coup d'oeil sur la constitution géologique des provinces méridionales du royaume de Naples“ erschien 1842 in Berlin. Von anderen Schriften sind hervorzuheben: „Voyage scientifique dans l'Altai oriental“ (Paris 1854); „L'Asie mineure“ (2 Bände, Paris 1853 bis 1856); „Lettres sur les antiquités de l'Asie mineure“ (Paris 1854); „Le Bosphore et Constantinople“ (Paris 1864); „Une page sur l'Orient“ (Paris 1868); „Considérations géologiques sur les îles océaniques“ (Paris 1878); „Espagne, Algérie et Tunisie“ (Paris 1880); „Kleinasien“ (Leipzig 1885).

— Bezüglich der Menschenzahlen, von denen die europäischen Hauptsprachen gesprochen werden, hat sich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts ein sehr beachtenswerther Umschwung vollzogen. Für das Jahr 1801 darf man die Zahl der Französischredenden auf 31500000, die der Russischredenden auf 31000000, die der Deutschredenden auf 30000000, die der Spanischredenden auf 26000000, die der Englischredenden auf 21000000 und die der Italienischredenden auf 16000000 veranschlagen. Heute dagegen wird die englische Sprache von 125000000, die russische ebenso wie die deutsche von etwa 70000000, die französische von 50000000, die spanische von 40000000 und die italienische von 30000000 gesprochen. Der gewaltige Vorrang, den die englische Sprache in dem kurzen Zeitraume gewonnen hat, ist selbstverständlich in erster Linie dem staunenerregenden Emporblühen der Nordamerikanischen Union zu verdanken, auf die ziemlich genau die Hälfte der für sie angegebenen Zahl zu rechnen ist.

— Die Petroleum-Produktion der Erde bezifferte sich nach einer Zusammenstellung des Professor C. Engler in Karlsruhe im Jahre 1889 auf 48697000 Barrels. Davon entfielen auf

die Nordamerikanische Union . . .	27346000	Barrels,
Rußland (bes. Baku)	20150000	„
Oesterreich-Ungarn (Galizien) . . .	600000	„
Kanada	250000	„
Deutschland (Elsaß und Hannover)	51000	„
Indien, China, Japan, Peru und Argentinien insgesammt . . .	300000	„

Wir bemerken hierzu, daß diese Aufstellung betreffs der Nordamerikanischen Union in Widerspruch steht zu der Angabe Sir Frederick Abel's, die wir in Nr. 16 des laufenden Globus-Bandes (S. 256) verzeichnet haben.

Bücherschau.

— Dr. Fr. S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen. Münster i. W., Aschendorff 1890. 8°. XV und 178 S. (Band II der „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte“). — Der Verfasser, bekanntlich einer der genauesten Kenner der Südslaven, geht in seinem Buche, gestützt auf langjähriges Forschen und Sammeln, unbarmherzig mit den Mythologien ins Gericht, die „patriotische“ Russen, Czechen und Südslaven zusammenphantasirt haben, und zerstört gründlich den Glauben „an die glückliche, an idealem Götterkultus überreiche, von harmloser, lämmchenhaft unschuldsvoller Reinheit und Tugendhaftigkeit durchsättigte, urslavische Glaubenszeit“, welche angeblich durch das Christenthum und die deutschen Nachbarvölker zerstört wurde. Insonderheit hat ein Sonnen-, Mond- oder Sternenkultus nie existirt; in den stets als Beweis citirten Hochzeitsliedern sind Sonne, Mond und Abendstern nur Kosenamen für die Hauptpersonen, aber keine Personifikationen. Behandelt werden in dem Buche besonders die Schicksalsspende, die Baumseelen, die Pestfrauen, Wilen und Hexen, die Zwerge und Riesen, die im Glauben der Südslaven eine merkwürdig untergeordnete Rolle spielen und der eigentlichen Sage ganz unbekannt zu sein scheinen, die Grab- und Todtenfetische und die Reste uralter Opferbräuche. Ein gutes Register erleichtert die Benutzung des Buches.

Ko.

— M. Geistbeck, Kolonialbibliothek. Ein Führer durch die Kolonien der europäischen Staaten mit besonderer Rücksicht auf die Interessen des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft. München 1890. C. H. Beck. — Verfasser meint ganz mit Recht, daß der rein wissenschaftliche Betrieb der Erdkunde, wie er seit Karl Ritter und Alexander von Humboldt bei uns im Schwunge ist, unseren Tagen nicht mehr vollkommen genügen will, und daß dieselben vor allen Dingen auch ein sorgsames Kultiviren der auf das praktische Leben angewandten Zweige der Geographie — insbesondere der Kolonial- und Wirthschaftsgeographie — fordern. In seiner Kolonialbibliothek nun will er diesem Bedürfnisse entgegenkommen, indem er die transozeanischen Gebiete der europäischen Stationen an der Hand verläßlicher Quellen von wirthschaftlichen Gesichtspunkten aus ziemlich eingehend beschreibt. In dem vorliegenden ersten Bändchen behandelt er zunächst das britische Nordamerika und Indien nebst Ceylon, und außer über Land und Volk im allgemeinen unterrichtet er seine Leser namentlich auch über die Erwerbszweige, über Handel und Verkehr, über Verfassung und Verwaltung, Besiedelungsverhältnisse 2c.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Beobachtungen über die Deisidämonie[1]) der Eingeborenen Deutsch-Südwest-Afrikas.

Von Missionar P. H. Brincker.

Wer nur vorübergehend zwischen den Stämmen wilder Völker umherirrt, wird wenig oder gar nichts sehen oder merken von ihrem eigentlichen inneren Leben, ihrer Art und Weise zu denken, ihren religiösen Gefühlen, ihren Gesinnungen und Bedürfnissen ꝛc. Er wird vielleicht nach einigen sich ihm gerade darbietenden Zeichen und Aeußerungen den Charakter des betreffenden Stammes oder Volkes beurtheilen und feststellen; und wenn er darüber schreibt, wird er im großen und ganzen ein wenig zutreffendes Bild von dem Volke geben, weil er eben nur einzelne Züge im unvortheilhaften Lichte des Augenblicks und der Gelegenheit beobachten konnte. Nur wer recht lange unter einem wilden Stamme leben, mit demselben Leid und Freude tragen, mit Jung und Alt Noth und Tod durchkämpfen muß, kann ein richtiges Bild von der natürlichen Beschaffenheit desselben geben. Nur ist das eine dabei im Auge zu behalten: si duo faciunt idem, non est idem. Ein jeder Beobachter wird aus seinem Geiste heraus das sich ihm durch Beobachtungen Darstellende wiedergeben, das gegebene Bild wird mithin das Kolorit dieses individuellen Geistes stark an sich tragen. Man wird folglich erst das Ingenium des Darstellers kennen müssen, ehe man das gegebene Bild richtig beurtheilen kann. Von diesem Gesichtspunkte aus sollte man Reisebeschreibungen und besonders Bemerkungen Reisender über religiöse Zustände wilder Völker, über Missionen und Erfolge, bezw. Nichterfolge derselben ansehen und beurtheilen. Was einige als Hokuspokus und Zeremonienkram darstellen, ist bei rechtem Lichte besehen, doch nicht in diese Klasse gehörend, sondern wirkliche, aus innerem Bedürfniß hervorgehende Aeußerung einer gewissen, wenn auch absurd erscheinenden Religiösität, die ganz und gar dem inneren und äußeren Zustande des betreffenden Volkes entspricht, und die wohl weit über dem lachenden Unglauben civilisirter und gebildeter Menschen stehen möchte.

Diese und ähnliche Gedanken drängten sich Schreiber Dieses auf, als er vor 27 Jahren kurz nach Ankunft im Damaralande einer feierlich-religiösen Handlung der damals noch ganz heidnischen Ovaherero (Herero) zuzusehen Gelegenheit hatte. Die Feier gestaltete sich folgendermaßen:

Auf einem riesigen Paar Ochsenhörnern mit Stirnblatt, wie sie alte echte Herero-Ochsen zu haben pflegen, saß der Priester und Oberhäuptling still und würdevoll am Okuruó[1]); um ihn herum eine Anzahl von Fett und Ocker roth glänzender alter Männer. Aus ihrer Mitte erhob sich ein sehr alter Mann, Namens Kavingava, entfernte sich ein wenig, zog dann seine Sandalen von den Füßen, kniete nieder und kroch auf seinen Knien an den Okuruó, küßte die Asche drei-

---

[1]) Man hätte für dieses Fremdwort: Aberglaube, Religiösität, Gottesfurcht ꝛc. setzen können, aber all diese Ausdrücke sagen zu viel und zu wenig für unseren Zweck. In den obigen Ausdruck kann man mehr Gedanken wie in jene Worte legen. Das bestimmte die Wahl desselben.

[1]) Der Okuruó ist eine auf der Ostseite der Werft gelegene Stelle, eigentlich ein Aschenhaufen, auf dem morgens und abends, während die Frauen die Kühe melken, das heilige Feuer brennt. Rund herum werden die großen Hörner der bei feierlichen Gelegenheiten geschlachteten Ochsen gelegt, die dann als Sitze für die Männer dienen, die Zutritt haben.

mal, strich sich darauf ein wenig von derselben auf die linke Schläfe und Wange, danach auch aufs Herz. Feierlich erhob er sich wieder, that seine Sandalen an die Füße und setzte sich wieder auf seinen Ochsenhornsessel. Hierauf nahm der Häuptling ein Stück gekochtes Fleisch, riß ein Stückchen ab, tauchte es in die Asche des Okurnó und gab's dem alten Kavingava in den Mund. Ebenso gab er hierauf all den Anderen der Reihe nach ein ebenso behandeltes Stückchen Fleisch in den Mund. In der Reihenfolge schien das Alter der Empfangenden beobachtet zu werden. Auf meine Nachfrage nach der Bedeutung dieser feierlichen Zeremonie antworteten mir einige Leute: mave rángere, d. h. sie rángera-n. Dabei wurde noch bemerkt, daß Kavingava noch nach der alten Väter Weise rángera-te, die jüngeren Leute hingegen das nicht mehr so machten, also schon freisinniger wären. Die Sache ist aber wohl die, daß Kavingava als der Aelteste des Stammes eine besondere Aufgabe hatte, den Genien des Okurnó, das ist nach Bantu-Begriffen den Ahnen, als dessen Repräsentant besondere Ehrfurcht zu erweisen.

Es ist nun Aufgabe dieser Zeilen, obigen Titel durch Erläuterungen von Thatsachen, die alle in das Gebiet desselben fallen, zu rechtfertigen und deutlich zu machen, wozu folgende Stücke dienen mögen.

I. Bedeutung des okurángera[1]).

Die etymologische Bedeutung des 'okurángera (im Oshindonga-Dialekt oku lálela, im Oshikuánjama-Dialekt oku nángela) ist folgende: ra-nge-ra hat die Grundwurzel von ra-ra, schlafen, sich niederlegen (Oshindonga -lála, Oshikuánjama -na-nga-la). Die zweite Silbe -nge- ist aus der transitiv-relativen Silbe -ra entstanden mit subjektiv-kasueller Bedeutung. Die dritte oder Endsilbe -ra ist hier Suff. relativi. Auch in Oshindonga und Oshikuánjama sind die Endsilben -ela als Suff. relativi aufzufassen. Alle drei, ein und dieselbe Sache bedeutenden Zeitwörter in der Infinitivform (wie okurángera, okulálela, okunángela) sind zu geben mit: für, anstatt jemand sich niederlegen, daher: anbeten, verehren (prosternendo adorare). Die alten Herero bezeichneten das Abhalten der christlichen Gottesdienste auch mit okurángera. Das junge, freisinnig gewordene Geschlecht verwechselt hingegen schon diesen Begriff mit anderen, unter Zauberei fallende Handlungen, wie Krankheiten austreiben, böse Besprechungen unschädlich machen, Zukunftsmagie treiben u. s. w.

Das eigentliche okurángera darf nur an heiliger Stätte, wie am Okurnó geschehen, wiewohl auch je nach Bedürfniß und augenblicklicher Lage dasselbe beim Urvater der Herero, dem Baume Omumborombonga, stattfinden kann, indem man ein Bündelchen grüner Zweige oder eine Hand voll Gras auf seine untersten Aeste wirft.

Eine ähnliche oder gleiche Idee treibt die Naman (Khoi-Khoin), und ihnen nach die Bergdamara (Hau-Khoin), wenn sie auf Reisen und Wanderschaft einen Stein oder eine Hand voll Gras auf das vermeintliche Grab des Nationalheiligen Heitsi Eibib werfen, wodurch die bekannten, meist an engen Durchgängen und Eingängen vorkommenden Hügel aus nach und nach aufgeworfenen Steinen, meist gleicher Größe bestehend, gebildet wurden. Die Verehrung dieses Heiligen soll Glück und Segen bringen. Aehnlich mag auch die Idee vom Mukuru der Herero als Heiliger und Held, endlich als überirdisches Wesen entstanden sein. Man würde diesen Stämmen in Form der römischen Heiligenverehrung nichts Neues bringen, weil sie selbst dergleichen als Heiden schon seit undenklichen Zeiten, ja vor Zeiten besser wie jetzt gekannt und geübt haben.

[1]) Infinitivform von rangera.

Wenn nun auch jede Familie ihren eigenen Ahnen als Heiligen verehrt, so läßt sich doch auch wieder der Zug zu einem gewissen Monotheismus, wenn man so sagen darf, nicht verkennen, insofern die verschiedenen Familien eines Stammes nämlich auf einem Nationalahnen haften blieben, wie z. B. die Ovaherero auf dem Mukúru, die Ovámbo auf dem Kalúnga, die Ambundu auf Súku, die Zulu-Kaffern auf Unk'ro, die Batjáona (Betschuana) auf Morimo u. s. w. Da nun jeder Stamm der großen Bantu-Familie ihren eigenen Nationalahnen-Gott hat und obige Benennungen keineswegs verschiedene Namen für das eine Gott-Wesen sind, so muß diese Thatsache, über die man sich bis dahin noch nicht klar zu sein scheint, für die Wahl eines Namens für Gott bei Eintritt des Christenthums unter die Bantu-Stämme geradezu verhängnißvoll werden, da man wirklich in Gefahr steht, einen solchen Stammes-Ahnen zu apotheosiren, was vielleicht schon geschehen ist[1]).

II. Sagen.

Der eigentliche innere Grund der Deisidämonie unserer Stämme offenbart sich nach Verhältniß in den noch wenig bekannten Sagen derselben. So wenig und unbedeutend dieselben uns erscheinen mögen, liegen in denselben doch manche bedeutsame Winke für die Erkenntniß der psychologischen Seite des Charakters unserer Stämme verborgen. Es können hier selbstverständlich nicht alle Sagen und Sagentheile besprochen werden, aber eine wichtige läßt sich nicht umgehen, nämlich die vom Mond und Hasen, die sich bei all unseren Stämmen, jedoch bei den mehr poetisch angelegten Naman besonders ausgebildet findet.

Der Mond sandte — so geht die Sage — eines Tages die Laus zu den Menschen und sagte: „Gehe hin und sage den Menschen: Gleichwie ich sterbe und sterbend lebe, so werdet auch ihr sterben und sterbend leben. Während nun jene hingeht, begegnet ihr der Hase im Wege und fragt sie: Was gehst denn du suchen? Da antwortete die Laus: Ich bin vom Mond gesandt zu den Menschen, um ihnen zu sagen, daß wie er sterbe und sterbend lebe, auch sie sterben und sterbend leben (werden). Da sagte der Hase: Du gehst schwerfällig, darum laß mich gehen; sprach's und lief hin. Als er hinkam, sagte er: Ich bin vom Monde gesandt, um euch zu sagen, daß, wie er sterbe und sterbend ganz todt gehe (eig. hohläugig werde), so sollt auch ihr sterben und sterbend todt bleiben. Als er das gesagt, kehrte er zum Monde zurück und sagte ihm, was er den Menschen gesagt habe. Da sagte der Mond: Wie darfst du den Menschen sagen, was ich dir nicht sagte? So sagend, wurde er böse, nahm ein Holz und schlug ihn auf die Nase. Von dem Tage an ist seine Nase gespalten.

(Zusatz. Aber auch die Laus ging für ihre Saumseligkeit nicht frei aus. Zwar darf sie auf dem Leibe der Naman sich nach Belieben aufhalten und ausbreiten, aber sie wird, wenn ertappt — zwischen den Zähnen zerbissen und gegessen.)

Dabei ist von vornherein die Behauptung zu widerlegen, daß nämlich die Bantustämme diese Sage, so viel sie von derselben noch wissen, von den Naman erhalten hätten, als ob diese zu einer Zeit die Lehrmeister aller Bantustämme Südafrikas gewesen wären. Sollen sie doch auch den Kafirstämmen die in deren Dialekten vorkommenden Schnalzlaute (Clicks) aufgedrängt haben[2]).

[1]) Siehe des Verfassers Abhandlung: „Zur Sprachen- und Völkerkunde der Bantu-Neger“ in T. Techmer's „Internationaler Zeitschrift“, V. Band, 1. Hälfte, am Schluß.

[2]) Solch unwissenschaftliches Nachsprechen unwissenschaftlicher Behauptungen zeugt von geringer Bekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen afrikanischer Sprachen und Völker. Man vergl. des Verfassers Abhandlung: „Zur Sprachen- und Völkerkunde der Bantu-Neger“ in T. Techmer's „Internationaler Zeitschrift“, V. Band, 1. Hälfte: Die Sprache des Bantutypus.

Die Herero (Ovaherero) und Ovarebostämme haben das Detail der betreffenden Sage vergessen, wenigstens wissen sie dieselbe nicht mehr wie die Namau zu erzählen, das Wesen derselben ist ihnen jedoch geblieben. Die Herero nennen den feuerroth aufgehenden Vollmond: omúeze ua njos' ombi, d. h. der Mond hat (mit Feuer) verbrannt (oder gebraten) den Hasen. Die Ondonga-Ovámbo (Aandónga) sagen für denselben Begriff: omuézi eáta (oshuata) ljondímba, d. h. der Mond ein Nest des Hasen. Die Ovakuánjama-Ovambo haben dafür: oháni ondábo jombábi, d. h. der Mond ein Nest des Braunbocks. Der ombabi, Braunbock-Antilope, nimmt bei letzterem Stamme die Stelle des ondimba-Hasen der Ondonga-Ovambo ein, weil der Hase im Lande der Ovakuánjama ziemlich unbekannt zu sein scheint.

Es entsteht nun unwillkürlich die Frage, was hat diese Mond-Hasensage mit Deisidämonie eingeborener Stämme zu thun? Zur Beantwortung dieser Frage mögen folgende zwei Punkte dienen:

1. Der Hase ist diesen Völkern das Symbol der Listigkeit, Verschmitztheit, Falschheit, Arglist, Feigheit, des Betruges u. s. w. Daher seine große Furcht, die ihm von den Göttern zur Strafe für seine Schelmerei auferlegt ist; weshalb es auch verboten ist, sein Fleisch zu essen. Man wird eher ein stinkendes Hyänenaas, als einen Hasen essen.

2. Der feurige Vollmond mit seinen dunklen Augen (in diesem Landestheile beim Aufgange besonders groß und hell) ist das Symbol des strafenden (unbekannten) höheren Wesens; zunächst für den betrügerischen Hasen, der ja besonders das feurige Gesicht des Vollmondes scheuen soll; sodann auch für alle bei Mondschein begangenen Unthaten selbst, daher die Namau nicht gern, so lange der Mond noch die Nacht erhellt, im Kriege eine Werft anfallen, und auch die Bantu zu ihren Unthaten gern die dunkle Nacht wählen, weil der Alles sehende Mond dieselben einer unbekannten aber gefürchteten Macht verrathen könnte. Daß demselben ein solches Wächteramt zugeschrieben wird, besagt der Herero-Ausdruck: omúeze ua njos' ombi, der Mond hat den Hasen (mit Feuer) gebrannt. Der ursprüngliche Gedanke dabei war: es giebt eine das Böse bestrafende Macht. Diese präsentirte der feurige Vollmond den südwestafrikanischen Eingeborenen.

Die Ovambo-Stämme haben mit dem Ausdruck: omiézi oshuata shondimba (eata Gondimba), oder wie die Ovakuánjama-Ovambo denselben haben: oháni ondábo jombabi, der Mond ein Nest des Hasen oder der Braunbockantilope, schon einen euphemistisch-rationalistischen Weg betreten, weil bei ihnen der Begriff einer Nemesis durch die Tyrannei ihrer Häuptlinge erstickt ist. Der Mondwächter ist ihnen nur noch ein Nest, worin der Hase oder der Bock liegt und sich verbirgt, bis es dem Häuptling einfällt, ihn zu erschlagen.

III. Idee einer Erlösung.

a) Von leiblichen Uebeln.

Der Titel dieser Zeilen ist durch obige Erörterungen noch nicht genug erläutert. Auch der „Wilde" sucht auf religiöse Weise Erlösung von dem, was ihn zunächst am meisten drückt: von leiblichen Uebeln. Im allgemeinen herrscht bei den Bantu der Glaube, daß gewisse, wenn nicht alle Krankheiten dem betreffenden Kranken durch böse Menschen angezaubert sind. Leute, die das thun und können, müssen, wenn der Kranke wieder genesen soll, ausfindig und unschädlich gemacht werden. Da das nicht so leicht geht und solchen Menschen oft nicht so leicht beizukommen ist, der Kranke aber doch von der ihm angethanen Krankheit entzaubert werden muß, werden allerhand Mittel angewandt, dies zu bewerkstelligen. Vertrauenswürdige Medizinmänner (ozongánga) lassen sich ein Stück fettes Vieh geben, schlachten es nach gewissen Riten, kochen das Fleisch und die inneren Theile, worauf dann der Kranke auf dem dampfenden Topfe hin und her bewegt wird. Andere saugen aus einem Kranken allerlei Dinge, wie kleine Frösche (wenn nämlich in der Nähe Wasser ist), Eidechsen, Kürbiskerne, Nadeln etc. Andere verstecken Sachen des Kranken in die Erde, wo sie verfaulen sollen, damit die Krankheit mit dem Verfaulungsprozesse weiche. Diese Prozeduren bezeichnen die Herero mit dem Zeitworte (Inf.) oku-huhúra oder okuhuhúrura [1]); die Ondónga-Ovámbo mit: a peua aasisi, er erhält, oder ihm werden gegeben aasisi; die Ovakuánjama-Ovámbo mit: a peua ovakuanúngu (Sing. omusisi, omukuanúngu). Wer sind nun die menschenähnlichen Wesen, die durch Medizinmänner dem Kranken mitgetheilt werden? Sind es etwa Spiritus majorum oder Dämonen der Geisterwelt? Die Herero meinen, omusisi sei die Frau ihres Mukúru gewesen und sei eine besondere Beschützerin der Kranken. Jedenfalls sind die fungirenden Medizinmänner in diesem Falle Medien, wodurch die asisi-ovakuanúngu dem Kranken mitgetheilt werden. Da haben wir den modernen Spiritismus in optima forma unter den Heiden!

Aber auch die Herero sind nicht weit von der Praxis des Spiritismus entfernt. In dringenden Fällen, wie in Nothzeiten, geht der Häuptling oder ein anderer „Mann" zum Grabe des Vaters, Großvaters oder eines anderen verstorbenen „Großen", klopft mit dessen Stocke (der nach dem Tode im Hause des Sohnes bleibt) auf das Grab und ruft hú, hú, hú [Vergl. das oben gegebene Zeitwort okuhuhúra (oku-hu-h-úra)], bis der Geist antwortet: oveiaui, wer bist du? Der Frager (Spiritist) spricht: Ich bin der und der, etwa deren Sohn oder Bruder u. s. w. Der Geist spricht: Was suchest du? worauf der Betreffende nun sein Anliegen vorbringt. Der Häuptling Maharero unternimmt nichts Wichtiges, ohne vorher zum Grabe seines Vaters Fjamúaha gegangen zu sein. Die ungläubigen jungen Leute sagen freilich, Maharero beantworte die gestellten Fragen selbst, ohne daß ein Laut aus dem Grabe käme.

In großer Noth, z. B. bei anhaltender Dürre wandert jedoch wohl der ganze Stamm mit Vieh und Allem zum Grabe des „Großen", um etwas Milch und (mageres) Fleisch aufs Grab zu legen und zu klagen: O Vater, sieh deine geliebten Rinder und Kinder an, sie leiden Noth, sie sind so mager, sie sterben vor Hunger, gieb Regen, gieb Segen u. s. w. Der Zuschauer wird geradezu betäubt durch das entsetzliche Gebrüll und Geblöke von Tausenden von Rindern und unzähligem Kleinvieh, das Schreien der Hirten, Gebelle der Hunde, Gekreische der Weiber u. s. w. Eine entsetzliche Scene, die man zum zweiten male nicht zu sehen wünscht. Diese Handlung wird oku-jámbera (für jemand ein Pfand niederlegen) genannt.

Die alten Leute dachten und denken sich alle Geister in der Erde lebend. Nur die guten können angerufen bezw. citirt werden. Die Bösen verstorbener böser und sehr schlechter Menschen erscheinen zuweilen als ovirúru (Sing. otjirúru) in Gestalt von bocks- oder hundefüßigen Straußen oder Hunden mit Rinderklauen. Diese ovirúru verüben bei ihrem Erscheinen alle Schlechtigkeiten und Laster, die der zum otjirúru gewordene Verstorbene während seiner Lebzeit auf Erden zu thun gewohnt war: sie stehlen, rauben, verführen Frauen und Mädchen, ja es sollen sogar Nachkommen von ihnen als Ausgeburten menschlicher Bosheit und Gräuel vorkommen (was einige Leute als gewiß behaupten, andere hingegen leugnen).

Um nun einem Verstorbenen die Möglichkeit, als otjirúru wieder zu erscheinen, zu nehmen, wurde ihm früher gleich

[1]) Okuhuhúra oder okuhuhúrura ist trans. Inversivform von -huha in Otjihúha, ein Zauberwort, und heißt wörtlich: ent-huha-n. vom otjihúha entbinden, befreien, erlösen.

nach dem Tode das Rückgrat durchgehauen, der Leichnam dann in einen Knäuel zusammengebunden und in eine Rindshaut eingeschnürt. In dem Rückgrat soll — so glaubten die alten Herero — ein Wurm sitzen, der, wenn nicht durch Durchhauen getödtet, zum otjirúru werden könnte. Diese Sitte nimmt ab, je mehr das Christenthum Raum gewinnt, so daß schon echt heidnische Herero ihre Todten in Särgen fast christlich begraben.

b) Von den Schrecken des Todes.

Für einen Kranken giebt's möglicherweise noch von und durch Menschen kommende, vielleicht auch übermenschliche, von Geistern ausgehende Hilfe, aber ondiro kai nomuini, d. h. der Tod hat keinen Herrn, sagt ein Sprichwort der Herero. Da steht der arme Heide rathlos und sinnt entweder über den Gang und Verbleib des Verstorbenen, oder auf Rache gegen den unerbittlichen und unsichtbaren Feind. Obwohl nun die Herero sagen, sie wüßten nichts von einer Seele des Menschen und einem Fortleben derselben nach dessen Tode, so zeigen doch die oben erwähnten religiösen Gebräuche, daß ihre Vorfahren wenigstens eine Ahnung vom Gegentheil gehabt haben müssen. Nun kann sich ein Herero, dessen Seelenleben bei Leibesleben ganz in seinen Rindern aufgegangen, nichts Schrecklicheres denken, als daß seine Seele im Jenseits etwa ohne ozongombe, d. h. Rinder, sein sollte. Daher richteten die ovakúru, d. h. die Altvordern, die Sitte ein, daß nach dem Tode eines Herero -ondjózua [1]) werden müsse, d. h. unmittelbar nach dem Begräbniß müsse je nach der Größe des Besitzes eine Anzahl Rinder (bei Reichen bis zu 100) geschlachtet werden, deren Fleisch gegen alle sonstige Sitte für jedermann, wer essen will, zugänglich sei. Wenn nun der Geiz der Söhne oder Erben des Verstorbenen nicht allzu groß ist, geschieht das auch, obschon in neuerer Zeit die Zahl der geschlachteten Rinder bei solchen Fällen immer mehr abzunehmen scheint; keiner bringt's mehr zu einer Hekatombe, wohl weil der alte Glaube abnimmt, oder aber auch der Geiz zunimmt.

Die so geschlachteten Rinder — meist Ochsen — werden ozongondjóza nach dem Verbum -jondjoza genannt. Die Hörner derselben werden auf einem Pfahl am Kopfende des Grabes als Grabmonument aufgerichtet, um zu zeigen — wie die Leute sagen —: „Hier ruht ein Herero, der Rinder hatte, und nicht als ein Armer ins Jenseits gegangen ist." Beim Grabe eines Armen sieht man nur eine oder zwei Ziegen oder Schafhörner hängen. Ländlich, sittlich; überall dieselbe Idee, dieselben Gesetze.

Die Ovambo-Stämme haben die Sitte des -jondjóza nicht, obschon sie auch bei Todesfällen großer Leute einige Rinder zu schlachten pflegen, aber Gesetz der „Alten" ist es nicht. Diese heißen dann im Ondonga-Dialekte einfach d ɔösuá, bei den Ovakuanjama odonpeáli, d. h. die (sc. Rinder) des Todes oder Sterbefalles. Für den Armen giebt's bei den Ovambo keinen Tod und auch kein Grab; er ernährt (nach der Leute Ausdruck) die wilden Thiere. Der Rinderkultus ist bei diesen Stämmen, weil sie Ackerbauer, lange nicht so ausgebildet, wie bei den Herero, bei denen er geradezu eine Wissenschaft bildet, deren Akademie bei Maharero auf Okahandja ist.

So wie die Neger-Herren Diener mit ins Jenseits haben wollen, deshalb beim Tode eines solchen eine Menge Sklaven und Diener das Leben lassen müssen, so muß der Herero Rinder mit ins Jenseits haben. Das ist alles, was er begehrt. Bei jenen und diesen ist die Idee dieselbe. Jeder möchte doch gern das Liebste und für ihn Nützlichste mitnehmen. Es ist dies das Einzige, was der arme trostlose Heide sich ausdenken konnte, um sich die Schrecken des Todes in etwas zu erleichtern.

IV. Symbolisirungen.

Aus den Fabeln der Herero und Naman geht hervor, daß unsere Eingebornen auch zu symbolisiren verstehen. Bei letzteren gilt die Mantis religiosa als Symbol einer (unbekannten) Gottheit, daher jene auch gemeinhin „Hottentotsgod" genannt wird. Die Herero erzählen von der Verwandlung wieder auferstandener, tapferer Menschen in Löwen. Der Löwe wird, wenn er getödtet wird, einem Menschen gleich geachtet, daher derjenige, der einen Löwen tödtet, gleich steht mit dem, der einen Menschen getödtet. In beiden Fällen muß er sich nach alter Sitte in den Armmuskel ritzen lassen, damit etwas Blut herausfließe. Diese Einschnitte in den Arm heißen dann outóni [1]). Bei den Ovambo ist ein Menschen- und Löwentödter ein omŭntu oŭtóni (im Oshikuánjama-Dialekte omŭnu oŭóni), ein Wort, welches auch für „blutdürstiger Mensch" gebraucht zu werden pflegt. Ein Mensch, der etwas von der Natur des Löwen an sich hat, wird mit dem Prädikat „Löwen-Mensch" beehrt.

Die alten Herero (ovakúru) haben es verstanden, ihre Nachkommen vor Verfall zu sichern, indem sie ihre Familien mit Riten umgaben, die gleich Gesetzen gelten und durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht genau und unverdorben fortgepflanzt werden. Der sterbende Familienvater pflegte seine Kinder an seinem Lager zu versammeln, um ihnen die Familien- und Gesetzestraditionen in Bezug auf Vieh, Speisen, Heirathen u. s. w. ans Herz zu legen und ihnen einen Ondája, d. h. Befehlsegen zu hinterlassen; fügte auch wohl einen Ondája ombi, einen schlechten Segen, bei, d. h. er drohte, daß, wenn sie die gebotenen Ordnungen nicht hielten, sie Unglück treffen würde. Kommt nun nach seinem Tode ein Unglück, dann heißt es: wir haben einen Ondája ombi bekommen. Auch der Missionar giebt ihnen nach ihrer Meinung einen solchen, wenn er in seinem Vortrage z. B. sagt: „Wenn ihr euch nicht bessert, werdet ihr also umkommen."

Diese Familien-Riten stehen nun unter Protektion gewisser Thiere. Bekannt sind als solche die Schraubengemse (Kuddu), das Felsenkaninchen, das Chamäleon u. a. m. (Andere geringe Familien haben noch andere Protektionssymbole.) Hierbei scheint die alte Idee einer Seelenwanderung zu Grunde zu liegen. Der Ahnengeist wird auf diese Weise wieder sichtbarer Protektor der Familie. Es muß daher jeder derselben, der ihrem Schutzgeistsymbol begegnet, demselben die Ehre erweisen, es nach dem Okuruó zu bringen. Die dem Kuddu angehören, erhalten die Schraubenhörner desselben auf ihr Grab, dürfen auch, um das Kuddu nicht durch Verachtung zu beleidigen, nach ihrem Tode nicht -jondjózua werden.

So wie nun nach Herero-Begriffen böse Menschen wieder als ovirúru erstehen können, so haben die außerhalb des Menschengeistes existirenden Dämonen ihre Behausung in unheimlichem Gewürm, daher für einen Herero jeglicher Wurm im Verdachte steht, zu-zepa, d. h. giftig und tödtlich zu sein.

Aus obigen kurzen Bemerkungen möchte hervorgehen, daß unsere „Wilden" doch nicht so ganz ohne Gedanken sind, die uns „Zahme" interessiren können; und daß sie nach Vermögen suchen, ihren religiösen Bedürfnissen gerecht zu werden, dies Vermögen aber auf Irrfahrten nutzlos verbrauchen, man daher sehr wohl thut, ihnen etwas Besseres und Nützlicheres zu bringen, als das, womit sie sich vordem abgequält haben.

[1]) Eigentlich -jondjóza, vom Semicausativum, etwas jemanden vorausgehen, vorangehen machen oder lassen; machen, daß jemand oder etwas vorangehe.

[1]) Ursprünglich scheint dies Wort „Heldenmuth" bezeichnet zu haben. Die Herero scheinen dasselbe mit omatóni (Sing. etóni, testiculi) in Verbindung zu bringen, wenn sie sagen: tu nomatóni, wir haben Hoden, d. h. wir sind muthige Männer.

Aus dem Nordamerikanischen Kaskaden-Gebirge.

Von Dr. Julius Röll.

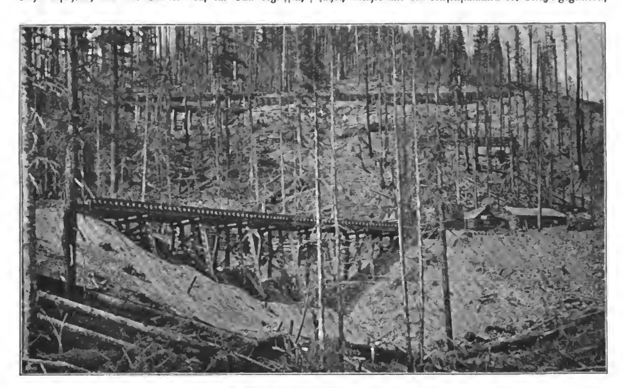
V. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit drei Abbildungen.)

Von der am Ostabhange des Kaskaden-Gebirges gelegenen Station Easton führt die Northern Pacific-Railroad seit dem 1. Juni 1888 durch den Stampedetunnel nach der Station Weston.

Als wir am 18. Mai desselben Jahres diesen Theil der Bahn befuhren, war der Tunnel noch im Bau begriffen, und wir hatten daher das Glück, die Bahnfahrt über die Paßhöhe mitmachen zu können, welche sich als eine der interessantesten der ganzen Linie erwies.

Wenn man von Easton aus am Ufer des Yakima und des Kitchelos-River hin durch den wundervollen Urwald fährt, welcher aus den Riesenstämmen der Thuja gigantea, Pseudotsuga Douglasii, Tsuga Mertensiana und Abies monticula gebildet ist, so beginnt die Bahn bedeutend zu steigen. Die Gebirgslokomotiven, welche diesem Umstande Rechnung tragen müssen, sind wahre Kolosse und bewegen sich auf 10 Rädern, von denen das erste Paar sehr klein ist und kaum den halben Durchmesser der übrigen hat. Außerdem läuft der Tender auf acht Rädern, so daß die ganze Lokomotive mit Zubehör sich auf neun Achsen oder 18 Rädern bewegt. Vorn ist wie bei allen amerikanischen Lokomotiven der sogenannte cow-catcher (Kuhfänger), ein schneepflugartiger Rechen, zur Beseitigung der auf den Schienen liegenden Hindernisse angebracht. Auch sind die Lokomotiven mit einer Luftbremse versehen, und es befindet sich außer der Signalpfeife noch eine Glocke auf denselben.



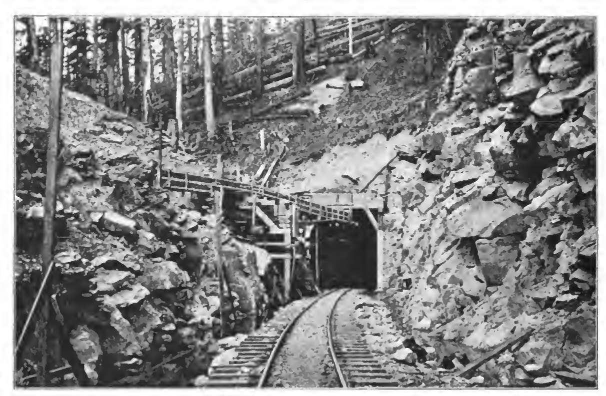
Der Switch-Back-Uebergang über das Kaskaden-Gebirge.

Auf der ganzen Linie sind Schutzvorrichtungen gegen Schneelawinen angebracht, theils als Schutzdächer, theils als Brettertunnel, deren man von Easton bis zu der am Eingange des Tunnels gelegenen Haltestelle Martin 12 durchfährt.

Die Bahn läßt den Kitchelosfluß zur Rechten und erhebt sich hoch über das Thal desselben, so daß man von Zeit zu Zeit einen Ausblick in die Tiefe hat, in welcher der schäumende Fluß dahinbraust. Fünf große Holzbrücken führen über die Abgründe der Seitenthäler. Wer die großartigen Holzgerüste, welche aus den Schluchten zur schwindelnden Höhe emporsteigen, sieht, der staunt über die Kühnheit, mit welcher diese Fachwerkbrücken, sogenannte trestle works, aus der Menge von Baumstämmen aufgebaut sind. Man hält es nicht für möglich, daß sie trotz ihrer kunstvollen Zusammensetzung die schweren Lokomotiven tragen können. Nur der Amerikaner kann solche gewagte Bauwerke ausführen, deren Material und Construction für eine kurze Dauer berechnet ist. Wer über sie fährt, dem steht wohl das Herz einen Augenblick still, wenn sie unter der Last des Zuges knarrend und zitternd zu schwanken scheinen. Schwindel erfaßt den Zagenden, und auch der Herzhafte blickt staunend hinab in die schaurige Tiefe. Von diesen Brücken öffnet sich oft eine interessante Aussicht in die Thäler und auf die Schneeberge der Kaskaden, welche dieselben abschließen.

Wenn die Züge fahrplanmäßig eintreffen, so hat man gewöhnlich an der Haltestelle Martin, wo sich dieselben gegen 4 Uhr nachmittags kreuzen, einen längeren Aufenthalt, den die Passagiere benutzen, um auszusteigen und die interessante Naturscenerie zu betrachten. Eine am Rande eines Abgrundes liegende Blechkanne gab der stets regen Thatenlust der amerikanischen Passagiere willkommene Gelegenheit, sich im Steinwerfen zu üben. Die Zahl der Theilnehmer vergrößerte sich mehr und mehr, und als einer derselben auf den Gedanken kam, eine Kugel aus seinem Revolver nach der blechernen Zielscheibe zu senden, da entspann sich bald eine mehrseitige Beschießung derselben, so daß die Passagiere des von Westen kommenden Zuges neugierig die Köpfe aus den Fenstern steckten, als vermutheten sie eine Plünderung des Zuges, wie sie in Amerika zuweilen vorkommt, und wie sie in der That kurze Zeit später auf derselben Linie wirklich vorgenommen wurde.

Die Fahrt über den Kamm des Gebirges ist eine äußerst romantische. Die Züge werden durch zwei Lokomotiven bewegt, von denen die eine zieht, während die andere am Ende des Zuges schiebt. Nach einiger Zeit mündet der Zug auf ein tiefes Nebengeleise, es wird eine sogenannte Spitzweiche gestellt, und man fährt nun in umgekehrter Richtung bergan, so daß die Lokomotive, welche vorhin am vorderen Theile des Zuges zog, nun am Ende desselben schiebt. Der Wechsel auf diesen Hutschen (switchbacks), von denen die nebenstehende Abbildung eine Vorstellung giebt, erfolgt mehrmals. Auf der Bergfahrt wird die Aussicht über die Wälder und Höhen immer umfassender und mannigfaltiger, die Gebirgsbäche eilen schneller dahin, die Thal-



Eingang in den Stampede-Tunnel.

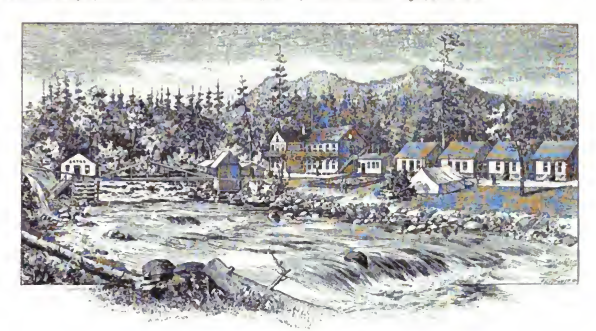
schluchten erscheinen bedeutender. Die Bahnlinie steigt mehr und mehr, die Dampfmaschinen keuchen, bis man endlich durch diese Zickzackfahrt, auf welcher noch einige Brücken, kleine Tunnels, Felseinschnitte und Schneeschutzdächer passirt werden, die Höhe des Passes erreicht hat. Dieselbe beträgt etwa 3400 Fuß. Man spürt eine merkbare Abnahme der Temperatur. Dann geht es in derselben Weise, aber diesmal mit großer Geschwindigkeit, bergab. Die Räder rasseln auf den Schienen, daß der Wald widerhallt. In rasender Eile braust der Zug hinab, vorbei an den dunklen Abgründen, über die schwankenden Brücken. Man sieht an manchen Stellen vier Geleise in der Tiefe. Die Scenerie erinnert an die Schwarzwaldbahn. Allmählich wird der Wald dichter und geschlossener. Zu beiden Seiten der Bahnlinie liegen verkohlte Stämme. Man fährt durch den niedergebrannten Urwald wie durch ein wüstes Land, und gelangt endlich an den Blockhäusern einiger Holzfäller und den Zelten der Tunnelarbeiter vorüber an den Eingang des Stampedetunnels, den die zweite Abbildung zeigt. Hier sieht man tiefe Ausschachtungen, hohe Brettergerüste, gesprengte Felsen, halb verkohlte und zum Theil noch rauchende Baumstämme, Wasserableitungskanäle, und mancherlei Wagen, Karren und Handwerkszeug. Die Schienen führen unmittelbar an riesigen Baumstrünken vorüber. Das alles giebt dem staunenden Blicke die mannigfachste Unterhaltung und setzt sich zu einer romantischen Scenerie zusammen. Aber man ist am Ende doch froh, die gefährliche Strecke hinter sich zu haben. Ja, wenn die schwankenden Holzbrücken nicht wären, die doch nur provisorisch gebaut sind und nur bis zur Eröffnung der Tunnelfahrt zu halten brauchen, und deren Material und Construction nur eine kurze Dauer zuläßt! Wer steht dafür, daß sie nicht acht oder vierzehn Tage vor der festgesetzten Frist zusammenbrechen? — Endlich beginnt der Zug ein langsameres Tempo anzunehmen, und, des erreichten Zieles froh, rasten die angestrengten Dampfrosse an der Station Weston.

Zwölf Tage nach dieser imposanten Fahrt, am 30. Mai 1888, kehrten wir an den Osthang der Kaskaden zurück.

Unterdessen war der große Tunnel dem Verkehr übergeben worden, so daß wir nun schneller und bequemer nach Easton gelangen konnten. Die Strecke war erst seit wenigen Tagen eröffnet, und man sah noch zahlreiche Arbeiter mit dem Fertigstellen derselben beschäftigt. Es war ein kühler, regnerischer Tag. Tiefer Nebel deckte die Gebirgsthäler und Felsschluchten, so daß man von der Umgebung des Tunnels wenig sehen konnte. Das Innere desselben war dagegen hell, fast festlich beleuchtet. Vierzig große elektrische Bogenlichter warfen in entsprechenden Abständen ihren Schein auf das noch ungeschwärzte röthliche Melaphyrgestein, und das Kommen und Schwinden der großen Lichter, die Beobachtung der Drähte, der Luftschachte, der abfließenden Wasser machte die Fahrt recht unterhaltend, so daß die Fahrzeit von 10 Minuten nicht als übermäßig lang empfunden wird. Der Tunnel ist 9850 Fuß lang, das bedeutet fast 2 engl. Meilen. Er wird in Amerika an Länge nur von dem Hoosactunnel in Massachusetts übertroffen.

Am Ausgange des Tunnels fällt zur Rechten der Mündung ein stattlicher Wasserfall von der Höhe des Berges herab, und seine Wasser fließen eine kurze Strecke längs der Bahnlinie dahin. An der Station Martin wird Halt gemacht, und wenn der Zug von Osten nicht rechtzeitig eingetroffen ist, so steigen die Passagiere zum größten Theil aus und unternehmen einen Spaziergang in den nahen Urwald, oder botanisiren am Bahndamme, während andere eine der großen Holzbrücken zu erreichen suchen, über welche später der Zug nach der Station Easton hinabbraust.

Einen Monat später, am 28. Juni, durchfuhren wir zum letzten male den Stampedetunnel. Wir verließen Easton am Nachmittag, und konnten diesmal, unterstützt von unserer Ortskenntniß, die interessanten Punkte der Fahrt, dank der amerikanischen Freiheit, die das Durchschreiten der Wagen und den Aufenthalt auf der Plattform zu jeder Zeit und überall auch während der Fahrt gestattet, nach Belieben in Augenschein nehmen.



Green River Hot Springs.

Wir hatten diesmal einen längeren Aufenthalt an der Station Martin, und benutzten denselben, um einige seit unserem letzten Hiersein aufgeblühte Pflanzen zu pflücken. Da der Zug sich stets sehr langsam in Bewegung setzt und die Abfahrt desselben überall in Amerika durch das Läuten der auf der Lokomotive befindlichen Glocke angezeigt wird, auch das Aufspringen auf die Wagen während der Fahrt nicht verboten ist, so kommt man nicht in die unangenehme Lage, zurückbleiben und dem abfahrenden Zuge nachsehen zu müssen. Ein Versäumen des Zuges würde um so unangenehmer sein, als der nächste Personenzug erst 24 Stunden später abgeht, denn es verkehrt täglich nur ein einziger Personenzug auf den westlichen Strecken der Nord-Pacific-Bahn. Wer auf Bequemlichkeit während der Fahrt verzichtet und nur kurze Strecken zurücklegen will, findet auch in den Güterzügen einen Platz in der Cabuse des Zugführers, muß aber für denselben den vollen Fahrpreis bezahlen.

Endlich kam der Zug von Westen her aus dem Tunnel zu Station Martin herangebraust. Hundert neugierige Köpfe schauten aus den Fenstern, und ein Theil der Passagiere nahm auf der Plattform der Wagen Stellung, während wir uns langsam in Bewegung setzten. Am Eingange des Tunnels stürzte nach wie vordem der Wasserfall vom Felsen herab, und das blendendweiße elektrische Licht erleuchtete den langen dunklen Raum. Diesmal dauerte es 11 Minuten, bis der frohe Ruf der Lokomotive die Ankunft am Westende des Tunnels meldete. Ein goldener Schein vom fernen Westen her hieß uns willkommen im Reiche der Ernten; ein sanfter Lufthauch von der Pacific-Küste begrüßte uns im Lande, wo Milch und Honig fließt, und wo das milde Klima die süßen Früchte zeitigt und die herrlichen Trauben reift, welche man am Osthange der Kaskaden vergeblich suchen würde.

Nirgends ist mir in Nordamerika der Unterschied des Klimas und der Vegetation auffallender erschienen, als auf dieser Fahrt, welche uns fast plötzlich von dem rauhen, trockenen Osthange des Kaskaden-Gebirges in den milden Westen führte. — Die Station Weston, an der wir den Zug verließen, liegt gleich der Station Easton mitten im Urwalde und ungefähr in derselben Meereshöhe, etwa 1850 Fuß hoch. Aber die Baumstämme sind bei Weston noch höher und umfangreicher, der Wald noch dichter, das

Unterholz schwerer zu durchdringen, als bei Easton. Die Moosflora ist reicher, und die einzelnen Moospflanzen sind stärker, größer und üppiger. Wir konnten in einem Seitenthale des Green River nur schwer vordringen und zogen es daher vor, in einem anderen Thale einen Knüppeldamm hinanzuwandern, welcher von einer Sägemühle thalaufwärts nach Südosten in den Urwald führt. Auf den Bergen hörte man die Murmelthiere pfeifen und im Walde die Spechte pochen. Zahlreiche Eichhörnchen kletterten an den Stämmen der Waldbäume empor. Einige am Wege stehende Baumstümpfe der Douglastanne zeigten etwa 400 Jahresringe und einen Durchmesser von 5 Fuß; die Adlerfarne erhoben sich bis zu Mannshöhe und überdeckten an manchen Stellen den Fluß, der die Wildniß durchfloß, und an dessen Steinen reichfruchtende Wassermoose hingen, die in den Wellen hin und her wogten. Als ich am Abend mit reicher Beute nach Weston zurückkehrte, hatte ich den Wunsch, daß es mir vergönnt sein möge, längere Zeit diese wundervollen Bergthäler zu durchwandern; allein nach unserem Reiseplane konnten wir nur noch einen Tag hier verweilen. Wir suchten daher, nachdem wir uns am warmen Ofen die naß gewordenen Kleider getrocknet, und ich einen Theil der gesammelten Moose eingelegt hatte, bald unser Lager in einer unverschließbaren Bretterzelle auf. Am anderen Morgen eilten wir schon mit Sonnenaufgang hinaus, um etwa 5 engl. Meilen thalab nach einem der wenigen Badeorte des amerikanischen Westens, nach Hot Springs, zu wandern. Den Bahnschienen folgend und den Fluß auf der hohen Eisenbahnbrücke überschreitend, kamen wir an mehreren Sägemühlen vorüber und sahen, wie ein ungeheurer Stamm der Thuja gigantea von acht starken Ochsen über einen Knüppeldamm geschleift wurde. Das Sägemehl wird durch eine Wasserrinne von dem Sägewerk in den Fluß geführt, ohne daß dadurch der Green River von dem Reichthum seiner dunklen, schwarzpunktirten Bergforellen eine nennenswerthe Einbuße erleidet. Ein geschickter Angler kann hier in wenigen Tagen einen halben Centner der schönsten Fische erbeuten, und wenn er zugleich Jäger ist und es ihn gelüstet, im nahen Walde mit Bären anzubinden, so findet er auch dazu Gelegenheit.

Auf den Bahnschwellen weiter wandernd, welche, wie auf der ganzen Bahnstrecke, hauptsächlich aus Kiefernholz (Pinus ponderosa var. scopulorum) bestehen und leider für einen Mannesschritt viel zu eng liegen, erreichten wir nach zwei Stunden Hot Springs. Ich hatte mich darauf gefreut, einen idyllischen, heiteren Badeort zu sehen, fand aber, daß die mitten in der Wildniß gelegenen Gebäude im Dunkel des Waldes einen keineswegs freundlichen Eindruck machten. Auch sahen wir nur wenig Badegäste. Es schienen reiche Leute zu sein. Vorzüglich die Damen waren elegant gekleidet. Seit langer Zeit hatten wir so feine Gesellschaft nicht gesehen.

Mich zog es in den Wald, in dem ein schön angelegter Weg bis zu einem Waldbach und einem Brunnen führte. Hier war die Vegetation noch üppiger, als im oberen Flußthale. Plantago lanceolata, ein Wegerich, der aus Deutschland eingeschleppt worden ist und von den Indianern „Fußtritt des Weißen“ genannt wird, erreicht hier die Höhe von einem Meter, Epilobium angustifolium, unser Weidenröschen, wird $1\frac{1}{2}$ m hoch; die Bäume waren mit fußlangen Astmoosen (Antitrichia), und der Waldboden mit dem weithin kriechenden, silberglänzenden Plagiothecium undulatum bedeckt. Am Waldbache standen reizende Farnkrautgruppen, unter ihnen auch der schöne deutsche Rippenfarn Blechnum Spicant. Ich nahm dann meinen Weg nach einer etwa eine Stunde entfernten Felsgruppe, die ich nur mit vieler Mühe zu ersteigen vermochte. Hier erbeutete ich zahlreiche Moose, von denen fußlange Polster an den Felsen herabhingen. Mitten in meiner Kletterarbeit brach plötzlich in meiner Nähe der Riesenstamm einer Douglastanne, eine ganze Felswand mit sich herabreißend, so daß ich es für gerathen hielt, auf einem Umwege dem im Wege liegenden Ungeheuer sobald als möglich auszuweichen.

Zur rechten Zeit gelangte ich an die Station Hot Springs, von wo wir noch am Nachmittage nach Weston zurückfuhren. Unser Wirth theilte uns mit, daß der Zug, welcher uns thalabwärts nach Enumclaw bringen sollte, zwei Stunden Verspätung habe, und führte uns während dieser Zeit in eine jenseits des Flusses befindliche Schlucht, welche steil an der Bergwand emporsteigt, von der ein kleiner Felsenbach herabeilt. Die Ueppigkeit der Vegetation war hier eine außerordentliche. Alle Bäume, auch die niedergestürzten Riesentannen und die vermodernden Baumstümpfe, waren dicht mit Moos bedeckt, das hier reich fruchtete. Große Farnkräuter neigten sich über den Waldbach, ihn an vielen Stellen dem Blick entziehend, und eine Menge von Sträuchern und Kräutern erschwerte den Aufstieg. Sich an ihnen oder an den Felsen festzuhalten, war gefährlich, denn das leicht verwitternde Melaphyrgestein bröckelt nicht selten ab, und dann entgeht man nur mit Mühe dem Sturz in die Tiefe. Die umgefallenen Bäume, welche an vielen Stellen die Schlucht überbrückten, ließen sich besser als Halt und Stütze gebrauchen, aber sie hatten sich meist so unbequem in den Weg gelegt, daß wir sie entweder übersteigen oder unter ihnen hinwegkriechen mußten.

Den Rückweg nahmen wir in einer Zickzacklinie am Berghange hinab, und langten mit reicher Beute beladen in Weston an. Dann fuhren wir mit dem von Osten kommenden Eisenbahnzuge an den reizenden Ufern des Green River hinab, der in einer romantischen Gegend seinen Lauf westwärts nimmt, durch dichte Urwälder und an gewaltigen Felsen vorüber, der pacifischen Küste zueilend. Von Nord und Süd, von den Kaskaden und dem Mount Tacoma, strömen ihm zahlreiche Bäche und Flüsse in fröhlicher Eile zu. Immer größer werden die Brücken, über welche der Zug, die zahlreichen Flußwindungen abschneidend, im Fluge dahinbraust. Jenseits der romantisch gelegenen Station Eagle Gorge mäßigt der Fluß seine Eile, um bei der Station Green River aus dem Gebirge in die weite, von zahlreichen Farmen bedeckte Ebene hinauszutreten. Hier wendet sich die Bahn, seine reizenden Ufer verlassend, südlich, dem Thale des White River zu, und führt uns durch niedergebrannte, rauchende und glimmende Wälder nach Enumclaw, einer kleinen, von Weston etwa 10 geogr. Meilen entfernten Ansiedelung, die wir für die erste Hälfte des Juli zu unserem Hauptquartier ausersehen hatten.

Die französische Kolonie Obok[1]).

(Mit drei Abbildungen.)

Als Napoleon III. im Jahre 1857 das armselige Somali-Dörfchen Obok mit seinem kleinen Gebiete an der Tadschura-Bai, vor dem südlichen Ausgange des Rothen Meeres, dem französischen Kolonialreiche einverleibte, und dem Sultan von Zeila für die gutwillige Abtretung desselben die Summe von 50000 Franken bezahlte, da dachte er dadurch lediglich ein Kompensationsobjekt zu gewinnen für die zwei Jahre früher von den Engländern besetzte Insel Perim, mitten in der Straße von Bab-el-Mandeb, die rechtzeitig zu occupiren Napoleon versäumt hatte. Ebenso wie diese kleine kahle Felseninsel den Engländern zu keinerlei anderem Zwecke taugte und taugen sollte, als zum Errichten eines ostafrikanischen Gibraltar, das den von Ferdinand von Lesseps geschaffenen Seeweg nach Indien und China in wirksamer Weise beherrscht und vertheidigt, so wollte auch Napoleon Obok lediglich zu marine-strategischen Zwecken — sozusagen als eine Art Nachschlüssel zum Rothen Meere und zum Suezkanale benutzen.

Als der Franzosenkaiser aber bald darauf erkennen mußte, daß das Obok durch seine Lage — es ist von der Ausgangsstraße des Rothen Meeres fast ebenso weit entfernt wie Aden — dem englischen Perim in keiner



Obok.

Weise gleichwerthig war, da bemächtigte sich seiner betreffs desselben ein vollkommener Pessimismus. Er ließ es verächtlich bei Seite liegen, und es fehlte nicht viel, so wäre das kleine ostafrikanische Somali-Dörfchen wieder ganz in jene absolute Vergessenheit hinabgesunken, der es ursprünglich angehört hatte. Charakteristischerweise halten es A. de Longeville und E. Levasseur in ihren Werken über die französischen Kolonien nicht einmal der Mühe für werth, Obok auch nur mit Namen zu nennen.

Die gründliche Rundschau, welche die neueren französischen Kolonialpolitiker behufs Realisirung ihrer Wünsche und Pläne auf der Erdkarte gehalten haben, hat das Vergessenwerden Oboks aber verhindert, und indem man das kleine ostafrikanische Kolonisationsobjekt genauer prüfte, erkannte man eine Anzahl von Eigenschaften an demselben, die als sehr schätzenswerthe erscheinen mußten.

Freilich hielt Britannien von Cypern, Aegypten, Aden und Perim aus die neue Weltverkehrsstraße nach Indien und Ostasien wie mit eiserner Faust umspannt, und von einem Mitbeherrschen derselben von Obok aus konnte nicht gut die Rede sein. Immerhin vermochte Obok aber eine wichtige Marinestation an dem neuen Seewege zu bilden, und falls es einmal galt, die französischen Interessen an demselben mit den Waffen zu vertreten, so war es recht wohl geeignet, den Operationen einer französischen Flotte als Stützpunkt zu dienen. Man hat hierbei auch zu bedenken, daß die Interessen Frankreichs in Indien im Laufe der letzten Jahrzehnte — nachdem Napoleon III. Obok annektirt hatte — sehr viel lebhaftere geworden sind. 1862 eroberte es Kochinchina, 1864 stellte es Kambodscha unter seine Schutzherrschaft, 1874 Annam, 1884 Tongking, und allgemach gewann sein hinterindisches Kolonialreich dadurch ein sehr stattliches Aussehen. Und ähnlich erweiterte sich auch im Osten Afrikas die Einflußsphäre Frankreichs durch das Protektorat über Madagaskar, wohin der geradeste und kürzeste Weg von den großen französischen Mittelmeerhäfen ebenfalls an Suez und Obok vorüber führt. Einen starken Posten an dem letztgenannten Punkte zu unterhalten, durfte einer umsichtigen französischen Kolonialpolitik ohne

[1]) Vergl. E. Deckert, Die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart. (Leipzig 1884), S. 123 ff.

Zweifel schon aus diesem Grunde als sehr wünschenswerth erscheinen.

Die weite Tadschura-Bai, an deren Eingange das in Frage stehende Somali-Dorf liegt, hat aber nicht nur den großen geographischen Vorzug, sich in ziemlich naher Nachbarschaft von der Straße von Bab-el-Mandeb zu befinden, sondern dieselbe bildet auch zugleich eine der praktikabelsten Eingangspforten in das Innere von Nordostafrika, ganz besonders nach dem südöstlichen Abessinien und nach den Galla-Ländern. Damit eröffnete die Bai aber der handels- und kolonialpolitischen Thatenlust der Franzosen noch nach einer anderen Seite ein weites Feld.

Die östlichen Hauptthäler Abessiniens — besonders das Gualima-, das Melli- und das Habasch-Thal — öffnen sich sämmtlich in der Richtung auf Obok, und obgleich die in denselben dahin strömenden Flüsse die Tadschura-Bai nicht erreichen, sondern vorher im Sande verrinnen, so kann die letztere doch zum Exporthafen Schoas und der Galla-Länder wie geschaffen und prädestinirt erscheinen. Bekanntlich haben aber die Gebirgslandschaften Abessiniens den neueren Reisenden überschwenglich reiche Schätze aus allen Naturreichen gezeigt. Ihre tiefer gelegenen Thalgegenden erzeugen alle denkbaren Tropenpflanzen Afrikas in üppigster Fülle — Adansonien, Bambusen, Kaffeebäume, Baumwollenstauden, Durrha —, ihre subtropischen Bergterrassen alle subtropischen Frucht- und Getreidearten — Wein, Bananen, Orangen, Feigen, Reis, Mais, Weizen, Teffkorn — und ihre oberen Regionen alle nordeuropäischen Getreide- und Futtergräser und Waldbäume, so daß man sich hinsichtlich der Produktion aus dem Pflanzenreiche kaum ein universaler begabtes Land denken kann. Dazu ist auch der Reichthum des Landes an Heerden ein großer — von dem, was etwa an unbeachteten Mineralschätzen vorhanden ist, zu geschweigen —, und die christlichen Bewohner des Landes hegten obendrein von jeher den lebhaften Wunsch, mit Europa in möglichst enge Verkehrsbeziehungen zu treten. Und die wenig bekannten und betretenen Galla-Länder besitzen ohne Zweifel ebenfalls mancherlei natürliche Hilfsquellen, deren Erschließung sich lohnen müßte. Kaffa z. B. dürfte Abessinien an Produktionskraft kaum nachstehen.



Der Assal-See.

Hätte es also für die französischen Kolonialpolitiker nicht sehr verlockend sein sollen, von Obok aus ihren Blick auf diese Länder zu werfen, und darauf bedacht zu sein, sie in den Kreis ihrer Bestrebungen zu ziehen!

In der That entfalteten die Franzosen in den siebziger und achtziger Jahren eine überaus rührige Thätigkeit in dieser Hinsicht, und zahlreiche Reisende — wir nennen die Namen Lambert, Arnoux, Soleillet, Langbois, Sunis, Rimbaud, Borelli, Aubry, Audon — waren bemüht, das nähere und fernere Hinterland zu exploriren und zwischen ihm und Obok feste Beziehungen herzustellen. Dem Gouverneur von Obok, Lagarde, gelang es auch, durch Schutzverträge nach und nach das ganze Uferland der Tadschura-Bai — Sagallo, Ambabo, Gobad, Tadschura, Ambado — unter französische Botmäßigkeit zu bringen.

Aber es stellten sich den kolonialpolitischen Plänen Frankreichs auch bald große Hindernisse in den Weg. Vor allen Dingen waren es die Wüstenstämme der Danakil (S. Abbildung 3) und Issa-Somali, auf deren erbitterte Feindschaft man bei den Versuchen, in das Innere vorzudringen, stieß,



Danakil-Kameeltreiber.

und die Expeditionen Henri Lambert's und Pierre Arnoux' wurden von denselben in trauriger Weise niedergemetzelt, während andere einem ähnlichen Schicksale nur mit Mühe entgingen. Auch die Verträge mit dem Könige Menilek II. von Schoa konnten nur als theilweise Erfolge gelten.

Gleichzeitig waren aber auch die europäischen Rivalen am Werke. Nicht so bald hatte Frankreich seine Hand auf Obok gelegt, da bemächtigten sich die Engländer der Insel Muschah, die den Ausgang der Tadschura-Bai sperrt. Und ebenso drangen mit den französischen Expeditionen um die Wette italienische Expeditionen gegen Schoa und Kaffa vor, und diese verliefen im allgemeinen viel glücklicher. Es gelang den Italienern, in einem ungleich höheren Grade das Vertrauen Menilek's von Schoa zu gewinnen, und als derselbe nach dem unverhofften Tode Johann's — des Feindes der Italiener — den Thron des Negus Negest von Abessinien bestieg, da war ihr kolonialpolitischer Erfolg betreffs dieses Landes ein vollkommener, während die Franzosen eine sehr entschiedene kolonialpolitische Niederlage zu verzeichnen hatten. Es knüpfte sich an den Namen Obok eine neue, schwere Enttäuschung für Frankreich, indeß sich die viel ungünstiger gelegene italienische Besitzung an der Bai von Assab zu einem stattlichen Kolonialreiche ausgestaltete. Machten sie sich doch auch die wilden Danakil zu Freunden, indem sie den Sultan von Aussa dazu bewogen, sich unter ihre Schutzherrschaft zu stellen, und faßten sie doch zugleich auch an der östlichen Somali-Küste bei Obbia festen Fuß.

Es ist ganz klar, daß Italien seinen glänzenden Erfolg und die rasche Aufrichtung seiner „Erythrea" — so heißt die Gesammtheit der italienischen Besitzungen am Rothen Meere seit 1889 — ganz wesentlich der Begünstigung durch die Engländer, die ihr Wächteramt an der Heerstraße nach Indien lieber mit ihm als mit Frankreich theilen, zu verdanken hat, und auf diese Weise muß die Niederlage der französischen Kolonialpolitik gegenüber der italienischen zugleich auch als eine solche gegenüber der englischen bezeichnet werden. Auch ganz direkt beschränkten die Briten noch die Einflußsphäre von Obok, indem durch den französisch-englischen Vertrag von 1887 das Kap Dschibutil als der Grenzpunkt gegen Zeila bestimmt wurde, und indem Obok dadurch gewissermaßen von der Straße nach dem großen Galla-Markte Harar abgedrängt wurde. Als Gegenleistung erhielten die Franzosen in diesem Vertrage nur die oben erwähnte Insel Muschah und damit den freien Aus- und Eingang zu der Tadschura-Bai.

Wenn aus den vorstehenden Ausführungen hervorgeht, daß das Gebiet von Obok auch in Beziehung auf sein Hinterland nicht allen den hohen Erwartungen entsprochen hat, die man von vornherein mit gutem Grunde von ihm hegen durfte, so soll damit aber keinesfalls gesagt sein, daß es nunmehr in dieser Beziehung all seinen Werth verloren habe und einer weiteren Entfaltung vollkommen unfähig sei. Ein beträchtlicher Theil der Handelsbeziehungen Schoas und der Galla-Länder ließe sich durch beharrliches Fortschreiten auf der betretenen Bahn doch vielleicht nach der Tadschura-Bai hinlenken, und die Steppenländer der Issa-Somali und Danakil, die in unmittelbarer Nähe an das französische Gebiet stoßen, könnten wenigstens einen namhaften Betrag von Viehzuchtprodukten liefern. Der bei weitem größte Theil des nächsten Hinterlandes von Obok ist freilich wasserlose, sterile Wüste, in der sich bisher außer den Salzablagerungen des merkwürdigen Assal-Sees (S. Abbildung 2), der inmitten seiner wilden Felsumgebung 171 m tiefer liegt als das Meer, und der von diesem letzteren her durch unterirdische Zuflüsse gespeist zu werden scheint, keinerlei nennenswerthe Hilfsquellen haben auffinden lassen.

Was die Anlage einer Handelsstation und eines Hafens betrifft, so bietet Obok durch seine beiden von Korallenklippen und hohen Falaisen umsäumten und mit einander kommunizirenden Rheden, die geräumig genug sind, Riesenflotten zu bergen, und die eine hinreichende Tiefe besitzen, um den größten Fahrzeugen das Herannahen zu gestatten, zweifellos sehr günstige natürliche Voraussetzungen. Das Hauptübel, das ihm in dieser Beziehung anhaftet, ist die Gluthhitze seines Klimas, bezüglich welcher es etwa dem berüchtigten Massaua an die Seite zu stellen ist. Gelegentlich steigt die Temperatur auf volle 54° C. Die große Trockenheit der Luft bringt aber eine vollkommene Freiheit von Malariakeimen mit sich, und vor dem englischen Aden hat Obok seine reichlich fließenden Trinkwasserquellen voraus. Im übrigen giebt es an der 100 km in das Land eindringenden, an ihrem Rande aber allenthalben sehr seichten Tadschura-Bai keinen für europäische Schiffe geeigneten Ankerplatz, und in ihre „Gubbet el Kharab" genannte binnenländische Verlängerung kann man nur vermittelst der Fluth hineingelangen.

Das Waldkleid des westlichen Kontinentes, betrachtet von einem deutschen Forstmanne.

Oberförster W. Keßler[1]), dessen Buch über das Waldkleid des Kaukasus wir unseren Lesern auf S. 144 des laufenden Bandes empfohlen haben, hat sich unlängst vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde über den Zustand ausgesprochen, in den die Wälder des amerikanischen Kontinentes durch die Kultur versetzt worden sind. Wir geben von seinen Ausführungen, die wir aus unseren eigenen Anschauungen als durchaus zutreffend bezeichnen können, die folgenden wieder.

Wo das Waldkleid Amerikas nicht aus klimatischen Gründen vor der Zerstörung bewahrt wurde, da ist der Zustand desselben durch das Bestreben des eingedrungenen Kulturmenschen, den Waldboden zu nöthigeren und einträglicheren Zwecken zu verwenden, oder die Waldprodukte unmittelbar zu verwerthen, beinahe allerwärts der denkbar traurigste geworden. In Chile, dessen südliche Provinzen ursprünglich dichter Wald aus immergrünen Buchen (Fagus obliqua), Alercen (Fitzroya patagonica), Linguen (Persea lingue) ꝛc. bedeckte, sind heute nur noch wenige nennenswerthe Bestände vorhanden, während in Bolivia, Peru und Ecuador nur noch in den unzugänglichen Theilen am Ostfuße der Anden ausgedehnte Urwälder vor den Angriffen bewahrt geblieben sind. Aehnlich wie in den letzteren Gegenden liegen die Verhältnisse auch im Becken des Amazonas, wo ein 1800 km langes und 1200 km breites Waldgebiet wohl noch für lange Zeiten eine unerschöpfliche Fundgrube werthvoller Nutzhölzer, deren 300 Arten bekannt sind, bildet. Sümpfe, Malaria und Moskitos schützen diese Wälder in viel wirksamerer Weise, als es weise Gesetze jemals thun könnten. Auch von den Wäldern Guyanas, des Orinoko-Thales, Colombias und Paraguays kann dies gelten. Im übrigen ist Südamerika

[1]) Vergl. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 17, S. 299 ff.

schon von Natur waldarm gewesen, und besonders waren Argentinien, Uruguay und Venezuela von jeher zum weitaus größten Theile reine Steppenländer.

In Mittelamerika ist nur die Gegend an der Ostküste noch reich bewaldet, und Belize, Campeche und Tabasco liefern hier namentlich noch große Massen des geschätzten Mahagoni-Holzes. Anderwärts hat der Wald den Kaffeepflanzungen weichen müssen.

In Mexiko finden sich die Bäume, denen das Brasil-, Pernambuk-, Roth-, Gelb-, Eisen- und Jacaranda-Holz entstammt, nur noch in den Sumpfwäldern der tierra caliente, während in der höher gelegenen tierra templada die schönen immergrünen Eichen-, Kiefern- und Arbutus-Wälder schon viel spärlicher werden, und in der tierra fria der charakteristische Kiefernwald auch in seinen letzten stehengebliebenen Resten vernichtet zu werden droht. Den Norden Mexikos nehmen endlose Kaktussteppen und Mezquite-Buschwälder ein, und ähnlich ist es auch im Südwesten der Nordamerikanischen Union, von Südkalifornien bis nach Texas. Zum großen Theile ist die Waldarmuth und Wüstenhaftigkeit dieser Gegenden auf Brände zurückzuführen, welche die Bewohner zu Zwecken des Maisbaues entzünden, und welche viel größere Verwüstungen anrichten als die Axt. Besonders der Umstand, daß solche Brände in den Sumpfwäldern der tierra caliente ausgeschlossen sind, bewahrt die letzteren vor dem Untergange. Die Ueberschwemmungen werden in den waldlosen Gebirgsgegenden Mexikos immer verheerender, der waldentblößte Boden wird in immer größerem Umfange abgeschwemmt, und die Thäler füllen sich immer mehr mit Schutt und Geröll. Niemand aber erhebt in dem unglücklichen Lande seine Stimme für den Schutz und die Pflege des Waldes.

Das große atlantische Waldgebiet Nordamerikas ist in seinem Süden — in Florida, Alabama &c. — durch ungeheure Kieferbestände (Pinus australis, P. cubensis, P. Taeda, P. mitis) sowie durch Cypressen (Taxodium distichum) charakterisirt, denen sich Lebenseichen (Quercus virens) und Magnolien beimischen. Weiter nördlich folgt der winterkahle Laubwald der Hickory-, Juglans-, Ahorn- und Eschenarten, abwechselnd mit Beständen von Pinus rigida. Endlich schließt sich ein weiterer Gürtel von Nadelholzwaldungen an, zuerst zusammengesetzt aus Weymuthskiefern (Pinus Strobus) und anderen Kiefern (Pinus serinosa, P. Banksiana) und dann aus Fichten und Tannen (Picea alba, P. nigra, Abies balsamea, A. Fraseri etc.). Die Weymuthskiefer hat in den letzten 20 Jahren vielleicht mehr Nutzholz auf den Markt geliefert als sämmtliche andere Holzarten der Welt zusammengenommen. — In der Präriegegend giebt es nur an den Flußläufen kleine Bestände von weichen Laubhölzern. — Im Felsengebirge war der Waldreichthum schon von Natur ein beschränkter, und die Kultur hat die Kiefern- und Fichtenbestände daselbst noch weiter zusammenschwinden lassen. Desto gewaltiger ist der Wald des pacifischen Westens, mit seinen 60 Nadelholzarten, und mit seinen den Species Sequoia gigantia, S. sempervirens, Pseudotsuga Douglasii, Pinus Lambertiana, P. ponderosa, Abies nobilis angehörigen Riesenbäumen. Der Kubikinhalt eines einzigen mittelstarken Stammes wurde hier auf 822 cbm berechnet, was etwa der Holzmasse von 3 Hektaren ziemlich gut bestandenen 120jährigen Kiefernwaldes in der Mark Brandenburg gleichkommt, und in Oregon trägt der Douglasfichten-Wald öfters 20 000 cbm Holzmasse auf dem Hektar.

Auch in Nordamerika sind es weit mehr die Brände als die Axt, auf welche die Waldverwüstung zurückzuführen ist, die auch hier einen sehr bedenklichen Umfang angenommen hat. „Zwar dem ersten Ansiedler am dichten geschlossenen Urwald mußte jede Waffe recht sein, um Bresche zu legen in die übermächtige Vegetation, welche er mit Axt und Rodung kaum bezwungen haben würde. Aber jene Zeiten der ersten Pionierarbeit sind für den größten Theil des westlichen Kontinents längst vorüber, und der sogenannte wilde Urwald weicht heute nur zu zahm vor seinen Feinden zurück. Durch die Brandkultur des Landes sind die beiden großen Uebel herbeigeführt worden, welche Tausende von Quadratmeilen verödet und Milliarden von Werthen vernichtet haben; einmal der Raubbau auf für dauernde landwirthschaftliche Benutzung nicht geeignetem Boden und — die Waldbrände. So sind ausgedehnte Flächen sandigen, nur durch den Wald frisch gehaltenen Bodens, namentlich in den Südstaaten, Gebirgshänge und Rücken in anderen Landestheilen abgebrannt und namentlich von den neugekommenen Settlers, deren Mittel zum Ankauf besseren Bodens nicht ausreichten, kurze Zeit benutzt worden, bis die Bodenkraft versagte und die Farmer weiterziehen mußten; hinter sich ein Stück Oedung zurücklassend, auf dem nur geringwerthiger, meist strauchiger Holzwuchs sich allmählich wieder ansiedelt. Ein sehr großer Theil von dem, was namentlich in den Oststaaten heute noch mit dem stolzen Namen „Wald“ belegt wird, besteht nur aus solchen lichten werthlosen Buschholzbeständen, dem second growth der Amerikaner. Dieser zweite Wuchs bringt selbst da, wo sich wieder größere Holzarten ansiedlen, niemals die werthvollen Arten zurück. So folgt im Osten auf Pinus Strobus die geringwerthige P. Banksiana; im Süden auf P. australis: P. cubensis und Taeda; im Westen auf P. Lambertiana und Jeffregi: Libocedrus decurrens.“ Die Waldbrände vernichteten im Jahre 1879 mehr als den 10jährigen Holzkonsum des ganzen Landes, im Werthe von 8827 Millionen Mark. Von den 3000 Waldbränden des Jahres 1880 wurden nach dem Census-Report entzündet: 1152 zur Rodung, 197 zur Verbesserung von Waldweide, 508 durch Lokomotivenfunken, 628 durch Jäger, 72 durch Lagerfeuer, 262 durch bösen Willen, 56 durch Indianer, 35 durch Tabakrauchen, 32 durch Blitz, 9 durch Kohlenbrenner. „Das Feuer zerstört nicht nur den Holzbestand, sondern auch die humose obere Bodenkrume, das Keimbett und den Nährboden der Vegetation. Sonne und Mond wirken nun ungehindert auf den ausgedörrten Boden ein, bei geneigtem Terrain führt jeder Regenguß die lose Krume fort, und zurück bleibt ein auf lange Zeit unfruchtbares Oedland. Man mag in den Unionsstaaten reisen, wo man will, von Süd nach Nord, von Ost nach West, überall begleiten uns in den Waldgegenden die verkohlten Stümpfe einstiger Baumriesen wie stumme Ankläger menschlichen Frevels gegen die Natur. Selbst die landschaftlich schönsten Gegenden, wie in den Felsengebirgen, werden durch diese traurige Staffage völlig entstellt. Ja, auch der berühmte Yellowstone-National-Park wird durch die alljährlich von Fahrlässigkeit und Leichtsinn seiner Besucher verschuldeten Waldbrände binnen kurzem seines wesentlichsten Schmuckes, des Waldes, entkleidet sein.“ Die wirthschaftliche Ausnutzung der Wälder, so gewaltig dieselbe auch ist — bildet doch der Handel mit Holz und Forstprodukten noch immer den ersten Geschäftszweig der Union —, spielt gegenüber den Bränden als Faktor der Waldzerstörung nur eine geringe Rolle. Der Werth der vom Census des Jahres 1880 speziell angegebenen Waldausbeute bezifferte sich auf 1981889900 Mark, und der Konsum an Brennholz betrug pro Kopf der Bevölkerung 10 cbm (in Deutschland nur 0,5 bis 0,7 cbm). Ungeheure Massen von Holz verschlingt der Schiffsbau, aber auch der Wagenbau fordert jährlich 700000 cbm, und die Zündhölzchenfabrikation wenigstens 112000 cbm. Wie verschwenderisch die Ausnutzung der Wälder betrieben wird, geht z. B. daraus hervor, daß im Osten aus einer jungen Weiß-

eiche immer nur eine einzige Eisenbahnschwelle gewonnen wird. Der amerikanische Jahreskonsum einschließlich der Ausfuhr darf heute auf 800 Millionen Kubikmeter veranschlagt werden.

Im allgemeinen wurde zuerst das Gebiet der Weymuthskiefer, im Nordosten der Union, ausgebeutet, dann kam das Gebiet der Terpentinkiefer, der Süden, an die Reihe, dann der redwood belt Kaliforniens, und zuletzt ist das Gebiet der Douglasfichte, Oregon und Washington, der Hauptschauplatz der Waldausbeutung und des Lumber-Geschäftes geworden. Der fieberhafte Betrieb dieses Wirthschaftszweiges führte selbstverständlich zu einer ungeheuren Ueberproduktion und zu einer großen Gedrücktheit der Preise. Erleichtert wurde derselbe aber vor allen Dingen durch die Verschleuderung der öffentlichen Ländereien, die als einer der wundesten Punkte des amerikanischen Staats- und Wirthschaftslebens bezeichnet werden muß, sowie durch Holzdiebstähle im größten Style, bei denen es sich bisweilen um Beträge von Millionen handelt.

Begreiflicherweise beginnt sich die Waldverwüstung auch in Nordamerika bereits zu rächen, ganz besonders durch eine deutlich sichtbare Verschlimmerung der Ueberschwemmungen und durch eine damit Hand in Hand einhergehende Verschlechterung des Klimas. Die Stimmen, welche zu Waldschutzmaßregeln drängen, mehren sich daher im Lande, man gründete Forstvereine und Forstbehörden, man richtete den sogenannten „arbor day“ — einen Festtag, an dem besonders die Schulen Bäume pflanzen — ein, aber bis jetzt sind die Erfolge hiervon gegenüber dem uneingeschränkt waltenden Geschäftsegoismus noch sehr zweifelhaft.

Die Eisenbahn von Antofagasta de la Costa nach Uyuni in Bolivien.

Von Professor Dr. R. A. Philippi.

Der gegenwärtige Präsident von Bolivien, D. Aniceto Arie, hat in dem Punkte Uyuni die Anlage einer Stadt befohlen, und da dieser Punkt zwei Leguas von der berühmten Silbermine Pulacayo, und fünf Leguas von Stuanchaca liegt, wo die Erze der genannten Grube aufbereitet werden, und da auch die Erze des Bergwerksbezirkes von Lipez den Weg nach Uyuni nehmen müssen, um auf der Eisenbahn nach Antofagasta gebracht zu werden, so ist zu erwarten, daß diese neue Stadt sich rasch entwickeln wird. Die Eisenbahn ist jetzt fertig, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß sie nach Potosi, Oruro, Cochobamba, Sucre (oder Chuquisaca) ꝛc. fortgesetzt werden wird; ihre Länge von Antofagasta bis Uyuni beträgt 610 km.

Die Züge gehen Montag, Mittwoch und Freitag ab, und haben nur Wagen erster und zweiter Klasse. Am ersten Tage gelangt man nach Calama und legt eine Strecke von 239 km zurück, wozu 12 bis 13 Stunden erforderlich sind. Die Steigung der Bahn von Antofagasta bis zur Station Solar ist sehr bedeutend, und obgleich die letztere nur 36 km entfernt ist, kommt man erst um $9^{1}/_{2}$ oder 10 Uhr in Solar an, wo sich ein ziemlich guter Gasthof findet, und wo die Reisenden frühstücken. — Von hier an hat man von den brennenden Strahlen der Sonne, die beinahe senkrecht steht, viel zu leiden, zumal die Wagen eng und klein sind, da die Eisenbahn schmalspurig ist. Die Gegend ist trostlos, eine dürre, vollkommen vegetationslose Wüste, einförmig, ohne Abwechselung; kein Baum oder Strauch, kein Felsen, ja kein Stein giebt Schatten. So geht es 171 km ohne Unterbrechung fort bis zur Station Sierra Gorda, wo den Reisenden wieder ein recht gutes Wirthshaus erwartet, und wo man um 4 oder $4^{1}/_{4}$ Uhr nachmittags ankommt. Diese Station befindet sich schon in 1615 m Meereshöhe, und von hier zweigen sich die Wege nach dem Bergwerksdistrikte von Caracotes ab, wodurch eine Art Dorf mit einer ziemlichen Anzahl von Häusern entstanden ist. Nach einem Aufenthalte von einer halben Stunde geht es weiter, und so wie die Sonne untergegangen ist, stellt sich eine empfindliche Kälte ein, die bis unter den Gefrierpunkt gehen kann, infolge des starken Wärmeverlustes, die der Boden durch Irradiation bei dem heiteren Himmel erleidet. Endlich erblickt man in der Ferne Lichter, es ist Calama, die größte Oasis der Wüste, und darum La Reina del Desierto, die Königin der Wüste genannt; es ist die zwölfte Station. Bei mehreren dieser Stationen findet man Gebäude, Fabrikanlagen und Wohnhäuser, welche durch die Ausbeutung von kleinen Salpeterlagern entstanden sind, von denen aber einige aufgegeben wurden, so daß die Gebäude bereits Ruinen sind.

Calama liegt 2265 m (8086 Fuß) über dem Meere, am Ufer des Flusses Loa, der hier ein Thal von 2 qkm Fläche durchfließt, welches eine ärmliche Vegetation ohne Bäume zeigt, mit Sträuchern von höchstens $2^{1}/_{2}$ m Höhe. Der Ort hat sechs Straßen; die Häuser sind sehr unregelmäßig von Lehm erbaut, mit ganz flachen oder sehr niedrigen Dächern, und erst in der neuesten Zeit sind ein paar hübsche leichte Häuser erbaut worden. Es herrscht fast beständig ein heftiger Wind, der einem in den Straßen Sand und Staub in Augen, Ohren und Nase treibt. — Hier ist das Wasser der Loa noch trinkbar, aber bald unterhalb des Ortes ist dasselbe es nicht mehr, indem sich Bäche in den Fluß ergießen, die große Mengen schwefelsauren Natrons und anderer Salze aufgelöst enthalten. Calama treibt einigen Handel mit den benachbarten bolivianischen Dörfern, und besitzt einen recht guten Gasthof, der von einem Deutschen gehalten wird. In Calama wird die Nacht zugebracht.

Den anderen Morgen gegen 8 Uhr geht es weiter, bei einer Kälte von ein paar Graden unter dem Gefrierpunkte, die aber bald, sobald die Sonne höher steht, wieder von großer Hitze verdrängt ist. Man muß sich mit kalter Küche und Getränk versehen, denn es giebt unterwegs nichts zu essen, bis man nach Ascotan kommt, d. h. bis 1 oder 2 Uhr. Bald hinter Calama, beim Orte Conchi, 300 km von Antofagasta, überschreitet die Eisenbahn den Loa-Fluß auf einer der kühnsten Brücken, in einer Meereshöhe von 3010 m oder 10745 Fuß. Diese Brücke ruht auf riesigen eisernen Pfeilern, von denen die höchsten 104 m hoch sind, und ist demnach die zweit- oder dritthöchste Brücke, indem nur eine in Nordamerika und die Orayo-Brücke in Peru höher sind. Bald erblickt nun der Reisende die Vulkane San Pedro und San Pablo, die noch thätig sind. (Worin besteht aber ihre Thätigkeit? wahrscheinlich nur im Ausstoßen von Rauch. Auch mein Sohn, der einige Jahre früher östlich von ihnen vorbeikam, sah sie rauchen; von Lava- oder Aschenausbrüchen, die sie in historischen Zeiten gemacht hätten, ist meines Wissens nichts bekannt.) Vom ersten dieser Berge fängt die Röhrenleitung an, welche Calama, Antofagasta und die dazwischen liegenden Orte mit gutem Trinkwasser versehen soll. Man erblickt auch den Poruña, einen niedrigen abgestutzten Kegel, einen Vulkan, der einen schrecklichen Ausbruch gehabt und in weiter

Ausdehnung die Gegend mit einer Menge Schlacken bedeckt hat, durch welche die Eisenbahn sich in Zickzackwindungen hindurchzieht. Dieser Vulkan nimmt den Raum zwischen dem 313. und 340. Kilometer ein, und mag etwa 12000 Fuß hoch sein.

Ascotan liegt 3960 m (14137 Fuß) über dem Meere am Rande oder Passe des trockenen Salzsees gleichen Namens. Hier ist eine Anlage, welche die reichen Boraxlager in der Nähe ausbeutet; auch will man Anzeichen von Schwefel in der Nähe gefunden haben.

Die Eisenbahn läuft etwa 2 km am Ufer des Sees entlang, und erreicht dann Cebollar, einen Ort, wo sich das reinste Wasser der Wüste in reichlicher Menge findet, und wo man auch kürzlich ein ausgedehntes Lager von Eis, „una estensa mina de hielo“ gefunden hat. 15 km von Cebollar tritt die Eisenbahn in den Paß von Calcote und ein wenig weiter an den trockenen Salzsee dieses Namens, indem sie sich steil und gefährlich senkt; sie läuft einige Zeit an seinem Ufer entlang und durchschneidet ihn dann in der Mitte von 411 bis 424 km. Da der Zug sich gewöhnlich verspätet, so kommt man selten vor 10 oder 12 Uhr nachts in Ollagua, dem Endziel dieser Tagesreise an.

Ollagua liegt 435 km von Antofagasta in einer Höhe von 3639 m oder 13194 Fuß über dem Meere. Es ist — beim jetzigen Waffenstillstande zwischen Chile und Bolivia — der Grenzpunkt zwischen beiden Ländern, und ist nicht weit entfernt vom Oertchen Amincha, von woher das Trinkwasser gebracht wird, und wo eine ausgedehnte Grasebene („pajonal“) ist, die hinreichend wäre, die acht Millionen Lamas zu ernähren, welche Bolivia besitzt. In Ollagua ist ein Gasthof mit 18 Zimmern, zwei Höfen, Billard, Lesezimmer, wohl versehenem Keller und Küche. Die Eisenbahn bringt das Trinkwasser von diesem Punkte nach verschiedenen Orten des Inneren, wie Chiguana, Julaco, Rio grande u. s. w.

30 km von Ollagua ist die Eisenbahnstation Chiguana, wo das bolivianische Zollhaus ist, und eine halbe Stunde Aufenthalt gestattet wird, der kaum hinreicht, um die Revision und Zollabfertigung der Güter zu ermöglichen, was zu vielen Klagen der Kaufleute Veranlassung giebt, deren Waaren oft hier liegen bleiben müssen bis zum nächsten oder einem späteren Zuge. — Chiguana oder Pozo blanco liegt ebenfalls am Rande eines Salzsees, fast in gleicher Höhe mit dessen Wasserspiegel, und besteht aus fünf engen Gebäuden aus Holz und Wellenblech, in denen etwa 50 Menschen wohnen.

Wenige Tage vor Ankunft des Schreibers war in Chiguana ein Mädchen geboren, das Kind eines jungen Ehepaares aus Potosi, welches eine Vergnügungsreise dorthin gemacht hatte! Chiguana liegt beim 470. Kilometer, 3704 m oder 13223 Fuß über dem Meeresspiegel.

Beim Kilometer 516, 114 Leguas von der Küste, trifft man Julaca, welcher Ort lange Zeit der Endpunkt der Eisenbahn gewesen ist. Auf beweglichem Sande ist hier ein Ort improvisirt, in dem nicht angenehm wohnen ist, da der heftige Wind, welcher hier beständig weht, überaus lästig wird. Die Häuser sind alle von Blech und enthalten etwa 300 Einwohner. Weiter scheint Herr Washington Allende, dem wir diese Mittheilung verdanken, nicht gekommen zu sein, und das Folgende auf seinen Erkundigungen zu beruhen.

Die nächste Station heißt Rio grande, wo ein Fluß auf einer hölzernen Brücke von 150 m Länge überschritten wird. Sie ist 566 km von Antofagasta entfernt und liegt 3686 m über dem Meeresspiegel. Zwischen Rio grande und der Station Punta Correjidores, der letzten bevor man nach Uyuni kommt, sind noch mehrere Brücken von 10 bis 30 m Länge nöthig, um die zahlreichen Wasserläufe zu überschreiten, die sich auf dieser Strecke befinden, noch länger ist die Brücke über den Rio Salado (den gesalzenen Fluß), welche 70 m lang ist, drei Oeffnungen und eiserne Pfähle hat. Sie liegt in der „Pampa Pelado“ (kahlen Ebene), in 3654 m Meereshöhe.

Vom See Calcote bis Uyuni, d. h. in einer Ausdehnung von 208 km, durchschneidet die Linie der Eisenbahn folgende Seen: Calcote, Pozo blanco, einen dritten, dessen Namen Herrn Allende entfallen ist, und die Pampo Pelada. Er meint, daß die Eisenbahn großer Gefahr ausgesetzt sei, da in der Regenzeit wolkenbruchartige Güsse zu erwarten seien, die Aufschüttungen der Bahn aus lockerer, salzhaltiger Erde bestehen, 1 m hoch und nur $^1/_2$ m jederseits breiter als die Bahn selbst seien, während das Wasser oft 2 m hoch steige. In der Pampa Pelada solle die Eisenbahnlinie zwar in einer Entfernung von 23 km von dem in der Regenzeit mit Wasser bedeckten Theile laufen, allein man habe ihm versichert, daß die Gesellschaft von Huanchaca schon 15 und 20 Tage lang beladene Karren im durchweichten Boden habe stecken gehabt, ohne wegen der Ueberschwemmung sie herausbringen zu können und zwar gerade auf der Eisenbahnlinie. Man sollte aber doch glauben, daß die Gesellschaft, welche die Eisenbahn baut, die von Herrn Allende angeführten Schwierigkeiten wohl berücksichtigt habe. Er selbst giebt zu, daß sie es nicht an zahlreichen Durchlässen zum Abflusse des Wassers habe fehlen lassen.

In Uyuni ist kein Wasser, dasselbe soll von einem 9 km im Norden entfernten Punkte hingeleitet werden, aus der Schlucht Cajena. Herr Allende meint, es würde bei weitem nicht in genügender Menge vorhanden sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Bissingen, in Würtemberg, ist unlängst eine neue große Jura-Höhle entdeckt worden, die mit ganz besonders schönen Tropfsteinbildungen geschmückt sein soll. Man darf erwarten, daß dieselbe auch eine beträchtliche Menge prähistorischer Reste enthalten wird. Daß die Höhle bisher unbekannt geblieben, ist um so merkwürdiger, als der Eingang dazu ein sehr weiter ist (15 m hoch und 3 bis $3^1/_2$ m breit).

— Frederick W. W. Howell hat im vergangenen Sommer einen Versuch gemacht, den eisbedeckten Oräfa-Jökul auf Island zu besteigen, der von einem nahezu vollständigen Erfolge gekrönt gewesen ist. Er erreichte mit seinen drei Begleitern die Höhe von 6100 Fuß und war nicht mehr 150 Fuß von dem höchsten Gipfel entfernt, da ereilte ihn ein böser Schneesturm, der ihn zur Rückkehr zwang. Die Schneegrenze lag an der Stelle, wo er seine Besteigung ausführte, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. Vor ihm haben es nur Holland und Shepherd (1861) versucht, den Berg zu erklimmen.

Asien.

— Während die Expedition Grombtschefski unaufhörlich mit Schwierigkeiten allerlei Art, theils von Natur gegebenen, theils willkürlich durch chinesische Mißgunst geschaffenen, zu kämpfen hat, vollzieht sich die der Gebrüder Grum-Grshimailo am Ostende des Tiënschan und am Lob See in höchst befriedigender Weise und verspricht reichen Gewinn

an naturwissenschaftlichen Sammlungen und geographischen Entdeckungen zu bringen. Dasselbe gilt auch von dem Unternehmen des Reisenden Katanof, der von Ostsibirien her bis zum Tiënschan vorgedrungen ist, und nach den letzten Nachrichten die am Nordfuße dieses Gebirges belegenen Städten Manas und Urumtschi zu besuchen, sodann aber sich nach Tschugutschak zu wenden beabsichtigte.

— Eine ähnliche schwere Ueberschwemmungskatastrophe, wie wir sie Bd. 53, S. 62 und S. 129 ff. zu verzeichnen gehabt haben, hat sich in Nord-China auch in diesem Jahre wieder zugetragen. Einer Denkschrift, welche der Vicekönig Li-Hung-Chang darüber verfaßt hat, ist folgendes zu entnehmen: Die Regenzeit trat im vergangenen Sommer später, dann aber viel schwerer als gewöhnlich ein. Durch die andauernden Güsse, die 14 Tage lang ununterbrochen niedergingen, wurde die tiefliegende Ebene von Tientsin allmählich überfluthet, die angeschwollenen Ströme traten aus, und an zahlreichen Stellen des Peho- und Yungting-Flusses, sowie des Großen Kanales erfolgten Dammbrüche, so daß das Wasser die Gefilde zum Theil in einer Tiefe von 6 m bedeckte, und zahlreiche Dörfer und Gehöfte zerstörte. Der Lebensverlust an Menschen und Vieh ist ein ungeheurer gewesen, und überall sind die Ernten von dem Wasser fortgeschwemmt worden. Durch die Provinz Tientsin fließen nicht weniger als neun Flüsse, und die Bodenoberfläche ist eine sehr niedrige. Das Meer wurde überdies gleichzeitig durch den herrschenden Ostwind so hochgetrieben, daß die Flüsse nicht abfließen konnten und sich über die umliegenden Landschaften ausbreiten mußten. Die Stadt Tientsin wurde durch die Ueberschwemmungen vollständig isolirt und viele Häuser zerstört. Die Hütten der Landbewohner, sagt der Berichterstatter weiter, sind vorwiegend aus Lehm gebaut und weichen bei den anhaltenden Wassermassen vollständig auf. Die armen Bewohner flüchten sich auf die Bäume mit ihren Familien, bis sie den Rettungsbooten sich bemerkbar machen können. In der Stadt Tientsin wird von den Regierungsbeamten sowie von Privatpersonen das möglichste geleistet, um den verhungernden Leuten zu helfen, trotzdem daß mehrere auf einander folgende Jahre von Hungersnöthen und Ueberschwemmungen die Hilfsquellen sehr geschwächt haben. Von dem 132000 Quadratkilometer großen Abflußgebiete des Peiho-Beckens liegen über 13000 vollständig unter Wasser. Viele Dörfer sind spurlos verschwunden, die Ernten vernichtet und die Einwohner haben keinerlei Vorräthe für den bevorstehenden Winter. Die Beiträge zur Linderung der Noth belaufen sich bis jetzt auf 25000 Pfd. Sterl.

— Daß im Ussurigebiete Steinkohlenlager vorhanden seien, war seit einiger Zeit bekannt; nachdem aber neuerdings festgestellt ist, daß diese Steinkohlen zur Heizung von Dampfschiffen vorzüglich geeignet sind, und nachdem infolgedessen der Befehl ergangen ist, die Schiffe des russischen Geschwaders im Stillen Ozeane nur noch mit Ussurikohlen zu versorgen, ist jenes Kohlenvorkommen zu einer Thatsache von hoher politischer Bedeutung geworden, denn die russische Flotille des fernen Ostens wird dadurch ebenso unabhängig von fremdländischer, d. h. englischer Kohlenlieferung, wie neuerdings die des Schwarzen Meeres sich in dieser Beziehung emanzipirt hat. Die Fundstätte der so brauchbaren Ussurikohlen bildet das Thal des Flusses Sutschan.

Polarregionen.

— Da wir über Dr. F. Nansens Grönland-Durchquerung bereits ausführlich berichtet haben, so geben wir aus dem Vortrage, welchen der Reisende am 4. November vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat, nur die folgenden, auf die physikalische Geographie Grönlands bezüglichen Ausführungen wieder: Der grönländische Schnee ist beinahe stets trocken, und nur dünne Eiskrusten, welche mit dicken Schichten trockenen Schnees abwechseln, zeigen, daß er zeitweise, wenn auch nur in geringem Maßstabe, schmilzt. Da die mitgeführten Thermometer nicht unter 30 bis 32 Grad C. reichten, war es nicht möglich, die Kälte genau zu messen, aber man darf annehmen, daß sie in der Mitte der Landreise oft 40 bis 45 Grad C. erreichte. Beim Aufstehen am frühen Morgen fand man immer den Kopf mit einer Eiskruste bedeckt, und man wagte kaum die metallenen Kochgeschirre oder die wissenschaftlichen Instrumente mit der Hand zu berühren. Das grönländische Innere besteht aus einer ungeheuren Eismasse, die auf der von Nansen überschrittenen Linie eine größte Höhe von 2718 m über dem Meeresspiegel erreicht und wahrscheinlich fünf bis sechs tausend Fuß mächtig ist, da die feste Gesteinsunterlage sich schwerlich mehr als 3000 Fuß über das Meer erhebt. Der Querschnitt der von Nansen gewählten Route stellt den Abschnitt eines Kreises von etwa 10400 km Radius dar. Das Land hat überall dieselbe regelmäßig gewölbte Gestalt, weil das Eis eine plastische Masse bildet, die sich durch ihre eigene Last in eine bestimmte Form lagert. Durch die Gestaltung der Felsunterlage wird diese Form nicht völlig entscheidend beeinflußt, denn dadurch, daß ebensoviel Eis seitlich abfließt wie der Schneefall wieder ergänzt, bleibt die Höhe der Oberfläche dieselbe. An der Westküste quellen auch unter dem Eise starke Ströme hervor — Zeugnisse von der Erdwärme, welche die unteren Theile der Eisdecke zum Schmelzen bringt. Nach der Südspitze des Landes hin vermindert sich die Höhe der Eisdecke, nach Norden dagegen steigt sie und reicht wahrscheinlich ununterbrochen bis zum 75. Grad n. Br. Die Möglichkeit, daß nördlich von dieser Linie schnee- bezw. eisfreie Stellen vorhanden sind, ist nicht ausgeschlossen, weil die Niederschläge muthmaßlich dort geringer sind. Entsprechend den ungeheuren Eismassen, welche hier in Betracht kommen, ist die Fortbewegung der grönländischen Gletscher eine ganz erstaunliche; an der Westküste hat man sogar solche beobachtet, welche 99 Fuß binnen 24 Stunden vorrücken; das stärkste Vorschieben der Alpengletscher dagegen beträgt nur zwei bis drei Fuß in derselben Zeit. Nansen hält es für sehr gut möglich, daß ein zweiter Kältepol in Grönland liege.

Allgemeines.

— Mit Rücksicht auf das bevorstehende 400jährige Jubiläum der Amerika-Entdeckung hat der Amerikanistenkongreß, der vom 14. bis 18. Oktober dieses Jahres in Paris getagt hat, beschlossen, seine nächste Versammlung im Jahre 1892 in Madrid stattfinden zu lassen. Die spanische Regierung gedenkt außerdem besonders glänzende Festlichkeiten in Huelva, von dessen Hafen Kolumbus bekanntlich aussegelte, sowie in dem dortigen Kloster, wo er die nachdrücklichste Unterstützung seiner Pläne fand, zu veranstalten.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. | 1890.

Dr. W. Junker's Reisen in Afrika.

(Mit sechs Abbildungen.)

Es kann nicht leicht zwei Reiseberichte geben, die so grundverschieden von einander sind, wie derjenige Henry Stanley's und Wilhelm Junker's: der eine voll Hast in weniger als zwei Monaten niedergeschrieben, mit einem gewaltigen Aufwande von Reklame auf den Markt geworfen, durch seinen Titel wie durch seinen Inhalt dem Sensationsbedürfnisse der Menge schmeichelnd, ohne irgend welchen Rückhalt das Ansehen eines Weltereignisses beanspruchend; und der andere erst nach Jahren stillen Nachdenkens und Zurechtlegens mit Zuratheziehung anderer Sachkundiger abgefaßt, langsam vor die Oeffentlichkeit gestellt, in schlichter und bescheidener Weise einfach von „Reisen in Afrika" redend — die heute nicht mehr sehr selten sind —, und sich ausdrücklich nur als eine Nebensache gebend, da die „wissenschaftlichen Ergebnisse" dieser Reisen schon in „Petermann's Mittheilungen" niedergelegt worden sind. Im „dunkelsten Afrika" war Wilhelm Junker so gut wie Stanley, und den Gefahren, welche Natur und Eingeborene dem Reisenden in dieser Erdgegend bereiten, hatte er ebenso gut wie dieser unerschrocken ins Auge zu blicken. Es war ihm aber jederzeit mehr um die Förderung der Wissenschaft zu thun, als um das rücksichtslose und geflissentliche Heraufbeschwören von Abenteuern, und das Licht, das er durch seinen Bericht über die dunkle Planetenstelle verbreitet, gleicht klarem Sonnenlichte, während dasjenige, welches Stanley auf sie wirft, mehr an das plötzliche Aufleuchten eines Meteors gemahnt. Fragt man uns, welches von beiden Reisewerken wir höher stellen, und welches nach unserer Ueberzeugung den dauerndsten Werth besitzt, so entscheiden wir uns ohne Bedenken für dasjenige Junker's. Jedem Worte, das Junker schreibt, wohnt absolute Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit inne, während man bei Stanley nahezu jedes Wort aus dem einen oder dem anderen Grunde auf seine Haltbarkeit und Richtigkeit untersuchen muß.

Nachdem die beiden ersten Bände des Junker'schen Reisewerkes fertig vor uns liegen, halten wir es für unsere Pflicht, die Leser des „Globus" nochmals darauf hinzuweisen und sie durch einen kurzen Auszug, dem wir durch die Freundlichkeit der Hölzel'schen Verlagshandlung eine Anzahl Bilder beigeben können, in das Werk einzuführen. Die Thatsache, daß Junker's Reisegebiet den größten Theil des Schauplatzes der Mahdistenbewegung umfaßt, und daß der Reisende nur um Haaresbreite dem Schicksale entging, gleich Lupton-Bey von dem Mahdi gefangen genommen oder mit Emin-Pascha und Casati jahrelang von Europa abgeschlossen zu werden, verleiht seinem Berichte natürlich noch ein ganz besonderes Interesse.

Der Wunsch Junker's, Forschungsreisen in Afrika zu unternehmen, erwachte im Jahre 1869, und zwar eigenthümlicherweise auf der Insel Island, wohin er einen längeren Ausflug unternommen hatte. Die Jahre 1873 und 1874 verbrachte er auf Streifzügen in Tunesien, ausgesprochenermaßen lediglich zu dem Zwecke, für die Reisen in den arabischem Kultureinflusse unterstehenden nord- und centralafrikanischen Ländern die nöthigen Erfahrungen zu sammeln. 1875 brach er dann zu seiner ersten großen Reise nach dem ägyptischen Sudan auf, und er kehrte von da erst im Jahre 1878 nach Europa zurück. Schon im nächsten Jahre aber begab er sich abermals nach Chartum, und diesmal hielt ihn seine Forscherthätigkeit sieben Jahre lang im Herzen von Afrika zurück,

bis er im Jahre 1886 dem Schicksale Emins über den Victoria-Nyanza und Tabora glücklich entrann.

Ueber die Reisen der Jahre 1875 bis 1878 berichtet der erste Band des Werkes, über diejenigen der Jahre 1879 bis 1886 der eben vollendete zweite, sowie der noch ausstehende dritte Band.

Während des Pariser Geographenkongresses von 1875 gewannen die Reisepläne Junker's durch den Umgang mit Nachtigal, Rohlfs und Schweinfurth bestimmte Gestalt. Es galt ihm in erster Linie Dar-For zu erforschen. „Ich wählte mir dieses mit dem Schleier eines gefahrdrohenden Geheimnisses umhüllte Land zum Ziel meiner künftigen Thätigkeit."

In Berlin stellte er dann seine Ausrüstung zusammen, und der Lloyd-Dampfer „Austria" trug ihn von Triest nach Alexandrien. „Nach fünftägiger Fahrt stieg die Küste von Aegypten am Horizonte auf, ein flacher, schmaler, langer, gelber Streifen. An Bord wird es lebendig, die Passagiere rüsten sich zum Verlassen des Schiffes." „Ich stehe unter dem Sonnendache des oberen Verdecks und halte Lugaus. Es zeigen sich nun im Opernglase eine Gruppe von langarmigen, weitausgreifenden Windmühlen, dann eine im Lichte der Sonne blendend weiße Häusermenge, der Leuchtthurm vom Feigenkap, Ras et-Tin, zur Rechten die Festungswerke und Steinbrüche von Meks, der verlassene Palast Saïd Pascha's mit seinen bleifarbenen Kuppeln. Die im Winde ihre stolzen Wedelkronen hin und her wiegenden Palmen, seien sie einem Besen noch so ähnlich, regen doch das Gemüth des Ankommenden zu der zaubervollen Stimmung an, welche die durch jahrelange Erwartung erregte Phantasie mit dem Begriffe des Orients und Afrikas verbindet, trotzdem daß das Bild der Küste von Aegypten ein ziemlich nüchternes, der großen Formen entbehrendes ist." Alsbald sieht er sich von dem bunten Völker- und Trachtengemisch der ägyptischen Hafenstadt umgeben, das Bogumil Goltz so drastisch und treffend zu schildern verstanden hat. Im übrigen faßt Junker sein Urtheil über Alexandrien aber in den Worten zusammen: „Schließlich wurde mir Alexandien ziemlich gleichgültig, um nicht zu sagen langweilig. Selbst für den Archäologen bietet das von der alten Hauptstadt der Ptolemäer bis in unsere Tage Erhaltene kein sehr großes Interesse, aus dem einfachen Grunde, weil dessen zu wenig geblieben ist. Noch stand aber der Obelisk, welcher unter dem Namen Nadel der Kleopatra weltbekannt ist, an seiner Stelle am Ufer des neuen oder großen Hafens, der vom Eunostos durch den sieben Stadien langen Damm getrennt war, welcher das antike Alexandrien mit der hafenschützenden Insel Pharos verband." „Heute ist auch dieser Anklang (an die Zauberin am alten Nil) geschwunden. Der eine der Obelisken, der seit langem niedergesunken in Schutt und Schlamm lag, wurde nach England der zweite, der 22 m hoch, ein echtes Wahrzeichen von Aegyptens erster Handelsstadt bildete, bei dessen Anblick die Jahrtausende alten Erinnerungen der entschwundenen Hieroglyphenzeit lebend wurden, nach Amerika geführt, wo sie nichts zu thun haben, wo sie so wenig hingehören, als ein Rentier nach Centralafrika." „Von all dem Glanze, der Pracht dieser einst reichsten Stadt und Centrum aller intellektueller Kreise der Welt sind einige wenige Steine übrig geblieben, die erst aufmerksam gesucht werden müssen, um nicht übersehen zu werden." — „Am Freitag (dem arabischen Feiertage) und Sonntag wird an den Ufern des Mahmudie-Kanals großer Korso gehalten. Ich nahm eins der guten und schnellfahrenden Lohnfuhrwerke und sah mir das Promenadefahren an. Würden mich nicht da und dort am Wege die Acacia nilotica, eine hundertjährige Sykomore, die schwer mit Früchten beladenen Palmen, die Bananen an Afrika erinnert haben — so wäre die Täuschung nahe gelegen, ich befände mich in einer großen europäischen Stadt mit ihren Karossen, schönen und häßlichen Frauen in den feinsten Trachten, Damen der Halbwelt in Kaleschen und Landauern hingegossen — tout comme chez nous." Den Reisenden drängt es nach Anderem.



Ein Bega-Knabe (Wasserträger).

Einer Aufforderung von Rohlfs entsprechend, unternahm er von Alexandrien aus zunächst einen Ausflug in die Lybische Wüste, um die Bahrbilâ-mâ-Frage — die Frage nach einer ausgedehnten Depression in der Wüste — lösen zu helfen. Zwischen dem Meere und dem Mariut-See zog er mit seiner Karawane westwärts, der Straße des großen Alexander folgend, und bereits jenseits Meks in die Gestrüppwüste (Hattie) hinein gelangend. „In der Hattie finden sich einzelne Brunnen, in deren Umgebung Dattelpalmen und Feigen ein kärgliches Dasein fristen. Hin und wieder wird in Gartenanlagen auch etwas Gemüsebau betrieben." Die Ansicht, als ob der Nil einst einen Arm westlich von seinen gegenwärtigen Mündungen ins Meer ergossen habe, erwiesen Junker's Beobachtungen als irrig, denn in der 80 km langen Küstenstrecke, welche er durchzog, war weder in der Form der Dünen noch in dem dahinterliegenden Bergrücken eine nennenswerthe Einsenkung zu bemerken. Bis zu dem Leuchtthurme El Hamad ging es westwärts, dann wandte man sich erst südlich und dann östlich, tiefer und tiefer in das Innere der Wüste eindringend. Das

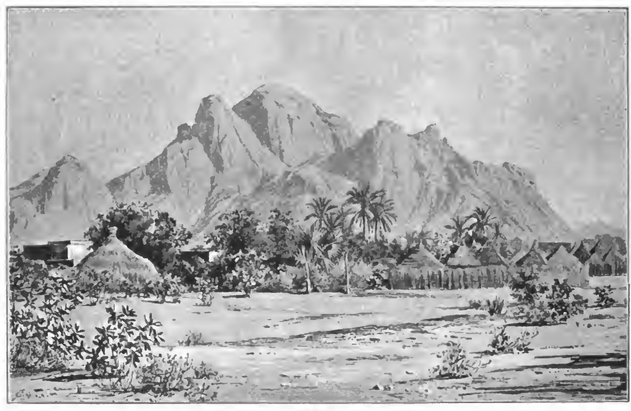
kleine Schreibheft fast beständig in der Hand, wurden mit Kompaß und Uhr Peilungen der Route vorgenommen, Mineralien, Petrefakten und Pflanzen gesammelt, in der Morgenkühle vielfach mit steifen Fingern mit dem Thermometer, dem Hygrometer und dem Aneroïd operirt, am Abend die Erlebnisse und Eindrücke in das Tagebuch eingetragen. Am Neuen Kanal (Túre' gedide) des Nil wurde das ägyptische Kulturgebiet nur ganz flüchtig berührt, dann ging es in südöstlicher Richtung zurück bis zu dem bekannten Natronthale. „Die Wüste übt mehr und mehr ihre lebenerstickende Herrschaft. Zwischen der spärlicher werdenden Vegetation tritt immer häufiger gelber Sand auf, das isabellfarbene Staats- und Todtenkleid der Saharâ." Am 20. November war das Natronthal erreicht. „Wie wenig deutlich das Natronthal als Wâdi, Thal, hier auftritt, beweist außer anderem der Umstand, daß die Karawane gegen meinen Willen, aber auch ohne daß ich es bemerkte, über den Thalrand hinaus anfangs nach Südost, dann in rein östlicher Richtung vorging. Die Richtung dieses Weges, die unmöglich mit der bekannten Richtung des Wâdi übereinstimmen konnte, und andere Kriterien ließen mich unseren Irrthum gewahr werden. Ich schlug daher am nächsten Morgen direkt südliche Richtung ein und erreichte nach einstündiger Wanderung den Thalrand wieder, der hier schon deutlicher zu erkennen war. Auch hier sah ich eine breite, ebene Fläche vor mir, die im hellen Sonnenschein leuchtete und das in Strömen herabfluthende Licht wiederspiegelte." Im Natronthale stößt man auf ein Lager der Gawabis-Beduinen, die durch Saïd Pascha gezwungen worden sind, sich wenigstens theilweise zur Seßhaftigkeit zu bekehren, um eine Art Grenzwache zu bilden. Dem Reisenden und seinen Begleitern wird bei ihnen gastliche Aufnahme zu theil. „Mit den Geschäften, welche das Aufschlagen des Zeltes und die Vorbereitungen zur frugalen Mahlzeit nothwendig machen, entschwindet rasch der Rest des Tages, die Sonne, die uns vom klaren, tiefblauen Himmel herab schonungslos auf Kopf und Hände brannte, ist am gluthleuchteten, farbenschmelzduftigen Horizont niedergetaucht, und bald darauf liegt die Wüste wie ein weites Schneefeld vor den verwunderten Blicken, der Mond gießt sein kaltes, weißes Licht über die Sand- und Steinfelder, und diese erglänzen nun wie die Steppe des Nordens, wenn der Wintermantel sich darüber breitet. Und noch eins erinnert den nordischen Wanderer an die ferne Heimath und deren charakteristische Jahreszeit: der Sternenhimmel. Schimmert und leuchtet das Meer weltenweitferner Sonnen bei uns in einer klaren Jännernacht mit herrlichem Glanze, wenn der Schnee unter den Füßen knirscht und pfeift, so wird hier in der reinen Wüstenluft die Pracht des Wunderfeuerwerkes eine unbeschreibbar schöne. Der Beduine, den der Reiz solch schöner Nacht, so oft er sie auch erlebt, nicht gleichgültig läßt, singt ein Lieblingslied der ägyptischen Nilbootsleute vor sich hin in dem langgedehnten Tone, der wie eine Klage ertönt, obwohl er trotz des ganz eigenthümlichen Rhythmus der Arie ein Ausdruck sentimentaler Freude ist: Ja leile, ja leile, ja chabibti, ja leile! der Ruf der Nachtvögel und der Schrei des Schakals ertönt, und die Phantasie, hier so leicht erregt, malt sich lebhaft die Schrecknisse der Nacht in der weiten Einöde."



Sklaven-Mädchen aus Abessinien.

Ganz besonderes Interesse erregen natürlich in dem Natronthale die koptischen Klöster, von denen — einst waren es vielleicht hundert — nur vier übrig geblieben sind. „Jedes steht unter Leitung eines Superior (Chummus) und wird von einigen Priestern, die den Titel Abûna (Vater) führen, und etlichen Laienbrüdern und Mönchen (Râhib, pl. Ruchbân) bewohnt. Jedes Kloster hat seinen Brunnen und seinen Garten, dessen Bearbeitung ziemlich der einzige Zeitvertreib dieser in geistestödtender Vielbeterei ein trauriges Leben hinbringenden Menschen ist." Von dem Kloster des Heiligen Macarius wurde eine Rundtour nach Süden, zum Wâdi Fâregh gemacht, die wieder die Natur der Sand- und Sserirwüste zur vollen Geltung brachte. „Die feierliche Majestät der Wüste bannt jeden Laut; über der schier endlos sich ausdehnenden, rothgelben Fläche liegt die von der Mittagssonne erhitzte, zitternde und spiegelnde Luft, deren beängstigendem Drucke zu entgehen, das Auge vergeblich nach dem kleinsten, schattigen Plätzchen ausspäht. Lebhafter als das Meer macht die Wüste den Eindruck eines endlosen Raumes von einer Großartigkeit, die träumerisch anregend, Andacht erweckend wirkt. Das vorwiegende Gefühl, welches durch die Wüstenreise erzeugt wird, ist das der ruhigen Heiterkeit." „In

dem weiten Horizont der Wüste wirkt nichts durch Vertrautheit oder Individualität, sondern durch das Gegensätzliche, das Typische; bei der Beschränktheit der Zahl von Individuen organischen Lebens wirken diese als Vertreter des Belebten überhaupt, und es verschmelzen die einzelnen Eindrücke zum Charakter des Ganzen. So die mich begleitenden Beduinen. Was zuerst fremdartig an ihnen erschien, wurde selbstverständlich im Rahmen der Wüste, nicht durch Gewöhnung, sondern durch das Zusammenwirken aller Erscheinungsformen, der Atmosphäre, des Klimas. Die Ahnung der Zusammengehörigkeit, der Wechselwirkung des Einzelnen, die Kombination von dem an die Erde Gehefteten und dem frei Beweglichen, dem Luftigen der goldigen, unstörbaren Luftdurchsichtigkeit, erzeugt in dem Bewohner der Wüste die Liebe zu seiner Heimath. Sie lieben ihre Wüste, diese schlanken Männer von feinem, zartem Gliederbau und brauner Hautfarbe, ihr dunkles Auge leuchtet auf, wenn sie singend ihre Schönheit preisen; stundenlang ertönt ihr Gesang und belebt die Eintönigkeit des in gleichmäßigen Kadenzen steigenden und fallenden Kameelrittes. Von bedeutender, eigenthümlicher Wirkung ist dieser Gesang des Nachts, wenn die Wüste in weißem Mondenscheine wie ein weites Schneefeld erglänzt, die Entfernungen weiter, der Schatten der Kameele größer, die Silhouetten der Thiere in das Gigantische gezogen erscheinen. Die Stille der Wüste, schon am Tage groß, scheint noch lautloser geworden; der Sand nur knirscht unter den breiten Ballen der wiederkäuenden Lastthiere. Auch die Kameeltreiber schweigen, selten ertönt ein Wort, es ist, als empfänden auch diese sonst so lärmenden, lebhaften Menschen den so überaus großen Reiz der weihevollen Stille,



Kassala.

der traumentzündenden Wüstennatur. Doch bald beginnt einer das Lob des freien Lebens der Männer der Zelte: Ahl el wabar, wie die Araber sagen, und dann schallen die Lieder wie ein Hymnus hinaus in die sternenerleuchtete Nacht."

Am 4. Dezember konnte man unter schweren Unannehmlichkeiten den Wüstenwind an seinem Werke beobachten. Sand und Kieseltheilchen wurden über die steinige Fläche dahin und den Reisenden in das Gesicht und Auge gepeitscht, und bald war jede Wegspur verloren. Das war aber nahe bei der herrlichen Oase Fajjûm, in deren Hauptstadt Medine el Fajjûm die Karawane am 6. Dezember einzog. „Ich war im Centrum eines Gartenlandes von unübertroffener Fruchtbarkeit, wo inmitten der Kulturen kaum ein Weg Platz hat und Fußgänger, Reiter und Kameele und Esel auf den die unzähligen Kanäle einfassenden Dämme verkehren müssen. Jetzt ein Land der Rosen, der Baumwolle, des Zuckerrohres, des Weinstockes und des Oelbaumes, in welchem die Citronen- und Orangenbäume die Stärke unserer Apfelbäume erreichen, war es in uralten Zeiten eine wüste Einsenkung des libyschen Stein- und Sandmeeres, bis ein urvordenklicher Pharao die Schlucht, die den Felsriegel, der sich zwischen dem Nilthale aufbaut, durchschneidet, vertieft und den westlichen Nilarm, das alte Strombett hineingeleitet hat. Seit der altägyptischen XII. Dynastie (um 2300 v. Chr.) historisch bekannt, ist das „Seeland", Ta-sche, ein Land des Segens und Gedeihens gewesen. Die Araber lassen den zweifellos natürlichen Nilarm, der den Namen Bahr Jussuf trägt, als auch die Oase selbst eine Schöpfung des Patriarchen Joseph sein, welcher dieses großartige Werk in tausend Tagen (alf jôm) vollendet haben soll, daher auch der Name: Fajjûm. Dieser der Wüste abgerungene Garten war so recht die Wunderecke des Wunderlandes Aegypten, in ihm regelte der vielbewunderte und neuerdings wieder vielbesprochene Moerissee den Wasserbedarf des Landes, und im Fajjûm soll auch das Labyrinth gestanden haben." Nur einen Tag weilte Junker in diesem Paradiese, dann trug ihn der Eisenbahnzug nach der Märchen-

stadt Kairo, in der er einen Monat zubrachte. „Wie auf jeden, der Augen hat zu sehen, ein Gemüth, um zu empfinden, und etwas Phantasie, um Vergangenes im Geiste neu zu beleben, machte auch auf mich die Stadt der tausend Minarete am Fuße des Moqattam eine mächtige, in der Erinnerung immer wieder nachklingende Wirkung. Die eigenartigen Schönheiten dieser einzigen Stadt, die auf dem Erdenrunde ihresgleichen sucht, sind in allen Tonarten und allen Sprachen von Berufenen und Unberufenen, von Wissenden und Unwissenden oft geschildert worden, in Wort und Bild wurde ihr Lob gesungen. Ich darf es mir ersparen, oft Gesagtes zu wiederholen."

In Kairo regten Heuglin und Schweinfurth den Reisenden an, seinen Plan bezüglich Dar-For's dahin zu modifiziren, daß die Erforschung des Chor Baraka mit in denselben aufgenommen wurde, und zwar sollte diese letztere den Anfang machen. Ueber Suez gelangte Junker also im Februar 1876 nach Dschidda, und von dort querte er mit seinem Gefährten Kopp das Rothe Meer vermittelst einer Segelbarke bis Sauâkin. „Sauâkin ist so recht eigentlich eine Tochter des Meeres zu nennen. Vom Meer umgeben, die Häuser aus einem Meeresprodukt, dem Madreporenkalk, gebaut, der in schönen, großen Blöcken aus den Tiefen des Wassers heraufgeschafft wird, ist der über dem Meer verkehrende Handel die Existenzbedingung der Stadt. Die günstige Lage dieses Hafenortes hat schon zu Zeiten der griechisch-macedonischen Herrschaft in Aegypten eine Besiedelung der Insel veranlaßt, auf welcher sich die heutige Stadt Sauâkin erhebt, die eben durch ihre Lage direkten feindlichen Angriffen von der Landseite nicht ausgesetzt war. Ptolemäus Philadelphus soll hier eine Handelsfaktorei unterhalten haben, um das Elfenbein der einheimischen Jäger in seine Hände zu bekommen. Dann kamen Araber von ihrer großen Halbinsel herüber, siedelten sich an und vermischten sich mit den heimischen Stämmen. Selim, der Osmanensultan, unterwarf Sauâkin der Türkenherrschaft, unter welcher es bis zum Jahre 1865 blieb, worauf es der Sultan nebst der an der abessinischen Grenze gelegenen Hafenstadt Massaua mit ihrem Gebiet an den Khediw von Aegypten abgab. Als der einzige, wirklich benutzte Hafen für das große Gebiet des ägyptischen Sudan erfreute sich Sauâkin auch bis zu der Zeit, da der Aufstand des falschen Mahdi das „Land der Schwarzen" absonderte und die Stadt von englischen Matrosen und Truppen besetzt wurde, eines nicht unerheblichen Wohlstandes. Hauptsächlich herrschte zwischen Arabien, d. i. Djidda und Sauâkin, ein lebhafter Handelsverkehr."



Ein Getreidespeicher (Gugu) der Bari-Neger.

Am 27. Februar begab sich der Reisende von Sauâkin nach Gef, und von dort ging der Marsch südwärts, dem blauen Meere entlang, nach Tokar, im Delta des Baraka. „In dieser Küstenregion, im Busch und am Brunnen, herrschte reges Leben, die befiederten Herren der Lüfte waren munter und rührig. Häufig ließ die lustig trillernde Haubenlerche (Alauda cristata) ihren Gesang hören. Auch die specifisch afrikanische Verwandte derselben, die schwarznackige Gimpellerche (Coraphites melonauchen oder crucigera) kam bis in unsere unmittelbare Nähe. Die Bachstelze, eine kosmopolitische Form, wurde in den Arten: Motacilla alba, sulfurea und flava beobachtet. Außerdem kamen uns die Steppenweihe (Circus pallidus), der Wanderfalke, sehr zahlreich die ägyptische Lachtaube (Turtur senegalensis) und verschiedene Steinmetzer (Saxicola xanthomelaena und Saxicola leucomela) zu Gesicht." Am dritten Tage der Reise war das Delta des Chor Baraka erreicht, man lag ergiebiger Jagd ob, und der Aufenthalt in Tokar wurde nur durch zahllose Mückenschwärme verleidet. „Der Bestand und der Werth der Oase To-Kar, im weiten Küstengebiet, dem Sâhil, der einzige Platz an welchem Bodenkultur möglich ist, hängt von den Ueberschwemmungen des Barakaflusses ab. Dieser Strom, der sein Quellgebiet an den nordwestlichen Abhängen von Habesch (Abessinien), am Hochplateau von Dembelas hat, ist kein perennirender, sondern er bedarf der heftigen Gewitterregen des Charif, um sein an vielen Orten ansehnlich breites Bett zu füllen. Nach dem ersten regelmäßig jedes Jahr fallenden Regen wird der Boden der Thalsohle durch Infiltration mit Feuchtigkeit gesättigt und versumpft, fortgesetzte Niederschläge lassen dann das Wasser als sichtbaren Strom, durch die verschiedenen Rinnsale dem Gefälle folgend, forttreiben, bis die durch mitgerissene Erosionsprodukte und reichlichen Sand trüben, rothbraun gefärbten Fluthen bei Mersa Trinkatat das Rothe Meer erreichen. Das Chor Baraka führt sein Wasser im Monat September nach To-Kar, doch nicht als ein den ganzen Monat dauernd fließender Fluß; er pflegt sein Delta in dieser Zeit zweimal und öfter zu überfluthen." „Bezüglich der Ueberschwemmung und des Abflusses der Wassermengen in Baraka möchte ich folgendes erwähnen: Durch die plötzlichen Ueberfluthungen, die enorme Massen Sand aus dem oberen Barakabett mitführen und sie später wieder ablagern, ist das To-Kar-Becken fast alljährlich Veränderungen unterworfen. Verzweigungen des großen Regenstromes, die vielleicht früher bedeutende Wassermengen aufnahmen und weiterführten, versanden, werden erhöht und führen schließlich gar kein Wasser mehr, während sich an

tiefer liegenden Stellen durch Auswaschungen neue Cherane bilden. So ist hier das Wasser Ursache einer beständigen Umbildung."

Am 6. März brach man von To-Kar auf, um in das Chor Baraka einzudringen. Durch ein Dünenterrain gelangte man zunächst an eine dichte Tamariskenwand, die das Ufer des Chor einfaßt, und durch diese hindurch in das sehr gleichmäßig ausgewaschene, sandige Flußbett, das von nun an als bequeme Straße diente. „Das Lachen der Tauben, das Singen verschiedener im Laubdache hausenden kleinen Sänger vermehrte die Traulichkeit des Ortes." „Ich habe auf afrikanischem Boden selten einen so angenehmen Morgenspaziergang gemacht, als in dem köstlich kühlen Schatten der Baraka-Tamarisken. Freilich blieb es in der Folge nicht so schön. Die Ufervegetation wurde stellenweise lichter, es kamen Partien, wie in Baraka selbst Duchn angebaut war, und tiefer Sand das Fortkommen erschwerte." Das Pflanzen- und Thierleben, sowie die Scenerie des Baraka-Thales und seiner Nachbarschaft wird von Junker in der liebevollsten und eingehendsten Weise beobachtet, und auch mit den menschlichen Bewohnern der Gegend — den Hadendoa — wird intimere Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen. „Ein merkwürdiges, naives Volk, dem Außerordentlichen und Ungewöhnlichen zugethan, herzhafte Männer, die Gefahren in Wort und That lieben." Bis Bela-Genda ging der Marsch im Baraka-Thale aufwärts, zum Theil mit geschwollenem, schmerzendem Fuße. Nahe dem genannten Orte wurde der erste Affenbrodbaum gesehen. „Der Boabab, dieser Dickhäuter des Pflanzengeschlechtes, erreicht in der nordöstlichen Ecke seines Verbreitungsbezirkes die größte Individuenzahl, namentlich im Gesenke des Algedenplateaus und am oberen Baraka bis nach Keren im Bogoslande." Endlich wandte man dem



Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nil.

Baraka-Thale, „wo man während achtzehn Tagen ein fröhliches, freies Nomadenleben geführt hatte", den Rücken, und über Daga und Sabderat ging es westwärts weiter nach Kassala.

„Zwischen den zackigen Bergen von Sabderat breitet sich eine weite, vom Chor Fetai durchschnittene Ebene aus, über welche ich am nächsten Tage, den 29. März, in westlicher Richtung weiter marschirte. Die kuppelförmig aufgebauten Gebel Kassala und Gebel Mogrom, welche die Lage der Stadt Kassala bezeichneten, schienen Stunde nach Stunde stets gleichweit entfernt zu bleiben. Ich war ungeduldig und wegen des Streites meiner Diener noch immer in ärgerlicher Stimmung. Fast schämte ich mich in dem abgerissenen, die Spuren der Reisemühsale nur zu deutlich zeigenden Anzuge, der von Blutflecken beschmutzt war, und mit dem Gefolge der blutbesudelten Burschen meinen Einzug in die Stadt zu halten. Schließlich sah ich das Minaret der Moschee, ein Fabriksgebäude, in welchem eine Baumwollenreinigungsmaschine aufgestellt war, und dann auch die kleine Gesellschaft von Europäern, die mir vor den Thoren von Kassala ein Willkommen boten und mich zu dem Hause des deutschen Thierhändlers Schmutzer geleiteten, in welchem ich und meine Leute gastliche Aufnahme fanden." Bezüglich der Bedeutung von Kassala sagt Junker: „Begünstigt durch seine Lage, entstand aus dem Waffenplatze der Aegypter die Stadt Kassala, von wo sie die Unterwerfung der Bega-, der Bazén-, der Bogosvölker und der anderen, die Grenzlande von Abessinien bewohnenden Stämme in stets erneuerten Kriegs- und Raubzügen verfolgten. Zwischen Sauâkin, dem natürlichen Hafen des östlichen Sudan, und den getreidereichen Bezirken Gedaref und Taka gelegen, zog der neue Ort bald zahlreiche Ansiedler herbei." „In der Blüthezeit Kassalas, vor dem großen Unabhängigkeitskriege, kamen und gingen täglich Dutzende von Karawanen, und die vor den Thoren der Stadt lagernden Kameele zählten nach Tausenden. Seit dem Jahre 1871 verband eine Telegraphenlinie Kassala mit Sauâkin und mit Massaua."

Von Kassala ging der Marsch durch die unübersehbare Savanne, die sich zwischen dem Chor el Gasch und dem Atbara ausbreitet, nach Gedaref. Der Anblick des Atbara und ein Bad darin erfüllt den Reisenden mit großer Freude, denn es ist seit dem Rothen Meere die erste Wasserfläche, auf die er stößt. „Die steinigen, langsam ansteigenden Ufer müssen in der Regenzeit einen mächtigen Strom einschließen, und es wird dann auch seine Tiefe bedeutend zunehmen." Die Nähe von Gedaref verräth sich um Mitte April durch die große Zahl von Strohhüttendörfern der Schukurie.

„Die Hütten waren zum Theil unbewohnt, da ihre Insassen mit den Herden noch im Norden weilten und erst später, wenn die Regen die Steppe überschwemmen und ungangbar machen, herunterkommen und sich nach den höher gelegenen Gegenden zurückziehen. Sobald die ersten Regen fallen, die Sonne, welche neun Monate als unbestrittener Despot am wolkenlosen Firmament die Herrschaft geführt hat, von Dunstschleier und Wolken umhüllt wird, und der schwarze Humusboden gleich einem Brotteig aufgeht, beginnt ein wahrer Exodus der Beduinen. Dem Reisenden, der in einer dem Wanderzuge entgegengesetzten Richtung in das Land dringt, bietet sich ein Bild, das in ihm unwillkürlich die Schilderungen des alten Testaments neu beleben muß. Er sieht lebende Bilder, Illustrationen der Bibel, echt und treu in allem und jedem. An diesen Völkern scheinen drei Jahrtausende vorübergegangen zu sein, ohne die Lebensbedingungen, die Sitten und Gebräuche, Tracht und Hausrath dieser echt konservativen Menschen geändert zu haben. Sie



Die Zeriba Niambara.

ziehen in die Winterquartiere, dahin, wo ihnen die Fieber der in Sümpfe verwandelten Niederungen und die schreckliche Plage der herdentötenden Giftfliege nicht zu folgen vermögen." Der Boden war um diese Zeit so trocken, daß er von weiten Spalten und Rissen durchfurcht war. Was Wunder also, daß die Brunnen von Gedaref auf ihre Umgebung wie ein Magnet wirken. „Hierher zogen Tausende durstiger Kehlen, Menschen und Thiere von weit entlegenen Plätzen, und demnach herrschte geschäftiges Treiben, ein Kommen und Gehen, lautes Schreien, Blöken, Brüllen und Schnauben." In Gedaref genoß der Reisende Gastfreundschaft bei einem gebildeten Griechen, in dessem Hause er sogar eine kleine Bibliothek vorfand. Auch hier fand sich wieder reiche Gelegenheit, Sitte und Brauch der Bevölkerung zu studiren, und in die geheimsten Verhältnisse tieferen Einblick zu gewinnen. Auffällig ist bei den Begastämmen die herrschende Stellung des Weibes in der Familie, „die sich mit dem so trotzigen und stolzen Wesen dieser halbwilden Nomaden schwer zusammenreimen läßt." „Die Harimswirthschaft ist ein Produkt der durch Luxus in den Städten verfallenden Sitten und socialen Zustände; sie hat deshalb in den Zelten nie rechten Boden gefaßt." Auch den Sklavenhandel lernt Junker in Gedaref zum ersten male näher kennen. „Die Nähe der abessinischen Grenze erleichtert die Einfuhr der armen Geschöpfe, welche gleich einem Kameel oder Maulthier verkauft werden. Zumeist sind es geraubte junge Mädchen von 7 bis 14 Jahren, welche aus den südlichen Vasallen- und Grenzländern Abessiniens als hochgeschätzter Nachwuchs für den Harim der Sudåner hierher gebracht werden. Diese im Vergleich zu den Negerinnen hellfarbigen und wirklich schönen Mädchen gelten zwar im Sudån ausnahmslos als Abessinierinnen und heißen Magådie, aber sie gehören meist anderen Volksstämmen an. Häufig finden sich unter denselben Gallamädchen. Beim Kauf derselben

wird lediglich auf die Schönheit, Gesundheit und eine verhältnißmäßig lichte Hautfarbe gesehen, Fertigkeiten oder Kenntnisse irgend welcher Art, welche beim Verkauf eines Negermädchens mitunter den Preis beeinflussen, kommen bei einer Maqâdie wenig in Betracht." „Der ägyptische Beamte, welcher unkontrolirt die Staatsautorität in diesen entlegenen Grenzorten vertritt, hatte stets eine offene Hand, in welcher die Thaler der Sklavenhändler Platz fanden, worauf der würdige Mann vom Menschenhandel nichts hörte und sah."

Auch auf dem Wege von Qedaref nach dem Blauen Nil und nach Chartûm war eine unübersehbare Savanne zu passiren, in der nur hier und da ein isolirter „Gebel" als Markstein und Wegweiser diente. Auffällig groß waren hier die Temperaturschwankungen, die vom Mittag zur Nacht bisweilen 30 Centigrade betrugen. Am Tage notirte man 56 Grad C. im Schatten.

Am 27. April konnte die Karawane ihre Zelte am Blauen Nil im Schatten einer Sykomore aufschlagen. Die genußreichen Tage, die der Reisende hier verlebte, wurden nur theilweise durch einen starken Wind, der das Zelt und alle darunter befindlichen Sachen mit Sand und Staub bedeckte, beeinträchtigt. „Während der Regenzeit steigt der Blaue Nil ganz außerordentlich; selbst die im April noch 20 Fuß über dem Wasserspiegel hohen Ufer werden in besonders niederschlagsreichen Jahren im Monat Juli überschwemmt."

Am 6. Mai war Chartûm erreicht, wo der Reisende von dem österreichischen Konsul Hansal auf das freundlichste empfangen wurde. Zum ersten male seit 3 Monaten wird ihm wieder ein regelrechtes Bett bereitet, aber er ist dasselbe nicht mehr gewöhnt, er verläßt es wieder, um auf dem bloßen Angareb zu liegen. Freilich: „abends ballten sich im Norden Gewitterwolken zusammen, die heiße Stubenluft trieb uns aber hinaus auf die Terrasse, der Regen zwang uns zum Rückzug; sobald es wieder möglich war, wanderten wir mit dem Angareb von neuem hinaus. Das Gewitter hatte ein Nachspiel, es brauste ein Sandsturm daher, so daß ich morgens mit Staub und Sand buchstäblich bedeckt war. Zwar legte sich bei Anbruch des neuen Tages der arge Sturm, aber die Luft war derart mit Sand und gelbrothen Staubtheilchen erfüllt, daß man kaum das nahe Nilufer unterscheiden konnte. Die Sonne drang mit ihren Strahlen nicht durch und stand als rothe Scheibe am Himmel; die Beleuchtung erinnerte an eine Sonnenfinsterniß, lebhafter noch gemahnte sie mich damals an die Schilderungen, die ich von den Erscheinungen gehört und gelesen hatte, welche mit dem Chamsin genannten heißen Wüstenwind verbunden sind, der im Frühjahr über Kairo und Oberägypten weht und den ich erst später selbst kennen lernen sollte." Auch die Gastfreundschaft des Gouverneurs Ismail Ejûb und anderer Honoratioren von Chartûm genoß Junker. Für die Zustände in dem Ostsudân ist folgende Stelle aus seinem Reiseberichte charakteristisch:

„An einem der folgenden Tage langte ein aus den Aequatorländern, aus Gondokoro kommendes Dampfschiff in Chartûm an. Es war dies ein kleines Ereigniß für die Stadt, welches für einen oder zwei Tage ein lebhafteres Treiben am Nil und den Rundlauf von Neuigkeitsnachrichten verursachte. Dieses Schiff, welches auf seiner langen Flußfahrt (von Gondokoro bis Chartûm in runder Summe 1620 km) auch Faschoda, die Hauptstadt im Schillukland, angelaufen, brachte von dorther mehr als hundert Kriegsgefangene mit. Es waren arme Schillukneger, die den Versuch, der ägyptischen Invasion widerstanden zu haben, mit dem Verlust ihrer Freiheit und ihrer Heimath büßen mußten. Sie waren zu je zweien mit Eisenketten an einander gefesselt. Fast alle, der Mehrzahl nach junge, kräftige Männer, doch waren auch Knaben unter denselben, kamen sie mit einem Stück Baumwollenzeug gekleidet an. Wenige nur hatten die eigenthümliche Frisur ihres Stammes, nämlich die einer Schaufel ähnliche dünne Haarfilzplatte am Hinterkopfe. Der Regierung waren diese Neger ein willkommenes Rekrutenkontingent, welches sie zum Theil in die Regimenter im Sudan einreihte, der größere Theil aber kam nach Aegypten. Ihr Vaterland werden die armen Burschen, deren materielle Existenz zwar eine Besserung erfahren, schwerlich je wieder gesehen haben." Begreift sich hieraus nicht ganz gut der Anklang, den die Mahdistenbewegung bei der Bevölkerung fand?

Die Erlaubniß, nach Dâr-For zu gehen, konnte der Reisende bei aller Freundlichkeit Ismaïl Pascha's nicht erlangen. „Ich gewann die Ueberzeugung, daß es der Regierung nicht genehm sei, einen unbefangenen, unabhängigen Reisenden Einblick in die Verhältnisse der neuen Provinz zu gewähren, daß die Zustände daselbst wenig rosig erscheinen und weniger konsolidirt sein werden, als sie die vertrauensseligen Berichte Ismaïl Pascha's schildern." Glücklicherweise gab es in Chartûm viel zu studiren, zu sammeln und zu beobachten, und außerdem konnten auch auf Romolo Gessi's Einladung mehrere ausgedehnte Dampfer-Fahrten auf dem oberen Nil und auf dem Sobat unternommen werden.

„Die vielen Gärten am Ufer des Blauen Nils mit den hochragenden Palmen, an denen schwere, goldgelbe Datteltrauben hingen, das Spiel der sinkenden Sonne in den Fluthen des rothbraunen, mächtig dahinströmenden, hochgeschwollenen Bahr el-Azraq fesselten meine Betrachtung, bis wir um die Ecke der vorspringenden Landzunge bogen, an welcher der Blaue Nil unter einem spitzen Winkel seine trüben Wasser mit dem des Weißen Nils vereinigt. Von weitem schon kann man die Theilungslinie der Gewässer der beiden Nileltern erkennen, die noch mehrere Hundert Meter weit neben einander fließen, ehe sie sich mischen. In weitem Bogen umfuhren wir den „Elefantenrüssel" und nahmen nun im Weißen Nil, Bahr el-Abiad, südlichen Kurs. Dieser Fluß, drei- bis viermal so breit als der Bahr el-Azraq an seiner Mündung, bot jetzt den Anblick eines weiten Sees. Die flachen Uferländer — denn der Weiße Nil hat nirgend die hohen Uferländer des Blauen Flusses, wie ich sie auf der Fahrt nach Sennâr gesehen — waren nach beiden Seiten weit landeinwärts überschwemmt, mitten aus dem der Breite nach kaum zu übersehenden Wasserspiegel ragten Gruppen von blüthenduftenden Santakazien heraus, gleich kleinen Waldinseln. Wo in der regenlosen Jahreszeit der Boden von den Sonnenstrahlen ausgedörrt ist, daß das Erdreich in klaffenden Sprüngen birst und kaum noch der Trockenheit wegen ein Grashalm sproßt, da fährt im Charif unbehindert ein Dampfschiff dahin. So wahrt auch hierin Afrika sein Epitheton: Kontinent der Kontraste."

„Bald zogen auch, von der Strömung fortgerissen, kleinere, freischwimmende Schilfinselchen, von den Schiffsleuten Tof genannt, an uns vorüber. Diese losgerissenen Theile von Schilfwänden, welche, wie wir später sehen werden, den obern Nil Hunderte von Meilen bedecken und einfassen, wandern, im offenen Flußkanal fortgeführt, nach Norden und bilden das Material zu den Pflanzenbarren „Sedd", welche wiederholt die Schiffahrt am Bahr el-Abiad nicht nur für Monate, sondern für Jahre gesperrt haben. Diese unendlichen Schilfflächen geben der Nillandschaft bald eine ermüdende, langweilige Einförmigkeit."

(Schluß folgt.)

Zur physikalischen Geographie von Long Island.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit drei Abbildungen.)

Während das arktische Nordamerika von dem Puget-Sunde bis zum Lorenzbusen von einem dichtgedrängten Kranze von Inseln umlagert ist, die zum Theil sehr bedeutende Dimensionen besitzen, so ist die Küste des Unionsgebietes — Alaska ausgeschlossen — außerordentlich arm an Inseln, und die vorhandenen erscheinen fast sämmtlich ziemlich zwerghaft. An der Neu-England-Küste sowie an der Küste des Pacifischen Ozeans handelt es sich dabei zumeist um losgenagte Felsklippen, die nur ein paar Fischerhütten oder allenfalls ein paar Fischerdörfchen und Cottages zu tragen fähig sind, im Süden der New York Bai und in dem Mexikanischen Golfe dagegen sind die Inseln im wesentlichen nichts als Bruchstücke der langgestreckten sandigen Nehrungen, welche hier allenthalben das Gestade des Ozeans bilden. Nur die sogenannten Keys im Süden von Florida sind Korallenbauten.



Montauk Point.

Die stattlichste und größte Kümteninsel des Unionsgebietes, die hart an der New York Bai liegt und in ihrem südlichen Theile nur durch einen schmalen, von der riesigen East-River-Brücke überspannten Sund vom Festlande getrennt wird, ist Long Island. Dieselbe hat eine Längserstreckung von nahezu 200 km, bei einer Breite von 15 bis 30 km, und ihr Flächengehalt beträgt 3300 qkm, kommt also ziemlich einem Viertel des Königreiches Sachsen gleich.

Durch ihre Ausdehnung schon deutet sie uns an, daß ihre Entstehungsgeschichte und ihre Natur eine komplicirtere ist als bei den anderen Küsteninseln der Union. Von der Insel Manhattan, die die Stadt New York trägt, greifen durch das berühmte Höllenthor (Hellgate) laurentische Gneisfelsen nach Long Island herüber, und diese alten Gesteine mögen auf beträchtlichen Strecken die Grundlage ihres Bodens bilden, obgleich sie nirgends weiter als in der Gegend von Long Island City zu Tage treten. Sodann sind es kretaceische und alttertiäre Ablagerungen, die die Insel zusammensetzen, demselben Gürtel zugehörig, der sich im Osten des Alleghany-Gebirges durch New Jersey, Pennsylvanien, Maryland und Virginia hinzieht. Diese Schichten werden ganz besonders entlang dem Long Island-Sunde, der die Nordwestküste der Insel bespült, an verschiedenen Orten sichtbar.

Den weitaus hervorragendsten Antheil an der Bildung der Insel haben aber die Ablagerungen der nordamerikanischen Eiszeit, bezw. die Schuttmassen der großen Endmoräne des nordamerikanischen Inland-Eises, das sich in der der unserigen vorangegangenen geologischen Epoche bis hierher erstreckte. Insbesondere ist die Hügelkette der sogenannten Backbone Ridge, die von Fort Hamilton und Greenwood Cemetery an der New York Bai bis Montauk Point im äußersten Nordosten durch die Mitte der Insel hindurchzieht, als ein Theil dieser Endmoräne aufzufassen. Im Nordosten von Kap Montauk ist die Moräne durch Meereserosion verschwunden, auf Block Island sowie in der Gegend des Kap Cod und der Massachusetts-Bai ist sie aber ebenso wie auf Long Island und auf dem Festlande von New Jersey, Pennsylvanien, Ohio &c. erhalten geblieben. Das in solcher Weise entstandene flachwellige Hügelland von Long Island erhebt sich in der Gegend von Roslyn, also in dem breiteren, südwestlichen Theile der Insel, etwa 100 m über den Meeres-

spiegel. Hie und da fanden sich tiefe Seen und kleine Kesselthäler (sogenannte kettle holes) auf demselben. Zusammengesetzt ist das Hügelland — ganz ähnlich wie anderwärts, wo die Bildung vorkommt — aus Steinblöcken, Kies, Lehm, Löß, bei deren Sonderung und Ablagerung neben dem Gletschereise natürlich auch die aus dem Eise hervorbrechenden Gletschergewässer eine maßgebende Rolle gespielt haben. Die den lockeren Massen eingebetteten Steinblöcke, welche sowohl von den Atmosphärilien als auch namentlich — an der Küste — von der Meeresbrandung herausgewaschen werden, sind zum Theil von gewaltiger Größe. Eine Trappfelsplatte beispielsweise, die die Gletschermasse auf ihrem Rücken von den Hudson-Pallisaden herbeigetragen haben mag, hatte einen Umfang von 40 m und eine Dicke von 4 1/2 m, und aus anderen Blöcken, deren Gewicht Tausende von Tonnen betragen haben muß, konnten, nachdem man sie zersprengt hatte, ganze lange Mauern aufgeführt werden. Am größten sind die in der erwähnten Backbone Ridge eingebetteten Blöcke; an der Seite des Long Island-Sundes sowie auch an der Seite des Ozeans sind sie im allgemeinen viel kleiner und zugleich auch seltener. Von den Meereswogen werden sie natürlich am zahlreichsten herausgespült, wo die Backbone Ridge hinausspringt in den offenen Ozean, also an dem sturmumbrausten Montauk Point (S. Abbildg. 1 und 3). Hier ist die Endmoräne von Long Island und damit natürlich auch die Insel selbst augenscheinlich noch in weiterem, verhältnißmäßig raschem Verfalle begriffen. Am Südwestende der Insel, in der geschützten New York Bai, beobachten wir diese Erscheinung in viel geringerem Umfange, so daß die Stadt Brooklyn, die an dieser Stelle erbaut ist, sowie die Gräber des herrlichen Greenwood Cemetery, die hier in die „lenticular hills" der Long Isländer Endmoräne eingegraben sind, in ihrem Bestande viel weniger bedroht erscheinen, als der auf Montauk thronende Leuchtthurm (S. Abbildung 1). Auf die Thatsache, daß der nordöstliche Theil der Insel der am meisten in der Zerstörung begriffene ist, deutet auch noch der Umstand hin, daß hier das Meer als Gardiners Bai und Peconic Bai am tiefsten in das Innere von Long Island eingreift — bis auf etwa ein Viertel ihrer Längserstreckung —, und daß die Insel hier in zwei Halbinseln und mehrere Inseln (Gardiners Island, Plum Island, Shelter Island, Robbins Island) zerrissen erscheint. Das Vorgebirge von Montauk ist übrigens mit dem Hauptkörper der Insel nur noch durch eine schmale Landenge verbunden, die eine demnächstige Sturmfluth recht wohl in einem einzigen Ansturme zerreißen könnte.



Die Küste von Long Island nahe Montauk Point.

Der ganze Nordostsaum der Insel besteht, wie die soeben genannte Landenge, aus Formationen, die der postglacialen Zeit, bezw. der geologischen Gegenwart angehören — aus Dünen und Salzmarschen —, deren constituirendes Material zum Theil der Long Isländer Endmoräne, zum größeren Theile aber wohl der zerstörten Endmoräne im Nordosten von Long Island entnommen ist. Hoch und imposant ist die Dünenkette, welche sich an dem ozeanischen Gestade der Insel in ziemlich gerader Linie hinzieht, nirgends, denn der vorherrschende Wind kommt für Long Island vom Lande, und so wie der Küste infolge dieses Umstandes für die Regel eine starke Brandung — ein Hauptreiz des Seebades — fehlt, so werden auch die Sandmassen niemals zu beträchtlicher Höhe emporgetrieben, und es mangelt der ozeanischen Küste Long Islands auf diese Weise auch zugleich eine Hauptnaturschönheit, welche andere Flachküsten besitzen. Natür-



Ausgewaschene erratische Blöcke bei Montauk Point.

lich lassen sich die Dünen bei den gelegentlichen Ekstasen des Ozeans — zur Zeit starker Stürme aus dem Süden und Osten, besonders der aus Westindien kommenden Hurricanes — leicht zerreißen, und durch das wiederholte Zerreißen, sowie durch das darauf folgende Wiederzusammenwachsen des Sandwalles erklärt sich das Vorhandensein der ausgedehnten Lagunen und der diese Lagunen umgebenden Salzsümpfe. Für die Menschen, welche sich aus dem einen oder anderen Grunde auf der Düne angesiedelt haben — vor allen Dingen stehen daselbst eine Anzahl riesiger Seebad-Hotels —, resultiren daraus bisweilen sehr schlimme Katastrophen, wie deren eine unlängst Manhattan Beach heimsuchte. Großentheils ist die Dünenkette durch die erwähnten Lagunen von dem Festlande völlig losgelöst, und die einzelnen Bestandtheile derselben — Manhattan Beach, Rockaway Beach, Long Beach, Jones Beach, Oak Island, Fire Island, Great South Beach — bilden kleine Inseln für sich. In den Lagunen mischt sich das in Gestalt kleiner Flüsse und Bäche von dem Hauptkörper der Insel abströmende Süßwasser mit dem durch die „Inlets“ oder über die Düne eindringenden Salzwasser, und zum Theil enthalten dieselben daher nur Brakwasser. Die größten der Lagunen sind Jamaica Bai, Hempstead Bai, Great South Bai, East Bai, Shinnecock Bai, Mecox Bai und Sagg Bai. Die Salzmarschen um diese Lagunen herum ließen sich vielleicht in Kulturland verwandeln, wenn man sie gegen die Einflüsse der See durch Schutzdämme sicherte, und bei der Nähe von New York darf diese Eventualität vielleicht sogar als einer nahen Zukunft angehörig betrachtet werden. Steht die große nordamerikanische Metropole mit ihrer gewaltigen Konsumtionskraft ja doch unter dem Namen Brooklyn und Long Island City zur kleinen Hälfte auf dem Boden von Long Island selbst. Natürlich trug die Insel schon seit lange ein Wesentliches zu der Versorgung von New York mit Lebensmitteln bei, sowohl durch die schwungreich betriebene Fischerei an seinen Küsten und in seinen Baien, als auch durch seinen Acker- und Gartenbau, in der letzteren Hinsicht aber lohnt es sich vielleicht für die Bewohner, durch Ameliorationen von der angegebenen Art noch viel mehr zu leisten als bisher.

Vergleicht man die beiden Längsküsten Long Islands — die südöstliche ozeanische Küste und die nordwestliche Long Island-Sund-Küste — mit einander, so kann man sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß die erstere eine in Hebung begriffene Küste, oder richtiger eine Küste mit negativer Strandverschiebung ist, die letztere aber eine in Senkung begriffene Küste, bezw. eine Küste mit positiver Strandverschiebung. Genauere Beobachtungen stehen in dieser Beziehung freilich aus, sehr zu gunsten der betreffenden Annahme spricht aber der breite Streifen junger Landbildungen an der ersteren Küste, der trotz der gelegentlichen Sturmfluthen noch weiter anzuwachsen scheint, und der vollständige Mangel solcher Bildungen an der letzteren Küste. In sehr charakteristischer Weise lagern auch die Nehrungen und Lagunen des Südostens in der wohlbekannten Weise streng parallel zu der allgemeinen Grenzlinie zwischen Meer und Land, während die Buchten des Nordwestens mehr oder minder rechtwinkelig in die allgemeine Richtung der Küste eingreifen.

Es wäre mit dieser Theorie vielleicht auch zugleich der Schlüssel für die Bildung des Long Island-Sundes gegeben. Möglich zwar ist es, daß der Haupttheil des Sundes bereits vor der Eiszeit oder doch während derselben vorhanden gewesen ist. Unmittelbar nach der Eiszeit war er aber schwerlich etwas anderes als ein langgestreckter Binnensee, und sowohl der schmale südliche Ausgang — der East-River —, als auch der breitere nördliche Ausgang — der Block Island-Sund — verdanken ihre Entstehung erst postglacialen Einbrüchen im Verein mit der zerstörenden Thätigkeit der Brandung. Dafür sprechen vor allen Dingen die in der gleichen Art wie Long Island gebildeten Inseln, die in den beiden Ausgängen lagern, und die nicht wohl etwas anderes sein können, als die stehengebliebenen Pfeiler ehemaliger Landbrücken. Die Tiefe des Long Island-Sundes ist keine beträchtliche, dieselbe wächst aber in der Richtung auf die nordöstliche Oeffnung. In dem Haupttheile des Sundes, zwischen New Haven und Port Jefferson (in der Mitte der Nordostküste von Long Island), beträgt sie im Maximum 42 m (29 Faden), in dem Block Island-Sunde aber findet sich eine Stelle, an der man 73 m (40 Faden) gelothet hat. Da der nördliche Ausgang sowohl viel tiefer als auch viel breiter ist wie der südliche, so dürfte er wohl früher als dieser entstanden sein, und Long Island hätte demnach in einer nicht sehr weit zurückliegenden Zeit ein Entwickelungsstadium durchzumachen gehabt, in der es eine langgestreckte Halbinsel war, die eine auffällige äußere Aehnlichkeit mit der heutigen Halbinsel von Maryland-Delaware besaß. Eine alte Indianer-Tradition behauptet, daß man in alten Zeiten trockenen Fußes von Throgs Neck, auf dem Festlande östlich von New York, nach Willets Point, auf Long Island gelangt sei. Inwieweit diese Sage der Naturkinder zur Unterstützung unserer Theorie von der Bildung des Long Island-Sundes verwerthet werden kann, müssen wir aber dahingestellt sein lassen.

Die bekannte Champlain-Theorie, welche Long Island nach der Eiszeit erst unter dem Meeresspiegel versinken läßt, um es sodann ziemlich unverändert wieder emportauchen zu lassen, betrachten wir als unhaltbar und abenteuerlich.

Vergleiche zu der vorstehenden kleinen Studie: Thomas C. Chamberlin, „The terminal moraine of the second glacial epoch“ in J. W. Powell's „Third annual report of the United States Geological Survey (Washington 1883) und John Bryson, „The geological formation of Long Island“ (New York 1885).

Bemerkenswerthe Orte und Ruinen Arabiens.

Von A. J. Ceyp.

Mekka, Arafat, Wadi Muna, Djetta.

Mekka, in der Landschaft Hedshas, d. h. Wallfahrts- oder Pilgerland, gelegen, führt bei den Arabern eine Menge hochtragender Beinamen. Am gewöhnlichsten heißt es Om el Kora, Mutter der Städte, El Mosherif, die Edle, Belad el Ameyn, das Gebiet der Gläubigen. Firusabadi hat ein ganzes Buch über die verschiedenen Namen Mekkas geschrieben. Es gehört unter die schöneren Städte des Ostens; die Häuser sind oft drei Stock hoch und meist von Stein gebaut, die vielen auf die Straßen gehenden Fenster — eine Seltenheit in den morgenländischen Städten — geben Mekka ein etwas europäisches Ansehen. Auch die Straßen mußten hier viel breiter als gewöhnlich im Orient angelegt werden, weil sie

sonst die Menge von Pilgern, die zur Wallfahrtszeit hier zusammenströmen, nicht würden fassen können.

Die größte Merkwürdigkeit in Mekka ist die heilige Kaaba, welche sich innerhalb der großen Moschee (= Beitullah, d. h. Gotteshaus) befindet. Alle Bekenner des Islam sind durch ein besonderes Gesetz des Propheten Mohammed, welcher zu Mekka geboren wurde, verpflichtet, wenigstens einmal in ihrem Leben hierher, so wie zu dem benachbarten Berge Arafat zu wallfahrten und eine Menge vorgeschriebener Ceremonien zu verrichten. Sie erhalten nach Vollendung dieser Wallfahrt den Ehrentitel Hadshi, d. h. Pilger. Alle Jahre kommen ganze Schaaren von solchen Pilgern nach Hedshas, von welchen sehr viele, nachdem sie die Pflichten der Wallfahrt zu Mekka erfüllt haben, auch noch nach Medina gehen, um daselbst am Grabe Mohammed's ihre Andacht zu verrichten. Indessen ist diese letztere Wallfahrt kein gebotenes, sondern bloß ein freiwilliges, aber dennoch in den Augen aller rechtgläubigen Muslemin sehr verdienstliches Werk. Die Kaaba ist ein viereckiges, thurmähnliches Gebäude von etwas mehr als 34 Fuß Höhe, dessen Seiten jedoch eine ungleiche Länge haben, indem die kleinste 29, die größte mehr als 38 Fuß lang ist, so daß man das ganze Gebäude als einen unregelmäßigen Würfel betrachten kann. Die Thür steht 6 Fuß höher als die Grundfläche, so daß, wenn man hineingehen will, eine Treppenleiter angestellt werden muß. Das Gebäude besteht aus viereckig zugehauenen Urgebirgssteinen, wie sie die benachbarten Berge bei Mekka liefern. An der einen Ecke, welche nach Osten gerichtet ist, sieht man, 42 Zoll über der Grundfläche des Gebäudes, den sogenannten schwarzen Stein eingemauert, welcher eigentlich ein Meteorstein ist, nach dem Glauben der Muslemin aber für einen durchsichtigen Hyacinth gehalten wird, den der Engel Gabriel dem Abraham beim Bau der Kaaba als ein göttliches Geschenk überbracht, und der durch die Berührung eines unreinen Weibes seine Durchsichtigkeit verloren hat und schwarz geworden ist. Alle Pilger sind verbunden, bei ihren Prozessionen um die Kaaba diesen schwarzen Stein zu küssen, und er ist davon im Laufe der Jahrhunderte ganz ungleich geworden. Das Innere der Kaaba bildet eine einzige Abtheilung, deren Fußboden von gleicher Höhe wie das untere Ende der Thür ist. Die Decke wird von zwei Säulen getragen. Sowohl äußerlich als innerlich ist die Kaaba bekleidet. Die äußere Bekleidung besteht in einem großen Stücke schwarzseidenen Stoffes, welcher in Kairo gewebt und alle Jahre zur Wallfahrtzeit erneuert wird. Die Thür hat einen besonders prächtigen, ganz mit Gold und Silber gestickten Vorhang. Die innere Bekleidung der Wände ist ein rosenrother Seidenstoff, welcher gleichfalls alle Jahre neu aus Konstantinopel geschickt wird und wie jener ein Geschenk des Sultans ist. Die alten Bekleidungen werden zerschnitten und stückchenweise an die Pilger verkauft, welche sie mit nach Hause nehmen. Nach der mohammedanischen Ueberlieferung ist die Kaaba schon 2000 Jahre vor Erschaffung der Welt im Himmel erbaut und von den Engeln angebetet worden. Adam, der erste wahre Gläubige, errichtete sie auf der Erde und zwar genau unter der Stelle im Himmel, wo sie früher gestanden hatte. 10000 Engel wurden zu ihrer Beschützung bestimmt. Nach der Sündfluth erhielt Abraham (bei den Arabern Ibrahim benannt) den göttlichen Befehl, die Kaaba von neuem wieder herzustellen. Bei dieser Arbeit stand ihm sein Sohn Ismail von der Hadsher bei, und der Erzengel Gabriel überbrachte diesem den schwarzen Stein, der als Merkzeichen des Punktes eingemauert wurde, von welchem aus der Towaf oder feierliche Umgang um die Kaaba zu beginnen hat. Abgesehen von diesen Märchen, geht aus den altarabischen Geschichtswerken so viel hervor, daß die Kaaba bereits in uralter Zeit, lange vor der Entstehung des Islam, ein heidnischer Tempel gewesen ist, in dem die Götzenbilder vieler benachbarten Stämme aufgestellt und verehrt wurden. Wahrscheinlich gab dieser Tempel und der Brunnen Zemzem die erste Veranlassung zur Erbauung der Stadt Mekka. Mohammed machte daraus seine erste Moschee und verrichtete dabei die Gebete und Umgänge, die noch heutzutage den Pilgern vorgeschrieben sind. Das jetzige Gebäude selbst ist als ein neues zu betrachten, denn es ist im Laufe der Zeit — trotz seiner 10000 Schutzwächter — mehrmals durch Feuer zerstört und vom Wasser weggerissen oder doch stark beschädigt worden, so daß es von Zeit zu Zeit hat neu erbaut oder ausgebessert werden müssen. Das Alter der jetzigen Kaaba geht nicht über das 17. Jahrhundert hinauf.

Dasselbe läßt sich von der großen Moschee oder dem Beitullah — auch schlechthin El Haram, das Heiligthum, genannt — überhaupt sagen. Auch hier ist nichts von Alterthümern anzutreffen, ungeachtet sie schon in den ersten Jahren der Hedshra erbaut worden ist. Diese Moschee umschließt mittelst einer dreifachen Reihe von Bogengängen den großen Hofraum, in dessen ungefährer Mitte die Kaaba steht, den Brunnen Zemzem und noch einige andere Merkwürdigkeiten. Die Mauern werden an der Außenseite von den dabei stehenden Häusern bedeckt, so daß die Moschee keine äußere Façade hat. Einige von diesen Häusern haben sogar Fenster, von welchen aus man in das Innere des Tempels sehen kann. Man erkennt die Moschee von weitem bloß an ihren Kuppeln und den sieben achteckigen Minarets. In das Innere führen 19 Thore oder gewölbte Schwibbogen, unter welchen der vornehmste „Bab es Selem“ („Thor des Heiles“) genannt wird; die Pilger betreten durch dieses Thor zuerst die Moschee, weil sie glauben, daß sie sich dadurch der Gnade Gottes in besonderem Grade würdig machen.

Der oben erwähnte Brunnen Zemzem wird für den nämlichen gehalten, welchen nach der heiligen Schrift der Engel des Herrn der Hadsher (Hagar) zeigte, als sie mit ihrem Knaben Ismail (Ismael) von Abraham aus dessen Hause in die Wüste verstoßen worden und beide in Gefahr waren zu verschmachten. Um den Brunnen her steht seit dem 17. Jahrhunderte ein kleines viereckiges und steinernes Haus, welches aus zwei Abtheilungen besteht; in der einen befindet sich der Brunnen selbst, in der anderen werden die Krüge aufbewahrt, welche man, mit Wasser aus dem Brunnen gefüllt, den Pilgern theils zum Trinken, theils zu den gesetzmäßigen Abwaschungen verkauft. Der Brunnen hat beinahe acht Fuß im Durchmesser und bis zum Wasserspiegel 56 Fuß Tiefe. Die Oeffnung ist mit einer steinernen Mauer von fünf Fuß Höhe eingefaßt. Das Wasser selbst ist klar und trotz der Tiefe, aus der es heraufkommt, wärmer als die äußere Luft, es hat jedoch einen schweren und brakischen Geschmack. Die Wassermenge ist so groß, daß, obgleich zur Wallfahrzeit Monate lang täglich viele Tausend Krüge geschöpft werden, dennoch keine Abnahme des Wasserstandes zu bemerken ist. Es heißt, daß das Wasser in der Tiefe fließe und folglich der Brunnen durch einen unterirdischen Bach unterhalten werde. Man legt auf dieses Wasser einen außerordentlichen Werth. Nicht nur sucht jeder Pilger während seines Aufenthaltes zu Mekka so viel davon zu trinken, als er nur bezahlen oder erhalten kann, sondern er nimmt auch, wenn möglich, eine oder mehrere Flaschen mit auf die Rückreise und in seine Heimath, als kostbares Geschenk für Freunde und Verwandte. Auch die Einwohner Mekkas bedienen sich dieses Wassers für ihre Haushaltungen, gebrauchen es jedoch nur zum Trinken und zu den gesetzlichen Waschungen; jede andere häusliche Verwendung wird für gottlos gehalten. Man betrachtet das Zemzem-Wasser als ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten

und glaubt, je mehr man davon trinke, desto gesunder werde man und desto mehr gefalle Gott jedes Gebet. Noch eine Merkwürdigkeit der Moschee ist die Stätte Abraham's (El Makam Ibrahim), ein kleiner Schwibbogen der Kaaba-Thür gegenüber, welcher im Inneren mit einem bronzenen Gitter umgeben ist und einen Stein enthält, dessen sich Abraham bei der Erbauung der Kaaba als Fußgestell bediente; er wurde in demselben Verhältnisse, als das Gebäude immer weiter vorrückte, ebenfalls höher, und zugleich kamen aus dem Erdboden an Ort und Stelle die Steine schon fertig zugehauen herauf, so daß sie Ismail dem Vater nur zulangen durfte. Den vier Seiten der Kaaba gegenüber befinden sich vier andere kleine Gebäude (Mamam), wo die Imams der vier rechtgläubigen Sekten der Muslemin ihren Platz einnehmen und den Gebeten ihrer Versammlung vorstehen. Diese vier Sekten sind die Anhänger des Abu Hanifa, die Anhänger des Al Shafei, die Anhänger des Malek und die Anhänger des Ebn Haubal.

Zu dem gepflasterten Bezirke, auf welchem alle diese bisher beschriebenen Bauwerke stehen, gelangt man auf sechs gepflasterten Wegen, die von verschiedenen Thoren der äußeren Mauer auslaufen. Der übrige Raum des Inneren ist bloß mit grobem Sande ausgefüllt, auf dem sich eine Unzahl von Tauben aufhält, die von den Pilgern mit Getreidekörnern gefüttert werden — eine Handlung, die man ebenfalls für ein frommes Werk ansieht. Zur Zeit des Abendgebetes wird der gepflasterte und ungepflasterte Boden mit großen ägyptischen Teppichen belegt, und nun versammeln sich die Pilger rings um die Kaaba und bilden weite Kreise um dieselbe. Diese Moschee ist daher der einzige Ort in der Welt, wo jeder Muslim beim Gebet sein Gesicht nach allen Himmelsgegenden richten kann, während an anderen Orten der Betende überall nur nach der Gegend, wo Mekka liegt, sich wenden darf. Aber die Moschee scheint um diese Zeit mehr ein großer Gesellschaftsplatz als ein Tempel der Gottesverehrung zu sein, denn eine Menge Personen kommen bloß hierher, um sich zu unterhalten, und das Getümmel, Geplauder und Geschrei stört oft alle Andacht. Die Säulenhallen längs der Moscheewände sind bei der Nacht mit vielen Lampen erleuchtet. Auch am Tage giebt es hier beständig Leute, die sich mit Lesen des Korans beschäftigen oder den religiösen Vorträgen der Ulemas zuhören. Andere essen und schlafen auch hier; bloß gekocht darf nicht werden. Ueberhaupt ist die Moschee nur so lange, als das allgemeine Gebet oder die Predigt währt, ein heiliger Ort. Nicht selten werden hier höchst unanständige und verbrecherische Handlungen begangen. Da unverheirathete Frauen die Kaaba nicht besuchen dürfen, so verheirathen sich reiche Witwen, die die Kaaba zu sehen wünschen, zum Schein mit einem Metowef (Fremdenführer) — indem vor dem Kadi, aber nur pro forma, ein Ehevertrag geschlossen wird — und lassen sich nun gegen eine reichliche Belohnung überall herumführen.

Unter den anderen für die Wallfahrer wichtigen Ortschaften in der Umgebung von Mekka ist vor allem der Berg Arafat anzuführen. Dieser liegt etwa drei deutsche Meilen östlich von Mekka und erhebt sich an 200 Fuß über die weite Ebene, die sich nach Südwesten, Süden und Südosten hin ausbreitet. Im Norden und Nordosten hängt er mit der größeren Bergkette der Charrahs zusammen. Auf diesem Berge soll Adam der Sage nach vom Engel Gabriel Unterricht empfangen haben, wie er beten müsse; auch wird behauptet, daß Adam hier nach langer Trennung die Eva wiedergefunden habe. Ehemals befand sich eine kleine Kapelle auf dem flachen Gipfel, die aber von den Wahâbis[1]) zerstört worden ist. Alle Mekka-Pilger sind verpflichtet, an einem gewissen Tage, bald nach Eröffnung der Wallfahrtzeit, gemeinschaftlich von Mekka aus nach dem Berge Arafat zu wallfahrten, wo sie am Tage nach ihrer Ankunft daselbst, nachmittags um drei Uhr, einer Predigt, welche ein Katib von dem Gipfel des Berges herab an die versammelte Menge hält, beiwohnen und gewisse Gebete verrichten. Diese Ceremonie, welche Asser heißt, ist der wichtigste Theil der ganzen großen Wallfahrt, und wer sie nicht beobachtet hat, darf, auch wenn er alles Andere in Mekka aufs sorgfältigste befolgt hätte, dennoch keinen Anspruch auf den Ehrennamen Hadshi machen. Alles drängt sich an den Abhängen und am Fuße des Berges zusammen, und wenn auch nicht jeder den Prediger hören kann, so ist es doch schon hinlänglich, ihn zu sehen. Mitunter steigt die Zahl aller hier Versammelten bis auf 70000, welche 20000 bis 25000 Kameele bei sich haben. Es giebt gewiß keinen Ort weiter in der Welt, wo man auf einem so kleinen Raume so vielerlei Völker sehen und so verschiedene Sprachen hören könnte.

Auf der Reise nach dem Arafat und von da zurück nach Mekka müssen die Pilgerkarawanen sich auch in Wadi Muna aufhalten und hier die Ceremonie des Steinwerfens und

[1]) Man kann die Religion der Wahâbis als einen mohammedanischen Puritanismus erklären, in welcher das Oberhaupt zugleich der politische und religiöse Regent der Nation ist und seine Gewalt auf dieselbe Weise ausübt, wie die ersten Nachfolger Mohammed's sie über ihre bekehrten Landsleute auszuüben pflegten. Abd el Wahâb war der Stifter der neuen Religionspartei. Derselbe war ein gelehrter Araber, aus dem Stamme Temym und dessen Zweige, El Wahâbe, welcher in Nadshed lebt und größtentheils Landbau treibt. Der Hauptwohnsitz dieses Stammes und zugleich der Geburtsort des Abd el Wahâb, ist El Howta, ein Dorf, fünf Tagereisen von Derayeh. Abd el Wahâb hatte als Jüngling verschiedene Schulen der morgenländischen großen Städte besucht und daselbst durch seine Studien, sowie auf seinen Reisen durch Beobachtungen des gesellschaftlichen Zustandes der Mohammedaner die Ueberzeugung gewonnen, daß die ursprüngliche Religion des Islam gänzlich verderbt und durch Mißbräuche entstellt worden sei, so daß man bei weitem den größeren Theil der Bewohner des Morgenlandes, besonders die Türken, mit Recht als Ketzer betrachten könne. Abd el Wahâb war jedoch bei seinen ersten Versuchen, diese Ueberzeugung unter seinen Landsleuten zu verbreiten, nicht glücklich. Nach langen Wanderungen in Arabien ließ er sich mit seiner Familie zu Derayeh nieder, wo es ihm gelang, den Mohammed Ibn Saud, die Hauptperson dieser Stadt, zu seinem neuen Glauben zu bekehren und ihn selbst als Schwiegersohn mit seiner Familie zu verbinden. Die Familie Saud gehörte zum Stamme Messalykh, einem Zweige der Wold Aly, aus dem mächtigen Volke der Anneze, welches sich aus dem Inneren der arabischen Halbinsel bis nach Syrien hin ausbreitet. Mohammed Ibn Saud begnügte sich nicht bloß, die Lehre des Abd el Wahâb anzunehmen, sondern entschloß sich auch, indem er sich den Titel Emir beilegte, dieselbe gleich dem Propheten mittelst Waffengewalt weiter fortzupflanzen. Auch sein Sohn Abdel Azyz machte beträchtliche Fortschritte. Als Hauptverbreiter der neuen Lehre muß aber der im April 1814 zu Derayeh verstorbene Sohn des letzteren, Ibn Saud, betrachtet werden. Eigentlich enthält die Lehre der Wahâbis im wesentlichen nichts Neues. Der Koran und die Sunna (das Buch der Ueberlieferung Mohammeds wurden als Grundlagen anerkannt, auch die Meinungen der besten Ausleger des Korans in Ehren gehalten. Aber die Wahâbis verwerfen die vielen falschen Sätze, welche sich, besonders bei den Türken, in den Islam eingeschlichen haben, die fanatische Verehrung Mohammeds, sowie vieler frommer Scheikhs, denen gewöhnlich prächtige Grabmale errichtet sind. Auch eifern sie gegen die Nachlässigkeit des bei weitem größeren Theiles der Türken in Befolgung der religiösen Gesetze. Diejenigen, welche sich auf Gebet, Reinigung und Fasten beziehen, werden zwar beobachtet, sehr selten aber die anderen Vorschriften und Verbote des Koran, in Betreff der Almosen, des Luxus, der strengen und unparteiischen Rechtspflege, der Kriegszüge gegen die Ungläubigen, der Enthaltsamkeit von Allem, was Trunkenheit und Betäubung hervorbringt, also auch des Tabaks, des ungesetzlichen Umganges mit dem weiblichen Geschlechte, der unnatürlichen Sünden u. a. m. Hierzu kam die schändliche Aufführung so vieler Pilger, nicht nur auf der Reise, sondern selbst in den heiligen Städten Mekka und Medina, und zahlreiche Handlungen des Truges und der Treulosigkeit, welcher viele Türken allgemein beschuldigt wurden.

Opferns verrichten. Muna ist ein schmales Thal zwischen Granitfelsen, von West und Ost, und an beiden Seiten mit Häusern eingefaßt, die aber sehr verfallen sind und außer der Wallfahrtzeit leer stehen, indem sie von ihren Besitzern, die in Mekka wohnen, bloß für diese Zeit an die Pilger vermiethet werden. Als Abraham — der mohammedanischen Sage nach — auf dem Rückwege von der Pilgerfahrt nach dem Arafat hier durch kam, soll ihn der Teufel irre zu führen gesucht haben. Der Engel Gabriel aber gab dem Abraham den Rath, mit Steinen nach dem Teufel zu werfen, was er denn auch an drei verschiedenen Orten, am Anfange, in der Mitte und am Ende des Thales, überall siebenmal that, und wodurch er den Teufel verscheuchte. Zum Andenken daran müssen die Pilger ebenfalls an den durch drei Pfeiler — „die Teufelspfeiler" — bezeichneten Stellen sieben Steine, zusammen also 21, nach denselben werfen und dann einige Thiere tödten, welche sie für dieses Opfer eigens mitgebracht haben. Gewöhnlich werden Schafe und Ziegen geopfert; reiche Leute verwenden aber auch Kameele dazu. Auf einem Berge hinter Muna soll Adam begraben sein; auch wird auf dem Berge Dschebbel Thebeir die Stelle gezeigt, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, aber durch den Engel daran verhindert wurde.

Als den Hafen von Mekka kann Djetta, westlich davon, betrachtet werden. Unter den Einwohnern sind nur wenige hier geborene Araber; die allermeisten sind Fremde, wenn auch nicht gerade Ausländer, doch aus anderen Provinzen Arabiens. Die Mehrzahl der Fremden besteht aus europäischen und asiatischen Türken. Den Christen ist nur ein zeitweiliger Aufenthalt gestattet; dieselben genießen jedoch alle möglichen Freiheiten. Die Juden sind schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gänzlich aus Djetta vertrieben worden. Dieser Handelsplatz am Rothen Meere ist nur durch eine wahre Laune des Zufalls von einem Nichts zu seiner Bedeutung empor gekommen, während sich alles vereinigt, um eine bedeutende Ansiedelung zu hindern. Es mangelt vor allem an einem erträglichen Hafen, denn der Ankerplatz ist nichts als eine Rhede zwischen Korallenbänken, wohin die Schiffe nur mit Mühe und Gefahr ihren Weg finden; er ist selbst ziemlich weit von der Stadt entfernt, und sogar die kleinsten Barken können wegen der Untiefen nicht bei jedem Ebbezustande ohne großen Umweg an die Schiffe fahren. Ein schlechtes Trinkwasser macht den Aufenthalt für alle Bewohner sehr ungesund. Mohammed erschien, machte das nahe gelegene Mekka zu seinem und seiner Glaubensgenossen Heiligensitz, verpflichtete deren Nachkommen zu einmaligem Besuche dahin, und nun ist für immer das unbekannte Djetta auf eine Ruhmesstufe erhoben, von der es schwerlich je gänzlich herabkommen kann.

(Schluß folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die Entwickelung des griechischen Straßen- und Eisenbahnnetzes macht das „Deutsche Handelsarchiv" folgende Angaben: Während bis zum Jahre 1880 die Lokalbahn von Athen nach Piraeus in Betrieb war, sind nunmehr nicht nur alle wichtigeren Orte der getreidereichen Provinz Thessalien mit einander durch Schienenwege verbunden, sondern es ist auch die betriebsamste, das vorzüglichste Produkt des Landes, die Korinthe, erzeugende Provinz des Königreichs, der Peloponnes, mit einem fast geschlossenen Netze von Eisenbahnen und Fahrstraßen versehen. Auch der westliche Theil des Festlandes, das tabakreiche Akarnanien, vom Korinthischen Golf bis Arta, wird in Kürze durch eine im Bau begriffene Eisenbahn von Missolongi nach Agrinion und im Anschlusse daran durch Fahrstraßen dem größeren Verkehre erschlossen sein. Piraeus und Laurion in Attika, Chalkis und Volo im Osten, Missolongi im Westen des Festlandes, Korinth und Nauplia, Aegion, Patras, Katakolo, Kalamata, Gythion im Peloponnes sind heute Eisenbahnmündungen für den Transport bis direkt an die See geworden oder werden es doch bald sein. Alle diese Eisenbahnen aber werden erst durch die Eröffnung der seit einigen Jahren in Ausführung begriffenen, überall hinführenden öffentlichen und Kommunalwege zu ihrer wahren Bedeutung erhoben. Ueberall, wo die Straßen und Eisenbahnen Flüsse und Bäche zu passiren haben, stellen feste eiserne Brücken die Verbindung zwischen den Ufern her. Auch die Bahn, welche bestimmt ist, die Landverbindung mit dem übrigen Europa zu bewirken: die Eisenbahn von Piraeus über Larissa quer durch Mittel- und Nordgriechenland bis zur Nordgrenze, steht zu erwarten. Der Bau, für den die Vorarbeiten, einschließlich der Errichtung von Zweigbahnen, wie von Theben nach Chalkis u. s. f., fast vollendet sind, soll alsbald beginnen.

Asien.

— Der Generalkapitän der Philippinen, Don Valeriano Weyler, Marquis von Tenerife, hat im Juli 1890 die Insel Mindanao besucht. Eine Folge dieses Besuches war die Verlegung der Hauptstadt des Gouvernements Mindanao. Bisher hatte der Gouverneur der Insel in Zamboonga, zu Zeiten auch in Cotta-bató, dem alten Schangani, residirt. General Weyler entschied aber, daß Paran-Paran (Parang-Parang) nunmehr Sitz des Gouverneurs würde. Paran-Paran, an der Bucht von Pollok, nicht weit von der Mündung des Rio Grande oder Pulangui gelegen, war eine Rancherie (Niederlassung) von „Moros" und war den Spaniern nur mittelbar unterworfen, es gehorchte einem eingeborenen Fürsten, doch ist es nicht klar, ob dem Fürsten von Supangan oder jenem von Libungan. Weyler gab den Befehl, unverzüglich mit der Anlage der Kasernen ꝛc. zu beginnen. Die Lage Paran-Parans ist eine sehr günstige im Verhältnisse zu den alten Hauptstädten Zamboanga und Cotta-bató; ersteres lag zu weit weg vom Centrum der Insel, wo die kriegerischen Verwickelungen mit den Moros kein Ende nehmen, Cotta-bató liegt im Inundationsgebiete des Rio Grande und ist demnach ein Fieberherd erster Klasse. Paran-Paran liegt nicht nur im Centrum des Operationsgebietes (bei einem allfälligen Kriege mit den Moros), sondern besitzt auch einen guten Hafen; und von dort aus wird es leicht sein, einen Vorstoß gegen den See von Lanao zu unternehmen. Paran-Paran ist — abgesehen von den Seekarten — nur auf F. Blumentritt's Karte der Insel Mindanao (Ztschft. Erdkde. Berlin 1889) verzeichnet.

— Die große sibirische Transkontinentalbahn hat nunmehr, nachdem die seit 1887 im Gange befindlichen Voruntersuchungen beendigt sind, die amtliche Bestätigung erhalten. Wie vorauszusehen war, wird die Bahn aber nicht gleich als eine ununterbrochene zur Ausführung gebracht werden, vielmehr sollen nebenher die zu Gebote stehenden Wasserkommunikationen benutzt werden. Die Linie wird aus folgenden einzelnen Abtheilungen bestehen: 1. aus der Centralsibirischen Bahn, von Tomsk über Mariinsk, Atchinsk, Konsk und Nishnij-Udinsk nach Irkutsk, insgesammt 1567 Werst; 2. aus der Transbaikal-Bahn, von dem Ostufer

des Baikalsees die Selenga, Uda und Schilka entlang nach Tschita und Stretensk, 1000 Werst; 3. aus der Ussuri Bahn, von dem Ussuri nach Wladiwostock, 383 Werst. Einschließlich mehrerer kleiner Zweigbahnen wird die Linie eine Gesammtlänge von 2881 Werst haben. Die Kosten sind auf 122 Millionen Rubel (ca. 370 Millionen Mark) veranschlagt.

— Der Umschwung, welcher sich in den Produktionsverhältnissen Ceylons seit einer Reihe von Jahren vollzogen hat, dauert noch immer an. Der Thee-Export betrug im Jahre 1885/1886 nur 7 170 000 Pfund, im Jahre 1889/1890 aber 43 067 000 Pfd., und im laufenden Jahre schätzt man ihn auf 51 000 000 Pfd. Der Kaffee-Export sank dagegen in den Jahren 1885 bis 1890 von 22 369 300 Pfd. auf 9 026 300 Pfd. Der Kakao-Export stieg in dem gleichen Zeitraume von 1 334 700 Pfd. auf 1 684 200 Pfd., der Kardamom-Export von 236 000 Pfd. auf 321 000 Pfd., der Zimmet-Export von 1 630 000 Ballen und 548 000 Pfd. Abfällen auf 1 830 000 Ballen und 434 000 Pfd. Abfälle, der Kokosöl-Export von 234 000 Centnern auf 307 000 C. In ähnlicher Weise wie die Kaffee-Produktion ging auch die Chinin-Produktion zurück, und während 1885/1886 15 365 000 Pfd. von diesem Artikel ausgeführt wurden, geschah dies 1889/1890 nur mit 8 694 000 Pfd. — Der Graphitexport stieg 1885 bis 1890 von 190 000 C. auf 405 000 C.

Afrika.

— Dadurch daß die Angriffe Stanley's auf den verstorbenen Major Barttellot und auf die übrigen Offiziere der Stanley'schen Nachhut in Veröffentlichungen aus dem Tagebuche Barttellot's, sowie in gleichzeitigen Veröffentlichungen des Lieutenants Rose Troup eine Beantwortung erfahren haben, hat sich in der englischen Presse ein widerlicher Streit erhoben, der mehr psychologisches als länder- und völkerkundliches Interesse hat, und auf dessen Einzelnheiten einzugehen wir uns daher gern versagen. Stanley wirft seinen todten Gefährten Barttellot und Jameson ganz unglaubliche Schandthaten vor — Mord, Todtschlag, Mitschuld an Kannibalismus, bestialische Grausamkeit ꝛc. —, und wenn auch nur die Hälfte seiner Behauptungen wahr wäre, so müßte man sich wundern, wie der berühmte Reisende den groben Mißgriff begehen konnte, sich solche Gefährten zu wählen und sie auf verantwortungsreiche Posten zu stellen. Glücklicherweise beruhen die Beschuldigungen in der Hauptsache auf bloßem Hörensagen, dem in Afrika natürlich noch weniger zu trauen ist, als in Europa und das dadurch, daß William Bonny es acceptirt und zu gunsten Stanley's auslegt, für uns kaum glaubhafter wird. Herbert Ward und Rose Troup, die gleich Bonny der Nachhut angehörten, widersprechen den Stanley'schen Anklagen auf das entschiedenste, wenngleich letzterer Barttellot als einen ungemein leidenschaftlichen und gewaltthätigen Mann charakterisirt. Was Rose Troup über den Untergang der Nachhut sagt — daß Stanley nur den Abschaum („scum") der Expeditions-Mannschaft in Yambuya, und zwar ohne genügende Ausrüstung mit Medikamenten ꝛc. zurückgelassen habe, während er mit den Auserlesenen vorwärts gezogen sei — ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Ob ein gerichtlicher Prozeß Stanley's gegen Barttellot's Bruder, der dessen Tagebuch veröffentlicht hat, die lautere Wahrheit in der Angelegenheit an den Tag bringen wird, bezweifeln wir, da die beiden Todten leider nicht reden und Zeugniß ablegen können. Klar und unwiderleglich geht aus den bisherigen Auseinandersetzungen nur hervor, daß sich Stanley des Vertrauens der Offiziere der Nachhut in keiner Weise zu erfreuen gehabt hat.

— Der französische Schiffslieutenant Mizon hat den Auftrag erhalten, den nördlichen Theil von Französisch-Kongo zu erforschen. Vom Benito-Flusse ausgehend, soll der Reisende den Sanga und andere Nebenflüsse zu erreichen suchen und schließlich über Brazzaville nach dem unteren Kongo zurückkehren.

— Der englische Missionär F. S. Arnot ist bei seiner neuen Expedition von Benguela nach Garenganze auf Schwierigkeiten gestoßen, die ihn veranlaßt haben, von Bihé zur Küste zurückzukehren. Er gedachte jedoch einen zweiten Vorstoß zu wagen, sobald er seine Vorräthe ergänzt haben würde. Das Haupthinderniß lag in dem gährenden Zustande der eingeborenen Bevölkerung.

Nord- und Mittelamerika.

— Professor A. Heilprin hat eine wissenschaftliche Reise nach Mexiko unternommen, die in physikalisch-geographischer Beziehung mancherlei interessante Thatsachen ergeben hat. Betreffs der Halbinsel Yukatan konnte der genannte amerikanische Naturforscher feststellen, daß dieselbe ebensowenig korallinen Ursprunges ist wie Florida. Auf dem mexikanischen Hochlande aber wichen seine genauen barometrischen Messungen bezüglich verschiedener hoher Vulkangipfel sehr erheblich von den früheren Messungen ab. Der Popocatepetl wird von ihm als König der mexikanischen Berge entthront, denn er mißt nur 5341 m. Erheblich höher als er ist der Orizaba (Citlaltepetl), nämlich 5549 m. Der Iztaccihuatl wurde zu 5170 m, der Nevado de Toluca zu 4558 m bestimmt. Die Stadt Mexiko kommt nach Heilprin um 37 m niedriger zu liegen als nach der alten Annahme, also 2240 m.

Südamerika.

— Nach einer Mittheilung der „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft ist die Expedition des Kapitäns John Page in dem Gebiete des Pilcomayo von einem schweren Mißgeschick betroffen worden, dem der Führer der Expedition zum Opfer gefallen ist. Um die Schiffbarkeit der Hauptströme des Gran Chaco zu erforschen, hatte der Reisende in England besondere Boote bauen lassen, und vermittelst derselben war er auf den Pilcomayo in die Wildniß vorgedrungen, bis der Expedition die Lebensmittel ausgingen und sie gleichzeitig von Indianerangriffen viel zu leiden hatte. Die militärische Bedeckung mußte bald zurückgesandt werden, weil die Ergebnisse der Jagd nicht zu ihrer Ernährung ausreichte, während Page selbst die Fahrt weiter fortsetzte. Bei dem Sumpfe Patino, unter dem 22. Grad südl. Br., gerieth die reduzirte Expedition in schwere Hungersnoth, und hier ging auch Kapitän Torifla zurück, um Provisionen herbeizuschaffen. Ehe er aber zurückkehren konnte, traf die Nachricht von dem Tode des Führers der Expedition ein. Was aus den übrigen Mitgliedern derselben — den Herren Nelson Page, Kerry und Kenyon — geworden ist, verlautet zunächst nicht.

— Ameghino stellt in der Einleitung zu seinem vorzüglichen Werke über die fossilen Säugethiere Argentiniens für Südamerika auf das allerentschiedenste die Existenz einer Eiszeit im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes in Abrede. Die Driftablagerungen von Amazones sind keine Gletscherprodukte, sondern Löß von subaërischer Bildung wie überall. Die Roches montonnés bei Montevideo sind Granitblöcke, welche im Laufe der Zeit von dem zur Tränke gehenden Vieh glattgescheuert worden sind. Die Decke von Rollsteinen endlich, welche Patagonien zum großen Theile bedeckt, hat mit Moränenbildung gar nichts zu thun, die Steine sind weder scharfkantig noch gekritzt, sondern Rollsteine, wie sie sich heute noch in den Flußbetten finden, verkettet durch ein kalkiges oder eisenhaltiges Bindemittel. Sie entstammen den Cordilleren, welche zur Zeit ihrer höchsten Erhebung wohl dreimal so hoch waren als jetzt, und damals natürlich auch größeren Gletschern und wasserreicheren Flüssen Ursprung

gaben, als heute. Von einer Vergletscherung der Pampas oder gar von einer Patagonien bedeckenden Eiskappe kann keine Rede sein. Ameghino macht überhaupt darauf aufmerksam, daß von einer den ganzen Erdball betreffenden Eiszeit mit allgemeiner Temperaturerniedrigung keine Rede sein könne, die große Zunahme der Gletscher erfordere starken Schneefall, dieser hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft als Voraussetzung, letzterer sei aber nur möglich, wenn wenigstens an einzelnen Stellen die Temperatur hoch genug ist, um eine starke Verdunstung zu bewirken. Zur Zeit der höchsten Entwickelung der Andenkette war das Klima vermuthlich etwas wärmer als jetzt, aber erheblich feuchter, so daß sich die zahlreichen Seen längs des Andenfußes, die heute auf geringe Reste zusammengeschrumpft oder ganz verschwunden sind, füllen konnten. Ko.

— Unter den südamerikanischen Staaten lenkten in den letztvergangenen Jahren besonders Argentinien und Uruguay einen starken europäischen Einwandererstrom auf sich. In dem erstgenannten Staate wanderten ein:

1885:	108722
1886:	93116
1887:	120842
1888:	155632
1889:	260909.

In Uruguay betrug die Einwanderung:

1885:	15679
1886:	12292
1887:	12863
1888:	16589
1889:	27349.

Argentinien ist hiernach nächst der Nordamerikanischen Union das bedeutendste aller europäischen Auswandererziele geworden. Von den Einwanderern des Jahres 1889 (260909) kamen aus Italien 88647, aus Spanien 71151, aus Frankreich 27173 (meist Basken), aus Belgien 8666, aus England 5967, aus Oesterreich-Ungarn 4227, aus Holland 4007, aus der Türkei 2020, aus Rußland 1332.

Australien und Polynesien.

Ueber den Stand der australischen Viehzucht geben die neuesten statistischen Aufstellungen H. H. Hayter's in mehrfacher Beziehung interessante Aufschlüsse. Der Bestand an Schafen in den sieben Kolonien vermehrte sich demnach in den Jahren 1880 bis 1889 von 75158683 auf 101267084. Die Rinderzucht machte in den meisten Kolonien ebenfalls große Fortschritte, in Neu-Süd-Wales ging sie aber in auffälliger Weise zurück (von 2580040 auf 1741592 Stück). Der Pferdebestand der Kolonien vermehrte sich in dem angegebenen Zeitraume um 53819 Stück.

— Die neuseeländische Phormium-Industrie hat in den letzten Jahren beträchtlich an Umfang gewonnen. Im Jahre 1886 wurden nur 9173 Tonnen Rohmaterial verarbeitet, im Jahre 1890 aber 142813 Tonnen. Die mit Phormium bewachsene Fläche wird in der Kolonie auf 153407 Acres geschätzt (Vergl. „Globus", Bd. 56, S. 103 ff.).

Bücherschau.

— Heinrich Kiepert, Specialkarte vom westlichen Kleinasien. Nach seinen eigenen Reisen und nach anderen größtentheils noch unveröffentlichten Routenaufnahmen bearbeitet. Berlin 1890. Dietrich Reimer. — Wenn Altmeister Kiepert seine Karte von Kleinasien als das Hauptwerk seines Lebens bezeichnet, so ist dieselbe ohne weiteres sicher, bei allen zu einem Urtheile Befugten eingehendste Würdigung zu finden. Es ist in der That ein hoher Betrag genialer Kombinationsgabe und emsiger Arbeit, der sich auf diesen Blättern kondensirt findet. Was in anderen Ländern ein wohlorganisirter Generalstab auszuführen pflegt, das vollbrachte hier ein deutscher Gelehrter, indem er rastlos alles verfügbare Material zusammentrug und kritisch verarbeitete, und indem er durch bis in sein hohes Alter fortgesetzte Reisen an Ort und Stelle persönlich Beobachtungen und Itineraraufnahmen anstellte. Der kulturhistorisch und wirthschaftsgeographisch wichtigste Theil der kleinasiatischen Halbinsel — Westkleinasien — wird auf den vorliegenden Blättern im Maßstabe von 1:250000 zur Darstellung gebracht, während für die Gesammtkarte des Landes, die alsbald nachfolgen soll, der Maßstab von 1:500000 gewählt worden ist. Die Technik der Herstellung ist eine des großen Werkes durchaus würdige. Insbesondere wirkt die Zeichnung des Terrains außerordentlich plastisch, und obgleich die wichtigeren Orte gleichzeitig mit ihrem türkischen und alt- und neugriechischen Namen bezeichnet sind, so wird die Eleganz und Lesbarkeit dadurch an keiner Stelle gestört. Alles in Allem haben wir es mit einer bewundernswerthen Arbeit zu thun, auf die die deutsche Wissenschaft mit Fug und Recht stolz sein darf.

— Ernst Hallier, Aesthetik der Natur. Stuttgart 1890. Ferd. Enke. — In dem vorliegenden Buche will ein bewährter Naturforscher dem Naturfreunde auf seinen Ausflügen einen Begleiter beigeben, der ihm Belehrung bietet „über die zahllosen kleinen Schriftzüge, aus denen ein größeres Naturgemälde sich zusammensetzt", und wir sind der Meinung, daß ihm sein Bestreben wohl gelungen ist. Zuerst führt er in populär-philosophischer Weise in das Wesen der Empfindung und des Genusses an der Natur ein, dann behandelt er die verschiedenen Formen, in denen dieselbe als Mineral, als Wasser, als Wolke, als Zelle, als zusammengesetzter Organismus den Sinnen gegenüber tritt, und endlich verbreitet er sich eingehend über das Naturleben am Nacht- und Tageshimmel, in der Atmosphäre, in der Erdrinde, in den Strömen, Meeren und Gletschern, in Wald und Feld. Auch dem geistigen Leben in der Natur, den Naturtönen, dem Menschen als Naturwesen sind besondere Kapitel gewidmet. Uebrigens ist Verfasser fern davon, sich mit theoretischen Ausführungen zu begnügen, sondern allenthalben illustrirt er dieselben durch von ihm selbst oder von Anderen genossene Natureindrücke.

— W. J. Wallraff, Geographische Verbreitung, Geschichte und kommerzielle Bedeutung der Halfa (Stipa tenacissima), nebst Karte des Verbreitungsgebietes. Inaugural-Dissertation. Bonn 1890. — Eine recht verdienstliche Arbeit, welche ein anschauliches Bild von der Bedeutung giebt, die in Nordafrika die Ausbeutung einer wildauswachsenden Steppenpflanze erlangt hat. Die beigegebenen statistischen Ziffern ergeben allerdings eine erhebliche Abnahme der Halfaausfuhr, bedingt durch die zunehmende Verwendung der Holzfaser und der Cellulose in den englischen Papierfabriken. Die Bemühungen von Jus zur industriellen Verwendung der Halfafaser, unabhängig von der Papierfabrikation, sind auffallender Weise gar nicht erwähnt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

Dr. Karl Peters über den Tana-Strom.

In der Oktobersitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde verbreitete sich Dr. Karl Peters über die geographischen Beobachtungen, die er gelegentlich seiner Emin Pascha-Expedition im Tana-Gebiete gemacht hat. Dr. Peters hat den Strom 126 deutsche Meilen von der Mündung aufwärts durch völlig unerforschte Länder verfolgt. Einen besonderen Nebenfluß des Tana, namens Kiloluma, giebt es nach den Ermittelungen des Reisenden nicht, vielmehr führt der Tana auf der Strecke oberhalb Hargazo diese Bezeichnung selbst. „Kiloluma“ heißt nämlich in der Sprache der Wakamba nichts weiter als „lärmender, geräuschvoller Strom“ und paßt daher sehr gut auf den Charakter des Tana in dieser Gegend, wo er in brausenden Fällen, Wirbeln und Schnellen von den Terrassen des Hochlandes, auf dem er entspringt, herabstürzt. Sollte doch ein besonderer Fluß Kiloluma vorhanden sein, so muß er sich in den Tschuba oder in einen Steppensee ergießen. In der Nähe von Hargazo ändert der Tana seine Richtung und er kommt jetzt aus Südwest statt aus Nordwest. Es blieb dem Reisenden indeß nichts übrig, als dem Stromlaufe zu folgen, wenn er sich auch von der Richtung auf Wadelai, das Endziel der Expedition, abwandte; man befand sich auf dem rechten Stromufer und eine geeignete Stelle zum Uebersetzen war nicht vorhanden. Da aber die steilen Bergstufen des bis 7000 Fuß ansteigenden Mumoni-Gebirges nunmehr erklommen werden mußten, war das Vorwärtskommen auf diesem Wege äußerst langsam und schwierig, und beim Besteigen der mit dichtem Gestrüpp bedeckten Abhänge sind viele von den Lastthieren umgekommen, sowie viele Leute durch Ueberanstrengung erkrankt. Sieben Hauptstufen des Gebirges lassen sich deutlich unterscheiden, und der Tana stürzt in etwa Hundert einzelnen Katarakten diese Höhen hinunter, dabei Landschaften von großartiger, wilder Schönheit bildend. Die bedeutendsten Wasserfälle nannte Peters „Hofmann-Fall“, „Viktoria-Augusta-Fälle“, „Karl-Alexander-Fall“ und „Schweinfurth-Fälle“. Die Viktoria-Augusta-Fälle sind eigentlich mehr Stromschnellen, erhalten aber ein eigenartiges Gepräge durch den Umstand, daß man auf dem Felsufer vier bis fünf Hundert Fuß tief fast senkrecht auf dieselben hinabschaut. Der Karl-Alexander-Fall hat eine Fallhöhe von 100 Meter, und der Schweinfurth-Fall wird dadurch besonders malerisch, daß seine Wasser auf halber Höhe eine Wendung nach rückwärts machen, so daß die Projektion des Falles etwa die Form eines Fragezeichens hat. Auf der obersten Bergterrasse, im Quellgebiete des Flusses, wendet sich der Tana wieder mehr nach dem Norden und die sanft wellige Beschaffenheit des Bodens bietet dem Vorwärtskommen keine weiteren Hindernisse. In der Nähe dieser zweiten Flußbiegung glaubte Dr. Peters den Ort zu erkennen, an welchem Krapf den Tana berührt hat, und ein Steinkegel am rechten Flußufer wurde dementsprechend „Krapf-hügel“ getauft. Gegenüber auf dem linken Ufer liegen beträchtliche Höhen, von Peters „Albert-Berge“ genannt, um welche sich der Fluß nunmehr herum windet. Hier in der Kikuyu-Mulde bildet sich der Tana aus verschiedenen Quellflüssen, deren einer, der eigentliche Tana, vom Kenia kommt. Nach Ansicht des Reisenden sollte aber nicht der Kenia, sondern die ganze Kikuyu-Mulde, deren Abschluß jener Berg im Nordwesten bildet, als Quellgebiet des Flusses angesehen werden. Von diesem Quellgebiete ist dann der Oberlauf zu unterscheiden, jene bis Hargazo reichende Kette von Fällen und Schnellen, ferner der Mittellauf, von Hargazo bis Kidori, auf welchem der Fluß scharf in die Steppe einschneidet, und endlich der etwa 38 Meilen lange Unterlauf, wo der Fluß sich über sein Uferland ausbreitet und seine Sinkstoffe als

Alluvialgebilde in der Steppe ablagert. Die Wassermasse des Tana ist am größten bei Hargazo, wo seine Breite 2000 m, seine Tiefe aber durchschnittlich $1^1/_2$ m beträgt. Kurz zuvor empfängt er eine große Zahl wasserreicher Zuflüsse aus den sein linkes Ufer begrenzenden Bennigsen-Bergen, weiter unterhalb scheint aber die Wassermasse, da Zuflüsse fehlen, durch Verdunstung und Versickerung abzunehmen; trotzdem ist die ganze 60 Meilen lange Strecke von der Mündung bis Hargazo schiffbar. Auffällig sind die starken, in kurzer Zeit auftretenden Schwankungen des Wasserspiegels; Ende November beobachtete der Reisende in der Nähe von Hargazo ein Steigen des Flusses um $4^1/_2$ Fuß binnen anderthalb Stunden. Erfolgten diese Schwankungen nur während der Regenzeit, so wären sie wohl den reichlichen Niederschlägen zuzuschreiben, sie finden aber ebensowohl in der trockenen Zeit statt und lassen sich dann kaum anders als durch die stärkere Schnee-Abschmelze am Kenia erklären. Die Steppe am mittleren und unteren Tana ist schrecklich trocken und öde, und nur unmittelbar in der Nähe des Stromes ist der Anbau von Bananen, Tabak, Mais, Yams, Maniok, Reis und allen Arten Hülsenfrüchten möglich. Vorläufig ist dieser schmale Streifen zumeist von Urwald bedeckt, der, aus dornigen Bäumen und Sträuchern (Mimosen, Akazien, Tamarinden ꝛc.) zusammengesetzt und von Lianen durchflochten, eine so undurchdringliche Mauer zwischen Fluß und Steppe bildet, daß sogar die Eingeborenen, die am Flusse hausen, in vielen Fällen noch niemals die dahinterliegende Steppe gesehen haben. In der Steppe dagegen wäre Herr v. Tiedemann sogar in nächster Nachbarschaft des Flusses verdurstet, wenn es Dr. Peters nicht zur rechten Zeit gelungen wäre, einen Pfad durch den Uferwald zu entdecken. Weiter aufwärts ändert der Wald seinen Charakter, und Laubbäume treten an Stelle der harten stacheligen Sträucher, aber das Durchbrechen ist trotzdem noch schwierig. In Oda-Burra-Ruwa, einer Oase in der Steppe unterhalb Hargazo, machte Dr. Peters einen längeren Halt um Rust vergeblich zu erwarten, und er legte dort eine Station an, da ihm der Ort, hinsichtlich späterer Kolonisation, wichtig erschien. An dieser Stelle zeichnet sich der Strom durch eigenthümliche Gabelungen und Inselbildungen aus, die sich infolge der wechselnden Wasserverhältnisse des Tana fortwährend verändern. Von Interesse ist die Versicherung des Dr. Peter's, daß ein von Oda-Burru-Ruwa in der Richtung nach Nordwesten sichtbares Gebirge auf Grund der vorhandenen älteren Karten ganz irrthümlich für den Kenia gehalten worden ist. Dieses Gebirge ist nach eingeholter Erlaubniß das „Kaiser-Wilhelms-Gebirge“ benannt worden. In Kikuju, wo man eichenartige Bäume und schönen Klee findet, ist das Klima infolge der Höhenlage für Europäer weit zuträglicher als am Unterlaufe, wo die Wärme im Schatten (nachmittags 2 bis 3 Uhr) eine Höhe von über 45 Grad C. erreicht und nachts kaum unter 30 Grad sinkt. In erstgenannter Gegend dagegen sinkt die Temperatur zwischen acht und neun Uhr abends schon auf 11 bis 13 Grad C., nachts aber auf 5 bis 6 Grad, und in den höheren Theilen des Plateaus sogar auf einige Grad unter Null, während sie am Tage nicht viel über 30 Grad steigt. Wegen der trockenen Steppenluft, die durch keinerlei Dünste aus Creeks oder Lagunen vergiftet wird, ist das Klima am unteren Flußlaufe indessen auch nicht gerade ungesund.

Die Thierwelt der Tana-Länder ist die des östlichen Afrika überhaupt. Vorwiegend unter den größeren Thieren sind die Dickhäuter, Elephanten und Rhinozeronten, daneben giebt es aber auch Löwen, Leoparden, Wildkatzen, Antilopen, Gazellen und Springböcke, und unzählige Flußpferde und Krokodile tummeln sich im Flusse, der zugleich viele wohlschmeckende Fische birgt. Von größeren Vögeln sind zu erwähnen Geier und Adler, Perlhuhn und Taube, Ente und Gans, Pelikan und Reiher. Die Bevölkerung besteht längs des ganzen Flußlaufes aus Bantustämmen; nur in Oda-Borru-Ruwa wohnen Galla, welche die am mittleren und unteren Flußlaufe ansässigen Wakukomo unterworfen haben. Letztere sind harmlose, fröhliche Leute, die vielfach ganz auf dem Wasser leben und trotz ihrer körperlichen Größe und Stärke sehr furchtsam sind; bei den häufigen Raubzügen der Somali pflegen sie für gewöhnlich die Flucht zu ergreifen. Oberhalb Hargazo haust der Massaistamm der Wandorowo, in Kikuju die Wakamba, Wambi, Wansaka und andere Bantustämme, die theilweise von den Massai aus der Gegend am Kenia hierhergedrängt worden sind. Es sind sämmtlich große, schöne Leute; die Frauen schmücken sich reich mit Perlen ꝛc., während die Männer nur eiserne oder kupferne Ringe an Armen und Knöcheln tragen. Ein um den Hals geschlungenes Tuch, dessen Zipfel hinten herabhängen, ist ihr einziges Kleidungsstück. Sie leben meist unter einer Art aristokratisch-republikanischer Verfassung, sind ziemlich zänkisch und sehr zu Diebstählen geneigt, aber leicht zu überwältigen. Die Steppen sind im allgemeinen fast menschenleer, während die Kikuju-Mulde, Dank ihrer größeren Fruchtbarkeit und ihrem gesünderen Klima, dicht bevölkert ist.

Ueber die Nutzbarmachung des Tana äußerte sich Dr. Peters folgendermaßen: Die Steppe bietet der Besiedelung keine Aussichten, höchstens können an dem schmalen Ufersaume des unteren und mittleren Tana Pflanzungen betrieben werden. Als Schlüssel zum Hinterlande aber besitzt der Fluß schwerlich Werth. Soweit er schiffbar ist, fließt er nur durch Steppen, und dann kommt das steile Gebirge, das sich zur Anlage von Straßen nicht eignet. Der gewöhnliche Karawanenweg von Mombas ist unzweifelhaft die beste Verbindung mit dem Inneren. Eignete sich die Wasserstraße als Zugang, so wäre sie wohl auch schon regelmäßig von den Arabern benutzt worden. Nur wenn es etwa gelingen sollte, von Oda-Burru-Ruwa oder Hargazo aus nördlich des Kenia einen brauchbaren Weg in das Innere zu finden, könnte der Tana, und vielleicht auch der Tschuba, als Eingangsstraße in Betracht kommen.

Nach der Ostküste Dáchelas[1]).

Von Rudolf Fitzner.

(Mit vier Abbildungen.)

Zwischen der tunesischen Landschaft Sahel und der Halbinsel Dáchela findet ein sehr unregelmäßiger Verkehr statt, welcher durch arabische Segelfahrzeuge von 25 bis 30 Tonnen Inhalt vermittelt wird. Täglich erwartete man in Monastir das Eintreffen zweier Schiffe mit Ladung von Kelibia, von denen ich das eine sofort für die gleiche Reise chartern wollte. Tag für Tag sandte ich meinen Diener

[1]) Sprich in Dachela das ch in der Kehle (wie im deutschen Worte „Nacht“).

nach der Marine, um nach den Seglern auszuschauen, doch immer kehrte er achselzuckend mit der stereotypen Redensart: „Ma Fisch ârli!" zurück, bis er endlich eines Abends den Kapitän eines Bootes selbst mitbrachte. Doch auch jetzt noch sollte ich auf Schwierigkeiten stoßen; denn der Rais (Kapitän) wollte sich nicht dazu entschließen, wenige Tage vor dem Aid el Kebir, dem mohammedanischen Osterfeste, noch eine Reise anzutreten, und erklärte sich nur bereit, sofort nach dem viertägigen Feste, also in acht Tagen fahren zu wollen. So lange konnte ich aber nicht warten, und fast hätte ich das Projekt überhaupt fallen lassen, wenn nicht im letzten Augenblicke noch durch die gewichtige Einsprache des Kaid el marsa, des tunesischen Hafen-Gouverneurs, mit dem ich sehr gut bekannt war, eine Einigung herbeigeführt worden wäre.

Ich ließ sofort mein Gepäck auf das Schiff bringen und begab mich am Abend des 3. August v. J. mit meinem Diener Mohammed an Bord. Die Anker wurden aufgenommen, die mächtig langen Raaen an den beiden Masten hoch gehißt, und bald schwellte ein günstiger Südost die großen Segel. Es war ein herrlicher Abend, im südlichen Glanze schimmerten die Sterne am Firmamente, und ihre Strahlen leuchteten im prächtigen Reflexe aus dem tiefdunklen Meere auf. Gespensterhaft vergrößert hoben sich die Umrisse einiger auf der Rhede liegender Schiffe aus der Dunkelheit ab. Vom Strande blinkte die grüne Signallaterne der Marine und das rothe Licht des Bordsch el Kebir, im Osten aber strahlte mit weißem Feuer der Leuchtthurm auf den öden Kúriat-Inseln.

Wir umsegelten zunächst in nordöstlicher Fahrt den Landvorsprung von Monastir und nahmen dann unseren Kurs direkt gegen Norden. Das Meer war fast spiegelglatt, das Schiff machte nur mäßige Schwankungen, und doch litt mein Diener bald Tantalusqualen. Obwohl am Meeresufer aufgewachsen, war dies seine erste größere Seefahrt, und die launische Dame Meer ließ ihn nicht ungestraft über ihre Fluthen dahinfahren.

„Wann können wir in Kelibia sein, wenn der Wind anhält?" fragte ich den Rais vor dem Schlafengehen.

„Ródua sbah, inschállah" (Morgen früh, wenn Allah will), erwiderte dieser verbindlich lächelnd, und ich begab mich beruhigt unter Deck.

Als ich am andern Morgen aufwachte, merkte ich aus den Bewegungen des Schiffes, daß wir noch Fahrt hatten. Ich vollendete schnell meine Toilette, setzte mich mit einem kräftigen Armaufschwung an Deck und sah — Meer ringsum. Auf meine Anfragen erfuhr ich nun, daß der Wind aus Südost nach Nordwest umgesprungen war, und wir jetzt in der Höhe von Hergla kreuzten. Mit dem Fernglase konnte ich nun auch letztere Stadt, die völlig in den Morgendunst, der an der Küste lagerte, gehüllt war, undeutlich erkennen. Etwas schärfer zeichnete sich der zackige Doppelgipfel des etwa 40 km landeinwärts liegenden Dschebel Zaghuân vom Horizonte ab. Das Wetter war herrlich, die See warf leichte Wellen, meine Lage dagegen fand ich wenig trostreich. Wenn wir diesen widrigen Nordwest behielten, dann konnten wir drei bis fünf Tage hier in diesen Gewässern herumkreuzen, ehe wir unser Reiseziel erreichten. „Zu Mittag wird der Wind umspringen, insch Allah!" meinte der Kapitän. Aber Allah wollte nicht. Ich streckte mich unter einem Sonnensegel, das über das Hinterdeck gespannt war, auf meiner Matratze aus und las zum 101. Male den Scheffel'schen „Ekkehard", das einzige Stück deutscher Literatur, das ich nach Afrika gerettet hatte.

Mit der Zeit brachte uns unser Laviren doch von der Stelle, wir durchquerten den Golf von Hammamet, dessen weiße Häuser am Fuße des gleichnamigen Höhenzuges man mit dem Fernglase bei der guten Beleuchtung und klaren Luft deutlich erkennen konnte, und fuhren nun, nachdem wir Raböl passirt hatten, an der Küste Dáchelas entlang.

Während dieser langen Stunden fand ich hinreichend Muße, mir das Fahrzeug, an dessen Bord ich mich befand, näher zu betrachten. Die Schebake „Mabeók" hatte etwa 25 Tonnen Inhalt, war völlig gedeckt und besaß zwei nicht sehr hohe Masten. Die Segelausrüstung bestand in je einem großen, dreieckigen Segel, das an sehr langer, schiefgestellter Raa an jedem Maste aufgehißt wurde. Bei günstigem Winde wurde noch ein kleines Segel auf der Takelung des sehr kurzen, an seiner Spitze mit einem kleinen Halbmond geschmückten Bugspriets aufgesetzt. Am Heck war ein eigenthümlicher Anbau von schwachen Balken angebracht, der das Schiff um etwa $1^1/_2$ m künstlich verlängerte, und einen kleinen Mast trug, auf welchem, je nach Bedarf, ein weiteres kleines, viereckiges Segel gesetzt werden konnte. Zwei große, verdeckbare Luken eröffneten den Eingang in den Laderaum, den ich während der ganzen Reise gut trocken gefunden habe. Auf dem erhöhten Hinterdeck stand das Kompaßhäuschen mit zwei in Bordeaux gearbeiteten Bussolen, davor befand sich der Eingang in die Kapitäns-Kajüte, einen kleinen, dunklen Raum, der nur zur Aufbewahrung von Kleidern, Wäsche u. s. w. diente, da sowohl der Rais wie die Mannschaft stets auf Deck schlafen. Auf der Backbordseite war die kleine primitive Küche eingerichtet, deren Feuerstätte durch einen niederen, hölzernen Ueberbau gegen Wind und Wetter geschützt war, und an der Steuerseite, mehr nach dem Bug zu, lag ein kräftiges Ruderboot, die Flucke, welche am einfachen Flaschenzuge, der am Mast befestigt war, ins Wasser hinabgelassen werden konnte.

Der Heimathshafen dieses wie auch der meisten anderen, die nördlichen Gewässer befahrenden Schebaken waren die Kerkena-Inseln, die das weitaus größte Kontingent zur tunesischen Küstenschiffahrt stellen. Der karge Ertrag ihrer felsigen und sandigen Heimath treibt die junge Mannschaft hinaus auf das weite Meer, und wie ihre Väter als kecke Piraten im ganzen Mittelmeerbecken gehaßt und gefürchtet waren, so sind sie heute als brave, arbeitsame Matrosen beliebt und geachtet.

Der Rais und seine fünf Matrosen, kräftige Männer im Alter von 20 bis 30 Jahren, waren engere Landsleute und kannten sich von Jugend auf. Es waren untersetzte, kräftige Gestalten, die eine außerordentliche Biegsamkeit und Gelenkigkeit besaßen. Wie Katzen sprangen die braunen Gestalten über das Deck und kletterten an den Masten empor, wenn die Segel umgestellt oder ein anderes Manöver ausgeführt werden mußte. Außerordentlich hat mir an diesen einfachen Leuten die große Gefälligkeit und Bescheidenheit, die sie während der ganzen Reise mir gegenüber beobachteten, gefallen. Nie wurden sie irgendwie zudringlich oder forderten mich durch anzügliche Redensarten, wie das unsere Arbeiter so meisterhaft verstehen, zur Gewährung irgend eines Geschenkes auf. Ihre Kleidung war dunkel und ernst. Die kurze, an den Hüften von einem breiten, mehrfach um den Leib gewundenen Gürtel umschlossene Jacke und die weiten Kniehosen waren von schwarzblauer Farbe, der weiche Wollenstoff von den Kerkenesischen Frauen selbst gewebt. Die Füße bleiben an Bord stets unbekleidet, und nur wenn die Matrosen ans Land gehen, tragen sie einfache, derbe Lederschuhe, haben dieselben aber auch dann oft mehr in der Hand als an den Füßen.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam endlich die Burg von Kelibia, ein tafelförmiger Berg, der sich im Norden fern am Horizonte abzeichnete, in Sicht. Noch konnte man selbst mit dem Fernglase nichts Deutliches erkennen; in mattem

Blau hob sich der Fels wie eine Insel aus der salzigen Fluth. Während wir in den folgenden Stunden unser mühseliges Laviren gegen den widrigen Wind, der sehr an Stärke abgenommen hatte, fortsetzten, wurde ich auf eine große Schaar von Enten, Tauchern und anderen Wasservögeln aufmerksam, die meist paarweise oder zu drei und vier, aus dem südlichen Theile des Golfes von Hammamet kommend, in Zwischenräumen von 30 bis 50 Metern nordöstlicher Richtung dicht über das Meer strichen. Leider bot die Entfernung, in der sie am Schiffe vorüberzogen, weder Gelegenheit zum Schusse noch zur näheren Bestimmung. Jedenfalls hatten diese Vögel tagsüber in der großen Sebkra Tschiriba, nördlich von Hergla, gefischt und suchten nun vor Einbruch der Nacht ihre Niststätten in der Nähe des Kap Bon auf.

Nach Sonnenuntergang verflaute der Wind ganz, die Segel hingen schlaff von den Raaen hernieder, und kein leises Lüftchen regte sich. Da wir uns gerade in der Nähe der Küste befanden und absolut keine Fahrt mehr hatten, so ließ der Rais einen Anker werfen und die Leinwand einnehmen.

Die Küste war hier überall flach, mit leichten Sanddünen, 200 bis 300 Meter landeinwärts lief ein niedriger Höhenzug der Küste parallel, und im Hintergrunde schloß der massige Dschebél Sidi Abderrhâman die Landschaft ab.

Die Schiffsmannschaft benutzte die freie Zeit, um ihre Abendmahlzeit, den Kußkuß, das tägliche Gericht der Nordafrikaner, das aus einem griesartig geriebenen, groben Weizenmehl hergestellt und mit einer pikanten, stark paprieirten Sauce aufgetragen wird, einzunehmen. Der Einladung, am Schmause theil zu nehmen, folgte ich im Hinblick auf meinen zusammengeschrumpften Mundvorrath gern und setzte mich mit verschränkten Beinen auf Deck in den Kreis meiner Gastgeber. Eine große hölzerne Schüssel wurde in unsere Mitte gesetzt, kleine Holzlöffel, sauber gewaschen, steckten im Kußkuß, und nun wurde tüchtig Bresche in den hohen Berg geschlagen. Ich habe dem Gericht alle Ehre angethan. Seeluft schafft Hunger, und dann habe ich selten auf dem Lande einen von Frauen so gut zubereiteten Kußkuß gegessen, als ihn hier der Schiffskoch hergestellt hatte. Selbst mein Diener konnte seine Anerkennung nicht versagen, und das will etwas bedeuten; denn erstens war er connaisseur, und dann besitzen die Mauren einen gewaltigen Lokalpatriotismus, der sie alles Nichtheimathliche kritisiren und bemäkeln läßt.

Nach diesem unfreiwilligen Aufenthalte von fast einer Stunde sprang eine leichte Brise auf, der Wind war um etwa 90 Grad nach Osten abgefallen und blies jetzt aus Nordost, also relativ günstiger für uns. Wir nahmen also den Anker auf und gingen wieder unter Segel. Die Nacht war jetzt völlig hereingebrochen, vom Bordsch (der Burg) zu Kelibia grüßte das Signallicht herüber, der Himmel strahlte in südlicher Sternenpracht, und rauschend durchschnitt der Kiel die schwarzen Wellen.

Rasselnd und klirrend weckte mich am anderen Morgen früh die Ankerwinde; Hamdullah! (Gelobt sei Gott!) rief ich freudig aufspringend und eilte an Deck. Es war noch dunkel. Wir lagen in einer Bucht mit flachem Strande, welche im Osten durch einen hohen Hügel, den vorerwähnten Burgberg, abgeschlossen wurde. Am Strande erkannte man undeutlich einige Steinhäuser. Im Osten wurde es jetzt lichter, eine feine Röthe zeichnete sich am Horizonte ab, dann schossen rosige Strahlen aus dem Meere auf, und bald flammte und wogte es auf dem breiten, glatten Meeresspiegel, ein goldigrothes Gefunkel und Geflimmer.



Brotverkäufer auf dem Sûk.

Der Ort Kelibia selbst liegt etwa $1^{1}/_{2}$ Kilometer vom Meere entfernt in einer fruchtbaren Ebene, welche durch den von Südwest nach Nordost streichenden, niedrigen Dschebel Leffûd einerseits und das Meer andererseits eingeschlossen wird. Der Weg, der vom Landungsplatze nach der Stadt führt, befindet sich in recht ursprünglichem Zustande und ist für Fuhrwerke, die hier in der ganzen Umgegend auch unbekannt sind, völlig unpassirbar. Wir schreiten durch üppige Kulturen von Mais und Mohrenhirse (Drô), deren schwere Kolben im frischen Morgenwinde nicken, und gelangen

dann zu den Obst- und Fruchtgärten, die wie ein grüner Gürtel die Stadt umschlingen, und deren lebende Umzäumung von 2 bis 3 Meter hohem Opuntienkaktus jedem unbefugten Eindringen wehrt.

Die Landschaft war trotz der frühen Morgenstunde recht belebt; überall in den Feldern hörte man die großen Holzräder knirschen und ächzen, durch welche das Wasser aus den oft tiefen Brunnen emporgezogen wird, um die Felder möglichst vor Sonnenaufgang zu bewässern. Auf unserer Straße wechselte tiefer Sand mit hartem, zackigem Gestein, welches hier, wie fast an der ganzen Ostküste als grober Kalkstein ansteht. Der Regen hat den weicheren Kalk herausgewaschen, und scharf schneiden die harten Gänge des rauhen Spates in den Fuß.

Die Kelibienser haben ihre Stadt auf diesen Fels gebaut, der sich in allmählicher Neigung an den Dschebel Lessüd heranzieht. Mit ihren unebenen, winkeligen Gassen und ihren niedrigen, kleinen Häusern macht Kelibia den Eindruck eines großen Dorfes, zumal es auch der für die tunesischen Städte charakteristischen Ringmauer entbehrt.

Die Bevölkerung der Stadt und ihrer näheren Umgebung wird auf etwa 6350 Einwohner geschätzt, unter denen sich 70 bis 80 maltesische und italienische Kolonisten befinden, welche letztere meist von der benachbarten Insel Pantellaria stammen. Ansässige Juden habe ich hier nicht beobachtet. Die mohammedanische Bevölkerung gehört fast ausnahmslos dem malekitischen Ritus an und steht in Verbindung mit den geistlichen Orden der Aïssana, Kadrya und Sellamya. Die Hauptbeschäftigung der Kelibienser ist Ackerbau, und reiche Kulturen von Gerste, Weizen, Mais, Saubohnen, sowie der verschiedensten Sämereien, als: Fenchel, Kümmel, Bockshornsamen, Mohrenhirse u. s. w. umgeben im weiten Umkreise die Stadt. Das Stadtgebiet zählt etwa 16117 Olivenstämme, welche aber eine sehr unregelmäßige Ernte geben. Man rechnet im Norden der Regentschaft ungefähr alle fünf Jahre auf einen normalen Ertrag. Das aus diesen Oliven gewonnene Oel hat einen bitterlichen Geschmack und erreicht bei weitem nicht die im Sahel gewonnenen Qualitäten.



Junge Frau vom Stamme der Uled Mangule.

Der Bestand an Hausthieren wird auf etwa 500 Pferde, 6 Maulthiere, 800 Esel, 140 Dromedare, 4320 Rinder, 3700 Schafe und 6150 Ziegen geschätzt. Pferde, Maulthiere und Esel werden nur als Reit- und Lastthiere benutzt, da der schauerliche Zustand aller Wege ein Befahren derselben ganz unmöglich macht. Die Esel sind meist größer und stärker als im Sahel; gewöhnlich von grauer Farbe, zeigen sie besonders schön die bekannte, dunkle Kreuzzeichnung auf dem Widerrist. Auch die Rinder fand ich hier größer, schöner und stattlicher als im Süden. Besonders viel trägt zu diesem Umstande wohl bei, daß die Thiere infolge der verhältnißmäßig großen Landkulturen und des Ueberflusses an Futterstroh, das seines Volumens wegen fast nie zur Ausfuhr kommt, selten solche lange Perioden von Noth und Entbehrungen durchzumachen haben als dort.

Geschäftlich tritt Kelibia mit der Außenwelt fast nur während der Erntezeit in Verbindung, dann treffen sich auf den Märkten von Kelibia, Menzel Temin und Kurba Händler und Aufkäufer aus allen Gauen der Regentschaft; aus Tunis, Susa, Monastir, Sfax, Gabes und selbst von der fernen Dscherba-Insel kommen sie herbei, während in dem kleinen Hafen Schiffe aller Größe von der ungedeckten kleinen arabischen Schebake bis zum stattlichen Dreimaster ihrer Ladung harren. Nach der Ernte tritt eine kleine Ruhepause in der Hafenfrequenz ein, bis der Golf von Hammamet und die Gewässer des Cap Bon im Herbste wieder von der nicht unbedeutenden Flotille sizilischer, italienischer und maltesischer Sardinenfischer belebt werden. In den Gewässern von Kelibia kreuzen dann 100 bis 150 Barken, deren jede außer ihrem Führer mit etwa fünf Matrosen bemannt ist. Der Fang wird am Strande eingesalzen, und zahlen die Fischer für jedes Barril eine Gebühr von 12 Karuben (etwa 1/2 Franken) an den Staat.

Ist auch der Sardinenzug beendet, dann stockt der Handelsverkehr nach diesem entlegenen Stückchen Erde fast

ganz. Nur selten liegt ein kleines, arabisches Handelsschiff in der verödeten Bai. Die Winterstürme machen die Schiffahrt an der Küste zu einer sehr gefahrvollen, und den gleichen Ursachen wie der Pontos Euxinos, verdankt das schon im Alterthum dem Hermes gnädigst empfohlene Cap Bon seinen Namen.

Mein erster Besuch in der Stadt galt dem Chalifa, einem alten, würdigen Manne mit weißem Vollbarte, der mich freundlich empfing, den üblichen Begrüßungskaffee kredenzen ließ und mir dann einen Kawassen als Führer durch die Stadt mitgab. Viel Bemerkenswerthes gab es, wie eingangs schon erwähnt, nicht zu sehen, und bald schmerzten mir die Füße von der Wanderung über den scharfzackigen, sonnendurchglühten Felsboden, der die Gemeinde von der Sorge für eine zukünftige Pflasterung befreit. Mein letzter Gang an diesem Tage führte mich zu dem einflußreichsten Manne der Stadt, einem geborenen Italiener, Signor Conversano, der in seiner Person fast alle Würden und Aemter, die in einer so kleinen Stadt nur vergeben werden konnten, vereinte. Er war Consular-Agent von Frankreich und England, receveur de la douane und Hafenchef, sowie agent sanitaire. Sollte ich noch eine weitere Funktion übersehen haben, so ist dies unwissentlich geschehen.

Ich lernte in Herrn Conversano einen liebenswürdigen alten Herrn kennen, der mit Bereitwilligkeit über alles Wissenswerthe Aufschluß gab, und in dessen Gesellschaft ich im Laufe der nächsten Tage manche angenehme Plauder-



Meerbusen von Hammamet.

stunde genoß. El-Kunsul, wie er meist von den Eingeborenen genannt wurde, war schon im zarten Alter mit seinen Eltern von Italien nach Kelibia eingewandert. Obgleich er diesen Ort während 50 Jahren selten und die Regentschaft wohl überhaupt nie verlassen hatte, so war es um so beachtenswerther, daß es ihm in diesem weltabgeschiedenen Winkel gelungen war, sich durch Selbststudien und vieles Lesen eine gewisse universelle Bildung anzueignen, welche den Umgang mit ihm zu einem angenehmen machte.

Die nächstfolgenden Tage benutzte ich zur Anknüpfung von Handelsverbindungen. Am frühen Morgen ging ich mit dem Kapitän und meinem Diener in die Stadt, wo in oder vor dem Café am Marktplatze alle Geschäfte abgeschlossen wurden. Gegen Abend kehrte ich an Bord meines Fahrzeuges zurück.

Am 5. August, dem neunten Tage des mohammedanischen Monats Hidsché, begannen die Vorbereitungen zum Aïd el Kebir, auch Kurban Baïram genannt, jedoch nicht zu verwechseln mit dem Bairamfeste am Schluß des Ramadan. Das Fest entspricht der jüdischen Passafeier, und der alttestamentarische Hammel aus dem 2. Buch Moses, Kap. 12, wird auch hier in jeder Familie geschlachtet.

Am andern Morgen wehten rothe und grünrothe Banner von den drei Moscheen (Dschémma) der Stadt, die Straßen waren gekehrt, und jedermann trug ein festlich Gewand. Trafen sich Bekannte, so boten sie einander den feierlichen Gruß durch einen Kuß auf die linke Schulter; Verwandte und Kinder wurden auf den Mund geküßt. Frauen waren an diesem Tage ganz unsichtbar. Ueberrascht war ich, buntgefärbte Ostereier zum Verkauf ausgeboten zu sehen.

Am zweiten Festtage unternahm ich eine Besteigung des vom Strande steil aufsteigenden Schloßberges. Vom Schiffe aus ließ ich mich in unserer kleinen Flucke quer durch die Bai nach Râs [1]) Mûstapha rudern. Auf diesem Landvorsprunge liegt unterhalb eines Marabuts [2]) eine verlassene, kreisrunde Batterie, welche in Gemeinschaft mit einer kleineren Verschanzung auf der anderen Seite der Bai, am heutigen Zollhause, den Hafen vor jedem Ueberfall sicherte.

Ich umging den Burgberg von Süden nach Norden, allmählich an ihm emporkletternd. Die ganze Ost- und Südseite, von der Berglehne bis zum Meeresstrande hinab, war mit Mauertrümmern und Steingeröll bedeckt. Ich stand auf der Stadtstelle des Agathokleischen Aspis, von den Römern auch Clypea genannt. Innerhalb der Bai, nordwestlich von der spanischen Batterie, hatte der römische Hafen gelegen. Nordöstlich von Râs Mûstapha wurde das Gestade sandig.

Mühsam kletterte ich über das scharfzackige Steingeröll den steilen Berg hinan. Auf einem Felsplateau unterhalb des Kastells, nach Norden zu, wo der Berg sanfter abfällt, lagen zwei Heiligengräber. Der Eingang zum Kastell wurde durch eine Vormauer geschützt. Nachdem das Thor derselben durchschritten, führte der gedeckte Weg zwischen den beiden mit Zinnen gekrönten Mauern zu dem Hauptthore der Befestigung. Schwere, mit großen eisernen Kopfnägeln beschlagene Thorflügel hängen lebensmüde in ihren Angeln.



Künstliche Bewässerung der Felder.

Der Innenraum des Bordsch ist mit Ruinen bedeckt; zur rechten Hand, hart an der Mauer, steht ein kleines Gebäude in europäischem Stile, die Wohnung des Leuchtfeuerwächters. Eine alte, halbtaube Frau trat mir aus dem Hause entgegen und erklärte mir, nachdem ich ihr mit vieler Mühe meinen Wunsch, das Bordsch zu besichtigen, mitgetheilt hatte, daß ihr Sohn, der Wächter, abwesend sei; ich möchte mir inzwischen nur ruhig Alles ansehen.

Auf einer gemauerten Treppe stieg ich zur Mauerkrönung empor, um zunächst einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. Eine herrliche Fernsicht that sich dort oben auf. Im Süden, Osten sowie auch im Norden, über das [illegible] Vorgebirge Ras el Mêlha hinaus, ging der Blick [illegible] das intensiv blaue Meer. Im Westen, zu Füßen des Berges lag, von Olivenhainen und Fruchtgärten umschlossen, die Stadt Kelibia. Jenseits derselben wurde das Terrain wellig und zog sich zu dem Hauptgebirgsrücken und der Wasserscheide der Halbinsel, dem Dschebel Sidi Abderrhâman empor. Fern im Norden ragten die Felsenklippen von Ras Addâr oder Kap Bon, und aus dem Meere weit im Osten am Horizonte erhob sich eine dunkle Masse. Die Morgensonne blendete, und undeutlich verschwammen die Umrißlinien im scharfen Lichte. Es war die kleine, italienische Insel Pantellaria, das Cossyra der Alten, und noch heute von den Arabern Kôsra genannt. Ein wunderliches Spiel, daß die Söhne

[1]) Râs = Haupt, Kopf, geogr. Kap.

[2]) Marabut ist die Kapelle oder das Grabdenkmal eines Heiligen, der bei Lebzeiten Marabut genannt wird.

der alten Römer den historischen Namen verloren, derselbe dagegen im semitischen Sprachstamm erhalten geblieben ist!

Das Bordsch (Kastell) von Kelibia ist ein regelmäßiges Pentagon und in seiner Umfassungsmauer heute noch gut erhalten. Seine Erbauung datirt gleich der der meisten Befestigungen der Regentschaft aus der Zeit spanischer Besetzung im 16. Jahrhundert. Um die Mauern, welche zum Theil krenellirt sind, laufen Vertheidigungs-Gallerien. Die ausspringenden Winkel sind besonders stark gebaut, kasemattirt und auf ihrer Plattform mit Geschützständen versehen. Drei stark verrostete 24-Pfünder, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gegossen, lagen noch auf halbvermoderten, plumpen Holzlafetten und reckten den ehernen Mund über die Brüstung. Die neueren Befestigungen umschlossen außer den in Trümmern zusammengefallenen Kasernements der Besatzung und anderen Dienstgebäuden die Ruinen des altrömischen Kastells, das vordem den Berg gekrönt. Was wir [illegible] uns sehen, ein massiger, viereckiger Quaderbau, sche[illegible] der Kernpunkt, die Citadelle, der römischen Be[illegible] wesen zu sein, und sind jedenfalls die Auf[illegible] Konturen des Bergplateaus folgend, dort [illegible] heute die spanische Fortifikation seh[illegible]

Das Kastell, das schon in [illegible] die Hafenstadt zu seinen Füß[illegible] Rolle in der Geschicht[illegible] wo der unglückli[illegible] auf dem für i[illegible] Im Jah[illegible] schen [illegible] freie [illegible] sitz erh[illegible] des Sidi [illegible] ins Land [illegible] des unter den [illegible] blutenden Chri[illegible]

Ueber die E[illegible] Aspis habe ich v[illegible] Aspis wurde mit [illegible] Clypea schreckte man [illegible] selbst nicht vor einem [illegible] wer einmal die Gegend [illegible] des griechischen wie des [illegible] lichkeit suchen. Die ganze [illegible] und nur an einer einzigen [illegible] eines mächtigen Riesenschildes [illegible] der Niederung und der diese umran[illegible] Aspis und Clypea bedeuten „die Schildförmig[illegible] die Schirmende“. Das Kastell ist der seiner Zeit milit[illegible]isch wichtigste Punkt im Nordosten Tâchelas gewesen, der zu gleicher Zeit Land, Hafen und Meer beherrschte.

Inzwischen war der Leuchtfeuerwächter zurückgekehrt; derselbe, ein einfacher Mann, wußte nicht viel von seiner interessanten Wohnstätte zu berichten und zeigte mir nur die 8 m ti[illegible] und von den Römern in den Felsen gearbeitete, ang[illegible] 600 qm große Cisterne, deren Dach von fast 100 Monolithen getragen wird. Dieselbe bildete wohl das Hauptreservoir für die Stadt in Kriegszeiten oder trockenen Jahren. Das Wasser, das ich kostete, war ausgezeichnet klar und frisch. Dann führte er mich in die Kasematten der nach Süden gelegenen Bastion, wo sich in drei an einander stoßenden Kammern je ein wohlgepflegtes arabisches Grab befand. Ich glaubte in ihnen die Grabstätten tapferer Festungskommandanten zu sehen, die auf dieser Bastion im Kampfe gefallen waren, mußte aber dann zu meiner Enttäuschung hören, daß es drei Frauen-Marabut's waren, d. h. die Beisetzungsstellen von Frauen, welche sich während ihres irdischen Lebenswandels durch Frömmigkeit ausgezeichnet hatten und deswegen nach ihrem Tode heilig gesprochen worden waren.

Das freundliche Anerbieten des französischen Wächters, mir noch das Signallicht, das erst seit einigen Jahren an dieser für die Schiffahrt gefährlichen Stelle eingerichtet ist, zu zeigen, lehnte ich dankend ab, folgte aber gern seiner Einladung zu einer Tasse Kaffee und weidete mich vor meinem Abschiede noch an dem verdutzten Gesichte des Mannes, als er auf seine Anfrage, ich sei wohl aus einem der Norddepartements, hören mußte, daß er einen Preußen vor sich sah.

Am letzten Festtage unternahm ich in Begleitung meines Dieners einen kleinen Rekognoscirungsritt in südwestlicher Richtung. Das Pferdematerial hier im äußersten Norden der Regentschaft ist im allgemeinen kein gutes, da als Beför[illegible]ungsmittel in dem zerschnittenen Gelände meist Esel, [illegible] starke Thiere, vorgezogen werden. Auf einem Esel [illegible]n ist kinderleicht, das Auf- und Absitzen sehr bequem, [illegible]n muß eine große Routine besitzen, um den Esel in einer [illegible] Gangart halten zu können. Das Thier wird ge[illegible]h ohne Zügel geritten, ein leichter Schlag mit dem [illegible] Stock aus festem Olivenholz, dessen man sich bei den [illegible] an Stelle einer Reitpeitsche bedient, auf die eine oder [illegible] Halsseite genügt, um dasselbe nach rechts oder links [illegible]n zu lassen. Um aber flott von der Stelle zu kommen, [illegible] genügt nicht der Stock allein. Der Eselreiter muß [illegible]dig mit den Beinen baumeln und dem Thiere bei jedem [illegible]tt abwechselnd einen Absatz um den anderen in die [illegible]hen stoßen, dann aber besonders muß er das reichhaltige [illegible]abular der Araber an aufmunternden Schnalzlauten be[illegible]schen. Diese nachzuahmen ist für den Europäer nicht [illegible]; bei großer Hitze und trockenem Gaumen verliert er [illegible]ies sehr leicht die Lust an dieser Uebung. Ich bedauere [illegible]e Unfähigkeit, an dieser Stelle einige Beispiele aus [illegible] reichen Schatze an Kehl-, Gaumen- und Schnalzlauten, [illegible]n sich der Araber bei der Behandlung seiner Hausthiere [illegible]ent, geben zu können. Jedes Thier wird besonders an[illegible]rufen. Besonders leicht lenksam durch die Stimme sind [illegible]e ungefügen Dromedare. Oft sieht man einen kleinen [illegible]ungen von fünf bis sechs Jahren eins dieser großen Thiere führen. Auf einen gewissen, tiefen Kehllaut legt sich das Thier nieder, um auf ein anderes, ebenso kurzes Kommando wieder aufzustehen.

Da ich noch nicht die erforderliche Virtuosität in der Hervorbringung aller dieser unartikulirten Laute erlangt hatte, so zog ich auch hier wieder das anstrengendere Reiten auf einem Pferde vor, während mein Diener es sich auf einem Gemthiere wohl sein ließ. Das Pferd, das mir gebracht wurde, war ein ganz hübsches Thier, aber die Aufzäumung desselben hätte jeden ehrlichen Kavalleristen mit Entrüstung erfüllt. Es gab weder Trense noch Kandare, das ganze Kopfzeug bestand aus einem einfachen Strickhalfter ohne Gebiß, die Stelle der Zügel vertrat ein einziger, dicker, aus Halfa geflochtener Strick. Der Sattel war ein gewöhnlicher Eselsattel, der wie ein runder Sack auf dem Pferderücken lag. Die Steigbügel waren nicht am Sattel festgeschnallt, sondern hingen zu beiden Seiten eines ledernen Riemens, den man lose über den Sattel legte. Beim Aufsitzen konnte man sich daher der Bügel nicht bedienen, und habe ich mich erst mit der Zeit an das unangenehme Hin- und Hergleiten derselben gewöhnen können.

Wir trabten munter durch die kleinen Olivenhaine hinter der Stadt und ritten dann über Gerstenstoppeln querfeldein, dem Zuge des Dschebel Lessûd in einiger Entfernung folgend. Nach einigen Kilometern wurde das Gelände hügelig, die Getreidefelder wichen dichtem, niedrigem Buschwerk, welches fast in der ganzen Regentschaft die Stelle ehemaliger Waldungen eingenommen hat. Diese immergrüne Buschvegetation

besteht aus Myrthen-, Pistazien-, Rosmarin-, Akazien- und Judendornsträuchern, unter welche sich hohe Erikaformen mischen. Wir überschritten einen flachen Höhenzug, der vom Dschebel Lessûd nach der Küste strich. Der Boden bestand aus lockerem Steingeröll, und ich mußte vorsichtig reiten, was bei der mangelhaften Aufzänmung doppelte Aufmerksamkeit erforderte. Aber der Fuchs, den ich ritt, war ein kluges Thier und mit derartigem Gelände wohl vertraut. Vorsichtig und sicher setzte er Fuß bei Fuß und strauchelte nicht ein einziges mal.

Nachdem wir eine Strecke in diesem schwierigen Gelände weiter geritten waren, bogen wir vor einem Thaleinschnitte gen Osten ab, um auf dem kürzesten Wege das Meer zu erreichen. Die Vegetation wird spärlicher, das dichte Gestrüpp weicht hartstengeligen Gräsern, Binsen und vereinzelten Zwergpalmen. Das Steingeröll wechselt mit weichem Triebsande. In kleinen Tümpeln diesseits der niedrigen Düne sehen wir kleine Krabben, die bei unserer Annäherung in hurtigem Seitenlaufe flüchten, während schwerfällige Schildkröten sich träge über den schlammigen Grund schleppen.

Die Sonne steht hoch am Himmel, aber eine leichte Brise, die über das Meer her weht, mildert die Gluth ihrer Strahlen. Möven und Seeschwalben steigen mit kreischendem Schrei vor uns auf und umflattern neugierig den Fremdling. Das Meer zu unserer Rechten liegt glatt und glänzend in der afrikanischen Sonne, wie ein silberner Schild.

Unsere Thiere traben munter vorwärts. Jetzt tauchen hinter der Düne die Mastspitzen der vor Kelibia ankernden Schebaken auf. Noch ein kurzer Marsch durch knietiefen Sand, und wir sind am Landungsplatze angelangt.

Von besonderer Wichtigkeit für die hiesige Gegend ist der Sûk (Wochenmarkt) von Menzel Temim, einem etwa 15 km südwestlich von Kelibia gelegenen Marktflecken, welcher durch hohe Sanddünen und den heiligen, mit einem großen Marabut gekrönten Hügel des Sidi Selm vom Meere getrennt wird. Der Dienstagsmarkt dieses Platzes ist bei weitem bedeutender, als der Freitagsmarkt von Kelibia, und vielleicht würde ersterer Ort den ganzen Handel der Gegend an sich gezogen haben, wenn er einen Hafen besäße. Dieses Vorzuges erfreut sich aber Kelibia allein und bewahrt so eine gewisse Superiorität.

Am Dienstag früh vor Sonnenaufgang brach ich mit einer kleinen Karawane vom Kelibienser Strande auf. Es waren mehrere arabische Händler aus Sfax und Dscherba, die gleichfalls der Getreideeinkäufe wegen nach dem Osterfeste zu Schiff eingetroffen waren, dann einige Schiffskapitäne und Matrosen, welche oft eine günstige Gelegenheit zu einem kleinen Geschäft auf eigene Rechnung benutzen. Das Pferd, welches mir an diesem Tage gebracht wurde, war noch schlechter gesattelt, als letzthin. Die Steigbügel fehlten ganz, und der Sattel war hart und zerrissen.

Die bei den europäischen Seeleuten so oft beschriebene und belächelte Passion für kavalleristische Uebungen, sobald sie den Fuß an Land setzen und einen Miethgaul auftreiben können, konnte ich auch hier wieder beobachten. Besonders war ein Rais, der mit hochgezogenen Knieen und krummem Rücken auf seinem Rößlein thronte, nicht wenig stolz auf seine Reitkunst und brüstete sich sehr. Als er gerade in kurzem Galopp vor mir hertänzelte, da konnte ich es mir nicht versagen, mein Pferd an seine Seite zu bringen und die Kadenz allmählich zu verschärfen, bis wir schließlich im sausenden Galopp durch das Riedgras dahinstäubten. Da sank dem guten Manne das Herz, angstvoll umklammerten seine Arme den Pferdehals, und in herzbrechenden Lauten flehte er mich an, mein Pferd zu halten.

Der Weg von Kelibia nach Menzel Temim führt neben der Düne am Meere entlang. Einige kleine Bassins, sebkraartige Depressionen, die im Winter mit See- oder Regenwasser angefüllt sind, haben sich hier gebildet. Die Sommersonne hatte das Wasser verdunstet, und eine Kruste blinkender, weißer Salzkrystalle überzog den Boden.

Nachdem wir den Ued el Adschörd und den Ued Tafakid überschritten hatten, welche in ihrem Bette nur noch wenig stagnirendes Wasser zeigten, an der Mündung aber ganz versandet waren, wurde das Gelände hügelig, und die Pferdehufe klapperten wieder auf Steingeröll. Noch lag Menzel Temim hinter einer Hügelreihe versteckt, aber die Getreidefelder und die von hohen Kaktushecken umgebenen Fruchtgärten, durch welche wir jetzt ritten, bewiesen uns die Nähe einer Siedelung. Bald erblickten wir auch den viereckigen Gebetthurm des Ortes und die weißen Dächer seiner Gebäude. Dichte Olivenplantagen schlossen uns nun auf beiden Seiten ein, bis wir nach einer Wegbiegung die ersten Häuser des Fleckens vor uns sahen.

Das Leben und Treiben auf dem Markte war trotz der frühen Morgenstunde schon ein recht lebhaftes, und von allen Seiten trafen noch kleine Trupps hochbeladener Kameele, Pferde und Esel ein, welche von dunkelfarbigen Beduinen geführt wurden.

Vor der Rächba, der Getreidebörse, waren Säcke mit Gerste und Weizen in langen Reihen aufgestapelt; an einer anderen Stelle der kleinen Rächba sammelten sich die Verkäufer und Käufer der übrigen Feldfrüchte, deren Anbau in dieser Gegend betrieben wird: Saubohnen (fûl), Kümmel (karuija), Fenchel (bisbes), Koriander (tâbel), Mohrenhirse (drô), Bockshornsamen (hélba) u. s. w. Die Mitte des Marktplatzes nahmen frische Gemüse ein, unter denen die rothen Pfefferschoten (fellfell achma) die Hauptrolle spielten. Daneben hatten jüdische Kleinkramhändler aus Tunis ihre leichten Zelte aufgeschlagen, in denen sie billige Baumwollenzeuge aus Manchester, schlechte Messer, Gewürze, Färbemittel und allerlei Flitterwerk feil hielten. Der Viehmarkt befand sich außerhalb der Stadt. Besonders fiel mir auf, daß, während im Sahel und im Süden der Regentschaft fast nur Hengste auf den Markt gebracht werden, hier fast ausschließlich Stuten zum Verkauf angeboten wurden. Der Pferdeschlag der Halbinsel Dachela ist ein durchgängig kleiner, von der Größe eines Doppelpony. Die Thiere sind aber sehr ausdauernd und abgehärtet und können große Märsche und Strapazen sehr wohl ertragen. Wie bei allen Berberpferden, ist auch bei ihnen Kopf, Mähne und Schweif das schönste; denn der Hals ist meist zu kurz aufgesetzt, und der Huf zu lang und schaufelförmig, wie der Fuß einer Kuh. Die ausgestellten Rinder befanden sich in verhältnißmäßig gutem Zustande, doch war das Euter der Kühe ein sehr kleines. Kühe hiesiger Rassen geben selten mehr als zwei bis drei Liter Milch am Tage. Schafe und Ziegen waren sehr spärlich vertreten.

In den maurischen Kaffee-Häusern am Markte herrschte ein reger Verkehr. Man schlürfte Kaffee, Rosata — eine süßliche Mandelmilch, die mit Wasser verdünnt wird — und Palmenwein (lakmi). Alte Bekannte trafen hier einander, man schüttelte sich die Hand und plauderte, nachdem die endlosen Höflichkeitsfragen nach dem Befinden von Familie, Haus, Hof und Habe überstanden waren, von Geschäften, von der Ernte und vom Vieh und von allen den Dingen, die einen Landmann interessiren.

In den ersten Stunden kam auf dem Getreidemarkte nicht ein einziges Geschäft zu Stande. Man sondirte erst, handelte und feilschte ohne Ergebniß. Gegen 10 Uhr endlich begann sich das Geschäft zu beleben, und fast in einer Stunde war das gesammte auf den Markt gebrachte Getreide verkauft. Ich hatte größere und kleinere Quanten Gerste von etwa 40 Beduinen gekauft. Auf dem Platze vor

einem Kaffeehause wurde nun von einem staatlich angestellten Beamten das Getreide gemessen, während ein arabischer Notar Menge und Preis, Käufer und Verkäufer notirte. Die Orthographie meines Namens machte den arabischen Schriftgelehrten nicht geringe Schwierigkeiten, und stehe ich daher in den Marktrollen meist als el merkanti prussian (der preußische Kaufherr) verzeichnet. Endlich war die Arbeit nach vielem Schreien und Gestikuliren beendet; die Gerste war gemessen, in Säcke geschüttelt und auf Kameelen verladen, welche dieselben nach dem Hafen von Kelibia bringen sollten.

Jetzt nahm ich mein karges Mittagsmahl ein, das aus einem Stück Maisbrod, Weintrauben und Feigen bestand, trank schnell noch eine Tasse Kaffee und schwang mich wieder in den Sattel. Ich hatte noch von einigen Arabern, die weiter landeinwärts wohnten, eine größere Partie Gerste gekauft und mußte mich an Ort und Stelle begeben, um das Getreide zu besichtigen und zu messen.

Unter der Führung eines Beduinen verließ ich mit meinem Diener Menzel Temim in südwestlicher Richtung. Das Gelände ist wellig und bietet, weil nur mit niedriger Strauchvegetation bestanden, einen einförmigen Anblick. Einzelne trockene Flußbetten durchschneiden das Land von West nach Ost; ihre Uferränder sind hoch und steil. Der bedeutendste Flußlauf ist der Ued Lûbau. Ein schmaler, gewundener Pfad führt vom hohen Uferhange zu seiner Sohle hinab. Wehe dem Reiter, dessen Thier hier stolpert oder fehltritt! Ich muß die Zähne auf einander beißen, wie ich hinabblicke; aber der Abstieg geht wider Erwarten gut von statten. Das rechte Ufer ist auch steil, aber nicht so hoch, und überdies gehen Pferde und Esel auch sicherer bergauf als bergab.

Die Sonne ist inzwischen hinter dem hohen Dschebel Sidi Abderrâhman untergegangen, mein Reiseziel aber glücklicher Weise nicht mehr fern. Auf dem Gipfel eines Hügels erhebt sich ein stattliches Bordsch, an zwei Seiten von prächtig grünen Gärten umgeben. Durch hohe Weizenstoppeln — man pflückt hier nur die Aehren vom Halm und läßt das Stroh auf dem Felde umkommen — reiten wir zum Bordsch Mangûb bergan, wo uns der Herr des Hauses den Salem bietet. Es ist eine hohe, stattliche Erscheinung mit stolzen, selbstbewußten Zügen, einem Patriarchen des Alten Testamentes nicht unähnlich.

Ein Trunk kühlen Wassers erfrischt uns, dann bringt man das Nachtmahl. Eine Schale mit Honig und Olivenöl, dazu frischgebackenes, noch warmes Gerstenbrot, große, runde Fladen, ohne Sauerteig, wie es die Juden in der Wüste bereiteten. Während ich mit meinem Diener in dem Gastzimmer speiste, nahm mein Wirth in Gesellschaft des ältesten Knechtes vor meiner Thür an der Erde sitzend seine Mahlzeit ein.

Am anderen Morgen bei Sonnenaufgang schritten wir ans Werk, die verkaufte Gerste einzumessen. Dieselbe lag in einem großen Haufen in der Nähe des Hauses unter freiem Himmel. Daneben thürmte sich ein anderer, größerer Haufen, der noch nicht ausgedroschenen Weizen enthielt. Die Pferde meines Wirthes, schöne, starke Thiere, standen bis an die Kniegelenke in der Gerste und fraßen davon nach Herzenslust.

Gegen Mittag war die Arbeit beendet, ein größerer Transport war bereits auf Kameelen, Pferden und Eseln unter Leitung des Sohnes meines Wirthes nach Kelibia abgegangen, der Rest sollte in den nächsten Tagen nachfolgen. Inzwischen war schon ein Bote eingetroffen, der mich zum nächsten Geschäft führen wollte. Schnell nahmen wir noch einen Imbiß aus Brot, Honig und Butter ein und saßen dann auf. Immer weiter nach Süden führte uns der schmale Pfad, auch hier änderte sich die eintönige Physiognomie des Landes nicht, die wir schon gestern beobachtet. Es war die gleiche Strauchsteppe, nur hier und dort durch die Anbauversuche nomadisirender Beduinen, deren Duars wir in der Ferne sahen, unterbrochen.

Nach ungefähr zweistündigem Ritte trafen wir in unserem Bestimmungsorte Beliës, einem kleinen Dorfe, dessen Gehöfte weit in der Thalniederung des gleichnamigen Flusses verstreut liegen, ein. Römische Ruinen, an denen wir vorüberreiten, deuten auf eine alte Kulturstätte hin. Vielleicht wäre die Konjectur nicht zu kühn, den Namen des Ortes mit dem des byzantinischen Feldherrn Belisar, der auf seinen Kriegszügen wiederholt die Halbinsel berührt hat, in Verbindung zu bringen.

Als ich in das Haus meines arabischen Freundes trat, bot sich mir die unverhoffte Gelegenheit, während eines kurzen Augenblickes seine junge Frau, welche wir bei der Zubereitung des nationalen Kußkuß überraschten, zu sehen. Es war ein schönes, schlankes Weib von prächtigen Formen und glänzenden, dunklen Augen in dem ovalen, leichtgebräunten Antlitz. Was mir aber besonders interessant erschien, das war die herrliche, dunkelblaue Tätowirung, welche die Unterschenkel der Frau bedeckte. Wie ein feindurchbrochenes Gewebe umschloß die zierliche Arbeit das schöngeformte Bein.

Auf schmalem Pfade ritten wir von Beliës in nordöstlicher Richtung, den deutlich sichtbaren Dschebel Sidi Abderrâhman als Landmarke zur Linken. Die Landschaft war die gleiche wie gestern: flache Höhenzüge mit niedriger Strauchvegetation, welche hier und dort Trümmerreste römischer Bauten bedeckte. Gegen Sonnenuntergang trafen wir in Menzel Temim ein und setzten nach kurzer Rast unseren Weg nach Kelibia fort.

Auf den Feldern, welche noch mit Mohrenhirse und Mais bestellt waren, sahen wir jetzt in den kühleren Abendstunden die Besitzer in reger Thätigkeit ihren Acker bewässern. Da eine natürliche Berieselung des Landes infolge des außerordentlichen Mangels an fließendem Wasser fast ganz ausgeschlossen ist, so hat man sich durch Bohren von Brunnen zu helfen gesucht, aus welchen das kostbare Naß auf sehr originelle, wenn auch nicht sehr praktische Weise gehoben wird. Die beigefügte Illustration zeigt einen solchen primitiven Bewässerungsapparat in einem von hohen Opuntienkaktushecken umgebenen Garten.

Ueber dem Rande des Brunnens erhebt sich ein zwei bis drei Meter hohes Gerüst aus rohen Olivenzweigen, zwischen denen in der Mitte ein großes hölzernes Rad befestigt ist. Ein kleineres Rad befindet sich dicht über dem Erdboden. Ueber die obere Rolle läuft ein starker Strick, an dem ein weiter Ledersack hängt, der, sich nach unten verjüngend, in einen dünnen Schlauch ausläuft. Das Ende desselben ist an einen dünneren Strick geschlossen, der durch die kleinere Rolle gezogen wird. Beide Stricke sind am Joche der Stiere befestigt. Werden die Thiere vom Brunnen fortgetrieben, so hebt sich der mit Wasser gefüllte Lederbeutel, während der etwas kürzere dünne Strick das enge Schlauchende hochhält und so ein vorzeitiges Auslaufen des Wassers verhindert. Ist der große Wasserbeutel an der oberen Rolle angekommen, so befindet sich sein Niveau über dem des dünnen Schlauches, und das Wasser strömt in ein vor dem Brunnen befindliches Bassin, aus dem es dann in vielen kleinen Rinnen und Kanälchen über den zu berieselnden Garten oder das Feld geleitet wird. Diese Manipulation ist ungeheuer primitiv und zeitraubend, aber die Araber gehören noch zu den glücklichen Geschöpfen, für welche Zeit keinen Werth hat.

Vor Sonnenaufgang und gegen Abend hört man überall in den Feldern die plumpen Holzräder ächzen und knirschen, und das köstliche Naß strömt in belebenden Fluthen über den Acker. Es war schon ganz finster geworden, als wir endlich

in Kelibia einritten, wo uns der Schiffskoch einen leckeren Kußkuß hergerichtet hatte, dem wir dann auch alle Ehre anthaten.

In den nächsten Tagen vervollständigte ich noch die Ladung durch einige kleinere Einkäufe, dann wurdin die Zollpapiere ausgefertigt, ich schüttelte dem alten, freundlichen Conversano die Hand, und als die sternenklare Nacht hereinbrach, und das Signallicht auf der Burg Kelibia hell aufleuchtete, da segelten wir hinaus in den dunkelblauen Pontos, begleitet von den Salem-Rufen der Schiffsvölker, die so lange mit uns Bord an Bord in der kleinen Bai geankert hatten.

Waren wir auch mit günstigem Winde ausgesegelt, so sollten wir doch auch diesmal die Unbeständigkeit der Küstenwinde kennen lernen; denn erst nach vierzigstündiger, mühevoller Seefahrt konnte ich endlich wieder meinen Fuß an das felsige Gestade des mauerumgürteten Monastir setzen.

Der Rio Grande del Norte.

(Mit zwei Abbildungen.)

„Rio Grande del Norte" heißt der Fluß, der gegenwärtig, nachdem Texas an die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten worden ist, an der Nordostgrenze der mexikanischen Republik dahinfließt, und wenn man den volltönenden spanischen Namen hört, so wiegt man sich unwillkürlich in der Illusion, als müsse der Strom auch aller Orten und zu allen Zeiten eine gewaltige Wasserfülle enthalten. Tritt man dann bei Laredo oder El Paso an den Fluß heran, und überschreitet man ihn vermittelst der dortigen Brücken, so kann es nicht gut anders geschehen, als daß man gründlich von ihm enttäuscht wird. Der Strom ist in gewöhnlichen Zeiten weder so breit, noch so tief, noch wasserreich, als man von ihm erwartet hat, und dem Menschen versagt er seine Dienste zu Zwecken der Schifffahrt in einem sehr hohen Grade. Es geht einem ähnlich wie bei den spanischen Strömen, bei denen die Wasserfülle bekanntlich ebenfalls dem stolzen Klange des Namens wenig adaequat ist. Als „Rio Grande" — „Großen Fluß" — können die Mexikaner ihn höchstens bezeichnen, indem sie ihn mit den sonstigen unbedeutenden Gewässern, mit denen ihr Land ausgestattet ist, vergleichen. Viel eher entspricht die Bezeichnung „Rio Bravo" — „Wilder Fluß" — den thatsächlichen Verhältnissen; denn wild und ungestüm eilt seine schmutzige graue Fluth allerdings an den genannten Städten vorüber und hin nach dem Mexikanischen Golfe. Gegen den einfachen Namen „Rio del Norte" ist natürlich ebensowenig einzuwenden.


Der Rio Grande in der Gegend von Albuquerque.

Größere und sein Bett vollkommen füllende Wassermassen führt der Rio Grande nur ausnahmsweise, wenn stärkere Regengüsse in seinem Gebiete niedergehen, besonders im Juli und im August. Für die Regel ist dies aber nicht der Fall, und im allgemeinen speisen ihn seine Quellen in den San-Juan-, den Sangre-de-Christo- und den Culebra-Mountains, sowie auch seine Nebenflüsse aus Texas und Mexiko (der Rio Pecos, der Rio Conchos, der Rio Salado und der Rio Pesquerto, überaus spärlich, während die sonnendurchglühte, trockene Atmosphäre der Länder, die er durchfließt, gierig an seinem Lebensblute zehrt. Wenn man ihn in seinem oberen Laufe sieht und ohne große Schwierigkeit durchwatet oder durchreitet, so möchte man fast befürchten, es werde ihm gehen, wie zahlreichen Strömen, die ihm zustreben, die sich aber, ehe sie ihr Ziel erreichen, im Sande verlaufen. Glücklicherweise kommt er in seinem Unterlaufe in regenreichere Gegenden, und dort schwillt er wieder stärker an, sowie er denn dort auch von Reynosa abwärts Schiffe auf seinem Rücken trägt.

Auf der bei weitem größten Strecke seines Laufes fließt der Rio Grande zwischen steilen Felswänden, in die er sich durch sein starkes Gefäll hinein gegraben hat, dahin, und er bildet also ganz ähnlich wie die anderen Ströme des amerikanischen Westens eine ganze Reihe von Cañons. An ihren Abhängen und auf ihren Rücken sind diese Wände im allgemeinen mit dürrem Dornengestrüpp — Chaparral — bekleidet. Nur an einzelnen Stellen sind seine Ufer flach und zum Theil aus seinen Alluvionen zusammengesetzt, und dort fristen auch die wenigen Ortschaften, die an dem Strome erbaut worden sind, ihre kümmerliche Existenz. Sie thun das, indem die Menschen sein Wasser mit Hilfe von Schöpfrädern und Kanälen — Norias und Acequias — dazu benutzen, etwas Ackerbau und Fruchtkultur zu treiben. Daß der Rio Grande dergleichen Oasen in der Dornenwüste schafft, ist auch sein Hauptkulturwerth. Zu seiner Rolle als Grenzgraben eignet er sich natürlich ebenso wie andere wilde und unschiffbare Ströme verhältnißmäßig gut. Die Haupt-Brückenplätze und Zollstationen sind Laredo und El Paso. Schmuggler, die Waaren nach Mexiko führen, und Comanchen, die Herden wegtreiben, kreuzen ihn aber noch an zahllosen anderen Punkten.

In dem untersten Theile seines Laufes ändert sich der Charakter des Rio Grande wie bereits angedeutet wurde, und dort fließt er in stattlicher Breite zwischen flachen, von halbtropischem Urwalde bestandenen Uferlandschaften dahin. Da er infolge

seiner periodischen Schwellen ungeheure Schuttmassen hinaus ins Meer führt, so findet sich aber vor seiner Mündung eine schlimme Sandbarre, die größeren Schiffen die Einfahrt verwehrt. Daß man die Barre durch kostspielige „Jetties“ zu beseitigen suchen wird, wie man es bei dem Mississippi gethan hat, ist bei der Armuth und Unproduktivität seines Gebietes nicht sehr wahrscheinlich. Dergleichen Anlagen ist er so zu sagen nicht werth. Die fragliche Barre hat nur etwa 1½ m Wasser.

Das Gebiet des Rio Grande mißt 660000 qkm und seine Lauflänge über 3000 km, so daß er also unseren Rhein in beiden Beziehungen beinahe drei mal übertrifft. Wie unbedeutend erscheint er aber neben dem deutschen Kulturstrome in allen anderen Beziehungen!

Seine Gefällsverhältnisse beurtheilen sich am besten aus folgenden Daten: Del Norte, nahe dem Austritte des Stromes aus seinen Quellgebirgen in das San-Luis-Thal, liegt 2323 m über dem Meeresspiegel; Alamosa, nahe dem Austritte aus diesem Thale, 1962 m; Albuquerque, südwestlich von Santa-Fé, 1510 m; El Paso, der Punkt, von dem an der Rio Grande texanisch-mexikanischer Grenzstrom wird, 1008 m; Laredo 120 m; Brownsville 13 m. Ein außerordentlich starkes Gefäll zeichnet also namentlich noch die Strecke El Paso-Laredo aus. Die höchsten Gipfel seiner Quellgebirge übersteigen zum Theil die Höhe von 4200 m. Von den Cañons, die der Strom bildet, sind besonders namhaft zu machen: das sogenannte Waggon Wheel Gap



Der Rio Grande del Norte nahe der Mündung des Pecos.

in den San Juan Mountains; das große Basalt-Cañon oberhalb Albuquerque; das Cañon von Fray Cristobal; das Cañon von El Paso; die beiden Cañons von Pilares; und das große Kalkstein-Cañon zwischen der Conchos-Mündung (Presidio del Norte) und der Devils-River-Mündung (Del Rio). Das Basalt-Cañon ist über 100 km lang, das Cañon von Presidio del Norte aber über 600 km, und der Expedition, welche die Regierung der Vereinigten Staaten seiner Zeit zur topographischen Aufnahme des Rio Grande entsandte, gelang es trotz aller aufgebotenen Anstrengungen nicht, durch dasselbe hindurchzudringen, und das Durchqueren des Stromes ist auf dieser Strecke nur an ganz wenigen Punkten möglich. Die senkrechten Kalksteinwände, welche hier sein Ufer bilden, erheben sich gegen 100 m über die Oberfläche des Wassers, und dieselben beschränken seine Breite zum Theil auf 7 bis 8 m. Die Haupttheile dieses Cañons heißen Cañon von Bofecillos (oberhalb des Comanchen-Passes), das San-Carlos-Cañon, das Cañon von San Vincente, das Cañon der Sierra Carmel.

Am kultivirbarsten sind von den Gegenden, die der Rio Grande durchfließt: das Thal von Albuquerque und Socorro, das Thal von Paso del Norte und die Gegend zwischen Del Rio und der Mündung in den Mexikanischen Golf. Aber auch hier werden die Kulturen des öfteren dadurch beeinträchtigt, daß das Wasser des Stromes bisweilen so spärlich fließt, daß er zur künstlichen Befruchtung der Felder und Gärten nicht ausreicht. Kam es doch im Jahre 1851 vor, daß der Fluß bei El Paso vollkommen austrocknete. Andererseits richtet er zur Zeit der Schneeschmelze und heftiger Regengüsse durch Ueberschwemmungen große Verwüstungen an, so

beispielsweise in den Monaten Mai bis Juli 1884, wo er die Ortschaften Tome, Valencia und Peralto gänzlich vernichtete und die Ebene von Socorro weithin mit Sand und Kies überdeckte. Bei solchen Gelegenheiten neigt er auch zu starken Stromlaufänderungen, und es sind zahlreiche Stellen vorhanden, an denen er sein Bett mehrere Meilen weit nach rechts oder nach links verschoben hat. Sehr furchtbar sind die Hochfluthen des Rio Grande namentlich auch in seinem Mündungsgebiete. An gewissen Stellen seines Laufes soll der Unterschied zwischen seinem Hoch- und Niederwasserstande volle 30 m betragen, eine Ziffer, die bei wenigen anderen Strömen der Erde erreicht werden dürfte.

Kürzere Mittheilungen.

Tertiäre Menschenreste in Argentinien [1]).

Als im Jahre 1881 der bekannte Erforscher der Wirbelthierreste der argentinischen Pampasformation, Fiorentino Ameghino, im Bulletin der französischen geologischen Gesellschaft über das Vorkommen von Menschenresten in jungtertiären Schichten berichtete, fand er kaum mehr Beachtung, als seiner Zeit Boucher de Perthes mit der Kinnlade von Moulin Quignon. An den Diluvialmenschen hatte man sich nach und nach gewöhnt, selbst an den des Chelléen, obwohl er vor der Eiszeit gelebt haben sollte, aber tertiäre Menschen? das ging nicht an, denn damit hätte man ja das sicherste Leitfossil für das Diluvium verloren. Der Argentinier konnte sich mit seinen europäischen Leidensgenossen trösten, mit Ribeiro, dessen Feuersteine aus gestörten Schichten stammen sollten, mit Capellini, dessen Einschnitte in Delphinrippen nicht von Menschen mit Feuersteinmessern, sondern von Haifischen mit ihren Zähnen gemacht worden sein sollten, mit Bourgeois, dessen geschlagene Feuersteine von Thenay nun gar nicht anerkannt werden konnten, denn sie waren ja angeblich im Miocän gefunden worden.

Aber hier und da fanden sich doch einige unbefangene Forscher, welche die Tertiärfunde genauer prüften und sich von ihrer Richtigkeit überzeugten. Manche suchten ihr Gewissen damit zu beruhigen, das Wesen, das im Tertiär Feuersteine zurecht schlug, Knochen des Markes wegen spaltete und Feuer anzündete, sei doch kein eigentlicher Mensch gewesen, sondern ein Vorläufer desselben, ein Alalus, ein Anthropopithecus oder wie man ihn sonst nannte. Immer weitere Kreise erschlossen sich der Ueberzeugung, daß der Mensch, der in der Präglacialzeit, die ja gegen das Pliocän gar nicht bestimmt abgegrenzt ist, schon das Feuer besaß und Waffen herstellen konnte, unbedingt schon länger existirt haben mußte, und das ließ auch die älteren Angaben über Menschenspuren im Tertiär in einem anderen Lichte erscheinen. Es kamen die Entdeckungen in Nordamerika hinzu, nicht die Carson Footprints, die bald als die Fußspuren von Mylodon robustum erkannt wurden, aber der Schädel von Calaveras und die zahlreichen Funde von Mörsern und bearbeiteten Steinen in dem pliocänen Goldschotter Kaliforniens und besonders unter der riesigen, dem Pliocän zugehörigen Lavamasse des Table Mountain, und so war den neuen Veröffentlichungen Ameghino's ein besseres Feld bereitet, als den früheren.

Es ist das Werk eines ganzen Lebens, in welchem uns Ameghino [2]) die Resultate seiner Forschungen giebt, ein Buch, das in Inhalt und Ausstattung seinem Verfasser und der Academia nacional in Cordoba alle Ehre macht. Dem fossilen Menschen ist nur ein kleines Kapitel gewidmet, aber es enthält des Interessanten und Ueberraschenden sehr viel. — Zunächst führt es uns die Menschenreste aus dem Diluvium vor, das allerdings in den Pampas Argentiniens nur eine verhältnißmäßig geringe Entwickelung zeigt. Schädel sind bis jetzt nur in dem jüngeren Quaternär gefunden worden; die mit ihnen zusammen vorkommenden Steinwaffen entsprechen denen der mesolithischen Periode in Europa. Die Schädel haben eine verdächtige Aehnlichkeit mit denen der Eskimos, sind ausgesprochen dolichocephal, mit einem Index von kaum über 72, stark prognath, aber nicht leptorhin, sondern mesorhin, die männlichen haben stark vorspringende Supraorbitalwulste, wenn auch nicht so stark wie der Neanderthaler; viele zeigen eine leichte, künstlich herbeigeführte Deformität. Ameghino rechnet auch den berühmten Lund'schen Schädel aus den südbrasilianischen Knochenhöhlen zu den Diluvialen, und zwar sogar zum jüngeren Diluvium, obwohl er mit den Knochen pliocäner Säugethiere zusammen gefunden wurde, denn er hat eine Wunde, die nur mit einem polirten Steingeräth geschlagen worden sein kann. Die von Lund untersuchten Höhlen enthalten sowohl pliocäne wie diluviale Thierreste, und Lund hat die beiden Schichten offenbar nicht getrennt gehalten. Der im Museum zu Rio aufbewahrte Schädel ist dolichocephal und akrocephal und gleicht ganz einem Botokudenschädel. Sollen, wie viele Ethnographen wollen, die Vorfahren der heutigen Indianer Südamerikas von Asien aus eingewandert sein, so muß das demnach schon sehr früh geschehen sein.

In dem älteren Diluvium und auch in dem obersten Pliocän, dem sogenannten Piso lujanense, haben sich wohl zahlreiche Steinwaffen, aber bis jetzt keine Menschenknochen gefunden, wohl aber im älteren Pliocän, dem eigentlichen Pampeano. An einer ganzen Reihe von Stellen haben die argentinischen Geologen zusammen mit den Knochen des Megatheriums und der ausgestorbenen riesigen Gürtelthiere (Glyptodon, Panochthus ꝛc.) nicht nur bearbeitete Steine gefunden, sondern auch aufgeschlagene Röhrenknochen, und vor allem Feuerspuren; auch drei nahezu vollständige Skelette sind gefunden worden, und wenn sie einmal genauer untersucht worden sind, werden wir den Tertiärmenschen besser kennen, als heute den des älteren Diluviums. Leider liegt das eine anscheinend bis jetzt kaum beachtete im Museum in Mailand, die beiden anderen befinden sich in den Händen spekulativer Sammler; nur eins davon war Ameghino zugänglich. Es ist von kleiner Statur, wahrscheinlich von einem Weibe stammend, brachycephal; das Sternum hat ein Loch, und es sind 13 Dorsalwirbel vorhanden, zwei Erscheinungen, die sich ja auch jetzt noch dann und wann einmal beim Menschen finden. Der Schädel scheint viele Aehnlichkeit mit den brachycephalen aus den brasilianischen Sambaquis zu haben. Mit den brachycephalen zusammen fand sich im Pampeano aber auch ein entschieden dolichocephaler Schädel mit schmalen, niedergedrückten, stirnvorspringenden Augenbrauen und starken Schädelleisten. Also schon im Pliocän dolichocephal und

[1]) L'antiquité de l'homme dans La Plata; in Bull. Soc. geol. France (3), vol. IX, p. 370.

[2]) Contribucion al cono cimiento de los Mamiferos fosiles de la Republica Argentina; in Actos Acad. Nac. Cordoba, Tomo VI, Con un atlas de 97 tav.

brachycephal durcheinander, ein Menetekel für die schädelmessenden Anthropologen.

Ameghino's Forschungen sind nicht bei dem oberen Pliocän stehen geblieben, sie haben nicht einmal die untere Grenze der Formation respektirt. Im unteren Pliocän beweisen neben geschlagenen Steinen eben allerdings nur einige Zähne die Existenz des Menschen, aber sie beweisen sie unbestreitbar. Außerdem hat aber Ameghino im südlichsten Argentinien, bei Bahia Blanca, zusammen mit einer viel älteren Säugethierfauna, die ganz unzweifelhaft dem Miocän angehört, die gewöhnlichen Menschenspuren gefunden, geschlagene Steine, aufgespaltene Röhrenknochen und Kohlen. Nicht nur in Thenay, auch an der Grenze Patagoniens, hat es also schon zur mittleren Tertiärzeit ein Wesen gegeben, das alle Kennzeichen des Menschen an sich trug, wenn es auch vielleicht achtzehn Lumbodorsalwirbel und ein perforirtes Sternum hatte. Ob man dasselbe vom Homo sapiens spezifisch oder gar generisch trennt, weil das Miocän sonst keine Gattung mit der Jetztzeit gemein hat, ob man aus ähnlichen Gründen den südamerikanischen Anthropomorphus Ameghino's und den französischen Anthropopithecus Mortillet's als verschiedene Arten unterscheidet, ist gleichgültig gegenüber der Thatsache, daß wir den Stammvater des Menschen nicht im Pliocän, sondern im ältesten Miocän und vermuthlich sogar schon im Oligocän zu suchen haben, und daß die Trennung des Menschenstammes vom Affenstamme schon am Anfang der Tertiärzeit stattgefunden hat.

Ameghino's mit der größten Sorgfalt ausgeführte Ausgrabungen haben ihm interessante Aufschlüsse über die Lebensweise des Tertiärmenschen gegeben. Lange beschäftigte ihn die Frage: Wo fand der Mensch Schutz vor der Witterung und den wilden Thieren in einem flachen Sumpflande, das ihm weder Höhlen noch hohe Bäume, noch dichten Wald bot? Ein glücklicher Zufall sollte die Erklärung bringen. Mehrfach hatte man schon die Panzer der Riesengürtelthiere, besonders des Glyptodon, in enger Verbindung mit Menschenspuren gefunden, und aus solchen Panzern waren immer die Skelettknochen, die nicht von selbst herausfallen können, entfernt. Als Ameghino einstmals den Panzer eines Panochtus ausgrub, der mit der Bauchseite nach unten neben einer alten Feuerstelle auf dem noch erkennbaren ehemaligen Boden lag, offenbar nur durch aërische Einwirkung begraben, bemerkte er unter demselben eine gegrabene Vertiefung, und in derselben bearbeitete Knochen und Zähne von Toxodon und Mylodon. Es haben also die leeren Panzer der riesigen Gürtelthiere dem Tertiärmenschen als Obdach dienen müssen. Groß genug sind sie, häufig 1½ m lang und fast eben so breit und über 1 m hoch; manche Matrosenkabine der Gegenwart bietet weniger Raum. Die Gürtelthiere haben auch dem Menschen vielfach als Nahrung dienen müssen, und er hat sie in derselben Weise zubereitet, wie das der Gaucho von heute mit dem kleinen Armadillo macht. Prof. Roth fand einen der Länge nach getheilten Panzer eines jungen Glyptodon, der außen verkohlt, offenbar mit dem Fleische darin über dem Feuer gebraten war, der älteste asado con cuero, von dem wir wissen. Nicht minder interessant ist ein anderer Fund, von dem Ameghino berichtet. Nahe bei Buenos Ayres wurde durch eine Stromveränderung das Skelett eines Megatherium bloßgelegt und sorgfältig ausgegraben; es ergab sich, daß es in einem später ausgefüllten sumpfigen Teiche lag. Rücken und Rippen waren durch Feuer zerstört, die übrigen Theile gut erhalten. Offenbar war das riesige Faulthier durch irgend einen unglücklichen Zufall in den Schlamm gerathen und darin stecken geblieben; die Menschen, unfähig, den Koloß heraus zu schaffen, hatten einfach ein Feuer auf ihm angemacht und ihn so gebraten. Dr. W. Kobelt.

Der Rosensee auf Mangischlak.

Etwa 270 km in gerader südöstlicher Linie von Astrachan entfernt, erhebt sich an der Küste der öden Halbinsel Mangischlak in weltvergessener Einsamkeit die kleine russische Feste Alexandrowsk. Einst war sie ein wichtiger militärischer Stützpunkt der russischen Herrschaft im Kirgisen- und Turkmenenlande, und noch in den siebziger Jahren hatte sie einen Anfall der ersteren abzuschlagen. Jetzt nach völliger Unterwerfung nicht nur der Kirgisen (oder richtiger Kasak), sondern auch der weit kriegerischen Turkmenen hat die Feste ihre militärische Bedeutung verloren, wenn auch immer noch ihre acht Feuerschlünde drohend aus den stellenweise wenig über meterhohen Mauern nach der Wüste auslugen, und 250 Mann Besatzung in ihr ein freudlos langweiliges Leben zu führen haben. Nur die Ankunft der Dampfer pflegt in dasselbe eine willkommene Abwechselung zu bringen. Ringsherum breitet sich in gelblich-röthlicher oder hellgelber Färbung die Wüste aus, eingerahmt auf der einen Seite von einer Hügelkette von Kalkfelsen, auf der anderen von den saphirblauen Fluthen des Kaspischen Meeres, und überspannt von dem Azurblau des immerdar wolkenlosen Himmels. Und doch in dieser scheinbar so inhaltsleeren und kahlen Landschaft ist eine Ueberraschung verborgen, für den Laien ein Wunder, für den Gelehrten ein Räthsel der Natur.

Nur wenige Kilometer seitwärts der Feste enthüllen sich dem Auge plötzlich die Spiegelflächen zweier kleiner Landseen. Beide sind mit Salzwasser gefüllt, aber in ihrer Erscheinung grundverschieden. Der eine bietet nichts besonderes, wenigstens nichts von seiner Art und Gattung abweichendes; wie andere Salzseen ist er mit einer dichten Schicht abgedampften Salzes belegt, gleichsam als wäre es eine Eisdecke, und als wäre die Winterlandschaft einer gefrorenen Wasserfläche in die Wüste gerathen. Die Illusion wird sogar noch verstärkt dadurch, daß man Thiere und Menschen wie über eine starke Eiskruste durch den See dahinschreiten sieht. Aber ganz anders ist das Bild des Nachbarsees. Derselbe ist etwa einen halben Kilometer lang und ebenso breit, sein Wasser hat eine prächtige Lila- oder Rosenfarbe, die Ufer stellen sich als ein blendend weißer Rahmen dar, genau so, als wären sie mit mattem Silber gefaßt. Wenn leichte Wellen den See beleben, so nehmen diese, je mehr sie dem Ufer sich nähern, eine immer gesättigtere Färbung an, bis sie zuletzt sich in dunkles Carmoisin verwandeln. Muscheln und schöngeformte Salzkrystalle sind über das Ufer verstreut, aus dem See selbst aber weht ein eigenthümliches, an Veilchenduft erinnerndes Aroma. Woher dieses und die wunderbare Farbe des Wassers? Wahrscheinlich erklärt sich beides aus dem Vorkommen großer Massen einer gelbfarbigen Tangart; Farbe und Geruch der Wassermasse des Rosensees erinnern an Fuchsin, das ja aus einer besonderen Art Tang gewonnen wird. Aber warum nährt nur der eine See die Tangmassen und nicht auch der andere dicht daneben gelegene? Diese Frage harrt noch ihrer befriedigenden Lösung. F. M.

Das Nordterritorium der Kolonie Südaustralien.

In dem zur Kolonie Südaustralien gehörigen Nordterritorium, welches sich vom 26. Grad südl. Br. bis zur Nordküste hinzieht und einen Flächenraum von 1 354 430 qkm umfaßt, hat die im Jahre 1870 am Port Darwin begonnene erste Ansiedelung bis jetzt sehr geringe Fortschritte aufzuweisen. Daran tragen der Boden des Landes, das Klima, sowie der Mangel an Regen, wenigstens in seiner Vertheilung über das Jahr, die Schuld. Der heftige, tropische Regen im Dezember und Januar schwindet schnell so weit, daß in den fünf Monaten von Juni bis Ende Oktober fast gar kein

Regen mehr fällt. Unsere nachfolgenden Angaben beziehen sich auf das Jahr 1889.

Die weiße Bevölkerung, schon seit längerer Zeit in stetem Abnehmen, zählte kaum noch 1600, die chinesische 6200 Köpfe. Durch das Mehr der Auswanderung über Einwanderung hatte sich die erstere im letzten Jahre wieder um 290, die letztere um 640 vermindert. Die Eingeborenen sterben dort, wo die Weißen eingezogen sind, rasch aus. „A good many have been put out of the way by bullets“, heißt es im offiziellen Berichte an die Regierung.

Mit der Kultur von allerlei tropischen und semitropischen Gewächsen wurden Versuche gemacht, dieselben führten aber für die Unternehmer zu empfindlichen pekuniären Verlusten, und sind mit Ausnahme von wenig Zuckerrohr- und Tabakbau, sämmtlich wieder eingegangen. Boden, welcher für Anlage von Plantagen einigen Werth hat, kommt überhaupt nur hier und dort in schmalen Strichen vor. In dem öffentlichen botanischen Garten bei Palmerston am Port Darwin, unter Leitung des Herrn Holtze, zeigen allerdings manche tropische und semitropische Anpflanzungen gutes Gedeihen, aber dies sind künstliche Erzeugnisse, auf künstlichem Boden und unter künstlicher Bewässerung gewachsen, und sie erlauben keinen Rückschluß auf die Kultur des Landes.

Mit Ausnahme des an Queensland grenzenden östlichen Herbert-Distriktes, wo auch Schäferei mit leidlichem Erfolge betrieben wird, eignet sich das Nordterritorium, soweit es der Graswuchs hergiebt, nur für Rinderzucht. Die Wolle der Schafe degenerirt bei dem groben Grase sehr bald. Aber auch die Rinderzucht hat durch das sogenannte „Red Water“ (rothe Wasser) viel zu leiden. Es ist dies eine, wahrscheinlich von der in dem Wasser der Lagunen vorkommenden Red Lily (rothen Lilie) herrührende Krankheit, von welcher das Vieh in Massen hingerafft wird. Im Jahre 1889 waren 523 125 (— 128215) Quadratkilometer, von denen jedoch erst 441017 (— 78020) für Vieh schwach benutzt wurden, gegen eine jährliche Rente von 25000 Pfd. Sterl. (— 1370 gegen das Vorjahr) verpachtet. Die zu zahlende Rente beträgt in den ersten sieben Jahren 6 d. (0,50 Mark) und später 2 sh. 6 d. (2,25 Mark) für die englische Quadratmeile oder 2,589 qkm.

Auch das Minenwesen ist hinter den Erwartungen, die man lange hegte, weit zurück geblieben. Die Ueberspekulation hat darin große Verluste erlitten und hätte fast zu einer finanziellen Krisis in Südaustralien geführt. Das Areal, auf welchem im Jahre 1889 nach Mineralien gesucht wurde, umfaßte im Ganzen 8261 ha, und die betreffenden Personen hatten für die Berechtigung dazu 2530 Pfd. Sterl. zu zahlen. Die Goldfelder waren am besuchtesten von Chinesen, welche bei einem fast hündischen Leben sich mit einem sehr geringen Nutzen begnügen können. Der Export an Mineralien im verflossenen Jahre bestand in 13956 (+ 4243) Unzen zu 47339 (+ 12537 gegen 1888), in 876 Tonnen Kupfer zu 11565, in 6 Tonnen Zinnerz zu 4360 und in 33 Tonnen Silbererz zu 2310 Pfd. Sterl.

Die Jahreseinnahme ergab 101415 gegen Ausgaben von 86660 Pfd. Sterl. Aus den Eingangzöllen flossen 42982 (— 4099). Der Import bewerthete sich auf 194628 (— 96506) und der Export 120109 (+ 34120 gegen das Vorjahr) Pfd. Sterl. Außer den vorerwähnten Mineralien wurden Hornvieh zu 13028 Pfd. Sterl.; Trepang 817½ Tonnen, zu 8730; Wolle, 70876 Pfund, zu 3943; Schildpatt, 2700 Pfund, zu 1025 Pfd. Sterl. 2c. exportirt.

Das Nordterritorium war Anfang April 1890 mit einer öffentlichen Schuld von 1756400 Pfd. Sterl. belastet. Die am 1. April 1889 eröffnete, 235 km lange Eisenbahn von Port Darwin südwärts nach Pine Creek in 13° 48′ südl. Br. und 131° 51′ östl. von Gr. hatte im ganzen 1086630 Pfd. Sterl. zu bauen gekostet, kann aber nicht einmal die Betriebskosten aufbringen, geschweige denn die Verzinsung des Anlagekapitals tragen. H. G.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nachdem G. Bonvalot zusammen mit dem Prinzen Heinrich von Orleans seine Durchquerung Asiens genau nach seinem Programme ausgeführt hat, indem er zuletzt vom oberen Jangtsekiang nach Laokai und Hanoï gelangte, sind die beiden Reisenden am 22. November d. J. wieder in Marseille eingetroffen. Die Reise hat im ganzen 15 Monate gedauert, und besonders auf dem hohen Plateau von Tibet waren ganz außerordentliche Schwierigkeiten und Strapazen zu überwinden.

— Der Botaniker Kusnezof, der im Sommer 1890 zum dritten male eine Forschungsreise nach dem Kaukasus unternommen hat, hat dabei vorzugsweise die westlichen Striche an der Südseite des Gebirges aufgesucht. Er konnte hierbei konstatiren, daß der Gletscher von Kassaudak in einer Vorwärtsbewegung begriffen ist, und brachte, um das Maß derselben zu bestimmen, auf verschiedenen Steinen am Ende des Gletschers besondere Zeichen in Oelfarbe an. Einen völlig neuen Gletscher entdeckte er am 2./14. Juli nicht weit von der grusinischen Militärstraße; die übrige Zeit des Juli wurde größtentheils mit Forschungen in Kartalinien zugebracht. Die botanischen Arbeiten brachten außer anderen wissenschaftlich interessanten Resultaten wieder lebhafte Eindrücke von der Kraft und Ueppigkeit der Vegetation in dem pontischen Bereiche Transkaukasiens, wo sich in den ungeheuren Wäldern großartige Farne, Lianen 2c. neben prächtigen Waldbäumen finden, wo durch die feuchte Luft und die außerordentliche Bodenfruchtbarkeit die örtliche Flora gleichsam wie im Mistbeete getrieben erscheint, und wo ein nur kurze Zeit brach liegendes Feld sich mit reicher Vegetation zu bedecken pflegt.

— Die Eröffnung einer zweiten Handelsstraße von Sibirien nach China ist endlich im Jahre 1890 zur Thatsache geworden, nachdem schon im Jahre 1881 zu St. Petersburg zwischen China und Rußland ein dahin zielender Vertrag geschlossen war. Der neue Handelsweg nimmt seinen Ausgang aus Westsibirien, aus den Altaigegenden, und führt über Suok, Kobdo nach Kolgan, von wo bekanntlich bisher nur der Weg nach Kiachta offen stand. Dies hinderte jedoch nicht, daß thatsächlich auch über Kobdo schon vor dem Jahre 1881 russische Kaufleute Handel trieben. Diese Verbindungen sollten im Jahre 1881 legitimirt werden; es vergingen jedoch noch neun Jahre, ehe diese Absicht erreicht wurde, und China mit allerlei widerstrebenden, erfinderischen Chikanen zu Ende war. Mit Recht wird in der russischen Presse bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß noch ein anderer, schon im Jahre 1858 geschlossener, im Jahre 1881 wieder erneuerter Vertrag gleichfalls bis jetzt so gut wie ein todter Buchstabe geblieben ist; es ist der Vertrag, der den Russen freie Schiffahrt und Handelsbewegung auf dem Sungari und damit den Zutritt bis in das Herz der Mandschurei hinein zusicherte. Wir werden mit

Sicherheit die Prophezeiung wagen dürfen, daß auch dieser Vertrag, wofern nicht eher, so doch dann lebendig werden wird, wenn die große sibirische Eisenbahn bis an den Amur gelangt sein wird, und das dürfte noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts geschehen.

Nord- und Mittelamerika.

— Ueber eine genaue Erforschung des kalifornischen Crater Lake berichtet C. E. Dutton im achten Bericht der U. S. Geological Survey. Der See liegt auf dem Hochplateau der Caskade-Range, etwa 65 Meilen nördlich von der Nordgrenze Kaliforniens, abflußlos und von so steil abfallenden Wänden umgeben, daß der Wasserspiegel nur durch eine gefahrvolle Kletterpartie erreichbar ist. Dutton ließ zu seiner Untersuchung ein gutes Boot bauen, das mit Hilfe eines Militärdetachements auf einem eigens konstruirten Wagen von Ashland aus durch das Thal des Rogue River auf das Hochplateau geschafft wurde. Im Juli war die ganze Umgebung des Sees noch mit Schnee bedeckt. Hatte schon die Hinaufschaffung des Bootes unendliche Schwierigkeiten bereitet, so war es noch schwerer, das Fahrzeug über die steilen, 950 Fuß hohen Wände auf den Wasserspiegel hinunterzubringen; es mußte an starken Tauen hinabgelassen werden, wobei Mannschaften und Boot stets in Gefahr waren, von losgerissenen Felsblöcken zerschmettert zu werden. Trotzdem kam ein ernstlicher Unfall nicht vor. Da sich am Seeufer nirgends auch nur so viel Raum fand, daß ein Mann dort hätte liegen können, mußte ein Pfad angelegt werden, auf dem man auf- und absteigen konnte. Das Senkblei ergab eine durchschnittliche Tiefe von 2000 Fuß, nur unterbrochen durch zwei Aschenkegel, von denen der eine bis 825 Fuß, der andere bis 480 Fuß unter der Wasserfläche emporragt, und durch den hohen Vulkankegel in der Mitte, der sich 650 Fuß über dem Wasser erhebt, die Höhe der Wände also nicht erreicht. Der Wasserspiegel ist 6¼ Meilen lang, 4¼ Meilen breit, beinahe rein elliptisch, mit nur wenigen unbedeutenden Ausbuchtungen. Ein sichtbarer Abfluß ist nicht vorhanden, der Zufluß freilich auch ganz gering, denn die Wasserscheide liegt dicht am Rande des Sees und der Boden fällt von demselben nach allen Richtungen rasch ab. Crater Lake muß demnach als die Basis eines ungeheuren Vulkankegels angesehen werden, welcher bis tief herab zerstört und in eine Caldera umgewandelt worden ist, wahrscheinlich durch einen ganz ähnlichen Vorgang, wie diejenigen, denen die gewaltigen Trichter auf Hawai und die Caldera auf Teneriffa ihren Ursprung verdanken. Die Neigung der Wände beträgt durchschnittlich 40 Grad. Von dem Mittelkegel sind mehrere Lavaströme ausgegangen; Spuren vulkanischer Thätigkeit sind indeß nirgends mehr zu finden. Ko.

— Bei Quebek hat am 7. Oktober dieses Jahres ein neuer großer Landrutsch stattgefunden, der eine 400 m lange Uferstrecke des Lorenzstromes umfaßte, und der wieder eine gute Illustration dazu abgiebt, in welchem Maßstabe und mit welcher Energie die Erosion an den großen nordamerikanischen Flüssen fortschreitet. Vorausgesetzt, daß sich Ereignisse wie das hier berichtete und das Bd. 56, S. 216 verzeichnete im Laufe der geologischen Epochen beständig wiederholt haben, kann man sich die ungeheure Breite des unteren Lorenzstromes dadurch recht wohl erklären. Der genauere Schauplatz des hier in Frage stehenden Landrutsches, bei dem ein Farmhaus nebst einem Insassen, sowie mehrere andere Gebäude in dem Wasser begraben wurden, befindet sich bei Saint Pierre, an der Stromtheilung, welche durch die Ile d'Orléans bewirkt wird.

— Die Landfläche, welche den Indianern nach dem letzten Berichte des „Commissioner for Indian Affairs" in dem Unionsgebiete übrig geblieben ist, beträgt 106 Millionen Acres oder 101 250 amerikanische Quadratmeilen (etwa 223 000 qkm). Es ist dies etwa $^1/_{40}$ von der Gesammtfläche der Union, dem Quantum nach wohl genug für 380 000 Menschen, kaum aber der Qualität nach, denn vorwiegend ist es steriles und an Hülfsquellen — namentlich auch an Jagdwild — armes Land, das die sogenannten Reservationen ausmacht. Es gab deren im letzten Jahre noch 133. 13 Millionen Acres gingen in diesem Jahre durch Verträge an die Weißen über, und betreffs der Cession von 4½ Millionen weiterer Acres waren Unterhandlungen im Gange.

— Portorico. Nach dem Census vom Dezember 1889 beträgt die Einwohnerzahl dieser spanischen Insel 806 708 Köpfe. Seit der Zählung von 1880 ist die Bevölkerung also um 52 395 Köpfe gewachsen. Die durchschnittliche Dichtigkeit ist von 81 auf 86 pro Quadratkilometer gestiegen.

Bücherschau.

— A. F. W. Schimper, Die epiphytische Vegetation Amerikas. — Die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen im tropischen Amerika. Jena 1888. G. Fischer. — Es ist allgemein bekannt, in welch hohem Grade der Charakter des tropischen Urwaldes von dem Heere der auf anderen Pflanzen schmarotzenden Bromeliaceen, Orchideen, Araceen und Farne bestimmt ist. Wenige Naturforscher haben sich aber bisher damit beschäftigt, die Rolle dieser Pflanzen in dem Haushalte der tropischen Natur genauer in ihrem Wesen und in ihrer Bedeutung zu erfassen. Das Gleiche gilt auch von den Ameisen in ihrem theils feindlichen, theils freundlichen Verhältnisse zur Pflanzenwelt. Die beiden Abhandlungen des Verfassers, die an der Hand einer umfangreichen Literatur und eigener Reisebeobachtungen in Nord- und Südamerika der Materie näher treten, sind daher von hervorragendem Interesse. Namentlich dürften sie auch andere naturwissenschaftlich gebildete Reisende dazu anregen, dem betreffenden Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

— Toyokitoi Harada, Die Japanischen Inseln. 1. Lieferung. Mit fünf Kartenbeilagen. Berlin 1890. Paul Parey. — Verfasser ist ein Japaner, der sich in deutscher Sprache und Wissenschaft tüchtig geschult hat, und der nunmehr im Auftrage der Kaiserlich Japanischen Geologischen Reichsanstalt daran geht, eine eingehende geographisch-geologische Charakteristik seines Heimathlandes zu entwerfen. Vom Standpunkte der modernsten Naturwissenschaft und mit den Richthofen-Süß'schen Theorien in der gewandtesten Weise umspringend, beschreibt er zuerst die Lage, die Meerestheile und die Küstenbildung des Archipels, um daran eine Uebersicht über die Tektonik und über die an der Bildung der Inseln betheiligten Formationen anzureihen. Das Werk ist in verschiedener Beziehung ein außerordentlich interessantes und dankenswerthes.

— Henrik Scharling, Hauran. Bremen 1890. M. Heinsius Nachfolger. — Ein ansprechender kleiner Reisebericht aus dem östlichen Palästina, dem es sehr zum Vortheil gereicht, daß sein Verfasser außer für biblisch-archäologische Gegenstände auch für die Naturbeschaffenheit der Gegend einen offenen Blick und Sinn hatte.

Redakteur Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVIII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. — 1890.

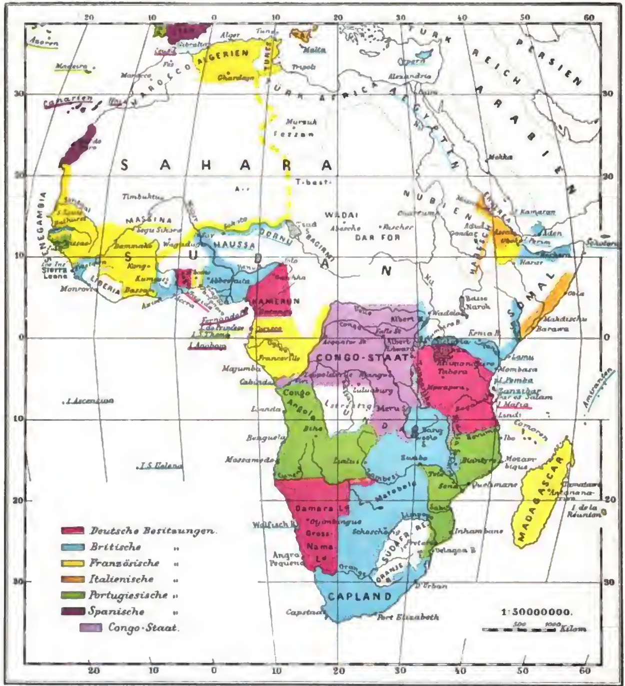
Die Kolonialgebiete und Interessensphären der europäischen Mächte in Afrika.

(Mit einer Karte.)

Ueber dem afrikanischen Erdtheile schwebte immer ein eigenthümliches Verhängniß, sobald es galt, denselben mit der europäischen Civilisation in einen engeren und festeren Zusammenhang zu bringen. Das erfuhren schon die Völker des Alterthums in Aegypten und Nubien, wie in Tunesien und Marokko, und das erfuhren bis vor kurzem ebenso die Völker der Neuzeit — die Engländer, die Franzosen, die Portugiesen, am Nil, am Kap der Guten Hoffnung, am Senegal, in der Sahara, in Ober- und in Unterguinea, am Kongo und am Zambesi. Wie viele der europäischen Pioniere hauchten nicht ihr Leben unter den Streichen der Eingeborenen aus, und wie viele erlagen nicht den klimatischen Krankheiten! Wo wäre man aber berechtigt gewesen zu sagen, daß die in solcher Weise dargebrachten Opfer dazu geführt hätten, das Wirthschafts- und Kulturleben Afrikas zu hoher Entfaltung zu bringen. Selbst in den begünstigtsten Strichen des Erdtheiles — im Norden und Süden — konnte man im höchsten Falle von halben Erfolgen reden, und die Handelsbewegung der afrikanischen Küstenplätze kam insgesammt noch lange nicht derjenigen eines einzigen europäischen Haupthafens gleich. Es sah in der That bis in unsere Tage aus, als wollte Afrika das „Kinderland der Welt und ihrer Geschichte“ und die „Hochburg der Unkultur und Barbarei“ in alle Ewigkeit bleiben, und diejenigen, welche pessimistisch und verächtlich auf jedes kolonisatorische Vorgehen der Europäer in dem dunklen Erdtheile blickten, hatten dazu wohl mancherlei Grund. Auch wir haben niemals zu den Afrika-Schwärmern gezählt.

Wenn man aber den neuesten Ansturm gegen Afrika und seine Unkultur, so wie er sich vor unseren Augen vollzieht, genauer überdenkt, so muß man zugeben, daß derselbe in vielfacher Hinsicht anders geartet ist als in früheren Zeiten. Man arbeitet heute an dem afrikanischen Kultivationswerke mit anderen Mitteln und nach anderer Methode, und so wäre es vielleicht doch möglich, daß die Erfolge endlich bessere würden. In erster Linie denken wir hierbei an die Sanitirung der Europäerwohnungen und der Küstenplätze, die besonders der deutsche Reichskommissar Wißmann in Ostafrika sehr energisch und umsichtig betrieben hat, und durch die man sich die Operationsbasis im Kampfe gegen die feindliche Natur ohne Zweifel erheblich zu verbessern vermag. Sodann schreitet man rüstig an die Herstellung von Kunststraßen und Eisenbahnen, und die Erfahrungen, welche die Franzosen damit in Algerien und Senegambien gemacht haben, lassen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß dieselben sich auch im Kongolande sowie in Deutsch- und Britisch-Ostafrika als kräftiges Kulturmittel bewähren werden, wenn auch vielleicht in langsamerem Tempo und in bescheidenerem Maßstabe. Denn daß ausgedehnte Striche des afrikanischen Inneren in einem hohen Grade produktionsfähig sind, kann keinerlei Zweifel unterliegen, und ebensowenig auch, daß sich die Eingeborenen in der einen oder der anderen Weise zu gewissen Arbeitsleistungen heranziehen

lassen werden. Ferner hat man entschiedener und einhelliger als je gegen den Sklavenhandel und gegen die Sklavenjagden Stellung genommen, und man hat damit das Grundübel, an dem die afrikanischen Zustände krankten, an seiner Wurzel angefaßt. Endlich, und dies ist der Punkt, über welchen wir uns hier in Kürze orientiren wollen, hat man dem allgemeinen kolonialpolitischen Freibeuterthume, das in früheren Zeiten herrschte, ein Ende bereitet. Die europäischen Mächte, die an Afrika ein thätiges Interesse nehmen, haben sich mit einander verständigt, sie haben ihre Schutzgebiete und Einflußsphären gegen einander in bestimmter Weise abgegrenzt, und so darf man vielleicht erwarten, daß sie sich in Zukunft



P. Sprigade. Gaillard ph. Berlin.

bei der afrikanischen Kulturarbeit wechselseitig unterstützen, nicht aber noch fernerweit einander entgegenarbeiten werden. Freilich wird man in dieser Beziehung nicht zu sanguinisch sein dürfen, und ganz so glänzend wie in Amerika werden sich die geraden Demarkationslinien, welche man gezogen hat, in Afrika wohl niemals bewähren. Dazu ist die Eifersucht der europäischen Stationen auf einander eine zu tief gewurzelte, und dazu bieten auch die Natur- und Bevölkerungsverhältnisse Afrikas der Schwierigkeiten zu viele und zu verwickelte. Auch wenn die Grenzlinien der verschiedenen Schutz- und Interessengebiete keine öfteren Verschiebungen erfahren werden, so ist es sicher, daß jede europäische Nation in dem ihrigen harte Anstrengungen aufzubieten haben wird, um wirkliche Früchte darin pflücken zu können.

Sehen wir uns behufs genauerer Orientirung die Kolonialgebiete und Interessensphären der europäischen Mächte in Afrika der Reihe nach etwas näher an.

Der Löwenantheil an dem Kontinente ist durch die bekannten Abmachungen natürlich den Briten zugefallen, und zwar sowohl der Quantität als auch der Qualität nach. In Westafrika darf man das Areal der britischen Interessensphäre (das Land der Niger-Gesellschaft, Lagos, Aschanti, Sierra Leone, Gambia) auf reichlich 1 Million qkm veranschlagen, in Südafrika (Kapland und Natal nebst ihren Dependenzen, Nyassa-Land, Maschona-Land, Matabele-Land rc.) auf nahezu 2.5 Millionen, und in Ostafrika auf 1.2 Millionen, so daß also insgesammt etwa 4,7 Millionen qkm der Botmäßigkeit Englands überantwortet worden sind. Man hat hierzu aber eigentlich auch noch Aegypten zu rechnen, in dem England sein Kulturwerk mit ganz besonderem Eifer betreibt, wenn auch die Südprovinzen dieses Landes infolge des Mahdistenaufstandes seiner Bemühungen zunächst noch spotten. Dadurch vergrößert sich aber die Ausdehnung der britischen Einflußsphäre in Afrika auf 8,7 Millionen qkm oder auf nahezu $^3/_{10}$ von der Gesammtfläche des Erdtheiles. Was den britischen Besitz in Afrika zu einem sehr werthvollen macht — eine Million Quadratkilometer bedeutet ja unter Umständen recht herzlich wenig — ist seine Lage, und zwar sowohl seine Lage zu den Verkehrsstraßen, welche an Afrika vorüberführen, als auch zu den natürlichen Verkehrsstraßen, welche in das Herz des Erdtheiles hineinführen. Durch die Kapkolonie und die westafrikanischen Küstenplätze beherrscht England den alten Seeweg nach Indien und Ostasien sowie nach Australien, den Vasco de Gama aufgefunden hat, und durch Aegypten und die Somaliküste im Verein mit Aden, Perim, Malta und Gibraltar ebenso auch den neuen Seeweg nach diesen Ländern, den Ferdinand von Lesseps künstlich gebahnt hat, in dem Niger-Benuë sowie in dem Nile aber gebietet es über die beiden besten Schiffahrtsstraßen, die Afrika überhaupt besitzt. Sein Bestreben, dazu auch noch den Zambesi und die großen ostafrikanischen Seen in seine Gewalt zu bekommen, ist bekannt, doch ist dasselbe nur theilweise von Erfolg begleitet gewesen. Daß Aegypten und Südafrika seither die wichtigsten Länder Afrikas für den Welthandel gewesen sind, und daß dieselben zusammen die große Hälfte der afrikanischen Handelsbewegung vertreten, sind weitere beachtenswerthe Thatsachen, und ebenso auch, daß die Niger- und Benuë-Länder unter den äquatorialen Ländern Afrikas die produktenreichsten und bevölkertsten sowie auch die kultivirtesten sind. Die britische Interessensphäre in Südafrika macht, wenn man sie als Ganzes betrachtet, einen sehr gewaltsamen Eindruck, und dieselbe wird vielleicht am ehesten weiterer Abrundung bedürfen. Dieselbe wird bekanntlich auch von Portugal aus noch heftig angefochten.

Nächst den Engländern fiel unserer Meinung nach den Franzosen der bedeutendste Besitz in Afrika zu, und wenn man die Anstrengungen bedenkt, welche Frankreich zu dem Behufe aufgeboten hat, so wird man dies nicht mehr als billig finden. In Nordwestafrika erstreckt sich der französische Machtbereich über 4,3 Millionen qkm, am Kongo und Gabun über etwa 700000 qkm und auf Madagaskar sowie an dem Golfe von Aden auf 600000 qkm, insgesammt ist derselbe also noch größer als der britische, wenn man Aegypten von letzterem ausschließt. Man darf aber hierbei nicht vergessen, daß die französische Interessensphäre zum größten Theile in die Sahara fällt. Am werthvollsten sind ohne Zweifel Algerien und Tunesien, da sich auf sie nicht bloß die politische Macht Frankreichs im Mittelmeere stützt, sondern da dieselben zu dem afrikanischen Gesammthandel eine ebenso stattliche Rate beitragen wie Aegypten und Kapland-Natal. Senegambien stellen wir hinsichtlich seiner Kultur- und Produktionsfähigkeit mit den britischen Nigerländern auf die gleiche Stufe, Madagaskar aber sehr wesentlich höher. Welche Bedeutung Obok hat, versuchten wir unlängst des weiteren darzulegen (vergl. S. 329 ff. dieses Bandes).

Unsere eigene Kolonialgeschichte in Afrika begann überaus gewaltig, und eine Zeit lang konnte es scheinen, als werde Deutschland sowohl an den großen Weltverkehrsstraßen nach Indien und Ostasien als auch an den natürlichen Hauptwegen in das Innere von Aequatorialafrika dominirende Positionen einnehmen. In den späteren Phasen seiner afrikanischen Kolonialentwickelung legte es sich aber England gegenüber eine große Selbstbeschränkung auf, und es ließ sich nicht bloß durch diese Macht von dem Golfe von Aden sowie von der Schiffahrtsstraße des Niger-Benuë abdrängen, sondern es räumte derselben auch vor den Eingangspforten zu seinem ostafrikanischen Schutzgebiete — in Zansibar — eine wichtige Stellung ein. Der Fläche nach ist die deutsche Interessensphäre in Afrika immerhin die drittgrößte, denn sie erstreckt sich in Ostafrika über mehr als eine Million Quadratkilometer, in Südwestafrika ziemlich über eine Million Quadratkilometer und in Kamerun und Togo-Land etwa über 500000 qkm, im Ganzen also über $2^1/_2$ Millionen qkm. Eine höhere und vielseitigere Entwickelung verspricht bei festem Fortschreiten auf der betretenen Bahn namentlich das ostafrikanische Schutzgebiet.

Der belgische Kongostaat, den wir betreffs seiner Kulturkapacität erheblich niedriger stellen als Deutsch-Ostafrika, nimmt für sich allein ungefähr die gleiche Fläche ein wie die deutschen Interessengebiete zusammen genommen, also rund $2^1/_2$ Millionen qkm. Eine starke Seite desselben ist seine reiche Ausstattung mit brauchbaren Wasserstraßen. Ob das Reich des Muata Yanvo (Lunda) in die Interessensphäre des Kongostaates oder Portugals gehört, ist zunächst noch strittig.

Portugals afrikanischer Kolonialbesitz ist durch Englands aggressives Vorgehen in Südafrika in eine westliche und eine östliche Provinz geschieden worden, von denen die erstere (Angola) etwa $1^1/_2$ Mill. qkm, die letztere (Mozambique) aber etwa $^3/_4$ Mill. qkm mißt. Dazu kommen noch die kleineren Besitzungen an der Kongo-Mündung (Kabinda), in dem Golfe von Guinea (S. Thomé rc.) und in Nordwestafrika (Bissao, die Kapverden rc.), so daß die portugiesische Interessensphäre einstweilen insgesammt auf reichlich 2 Mill. qkm zu veranschlagen ist. Daß Portugal sich sowohl mit England als auch mit dem Kongostaate bislang noch nicht vollständig auseinandergesetzt hat, sagten wir schon. Den Kulturwerth der portugiesischen Besitzungen sind wir geneigt, ebenfalls etwas höher anzuschlagen als denjenigen des Kongostaates.

Sehr stattlich und werthvoll erscheint uns die italienische Interessensphäre in Afrika, sowohl durch ihre Lage an dem Rothen Meere und in der Nähe des Golfes von Aden, als auch durch die hohe Fruchtbarkeit und die verhältnißmäßige Kultivirtheit der Länder, die sie umschließt. Sie hat einen ungefähren Flächeninhalt von 900000 qkm (Vergl. Bd. 57, S. 5 ff.).

Spaniens Antheil an Afrika ist sowohl dem Werthe als auch der Ausdehnung nach (500000 qkm) der geringste, und eigentlich nur insofern von Bedeutung, als er ihm ein gewisses Maß von Einfluß in allen marokkanischen Angelegenheiten sichert. Sein Protektorat am Kap Blanco und Kap Bojador umfaßt nur sterile Wüstenstriche, viel wichtiger sind die nordmarokkanischen Presidios (Ceuta rc.) und die Kanarischen Inseln. Fernando Po im Golfe von Guinea ist kolonialpolitisch betrachtet ein verlorener Posten.

Der unangefochtene türkische Besitz in Afrika — die Regentschaft Tripolis — beläuft sich auf 1 Mill. qkm.

Rechnet man die afrikanischen Schutzgebiete und Interessensphären aller europäischen Mächte zusammen, so erhält man eine Fläche von etwa 24 Mill. qkm. Es bleiben also nur noch 6 Mill. qkm von dem Erdtheile sich selbst überlassen und

unabhängig — Marokko, der größte Theil der Wüste Sahara, die Staaten des Central-Sudan, und die südafrikanischen Republiken. Ob es das Schicksal dieser Gebiete sein wird, früher oder später gleichfalls in eine oder die andere europäische Interessensphäre hineingezogen zu werden, wird ganz wesentlich von den Erfahrungen abhängen, welche die Europäer bei ihren neueren Bestrebungen, ihre Kultur und Gesittung in das Innere von Afrika hineinzutragen, machen werden. Denn daß einstweilen keiner europäischen Macht der Glaube an ihre afrikanische Kulturmission fehlt, ist sicher.

Reisebilder aus dem nordamerikanischen Süden.

Von Dr. Emil Deckert

IV[1]. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit sieben Abbildungen.)

Durch dieselben Binsen- und Riedgrassümpfe, durch die wir in die Mississippi-Mündungsstadt hineingelangt sind, gelangen wir auch wieder heraus, und auf der jung-alluvialen Landenge, welche den Lake Pontchartrain von dem Lake Borgne trennen, sind es nur wohlvertraute Bilder, die an unserm Auge vorüberziehen. Nachdem wir den Pearl River — der durch das Wachsthum des Mississippi-Deltas im Begriffe steht, aus einem selbstständigen Zuflusse des amerikanischen Mittelmeeres in einen Nebenfluß des Mississippi verwandelt zu werden — überschritten haben, befinden wir uns aber in einer Gegend, die für uns neu ist. Um alluviales Land, dessen Ursprung auf die kombinirte Wirkung des Windes, des Meeres und der Ströme der Gegenwart zurückzuführen ist, handelt es sich zwar auch hier noch, dasselbe ist aber augenscheinlich eine beträchtliche Zeit vor dem Mississippi-Delta entstanden. Es erhebt sich im allgemeinen mehrere Meter über den Meeresspiegel, es begrenzt die See in der Gestalt niedriger Bluffs (Steilufer), und sein sandiger Boden hat nicht mehr jenen amphibischen, von dem nassen Elemente durchdrungenen und in seinem Bestande angefochtenen Charakter, wie rings um New Orleans. Man fühlt sich mit seinem Fuße sicherer auf ihm, und man hegt bezüglich der kleinen Ortschaften, die auf ihm erbaut sind, nicht mehr die — berechtigte oder unberechtigte — Sorge, daß sie jeden Augenblick wieder von den Fluthen verschlungen werden könnten. Auch die Vegetation ist eine andere als in dem Mississippi-Delta: die ungeheuren Bestände der langnadeligen Kiefer (Pinus australis), die den weitaus größten Theil des Landes im Süden der Alleghanies einnehmen, treten hier hart an das Meer, und ihre hohen Stämme tragen nicht wenig dazu bei, das Gefühl des Vertrauens, welches sich an wirklichen, festen Boden knüpft, in uns zu befestigen. Terpentinindustrie und Holzschlägerei haben dem Walde natürlich auch hier schwere Wunden geschlagen, und allenthalben sehen wir dieselben noch klaffen: ringsum angeschnittene und abgestorbene Stämme, stehen gebliebene Stümpfe u. s. w. Von weiterer lohnender Ausbeutung der Forsten kann in diesem Küstenstriche auch in absehbarer Zeit schwerlich die Rede sein. Der Raubbau hat die reiche Hilfsquelle rascher und gründlicher erschöpft, als man geglaubt hat.

Typischer floridanischer Wald.

Ab und zu kreuzen wir auf einem leichten „trestle-work“ einen der in den Mexikanischen Golf mündenden Ströme oder wohl auch eine in das Land einschneidende seichte Meeresbucht — wie die Bai von St. Louis, die Bai von Pascagoula —, und an solchen Stellen wird die natürliche Scenerie vorübergehend eine etwas andere: dem sumpfigen Boden entsprießt hier ein üppiges Dickicht von Palmetto-Palmen, Lebenseichen und Magnolien, und aus den Wassertümpeln daneben steckt hier und da ein Krokodil seinen Kopf hervor.

Unter den Ortschaften, die wir auf unserer Fahrt entlang der Golfküste berühren, ist der bei weitem bedeutendste Mobile, sowohl durch seinen Handel mit Holz und Terpentin als auch durch denjenigen mit Baumwolle und Steinkohlen. Von Natur war die große Bai, an der die Stadt liegt, zwar nicht viel tiefer als die übrigen Buchten, mit denen der Golf von Mexiko in die ihn umgebenden Küsten einschneidet. Eingeströmter nordstaatlicher Unternehmungsgeist ist aber nach dem Bürgerkriege in Mobile so gut am Werke gewesen wie in New Orleans, und derselbe hat es vor allen Dingen dahin gebracht, daß sein Hafen durch seit dem Jahre 1870 vorgenommene künstliche Ameliorationen einen Zu-

[1] Vergl. S. 113 ff., 131 ff. und 156 ff.

gang von 5 m Tiefe erhalten hat, der wenigstens mittelgroßen Seeschiffen das Herannahen gestattet. Außerdem ergießt sich in die Bai von Mobile der gewaltige Alabama-Fluß, der sich eine Strecke oberhalb seiner Mündung mit dem fast ebenso gewaltigen Tombigby vereinigt, und jeder dieser Ströme ist auf einer Strecke von etwa 600 km —



Sumpfgegend am St. Johns-Flusse.

der eine bis zu den Fällen von Montgomery, der andere bis zu denjenigen von Tuscaloosa — schiffbar, so daß ein sehr ausgedehntes Hinterland in den Verkehrsbereich der Stadt hineinbezogen wird. In diesem Hinterlande giebt es aber trotz alles Wüsten noch immer Forsten, die Erträge zu liefern vermögen, die Baumwollenkultur hat in dem „Black Belt"



Floridanischer Sumpfwald.

von Alabama noch weiter bedeutend an Umfang gewonnen, und — last but not least — die großen Steinkohlenfelder des oberen Tombigby haben sich als außerordentlich ergiebig erwiesen. Das Klima der Stadt rühmen uns unsere daselbst angesessenen Freunde als angenehm und gesund, wir können uns aber in dieser Beziehung bescheidener Zweifel nicht völlig entschlagen, da Optimismus eine hervorstechende Eigenschaft der Bewohner aller Golfstädte ist. In jedem Falle ist

das gelbe Fieber ein ziemlich häufiger Gast in Mobile gewesen. Und wie sollen wir die Thatsache deuten, daß die weiße Bevölkerung der Stadt seit 1860 von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abgenommen hat, statt mit ihrem Handel und Verkehr zu wachsen? Die farbige Bevölkerung freilich prosperirt physisch ebenso sehr wie anderwärts in den nordamerikanischen Südstaaten, und ihr ist es zu verdanken, daß Mobile heute eine beträchtlich größere Einwohnerzahl hat als vor dem Kriege. Es ist derselbe Verschwarzungsprozeß mit ihm vorsichgegangen, den wir an anderen Orten der Südstaaten beobachtet haben. Bei dem soeben beendeten Census dürfte die farbige Bevölkerung Mobiles der weißen nahezu die Wage halten, während sie 1860 nur 30 Prozent von der Gesammtbevölkerung der Stadt betrug.



Floridanische Dünenlandschaft.

Bei Pensacola überschreiten wir die Staatenlinien zwischen Alabama und Florida, und bald danach gelangen wir auch, indem wir uns von dem Golfe weg und weiter in das Binnenland wenden, in die Ablagerungen eines anderen Erdalters — des Tertiär. Die Landschaft wird aber dadurch keine wesentlich andere. Es bleiben dieselben sandigen „pine-flats" (Kiefern-Ebenen), die uns in Mississippi und Alabama umgeben haben, und die Monotonie derselben wirkt in verstärktem Maße ermüdend auf uns, da sie seltener als vorher von Streifen halbtropischer Sumpfvegetation unterbrochen werden, und da auch die Kultur kaum irgend welche Lichtungen in ihnen bewirkt hat. Der Baumwollenbau will sich augenscheinlich auf dem sandigen Boden nicht recht lohnen.



Coquina-Bänke.

Auch jenseits des stattlichen und von zahlreichen Fahrzeugen belebten Appalachicola-Flusses, also in dem Staate Georgia, ist die Gegend, durch die unsere Fahrt geht, noch ausschließlich von langnadeligen Kiefern bestanden. Hier wird der Boden aber allmählich welliger und hügeliger, und aus den Thaleinsenkungen zwischen den Hügeln glänzen bisweilen die Wasserspiegel größerer und kleinerer Seen zu uns herauf. Unwillkürlich gedenken wir dabei des Berliner Grunewaldes, besonders in der Gegend von Thomasville, und eigentlich ist es nur der Wuchs der Kräuter und Blumen im Schatten der Kiefern, die uns bei näherem Hinsehen zwingt, von dieser Vorstellung zurückzukommen. Am Rande des großen Okeefinokee-Sumpfes, den wir weiterhin umkreisen, ist es ebenfalls nur der Unterwuchs, der uns fremdartig berührt: die Stelle unserer Sumpfheide (Calluna vulgaris) nehmen hier zwerghafte Palmettopalmen (Sabal palmetto) ein, mit ihren Schirmblättchen vielfach nur wenige Zoll über den feuchten Grund emporragend.

Bald nachdem wir den genannten Sumpf im Rücken haben, erreichen wir Jacksonville, das wir für einige Zeit zu unserem Standquartiere auserkoren haben, um von da aus einige kleine Streifzüge in Florida zu unternehmen. Etwa 40 km oberhalb der Mündung des St. Johns River gelegen, der mit seinen Nebenflüssen Black Creek, Ocklawaha River ꝛc. ein Schiffahrtsstraßennetz von 1400 km Länge darstellt, und gleichzeitig auch der Vereinigungspunkt von einem halben Dutzend Eisenbahnlinien, ist diese Stadt die bei weitem wichtigste und verkehrsreichste des Halbinselstaates. Wegen des starken Zuflusses von Wintergästen, die Florida seit einer Reihe von Jahren auf sich gezogen hat, verfügt es besonders auch über recht gute Gasthäuser, und in einem derselben machen wir es uns so gut es geht heimisch, unter seiner Veranda und in seiner nächsten Umgebung die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten des nordamerikanischen Italien vom ersten Augenblicke mit vollen Zügen genießend — den Geschmack saftreicher Orangen, den Anblick fruchttragender Bananen im freien Lande, und die Stiche böser Moskitos. Daß wir in einem Lande des Südens sind, merken wir dann

auch anderen Tages, indem wir die von greisenbartbehangenen Lebenseichen überschatteten Straßen durchwandern, und indem wir das heitere Volksleben — insbesondere die in hellfarbigen Sommerkleidern und Strohhüten einhergehenden Schwarzen, die in Jacksonville die Majorität der Bevölkerung bilden — beobachten. Der Vergleich mit Italien scheint uns freilich gleich von vornherein ein wenig zu hinken. Daß wir Monumente der Kunst in der Hauptstadt Floridas noch weniger zu erwarten haben, wie in anderen Städten des Landes, versteht sich bei der Spätlingsrolle, die Florida in der amerikanischen Besiedelungsgeschichte gespielt hat, ganz von selbst. Aber auch die Natur in der Umgebung von Jacksonville ist so ganz anders, als in derjenigen irgend einer italienischen Stadt. Ein auf weiten Strecken seenartig erweiterter Strom, der an die deutsche Havel erinnert, bespült Jacksonville im Süden und Westen und verleiht ihrer Lage einen gewissen Reiz, der Grund, auf dem die Stadt steht, ist ein hellgelber Sand, in den unser Fuß zum Theil ebenso tief einsinkt, wie in verrufensten Sandgegenden der Mark, und auch in größerer Ferne stromauf wie stromab wechselt tief gelegenes Sumpfland mit etwas höherem Sandboden, dessen lose obere Schicht vom Winde hin und her getrieben wird. Das Sumpfland trägt vorwiegend nur hohe Binsen- und Riedgräser, hie und da aber auch Palmettos, Cypressen, Magnolien und Lebenseichen im ehrwürdigen Tillandsien-Schmuck (S. die Abbild. 2 u. 3), dem letzteren dagegen ist weit und breit derselbe eintönige Kiefernwald charakteristisch, den wir auf unserer Fahrt von New Orleans nach Jacksonville zur Genüge kennen gelernt haben (S. Abbildung 1). In einzelnen Kulturoasen, die bei Jacksonville aber nicht gerade zahlreich sind, und deren Hervorbringung und Erhaltung ziemlich viel Anstrengung und Sorgfalt erfordert, ist der Orangenbaum das Hauptgewächs. Um denselben in seiner vollen Entfaltung zu sehen und seine süßesten Früchte an Ort und Stelle zu pflücken, muß man aber sehr viel südlicher gehen — zum Indian River namentlich, wo die harten Winterfröste, von denen Florida des öfteren heimgesucht wird, nicht mehr so große Verwüstungen in den Pflanzungen anrichten. Gelegentlich bildet sich durch eine kalte Luftwelle aus dem Nordosten allerdings auch selbst auf dem Indian River, der die Bezeichnung „Fluß“ mit Unrecht führt, da er eigentlich langgestreckte Strandlagune ist — eine zolldicke Eisdecke, und von eigentlicher Tropenvegetation kann auch hier keine Rede sein, trotz der Bestände hoher Palmetto-Palmen, die an seinen Ufern zum Theil an die Stelle der Kiefern treten (S. Abbildung 7).


Ocklawaha River.

Unsere Hauptausflüge von Jacksonville aus richten sich auf die atlantische Küste — auf die Gegend an der Mündung des St. Johns River und auf die Strandlagunen und Nehrungen im Süden davon, denn dort glauben wir uns am besten über die physikalisch-geographischen Fragen orientiren zu können, welche uns in Florida in erster Linie interessiren.

Die Fahrt den St. Johns River abwärts ist in mannigfacher Beziehung genußreich, denn es ist eine ungemein stattliche Wasserfläche, auf der man sich dahin bewegt, und wenn die Ufer auch allerwärts ganz flach und niedrig sind, so giebt es an ihnen doch mancherlei zu beobachten. Die Tiefe des Flusses sowie auch seine Breite wechselt ganz ungemein, und an vielen Stellen lagern sich marschige, mit nichts als mit hohen Sumpfgräsern bewachsene Inseln mitten in ihn hinein. Die Landbildung schreitet in ihm augenscheinlich sehr rüstig vorwärts, wenn er auch infolge seines geringen Gefälles und seiner Natur als Seenstrom nur einen kleinen Betrag von Sedimenten führt. Ist es der Wind, der die Materialien zum Aufbaue der Inseln herbeiführt?

Daß der Wind ein gewaltiges geologisches Agens in Florida ist, gewahren wir deutlich in Mayport, dem Fischer- und Badedörfchen, das an der Mündung des St. Johns River liegt. Indem wir über die Düne hinweg steigen, die den Ort von dem Meere trennt, peitscht er uns den feinen Quarzsand massenhaft ins Gesicht, und die Häuser finden wir sammt und sonders mehr oder minder tief in solchem Sande versenkt. Glücklicherweise sind es ausschließlich kleine Holzhäuser, die sich nöthigenfalls ohne große Mühe emporheben lassen, und die man auf diese Weise vor dem Schicksale völligen Begrabenwerdens bewahren kann. Den Pflanzen, die auf der Düne stehen und sie festigen, merkt man es an den ungeheuer langen Wurzelstöcken an, daß sie in ganz ähnlicher Weise von dem Flugsande bedroht werden. Es sind außer verschiedenen Sandhalmen und Disteln namentlich auch zahlreiche Opuntien und Palmen, die hier als Dünenfestiger dienen — die letzteren zum Theil nur noch mit der Krone aus dem Sande hervorragend (S. Abbildung 4).

Quer vor der Mündung des St. Johns River lagert eine Barre, die nur ein paar Fuß Wasser über sich hat, und die es verhindert, daß größere Fahrzeuge in den Strom eindringen können. Sie bildet offenbar nur ein Glied in der Kette der jungen Anschwemmungen, die sich unter dem Einflusse des Passatwindes und des Golfstromes an der Ostküste Floridas bilden. Das abrinnende atmosphärische Wasser, das über Florida sehr reichlich niederfällt, und das sich in zahlreichen Seen und langsam fließenden Flüssen ansammelt, hat die Kette an dieser Stelle zwar durchbrochen, aber es wird ihm schwer, dieselbe offen zu erhalten, und die Technik hat bisher nicht viel gethan, um ihm zu Hilfe zu kommen.

Südwärts von Mayport, gegen St. Augustine hin, wird die Küste durch eine ununterbrochene Reihe von Nehrungen und Nehrungsinseln gebildet, hinter der eine ebenso ununterbrochene Reihe von Lagunen liegt — der Matanzas River, der

Hillsborough River, der Indian River &c. Diese Nehrungen bestehen zum Theil aus Sand, zum Theil aber auch aus einem recenten Muschelconglomerat, Coquina genannt, dessen mächtige Bänke zum Theil 10 bis 15 m über dem Meeresspiegel lagern. Man darf aus dem letzteren Umstande vielleicht auf eine beträchtliche negative Strandverschiebung entlang der ganzen Ostküste von Florida schließen. Oder sollte der Wind die Muschelbruchstücke ebenso emporgetrieben und zu Dünenwällen über einander gethürmt haben wie den Sand? Die Vegetation ist auf den Nehrungen und Inseln bei St. Augustine und weiter südlich eine außerordentlich üppige, und wenn man sich durch dieselbe hindurch arbeitet, so staunt man darüber, was der Flugsand unter dem Einflusse tropischer Regen und tropischer Sonnengluth hervorzubringen vermag. Man hat aber zu bedenken, daß dem Sande in der Nähe der Küste große Mengen von feingeriebenem Muschelstaub beigemengt ist, und daß es den Pflanzen auf diese Weise weit weniger an Nährstoffen fehlt, als in dem Binnenlande, wo diese Stoffe durch die Regengüsse auf weiten Strecken ausgelaugt sind, und wo außer



Am Indian River.

den mehrfach erwähnten „Swamps" nur die sogenannten „Hummocks" höhere Fruchtbarkeit besitzen — Striche, in denen die Verwitterungsprodukte des floridanischen Grundgesteines (tertiären Kalksteines) an der Zusammensetzung des Bodens wesentlichen Antheil haben.

Gern würden wir unseren Lesern noch mehr von Florida erzählen — von St. Augustine, der ältesten Städtegründung auf nordamerikanischem Boden, mit ihrem alten spanischen Fort aus Coquina-Fels, die Jahrhunderte lang beinahe die einzige Stadt Floridas geblieben ist, von den merkwürdigen Seen des Binnenlandes, von den aus Kalksteinhöhlen heraustretenden Strömen, von den Voraussetzungen und Fortschritten des floridanischen Wirthschafts- und Kulturlebens —, aber unser Raum ist ein eng bemessener, und nicht minder auch ist es unsere Zeit. Gedenken wir ja doch in wenigen Wochen zum zweiten male in Florida zu weilen, um unsere Studien an dem Matanzas- und Indian-River, sowie an dem Ocklawaha und Kissimee und an dem Gestade des Mexikanischen Golfes weiter fortzusetzen, und womöglich zu einem besseren Abschlusse zu bringen, als es auf unserer ersten Recognoscirungsfahrt geschehen konnte.

Dr. W. Junker's Reisen in Afrika.

(Schluß.)

Sowohl weil die ägyptische Regierung die Erlaubniß versagte, als auch weil der von Amerikanern geleitete ägyptische Generalstab die Topographie von Dar-For im Jahre 1875 genauer erforscht hatte, gab Dr. Junker seinen an dieses Land geknüpften Plan endgültig auf. Statt dessen reifte aber der Entschluß in ihm, von Lado aus eine größere Reise in die heidnischen Negerländer zur Ausführung zu bringen.

Zu diesem Behufe am 22. Oktober 1876 von Chartum aufgebrochen, traf er unerwarteterweise eine kurze Strecke nilaufwärts mit Gordon Pascha zusammen, und er erfreute sich von dessen Seite der weitgehendsten Förderung seiner

Pläne. „In dem stundenlangen, sich immer intimer gestaltenden Gespräch, das wir nun führten, lernte ich den Pascha als einen rechtliebenden, uneigennützigen und gefühlvollen Menschen kennen, der zwar von seinen Beamten und Offizieren viel verlangte, ihnen jedoch mit dem guten Beispiel außerordentlicher Arbeitsleistung voranging. Höchst einfach in seiner Lebensweise, begnügte er sich, sehr im Gegensatze zu den orientalischen Gebräuchen, trotz seiner hohen Stellung mit einer Dienerschaft von nur zwei Negerjungen, welchen auch die Küche oblag. Die ausgedehnten Reisen und die ungewöhnlichen Stellungen, welche er in drei Welttheilen bekleidet hat, haben in ihm den Engländer verwischt und einen Kosmopoliten aus ihm gemacht; er äußerte sich über seine eigene Nation sehr unbefangen, für deren Fehler er ein offenes Auge hatte." Gordon gab Junker namentlich eine sehr nachdrückliche Verfügung an alle Mudire und Stationsvorsteher der Aequatorialprovinz mit, betreffs der unentgeltlichen Verpflegung des Reisenden und seiner Begleiter. Am folgenden Tage hatte Junker seinen ersten Fieberanfall auf afrikanischem Boden, dem in den Negerländern westlich von Lado manch anderer nachfolgen sollte.

In Lado, wo er am 7. November eintraf, trat er zum ersten male Emin gegenüber, der damals noch bloßer Regierungsarzt war. „Ich lernte in Dr. Emin einen sehr gebildeten Mann kennen und vernahm von ihm, daß er auch in Berlin studirt habe; außer unserer damaligen Umgangssprache, der französischen, sprach er fast alle im Orient gebräuchlichen Idiome. Er war erst vor kurzem von einer Reise zu Mtesa, dem Herrscher von Uganda, zurückgekehrt, den er in einer diplomatischen Mission im Auftrage des Gouverneurs besucht hatte. Er sollte nun nach den Anordnungen Gordon's mit der „Ismailia" nach Chartum fahren. Unser Beisammensein konnte daher nur wenige Tage dauern." „Emin Efendi, war so freundlich, sein Gehöft, wie ich die umzäunte Tugulgruppe, welche zusammen eine Familienwohnung bildet, nennen möchte, mir anzubieten. Bis zu der Räumung desselben blieb ich also noch an Bord des Dampfschiffes."

In Emin's Strohhütte kehrte die gute Gesundheit wieder in den Körper Junker's zurück, während dagegen seine Diener erkrankten. Er benutzte seinen Aufenthalt in Lado besonders zu ethnologischen Beobachtungen an den Bari-Negern. „Nicht mit Unrecht hat man der dünnen, langen unteren Extremitäten wegen diese Völkerschaften mit den Sumpfvögeln verglichen, da sie ja auch häufig wie Stelzvögel auf einem Beine stehen, während sie die Ferse des anderen Fußes an die Innenwand des Standbeines anstemmen. Die Muskulatur der Bari ist wenig ausgebildet; die Körperfülle einzelner, hauptsächlich der Frauen, beruht auf Fettansatz. Ihre Hautfarbe weicht wenig von derjenigen der anderen Nilneger ab, es ist ein tiefes, meist glanzloses Bisterbraun, unter dem bei dem einen oder anderen ein schokoladefarbiger Untergrund durchschimmert. Die Iris ist ausnahmslos braun, die Bindehaut im Auge schmutziggelb, oft auch orangefarbig. Der Schädel ist dolichocephal, die Stirn niedrig, die obere Partie des Hinterkopfes erscheint mehr entwickelt, die Backenknochen sind etwas abstehend, der Mund breit, mit dicken Lippen. Das Kopfhaar, schwarz, glanzlos und völlig gekräuselt, ist bis auf eine zwei Handflächen breite Stelle am Hinterkopfe und Scheitel rasirt. Ebenso wie die Kopfhaare der Frauen gänzlich rasirt werden, so auch die übrigen Körperhaare bei beiden Geschlechtern. Gleich ihren nördlichen Nachbarn entfernen auch die Bari die Vorderzähne des Unterkiefers, man trifft aber nicht selten Leute mit vollständigem Gebiß, welches stets sehr gut erhalten ist. Die Liebhaberei, den Körper mit eisenhaltigem Thon roth zu färben, wird vorwiegend von den Frauen gepflegt, doch sieht man auch Männer über den ganzen Körper roth überschmiert; die grell gegen die natürliche Hautfarbe abstehende Schminke verleiht ihnen ein wahrhaft diabolisches Aussehen." Freundlich und vertrauensvoll verhielten sich die Bari gegenüber den Vertretern der europäischen Civilisation übrigens ganz und gar nicht.

Zur Charakteristik der Station Lado, die nachmals in der Geschichte Emin Pascha's eine so hervorragende Rolle gespielt hat, sagt Junker: „Lado selbst unterscheidet sich in seiner Anlage und Bauart wenig von den anderen Stationen. Am erhöhten Ufer liegen mehrere kleine, mit Zinkblech bedeckte Magazingebäude, zwischen denselben steht, durch eine Schilfrohrzäunung abgesondert, die Behausung des Colonel, die von Bananenbäumen umgeben ist. Auch am Flußufer und weiter landeinwärts liegen einzelne Bananenpflanzungen, die jedoch jetzt künstlich bewässert, begossen werden mußten. Zwischen den Magazingebäuden, der Wohnung des Gouverneurs und einigen Tuguls am rechten Ufer, von denen einer als Diwan, Raths- und Empfangssaal dient, und den übrigen Behausungen der Zeriba ist ein etwa dreißig Schritt breiter, dem Flusse paralleler, länglicher Platz, von dem zwei Straßen vom Flusse abführen, die von zwei anderen rechtwinkelig gekreuzt werden. Dazwischen liegen die Tugul der Beamten, Soldaten und ihrer Familien. Breite Wege innerhalb der Umzäumung führen um die Hüttenkomplexe herum. Diese wird durch hart vor derselben eingerannte Pfähle verstärkt. Mehrere Thore, in der Nacht geschlossen und durch ausgestellte Posten bewacht, führen hinaus in das Freie. Am Ufer, nahe an der Zeriba, sind einige Gemüsegärten angelegt. In der bekannten ägyptisch-sudanischen Weise sind die kleinen Felder der Beete von niedrigen Erddämmen umgeben, um das mittelst des Schadufs eingeleitete Wasser aufhalten zu können. Vor kurzem war erst gesäet worden. Felder und Beete begannen sich mit dem jungen Grün der aufsprießenden Pflanzen zu schmücken. Wer dächte da nicht an den Frühling, die Wonnezeit unseres mir so fernen Nordens, hier in dem Lande des ewigen Sommers! Gegenwärtig, im November, war in Lado nicht das geringste von Gemüsen oder Hülsenfrüchten zu erlangen, erst Ende Dezember lieferten die Gärten und Felder ihren Ertrag. Bamije, Melochie (Corchorus olitorius), Wassermelonen, arabisch: Bathich, sind die hauptsächlichsten Produkte. Getreide wird wenig, um nicht zu sagen gar nicht gebaut, d. h. von den Einwohnern der Station, welche in der echt sudanisch sorglosen Art sich auf die Zufuhr desselben von Chartum verließen. Das Ausbleiben eines oder gar mehrerer Schiffe, eine bei der Leichtigkeit und Häufigkeit der „sedd", Flußverstopfungen durch Grasbarren, stets drohende Gefahr, hätte eine Hungersnoth schaffen müssen."

Sehr bezeichnend für das deutsche Gemüth Junker's ist die auf den 24. Dezember 1876 bezügliche Stelle: „Heute also ist der Tag, dem in Europa hunderttausende froher Kinderherzen entgegenschlagen, die ungeduldig den Abend mit seinen Ueberraschungen erwarten." Die Worte des Christfestliedes: „Nur noch einmal wirst du wach, dann ist froher Weihnachtstag!" klangen mir aus meinen ersten Jugendjahren herüber. Diese schönen Erinnerungen waren doppelt theuer in so fernem Lande, in dem alles so gegensätzlich zu den Bildern ist, die, aus dem Schlummer der Vergangenheit erweckt, lebendig vor der Phantasie aufsteigen. Dort lustig vom Luftstrom durch einander gewirbelte Schneeflocken, Schellengeläute und Schlittenbahn, behaglich erwärmte Räume und dann die trauten, liebevollen Gesichter von Mutter, von Bruder und Schwestern! Und hier? Eine glühend niederstrahlende Sonne, eine ärmliche, halbfinstere Strohhütte, und apathische, indolente Negerköpfe um mich herum. Hatte mir vor drei Jahren in Tunis ein aus

kleinen Zweigen der Dattelpalme künstlich hergestellter Christbaum die nordische Tanne ersetzen müssen, so hoffte ich auch in Lado in irgend einer Weise Ersatz schaffen zu können. Ich machte mich des Morgens auf den Weg in den Wald vor der Zeriba und fand nach einigem Suchen einen Akazienast mit festen und geraden Seitenästen, grün belaubt, und trug ihn heim. In eine mit Erde gefüllte Blechbüchse eingesteckt, mit trockenen Datteln behangen, bot er mir das bescheidene Aequivalent unseres Christbaumes. In Ermangelung von Besserem mußten Wachsanzünder, die etwa eine und eine halbe Minute brannten, die Kerzchen ersetzen.“

Bevor der Reisende sich entschließen konnte, von Lado nach Mákaraká, seinem nächsten Reiseziele im Westen des Weißen Nil, aufzubrechen, kehrte zu seiner großen Freude Dr. Emin nach Lado zurück, und im Umgange mit diesem verlebte Junker dann noch mehrere Wochen. Erst am 22. Januar 1877 erfolgte die Abreise. „Unser Weg führte links ab von der Zeriba, wenige Minuten zeigte sich noch der Bahr el-Gebel, dann betraten wir Mimosen- und Akazienbuschwald, in welchem sich der ausgetretene, aber sehr schmale Pfad hindurchschlängelt, einer südwestlichen Richtung folgend. Aus dem niedrigen Buschwalde, dessen Lichtungen von spärlichem, hohem, jetzt von der Sonne ausgetrocknetem Gras bedeckt sind, ragen verstreut einzelne laubreiche, schattenspendende, mächtige Hochbäume auf, Tamarinden, Sterculien; der Schedjer el-fil, Elephantenbaum (Kigelia abessinica); herrliche Butyrospermen, die Kurulengbäume der Bari, dazwischen Balanites und Dalbergiasträucher. Tausende von Vögeln beleben Strauch und Baum und erfüllen die Luft mit dem Lärm ihres Singens, Rufens und Piepsens. In weiter Ferne an dem Horizont der sehr allmählich ansteigenden Landschaft zeigen sich die blauumlufteten Berge des Niambaralandes. Eine Stunde nach unserem Aufbruch von Lado passiren wir das erste Baridorf, welchem später eine ganze Reihe von Weilern folgt, die, von der Armleuchter-Euphorbia umzäunt, wodurch sie ein gewinnendes, reinliches und ordentliches Aussehen erhalten, in dem parkähnlichen Lande zur Rechten und Linken des Weges liegen. So wie die runden, mit dem kegelförmigen Strohdache bedeckten Hütten, sind auch die gegenwärtig abgeernteten Durra- und Tabakfelder mit dem Wolfsmilchstrauch dicht umgeben. Die mit besonderer Sorgfalt gepflegten Tabakpflanzungen werden mit Reisig gegen die Sonne geschützt. Oestlich und südlich vom Wege schweift das Auge über eine weite, tiefer liegende Ebene.“

Das zunächst zu durchwandernde Gebiet war Barigebiet, und ab und zu wurde ein Dorf dieses Stammes berührt. Die Bewohner waren aber immer entflohen. „Bau und Anordnung der Gehöfte entsprachen, wie dies bei einem, auf niederer Kulturstufe stehenden Volksstamme ganz natürlich ist, nur dem unmittelbaren Bedürfnisse, ohne anderen als rein praktischen Erfordernissen zu genügen. Sind auch Bauart und Ausdehnung der Ansiedelungen von den Bodenverhältnissen und der Lage abhängig, so wird doch der Grundplan von dem Umstande bestimmt, ob die Bewohner vorwiegend Hirten oder Ackerbauer sind. So erkennen wir hier bei den Bari-Gemeinden an der Menge der korbartigen Fruchtbehälter, der Gugu, die im Halb- oder Vollkreise um die eigentliche Wohnhütte angeordnet sind, daß ihr auf den Lebensunterhalt gerichtetes Sinnen und Trachten hauptsächlich der Sorge gilt, ihre Speicher für die erntelose Zeit zu füllen.“

Aus dem Lande der Bari, in dem es ohne Ghazwes seitens der Regierungskarawane, der sich Junker mit seinen 45 Trägern angeschlossen hatte, nicht abging, gelangte man in dasjenige der Niambara, mit der Station gleichen Namens, die etwa mitwegs zwischen Lado und Mákaraká lag und besonders dem Elfenbeinhandel diente. Junker verweilte hier etwa einen halben Monat. Ueber den Stamm der Niambara sagt er: „Es ist naheliegend, in dem Namen Niambara einen Zusammenhang mit Bari, dem Namen des östlichen Nachbarvolkes, zu suchen. Doch belehrten mich meine Fragen bei dem Dragoman eines andern; ein Wort „Niam“ oder „niang“ mit irgend einer Bedeutung kannte er nicht. Ich mußte daher den Anklang an Bari für Zufall halten. Zweifelsohne stehen sie in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu den Bari, worauf schon die äußere Erscheinung, nahezu gleiche Sitten und Gebräuche und mehr noch die Sprache hinweist. Die Niambara — die beiden letzten Silben sehr kurz gesprochen, das „bara“ in „Bra“ zusammengezogen — ackerbautreibende Hirten, bewohnen die Niederungen, in denen sie ihre Durrafelder bestellen und die Abhänge des Gebirges, die ihnen für die Herden Weidegänge und Zufluchtstätten vor dem Feinde bieten. Dorthin bringen sie nach der Ernte einen großen Theil ihres Getreides und sichern dasselbe in schwer zugänglichen Schluchten; angegriffen oder überfallen, beschießen sie aus sicherem Hinterhalt die Eindringlinge mit vergifteten Pfeilen und suchen dieselben durch Steinwürfe von der Höhe herab zu schrecken. Bari und Niambara sind dem Körperbau nach so ähnlich, daß es schwer wird, sie einzeln zu unterscheiden, und doch weisen in der großen Menge die Niambara unverkennbare Uebergangsmerkmale zu den westlich wohnenden Völkerschaften auf. Sie bilden, im ganzen betrachtet, gegenüber den hoch gewachsenen, in den unteren Extremitäten schmächtigen Nilnegern, zu denen die Bari noch gehören, einen Uebergang zu den durchschnittlich kleineren und muskelkräftigeren Westvölkern.“ Interessant sind ferner seine Bemerkungen über die Niederlassungen der ganzen Gegend: „Die Behausungen dieser Länder sind einem raschen Verfall unterworfen, es theilen sich Millionen kleiner Borkenkäfer (Bostrychus), unzählbare Schaaren von Termiten und Luft und Wetter in das Zerstörungswerk. Die Ortschaften werden, anstatt erneuert oder umgebaut zu werden, verlegt, wodurch zugleich neuer jungfräulicher Boden für den Feldbau gewonnen wird. Aus diesem Grunde ist die genaue Feststellung der Lage solcher Orte nur von untergeordnetem Werth. Nach wenigen Jahren bezeichnen höchstens einige aus der Erde aufragende, im Kreise stehende Pfähle und die immer frisch aufschießenden Sprößlinge einiger Kulturpflanzen den Platz einer früher wohlgeordneten Niederlassung, die aber mit der Zeit von der üppigen tropischen Grasvegetation überragt und verdeckt werden.“ So waren Zeriben, welche Marno, Long, Schweinfurth ꝛc. besucht hatten, zum Theil um 20 km von ihrer Stelle weg gewandert. Die ägyptische Regierung unterhielt seit der Zeit, wo der Elfenbeinhandel ihr Monopol geworden war, die Zeriben (Stationen) Wandi, Klein-Mákaraká, Groß-Mákaraká, Kabajéndi, Rimo und Mdirfi.

In Wandi kam Junker am 16. Februar an, und in Klein-Mákaraká genoß er die Gastfreundschaft des Kurden Ahmed Aga, der dieser Station vorstand und sich durch seine Gartenkunst daselbst ein kleines Paradies geschaffen hatte. In Kabajéndi, der Zeriba Fadl Allâhs, wurde längerer Aufenthalt genommen, und von hier aus wurden in den Monaten März bis Juni drei größere Rundreisen zur Ausführung gebracht, die in topographischer und ethnologischer Hinsicht eine reiche Ausbeute brachten. Seinen Begleiter Kopp verlor er während dieser Zeit durch den Tod.

Im Juli bot dann eine kriegerische Regierungsexpedition Gelegenheit, eine größere Reise nach dem Norden zu unternehmen, in das Gebiet des Rohl-Flusses, wo sich die Route des Reisenden mit derjenigen Schweinfurth's und Petherik's kreuzten, wo es aber nichts destoweniger noch gar viel zu erforschen gab. Viel Neues konnte namentlich bezüglich des

oberen Rohl (Aïre) festgestellt werden. „Der Oberlauf des Rohl, theilweise auch noch der Mittellauf, durchzieht Bergland. Die Wassermenge bewegt sich in eingeengtem, tiefem, aber regelmäßigem Bett vorwärts. Mit dem Eintreten in tieferes, flacheres Land ändert sich dieses, und alle Zuflüsse zum Bahr el-Ghazal, vom Rohl bis zum Djur mitgerechnet, haben in ihrem Mittel- und Unterlauf ein für diese Flüsse charakteristisches Ueberschwemmungsgebiet. Dasselbe stellt eine flache, 1 bis 5 km breite, seitlich nach Osten und Westen scharf abgegrenzte Niederung dar, zu der man auf sanftem Abfall 4 bis 8 m tief hinabsteigt. In diesen Niederungen schlängeln sich die eigentlichen Flußläufe hin, streckenweise dem östlichen, andernorts dem westlichen Rande der Niederungen genähert. Diese tragen nur sehr vereinzelt auf kleinen Inseln Baumwuchs, während sie im übrigen weit und breit von hohem Schilfgras ausgefüllt sind. Die längste Zeit im Jahre sind sie trocken und werden nur in der Regenzeit nach starken, anhaltenden Güssen bis zu den Rändern überschwemmt. In solchen Zeiten wird jegliches Ueberschreiten der Flüsse zur Unmöglichkeit, der Reisende muß Geduld fassen, bis das Wasser in das Flußbett zurückgetreten ist, was meistens schon in einigen Tagen eintritt. Auch der Wasserstand in den Flußbetten, die mitunter bis 8 m tief sind, fällt rasch, falls sich die Regengüsse nicht täglich wiederholen, so daß selbst während des Charif an einzelnen Stellen ein Durchwaten der Flüsse möglich wird."

Nachdem sich der Reisende einmal dem Zuge der großen Regierungsexpedition angeschlossen hatte, sah er sich genöthigt, derselben weit über das ursprünglich gesteckte Ziel hinaus zu folgen. Von Rumbek ging es westwärts zum Gazellenflusse, hier und auf dem Wege südwärts in einem noch größeren Maße als vorher in Fußstapfen Schweinfurth's. „Obwohl ich das Mittu-Land fast der ganzen Länge nach durchwanderte, konnte ich nichts wesentliches beobachten, was die vorzügliche Schilderung und Charakterisirung, welche wir Dr. Schweinfurth zu verdanken haben, vervollständigen könnte." „Nur von dem damaligen Wohlstande der Zeriben, dem Reichthum an Durra, Rindern und Ziegen war nichts geblieben, ich sah überall bitteren Mangel am Nothwendigen, und mußte sogar Abdullahi, dem das Gebiet eignete, von meinem geringen Getreidevorrath abgeben. Die Wekile und Zeribenleute Abd es-Shamad's haben die armen Neger sorglos und schonungslos derart ausgebeutet, daß ganze Dörfer flüchteten, die einen, um bei dem mächtig gewordenen A-Sandé-Sultan Mbio Schutz zu suchen, die anderen, um südlich zu dem Looba oder zu dem Abakahäuptling Ansea zu gehen. Das Mittu-Land entvölkerte sich, der Ackerbau ging ein und selbst die Nubier konnten aus den armen zurückgebliebenen Mittu nichts mehr herauspressen." Also auch hier nichts weniger als Musterzustände, die durch die europäische Civilisation, welche Aegypten vertrat, in dem Ostsudan geschaffen worden waren! Und auch hier vorzüglicher Brennstoff genug für einen neuen fanatischen Propheten, um einen afrikanischen Weltbrand zu entzünden!

Anfang Oktober nach Mákaraká zurückgekehrt, rastete Junker daselbst nicht lange, sondern bereits am 11. Oktober brach er nach den Sileibergen auf, und es gelang ihm von diesen aus den Tschebel Baginse zu sehen und seinen Winkelzu messen, so daß er auch hier einen wichtigen Anschluß an Schweinfurth's Reisen gewann. Ebenso konnte er im November seine lange geplante Reise nach dem Süden, nach der Landschaft Kalika, ausführen, und zwar wieder mit einer militärischen Regierungsexpedition. „Die gesammte Expedition, welche von Ahmed Atrutsch befehligt wurde, mochte an 1000 Köpfe oder mehr zählen, 400 waren mit Feuergewehren bewaffnet, wozu auch die 30 Mann Gehadie, regulärer Truppen unter Führung des Offiziers Ahmed Aga aus Klein Mákaraká, zu zählen war. Abd'Allá Abû Sed, der Nazir von Rimo, mit den Ländern, denen der Raubzug galt, gut bekannt, war Zweiter im Befehl und Atrutsch's Stellvertreter. Zweck des Aufgebots war eingestandenermaßen die Beraubung der unabhängigen Negerstämme im Süden der Provinz Mákaraká. Elfenbein, welches in den ägyptischer Herrschaft unterworfenen Gebieten immer seltener wurde, und dessen hoher Werth die Unkosten der Verwaltung decken konnte, wurde vor allem anderen gesucht. Außerdem aber handelte es sich darum, die Provinz mit Schlachtvieh zu versorgen, welches fast vollständig fehlte, da das Raubgesindel der Nubier und Dongolaner die Mákarakávölker seit Jahren schon des letzten Restes ihrer Heerden beraubt hatte. Wo immer sich indeß die Gelegenheit bietet, Elfenbein gegen einen Theil der auf der Ghâzwe den fremden Negern abgejagten Rinder einzutauschen, wird dies um so lieber gethan, als es kaum möglich ist, auf andere Weise in dessen Besitz zu kommen. Die durch die Erfahrung gewitzigten Neger allerdings, die den Werth der Elephantenzähne kennen gelernt, vergraben diese sorgfältig, nur ein seltener Zufall brachte sie den unter ägyptischer Flagge ausziehenden Räubern in die Hände. Schwerer wurde es den Negern, die Kuh- und Ziegenheerden in Sicherheit zu bringen." Bilder einer in vieler Beziehung neuen Natur- und Menschenwelt wurden auf dem Kalikazuge von Junker geschaut, aber auch gräßliche Bilder roher Mordbrennerthätigkeit. „Meine Einsprache bei Atrutsch Agha gegen diese unnütze Roheit, welche den Eingeborenen die Dächer, die von ihnen zwangsweise ausgeliehen waren, vernichtete, war erfolglos. Ein leichtes Achselzucken war seine Antwort. Unter den Aufregungen, welche die fortwährenden Razzien, die geschilderten Scenen des Elends nothwendigerweise mit sich brachten, ging das Weihnachtsfest 1877 recht traurig vorüber." Zu dem Allen kam auch die Pockenseuche in der Expeditionsmannschaft. „Hunger und Krankheit sind die Hauptursachen der Entvölkerung weiter Länderstrecken in Mittelafrika, die Ausfuhr von Sklaven spielt dagegen nur eine untergeordnete Rolle." Nur eine Beruhigung gab es dabei: „Nach vollendeter Reise durfte ich mit Genugthuung sagen, daß mein Itinerar in den Negerländern nicht einmal die Lücke von einem Tage aufwies und eine ununterbrochene Arbeit darstellte. Täglich habe ich während des Marsches die Winkel, je nach der Bodenbeschaffenheit und den Wegrichtungen, von fünfzehn bis zu fünfzehn Minuten Entfernung verzeichnet."

Ende März 1878 befand sich Junker wieder in Lado, wo bald auch Emin eintraf, und von diesem erhalten wir gelegentlich des Berichtes über sein neues Zusammenleben mit ihm eine etwas ausführliche Charakteristik: „Dr. Emin ist ein schlanker, fast magerer Mann von etwas mehr als Mittelgröße, mit schmalem, von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesicht und tiefliegenden Augen, welche durch die starken Krystallgläser der Brille beobachtend hervorschauen. Seine starke Kurzsichtigkeit zwingt ihn zur Anstrengung und Konzentrirung seines Sehvermögens auf die vor ihm befindliche Person, was seinem Blick einen harten, mitunter scheinbar lauernden Ausdruck verleiht. Der auch malerisch interessante Kopf, in welchem sich unverkennbar eine bedeutende Intelligenz ausspricht, läßt in nichts den Deutschen vermuthen; das unleugbar orientalische Gepräge desselben erleichterte Dr. Emin wesentlich die Rolle eines Türken, welche er gegenüber der Beamtenwelt und dem Volke angenommen hatte, und die er vorzugsweise in den ersten Jahren seines Aufenthaltes im Sudan und den Negerländern unentwegt durchführte. An jedem Freitag sah man ihn nach der Moschee gehen, wo er die vorgeschriebenen Gebete sprach. In seiner Haltung wie in seinen Bewegun-

gen drückt sich eine beabsichtigte, stets kontrollirte Gemessenheit aus, welche berechnet ist, würdevoll und selbstbewußt zu erscheinen. Insbesondere konnte man dies beobachten, so oft Dr. Emin in seiner Eigenschaft als ägyptischer Beamter mit den Untergebenen verkehrte. Sein äußerer Mensch verrieth eine fast peinliche Sauberkeit bei großer Sorgfalt des Anzuges."

Am 11. nahm Junker von Emin Abschied, und am 29. Juni kam er wieder in Chartum an, wo er nochmals etwa einen Monat verweilte und sich des intimen Umganges mit Gordon erfreute. Auch ihm widmet er eine meisterhafte Charakterzeichnung: „Die Bekämpfung der Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich einer gerechten und menschenwürdigen Regierung des Sudan entgegenstellten, war selbst für einen Gordon eine Sisyphusarbeit." „Tag und Nacht beschäftigte ihn die Frage, auf welche Weise er die bestehenden Bedrückungen der Bevölkerung beseitigen, der eingerissenen Mißbräuche Herr werden könne. Zweifel an dem Erfolge seiner Mission machten ihn zeitweilig muthlos und verleideten ihm, wie er mir oft klagte, den Aufenthalt von Sudan. Andererseits wollte er hinwiederum vor seiner selbst gestellten Aufgabe nicht zurückweichen und das Schicksal der Bewohner jener alten Satrapenwirthschaft preisgeben, die er von Herzen verabscheute. Gordon war bestrebt, sich von nationalen Vorurtheilen zu befreien und in der Beurtheilung von Menschen einen kosmopolitischen Standpunkt einzunehmen, aber er war trotzdem durch und durch ein Engländer, und manche der Eigenheiten, die sich ihm nicht absprechen lassen, sind auf seine englische Erziehung zurückzuführen. Seine Gottergebenheit und Bibelfestigkeit, sowie sein Kampfesmuth riefen das Bild der unbeugsamen Rundköpfe Oliver Cromwell's wach. Er war uneigennützig und selbstlos wie wenige, einen bedeutenden Theil seines Einkommens verwerthete er für andere. Niemand ging unbeschenkt von ihm, er war erfreut, wenn er Freude bereitete; alles in allem genommen: ein seltener Mann von starkem Glauben, höchstem Streben und bestem Willen, aus dessen schönen, hellblauen Augen ein gutes Herz hervorleuchtete." Gegen Ende Juli wurde auch Gordon und den anderen Chartumer Freunden Lebewohl gesagt, und den Nilstrom hinab ging es der deutschen und russischen Heimath zu. „Am 1. September bestieg ich den Eisenbahnzug, der von Assiut nach Kairo fährt. Allein in einem Coupé, gedachte ich der vergangenen Jahre mit ihren vielen wechselvollen Erlebnissen und baute Luftschlösser für die Zukunft. Damals kam es mir nicht in den Sinn, daß ich ein Jahr darauf wieder nach dem Sudan ziehen würde. Einige Stationen von Kairo stiegen mehrere Herren zu mir ein, sie sprachen deutsch! Wie mit einem Zauberschlage fühlte ich mich in die Heimath versetzt, der ich auch bald nachher, nach kurzem Aufenthalte in der Chalifenstadt am Nil, zueilte, belebt von Gefühlen, wie sie wohl nur derjenige kennt, der gleich mir während jahrelanger Trennung, Hunderte und Hunderte von Meilen von seinen Theuren entfernt, mühevolle und nicht gefahrlose Wanderungen ausgeführt hat, welche seine glückliche Rückkehr von Monat zu Monat in Zweifel stellten. Einmal auf heimathlichem Boden, war alle Mühe und Gefahr vergessen, Freude über die erfolgreiche Vollendung der großen Reise erfüllte meine Brust und nährte allmählich das Verlangen, den heißen Boden des dunklen Kontinentes von neuem zu betreten."

Auf den zweiten Band, in dem Junker die in den Jahren 1879 bis 1882 ausgeführten Reisen nach dem Uëlle und Nepoko schildert, gehen wir nicht näher ein. Denn einmal haben wir seiner Zeit über die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen bereits ein umfängliches Referat gebracht, und sodann glauben wir unseren Zweck, den Lesern eine klare Vorstellung von dem Inhalte und der Schreibart des Junker'schen Reiseberichtes zu geben, durch Vorstehendes erreicht zu haben. Die Lektüre seines Werkes, daß nach unserer Meinung zu den klassischen Werken der Afrika-Literatur aller Zeiten gerechnet werden wird, können und wollen wir ihnen doch nicht ersparen.

Bemerkenswerthe Orte und Ruinen Arabiens.

Von A. J. Sepp.

Medina, Alaba, Petra, Sinai, Horeb, Dschebel Serbal.

Medina, etwa 20 deutsche Meilen nordöstlich von der Hafenstadt Jambo, am Rande der großen arabischen Wüste und dicht an der Bergkette Charrah, die als Fortsetzung des Libanon Arabien von Norden nach Süden durchzieht, ist der zweite Wallfahrtsort nächst Mekka. Die Stadt liegt schon auf einem Theile der Hochebene des Innern und ist, gegen Norden ausgenommen, überall mit Flachland umgeben. Sie besteht aus der inneren Stadt und den Vorstädten. Sie ist mit einer steinernen Mauer von etwa 40 Fuß Höhe und einem tiefen, mit Wasser gefüllten Graben umgeben; von Strecke zu Strecke stehen Thürme, zusammen wohl an 30; in das Innere der Stadt führen drei hübsche Thore. Die Stadt ist ganz von Stein, die Häuser zwei Stock hoch, weiß angestrichen, mit flachen Dächern, die Straßen schmal und finster, dagegen aber einige gepflastert, was in Arabien äußerst selten vorkommt. Infolge der Wahäbiten-Einfälle und der Abnahme der Wallfahrer ist sie theilweise herabgekommen, so daß viele Häuser leer stehen, und verfallen.

Unter den bemerkenswerthen öffentlichen Gebäuden ist die große Moschee anzuführen; dieselbe liegt im Innern der Stadt, gegen das östliche Ende, und nicht, wie viele arabische Geschichtsschreiber sagen, in der Mitte derselben. Die Länge beträgt 165, die Breite 130 Schritte; sie ist also viel kleiner als die große Moschee zu Mekka, heißt aber wie diese ebenfalls El Haram; auch ist sie wie diese gebaut, indem sie aus einem offenen mit Säulenhallen eingefaßten Viereck besteht, welches ein anderes kleines Gebäude einschließt. Dieses ist das in dem südöstlichen Winkel befindliche Grabdenkmal Mohammed's, sowie seiner Nachfolger im Kalifate, Abu Bekr und Omar. Es ist etwa 23 Fuß von der südlichen Mauer und 15 Fuß von der östlichen entfernt, so daß man ganz um dasselbe herumgehen kann. Damit jedoch niemand allzu nahe hinein treten könne, wird das Grabmal von einem eisernen, grün gemalten Gitter umgeben, welches zugleich einige Säulen der anstoßenden Kolonnade mit einschließt. Es ist etwa zwei Drittel so hoch als die Säulen und füllt die Räume zwischen denselben aus. Das Ganze ist so fein und an einander schließend gearbeitet, daß niemand durch die Oeffnungen deutlich in das Innere des Grabmals sehen kann. Indessen sind zur Befriedigung frommer Neugierde einige Fensterchen auf allen vier Seiten angebracht. Auch ist an jeder Seite eine Thür, von welchen aber drei beständig geschlossen sind

und nur eine jeden Morgen und Abend geöffnet wird, damit die Eunuchen, die den Staub abzukehren und die Lampen anzuzünden haben, hineingehen können. Das Ganze vom Gitter eingeschlossene Innere des Grabmals heißt El Hedshra, und vornehme Pilger erhalten die Erlaubniß, in dasselbe einzutreten; auch können sich andere Personen diese Vergünstigung durch ein Geldgeschenk an die Eunuchen verschaffen. Das eigentliche Innere besteht aus einem viereckigen Gebäude von schwarzen Steinen, von zwei Säulen unterstützt, in welchem sich die erwähnten Gräber Mohammed's, Abu Bekr's und Omer's befinden. Sie haben die Gestalt von Katafalken; der Sarg, welcher die Asche Mohammed's umschließt, ist mit Silber überzogen und hat oben eine Marmorplatte mit der Inschrift: Bismillahi Allahuma Sally aley. (Im Namen Gottes! ertheile ihm deine Gnade!) Von der ehemals in Europa verbreiteten Sage, daß Mohammed's Sarg in der Luft hänge, weiß niemand in Hedshas etwas. Die erwähnte Beschaffenheit der drei Gräber kennt man ganz allein nur aus den Werken der arabischen Geschichtsschreiber; denn das innere Grabmal ist auf allen vier Seiten von oben bis unten mit einem Vorhange bedeckt, der so hoch hinaufgeht, als das äußere Gitterwerk, also wenigstens 30 Fuß. Zwischen diesem Vorhange und dem Gitterwerk ist ein kleiner Raum von wenigen Schritten. Bloß an der Nordseite hat er eine Oeffnung, die aber stets verschlossen ist, und durch welche nur die vornehmsten Eunuchen in den seltenen Fällen und auch da nur zur Nachtzeit, wenn ein neuer Vorhang aufgehängt werden soll, in das Allerinnerste hineingehen dürfen. Der Vorhang ist von reichem Seidenstoff von verschiedenen Farben, mit mancherlei Verzierungen und Inschriften durchwebt, ungefähr wie bei der Kaaba zu Mekka. Sobald der alte schadhaft wird oder abgetragen ist, oder auch wenn ein neuer Sultan den Thron zu Konstantinopel besteigt, wird von dieser Hauptstadt aus ein neuer Vorhang nach Medina geschickt, und der alte nach Konstantinopel gebracht, wo man die Gräber der Sultane und großherrlichen Prinzen damit bedeckt. Rings um diese Gräber wurden ehemals die Schätze von Hedshas aufbewahrt, welche aber bei der Eroberung Medinas durch die Wahabis größtentheils in die Hände derselben geriethen. Sie bestanden aus allerlei Kostbarkeiten und Juwelen, goldenen Gefäßen, Armbändern, Ringen rc. rc., welche nach und nach die Pilger und die Sultane der Moschee verehrt hatten. Ueber dem Grabmale hängen ringsum gläserne Lampen, die alle Abende angezündet werden und die ganze Nacht brennen. Die Kuppel, welche sich über dem Hedshra erhebt, ist höher als die anderen Kuppeln der Moschee, über den Dächern der Kolonnaden und mit ihrem vergoldeten Halbmond in weite Ferne hinaus sichtbar. Wenn sie die ankommenden Pilger auf dem Wege zuerst erblicken, so sind sie verbunden, gewisse Gebete zu sprechen.

Nahe beim Vorhange des Hedshra, jedoch abgesondert davon, obschon noch innerhalb des Gitters, befindet sich das Grab der Setna Fatime, der Tochter Mohammed's und Gattin Ali's; es besteht aus einem würfelförmigen Katafalk, mit reich gesticktem schwarzen Brokat bedeckt, sonst aber ohne Verzierungen. Indessen sind nicht alle Mohammedaner darüber einig, ob Fatime wirklich hier begraben liege. Viele behaupten nämlich, ihr Grab sei auf dem allgemeinen Begräbnißplatze außerhalb der Stadt. Um auf jeden Fall sicher zu gehen, verrichten die Pilger an beiden Orten ihre Gebete.

Erwähnenswerth sind die mit Dattelpalmen bebauten Gärten. Die Datteln von Medina werden besonders geschätzt, und es giebt deren hier in großer Menge und von verschiedenen Arten; ein arabischer Schriftsteller dieser Stadt führt sogar 130 Arten an. Obwohl die Ernte erst im Herbste erfolgt, so hat man doch schon im Juni reife Datteln. Die Araber wissen sie auf allerlei Art zuzubereiten; sie kochen dieselben in Milch, rösten sie mit Butter, machen einen dicken Brei daraus, auf den Honig gegossen wird u. s. w. Eine tüchtige Hausfrau — sagt der Araber — kann ihrem Manne einen ganzen Monat lang täglich ein anderes Dattelgericht vorsetzen.

In der Nachbarschaft von Medina herrschen vulkanische Gebirgsarten vor. Aeltere Geschichtsschreiber erzählen von einem Erdbeben und vulkanischen Ausbruche, welcher im Jahre der Hedshra 654 bei Medina stattgehabt und es zum Theil verwüstet hat.

Wenn man sich an der Küste von Hedshas nordwärts nach der peträischen Halbinsel wendet, so findet man im Hintergrunde des Busens von Akaba das gleichnamige Schloß — das Eziongeber der Bibel und Berenice des Ptolemäus —, ein regelmäßiges Viereck mit Thürmen an den Ecken, nicht weit vom Ufer entfernt. Die Gegend umher ist äußerst unsicher; Reisende, welche dieselbe besuchen, müssen starke Bedeckung bei sich haben.

In dem merkwürdigen Wadi Musa (Mosesthale) befinden sich die Ueberreste der altrömischen Stadt Petra, von welcher die Halbinsel den Namen hat. Man sieht unter anderem ein Mausoleum, an dessen Eingange zwei kolossale Thiergestalten stehen, die aber sehr beschädigt sind. Ein schmaler Gang von 15 bis 20 Fuß Breite, zwischen steilen und hohen Felsen, führt zu der Hauptmasse der Bautrümmer; auch unter einem wohl zwei englische Meilen langen Gewölbe muß man vorwärts gehen; wahrscheinlich hatte es zu einer Wasserleitung gehört. Am Ende desselben erblickt man plötzlich die Vorderseite eines prachtvollen Tempels. Die Bildsäule einer beflügelten Viktoria steht in der Mitte einer Oeffnung auf den oberen Theilen. Zu beiden Seiten des Einganges sieht man Gruppen von kolossalen Figuren rc. rc. Dieser Tempel ist vollständig in den Felsen gehauen, und die oben überhangenden Massen schützen ihn gegen den zerstörenden Einfluß der Witterung. Aehnliche in den Felsen gehauene Gebäude sind noch mehrere vorhanden, namentlich ein großes Amphitheater. Auch zahlreiche Grabhöhlen sieht man in den Felsenwänden. Am Ende des Passes betritt man einen freien Platz, der vollständig mit Trümmern von Palästen und anderen Gebäuden bedeckt ist. Aehnliche Ruinen, wenn auch minder prachtvoll und ausgedehnt, findet man in mehreren Gegenden der peträischen Halbinsel. Dritthalb Stunden östlich von Jaron liegt ein altaegyptischer Todtenacker mit vielen Grabgewölben, Denkmälern und Trümmern. In der Nachbarschaft des Dorfes Tor wird der tönende Berg Nakus als eine wunderbare Merkwürdigkeit aufgesucht. Man hört hier zu gewissen Zeiten einen ganz eigenthümlichen dumpfen und säuselnden Laut, der bald ab-, bald zunimmt. Die dortigen Araber sagen, daß hier ein Kloster verschüttet worden sei und man noch von Zeit zu Zeit mit den Glocken läuten und die Priester singen höre. Dieses Tönen entsteht durch das Herabrieseln des Sandes von der oberen Fläche des 250 Fuß hohen Berges und wird durch Wiederhall von einer gegenüber befindlichen Felswand verstärkt.

Der merkwürdigste Gegenstand auf der Halbinsel ist wohl der aus der Bibel bekannte Berg Sinai oder wie ihn die Araber nennen, Dshebel Musa (Mosesberg) nebst seinem Nachbar, dem Horeb, auch Dshebel Katarin, d. h. St. Katharinaberg genannt. Am Fuße des letzteren liegt das Kloster St. Katharina, in einem mehrere Stunden langen, von Südost nach Nordost streichenden, jedoch so schmalen Thale, daß ein Theil des Gebäudes auf die Seite des westlichen Bergabhanges gebaut ist. Das Ganze, vom Kaiser Justinian gestiftet, ist ein unregelmäßiges Viereck, von hohen, massiven, aus Granitblöcken erbauten Mauern eingeschlossen, und im

Innern 8 bis 10 kleine Höfe enthaltend, deren einige Blumen- und Küchengärten vorstellen. Neben dem Kloster liegt noch ein größerer Garten, zu dem ein unterirdischer Gang führt. Die hiesigen Mönche gehören zu einem griechisch christlichen Orden, welcher vom Berge Sinai genannt wird. Das Hauptthor und einige andere kleinere Thüren sind stets verschlossen. Gewöhnlich wird man durch eine Winde hinaufgezogen und ebenso wieder heruntergelassen. Diese Vorsicht ist um der räuberischen Horden willen in der umliegenden Gegend nothwendig. Die Kirche hat drei hohe Chorgänge. Aus dem einen kommt man in ein kleines Zimmer, wo in einer Nische, von drei kleinen Lampen schwach erleuchtet, die Stelle des einst brennenden Busches gezeigt wird. Um diese Stelle herum hängen mancherlei Heiligenbilder. In einem anderen Winkel der Kirche liegt das Wohlgerüche verbreitende, mit reichem Seidenstoffe bedeckte Grab der heiligen Katharina. Es ist ein Katafalk von weißem Marmor und steht unter einem von Pfeilern getragenen Baldachin. Ein Theil der Marmorbekleidung der Kirche ist aus der Sophienkirche zu Konstantinopel hierher gesendet worden. Der schöne Hochaltar ist so wie die denselben stützenden Pfeiler mit Perlmutter und Schildpatt ausgelegt. Auf der Ebene zwischen den beiden Bergen Sinai und Horeb steht das jetzt verfallene und unbewohnte Kloster zum heiligen Elias. Auf dem Gipfel des Dschebel Musa befindet sich eine großentheils zerstörte Kirche, zu welcher Wallfahrten angestellt werden. Etwa 30 Schritte davon, auf einem niedrigeren Gipfel, erblickt man eine ärmliche Moschee, die von den Moslemim hoch geehrt wird, und zu der man wallfahrtet, um dem Musa (Moses) zu Ehren Schafe zu opfern und zu beten. Die Araber glauben nämlich, daß aller Regen auf der peträischen Halbinsel von seinem Belieben abhänge; auch sind sie der Meinung, daß unter dem Pflaster der erwähnten Kirche auf dem Dschebel Musa die Gesetztafeln des Moses begraben seien, und sie haben daher, um dieselben aufzufinden, die Kirche, ungeachtet sie von Granit erbaut ist, durch ihre Nachforschungen größtentheils zerstört. Endlich ist noch in einem benachbarten Thale das Kloster El Erbayn (d. h. der Vierzig, nämlich Märtyrer) zu bemerken; es wird jedoch nicht von Mönchen, sondern von einer Familie der Dschebellir-Araber bewohnt. Außer den erwähnten zwei Kirchen giebt es im Umkreise des Klosters noch 27 kleinere Kirchen und Kapellen. In vielen wird täglich, in allen aber wenigstens Sonntags Messe gelesen. Außerdem zeigen die Mönche in der Umgebung dem Fremden noch eine Menge anderer Punkte, welche dieselben sein sollen, deren zum Theile in der Bibel Erwähnung geschieht; z. B. den Felsen, aus welchem Wasser hervorsprang, als Moses mit seinem Stabe daran schlug; den Sitz des Moses, wo er oft verweilt haben soll; den versteinerten Kopf des goldenen Kalbes u. a. m.

Ein anderer merkwürdiger Berg ist der Dschebel Serbal, 18 deutsche Meilen nordwestlich vom Sinai. Aus den vielen Inschriften an den Felswänden und selbst ganz in der Nähe des Gipfels geht hervor, daß der Serbal ehemals ein Andachtsort, vielleicht gar der Hauptort für die Pilgerfahrten auf der Halbinsel gewesen sein müsse, und daß man ihn für denjenigen Berg gehalten habe, wo Moses die Gesetztafeln empfing. Wahrscheinlich hat man das Kloster am Horeb nur deshalb gegründet, weil die Lage hier sicherer war. Gegenwärtig hat der Serbal weder bei den hiesigen Mönchen, noch bei denen in Kairo, ein heiliges Ansehen oder sonst ein kirchengeschichtliches Interesse.

Kürzere Mittheilungen.

Chiles wirthschaftliche Zonen.

Die langgestreckte Republik Chile läßt sich von Norden nach Süden in vier natürliche wirthschaftliche Zonen theilen. Diese sind: die Zone der Minerale, die Zone der Minerale und des beginnenden Ackerbaues, die Zone des Ackerbaues und die Zone der Wälder und der Fischerei.

Die Mineralzone, zwischen den Parallelkreisen 18 und 27 gelegen und die Provinzen Tacna, Tarapacá, Antofagasta sowie die Nordhälfte von Atacama umfassend, besteht im südlichen Theile aus schmalen, sehr mangelhaft bewässerten Thälern. Mit sehr dürftiger Vegetation bestanden, enthält sie an der Küste große Guanolager, in der Mitte Salpeter, Borax und Jod, nach Süden hin reiche Vorräthe an Kupfer, Silber und Gold.

Die Zone der Minerale und des Ackerbaues, die Provinzen Atacama (Südhälfte), Coquimbo und Aconcagua begreifend, bietet in mineralischer Beziehung dieselben Verhältnisse dar wie die vorige, besitzt aber schon einige fruchtbare, ausreichend bewässerte Thäler.

Die Ackerbauzone, zwischen den Parallelen 23° und 43° 30′ gelegen, umfaßt die Provinzen Valparaiso, Santiago, O'Higgins, Colchagua, Curico, Talca, Linares, Maule, Nuble, Concepcion, Bio-Bio, Arauco, Malleco, Cautin, Valdivia, Llanquihue und Chiloé. Fast alle diese Provinzen befinden sich in dem sogenannten Centralthale, welches von den Anden und von der Küstenkette eingeschlossen wird. Sie enthalten gut bewässertes Land und ein mildes Klima, das, je weiter nach Süden, um so regenreicher wird. Ausgedehnte Wälder stehen an den Bergen der Küstenkette. Man erzeugt in dieser Zone alle Arten Getreide, Obst und Gemüse sowie auch Wein. Im Littoral der Provinzen Arauco und Concepcion giebt es beträchtliche Kohlenlager.

Die vierte Zone — der Wälder und der Fischerei — reicht von 43° 30′ bis zur äußersten Südspitze des Erdtheiles Amerika. Das oben erwähnte Centralthal verschwindet hier in den Gewässern des Stillen Ozeans. Auf den die Küste begleitenden Inseln und Inselgruppen finden sich flache Stellen, für Ackerbau und Viehzucht geeignet, aber noch nicht benutzt. Inseln und Festland sind zur Zeit von reichlicher Vegetation bedeckt; die zwischen jene eingeschalteten Kanäle sind von Walthieren und Robben belebt. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der physikalisch mathematischen Sektion der Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg wies unlängst der Generalmajor Kowerski vom großen Generalstabe auf die Wichtigkeit und Nothwendigkeit weiterer topographischer Aufnahmen im asiatischen Rußland, namentlich in Sibirien, hin. Das noch unaufgenommene Areal läßt sich dort auf etwa 12 Millionen Quadratwerst (reichlich 13 1/2 Quadratkilometer) schätzen; der größte Theil desselben fällt auf die Gouvernements Jenisseisk, Irkutsk und Jakutsk, also auf Ostsibirien, und man kann nach Meinung des Vortragenden sicher sein, dort Dörfer, Branntweinbrennereien, Goldwäschereien und andere Dinge zu finden, von denen auch die nächstgelegenen Behörden keine Ahnung haben. Zum Belege dessen wird an die in den Jahren 1878 bis 1879 gemachten Erfahrungen erinnert, wo man an der Nordostseite des Kaspischen Meeres, in dem Bereiche, der sich von der Mündung des Ural bei Gurjef bis zur Mündung der Emba und weiter ostwärts ins Land erstreckt, in einem Landstriche, der des süßen Wassers entbehrt, und der bis dahin bei Aufnahmen übergangen war, nunmehr bei der endlich geschehenen Vermessung desselben unter anderem ein aus 20 Gehöften bestehendes Dorf auffand, dessen Bewohner noch niemals Steuern gezahlt und Rekruten gestellt hatten. Mit den topographischen Aufnahmen müßten geologische Untersuchungen Hand in Hand gehen, vor allem bezüglich des Reichthums an Edelmetall. Die Goldindustrie des Gouvernements Irkutsk besteht zur Zeit eine Krisis; die Ausbeute an Gold ist auf ein Minimum gesunken; neue Regionen, neue Ländereien, in denen die Arbeit des Goldsuchers sich besser lohnt, müssen aufgesucht werden. Daß solche noch vorhanden sind, dem sibirischen Goldgräber gewissermaßen zur Seite liegend, dafür fehlt es nicht an mancherlei Anzeichen, aber die geologische Erforschung solcher Gegenden steht noch aus. Namentlich im Sajanischen Gebirgssysteme ist die topographische und geologische Aufnahme gar mancher Gebiete, die als im allgemeinen goldreich bekannt sind, noch immer im Rückstande. Ebendort sind solche Arbeiten auch darum wünschenswerth, weil man hoffen darf, für den sich immer mehr entwickelnden Handel nach der Mongolei alsdann die besten Wege ausfindig zu machen. Leider sind eine große Menge älterer topographischer Originalaufnahmen im Jahre 1876 bei dem großen Brande von Irkutsk vernichtet worden, und es sind eigenthümlicher Weise nur wenige neue für Ostsibirien seitdem hinzugekommen. Erst jetzt verspricht der Bau der großen sibirischen Eisenbahn natürlich eine lebhaftere Wiederaufnahme dieser Thätigkeit.

Nord- und Mittelamerika.

— Dr. Emil Deckert, der die Herausgeberschaft des „Globus“ mit gegenwärtiger Nummer niederlegt, gedenkt im Januar kommenden Jahres eine neue Reise nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen, um seine daselbst begonnenen geographischen Studien zunächst in Florida und in den südlichen Alleghanies sowie später in dem Hochgebirge von Colorado weiter fortzusetzen.

— Die vorläufigen Feststellungen über die neue nordamerikanische Volkszählung, welche wir S. 271 f. des laufenden Bandes veröffentlicht haben, bedürfen, wie das vorauszusehen war, in mehrfacher Beziehung der Berichtigung. Für mehrere Staaten waren die angegebenen Ziffern zu niedrig, so namentlich für Pennsylvanien, das mit 5429000 Einwohnern anzusetzen ist, für Ohio (mit 3667000 Einwohnern), für Massachusetts (mit 2233000 Einwohnern) und für Texas (mit 2232000 Einwohnern). Für die weitaus größte Zahl der Staaten hat die erste Berechnung aber in der in Amerika üblichen Weise zu hoch gegriffen, so daß die Gesammtbevölkerung der Union nicht 64 Millionen, sondern nur gegen 63 Mill. betragen wird. Der Bundesdistrikt Columbia hat 230000 Einwohner, das Territorium Utah 206000, Neu-Mexiko 145000, Arizona 60000, Oklahoma 56000. Für Alaska steht die Zahl noch aus. — Außer Nevada, wo die Bevölkerungsziffer beinahe um 30 Prozent niedriger ist als beim letzten Census, hat noch Vermont eine Abnahme seiner Bevölkerung zu verzeichnen, und in der Mehrzahl der altbesiedelten Nordost-Staaten war die Zunahme nur eine geringe. Den stärksten relativen Aufschwung nahmen betreffs ihrer Volkszahl die Staaten Nord-Dakota (mit einer Zunahme um 394 Proz., Washington (mit 365 Proz. Zunahme), Montana (mit 257 Proz.), Süd-Dakota (mit 234 Proz.), Wyoming (mit 191 Proz.), Idaho (mit 158 Proz.), Colorado (mit 114 Proz.), Minnesota (mit 87 Proz.), Oregon (mit 78 Proz.), Arizona (mit 48 Proz.), Florida (mit 45 Proz.), Utah (mit 43 Proz.), Kansas (mit 43 Proz.), Texas (mit 40 Proz.) und Arkansas (mit 40 Proz.).

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Bei den hydrographischen Untersuchungen, welche der „Investigator“ in den Indischen Meeren fortsetzt, sind unlängst eine Anzahl leuchtender Crustaceen aus der Tiefe heraufgezogen worden, welche beweisen, daß es auch den sogenannten abyssischen Tiefen des Meeres nicht völlig an Lichtquellen fehlt. Die mit den Thieren angestellten Versuche ergaben bei mehreren Arten eine sehr starke, bei anderen eine schwächere Leuchtkraft. Die Phosphorescenz geht von den Genital-Drüsen aus.

Allgemeines.

— Die letzten Ergänzungshefte der Petermann'schen Mittheilungen enthalten wieder geographische Originalarbeiten von hoher Wichtigkeit. In Heft 96 hat es Prof. Henry Lange in sehr dankenswerther Weise übernommen, die hinterlassenen Schriften Max Beschoren's über Rio Grande do Sul zu einem zusammenhängenden Ganzen zu gestalten; in Heft 97 behandelt Dr. K. Dove die Kulturzonen Abessiniens (Vergl. S. 204); in Heft 98 setzt Prof. Dr. J. Partsch die prächtigen Monographien über die Jonischen Inseln fort; und in Heft 99 giebt uns Lieutenant von Höhnel eine klare und systematische Uebersicht über seine topographischen und geologischen Forschungen in Ostafrika.

— Zu unserem großen Bedauern vernehmen wir, daß Adrian Jacobsen, der sich durch seine über 1 1/2 Jahrzehnte ausgedehnten Forschungs- und Sammelreisen hervorragende Verdienste um die ethnologische Wissenschaft erworben hat, im Begriff steht, seine wissenschaftliche Thätigkeit gänzlich aufzugeben, da ihm dieselbe in keiner Weise die wohlverdienten Früchte trägt. Ursprünglich norwegischer Seemann, bereiste Jacobsen zuerst in den Jahren 1876 bis 1880 im Auftrage Hagenbeck's Grönland, Lappland, Labrador ꝛc., und durch die werthvolle Sammlung, welche er von da nach Deutschland brachte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Geheimerath Bastian auf sich. Ein von dem letzteren gegründetes „Ethnologisches Comité“ beauftragte ihn infolgedessen mit einer größeren Sammelreise für das Museum für Völkerkunde zu Berlin. Dieselbe führte

Jacobsen in den Jahren 1881 bis 1883 nach dem äußersten Nordwesten Nordamerikas, wo er zwischen Vancouver und der Behringsstraße beinahe jedes Indianerdorf besuchte, und von wo er mit der reichen Ausbeute von 8000 Nummern durch Arizona nach Deutschland zurückkehrte. Auf einer zweiten Reise, die er in demselben Auftrage 1884 bis 1885 unternahm, besuchte er zuerst die Völkerstämme Ostrußlands (die Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjäken), dann drang er zu den Kirgisen und Altai Völkern vor, ferner zu den Burjäten in der Umgebung des Baikalsees, zu den Golden und Giljäken des Amur- und Ussurilandes, nach Sachalien, nach Korea, nach Japan, und über Britisch Kolumbia gelangte er wieder zurück nach Deutschland, 3000 weitere Nummern von hohem wissenschaftlichen Werthe dem Berliner Museum einverleibend. Die dritte Reise im Auftrage des Berliner Comités, in den Jahren 1887 und 1888, ging durch den Suezkanal nach Singapore, sowie nach Java, Celebes, Flores, Alor, Wettar, Timor ꝛc., und von ihr brachte er 5000 Nummern heim. Zu der herrlichen Berliner Sammlung, die gegenwärtig etwa 90 000 Nummern zählen mag, trug Jacobsen also im ganzen sehr beträchtlich über ein Sechstel bei, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er zur Erklärung und Ordnung der von ihm gesammelten Gegenstände noch mancherlei zu sagen haben würde. Wie oft Jacobsen auf seinen Reisen sein Leben für die deutsche Wissenschaft in die Schanze schlug, ist unseren Lesern zur Genüge bekannt; haben wir doch seiner Zeit aus des Reisenden eigener Feder ausführliche Berichte darüber veröffentlicht. Daß Deutschland für einen solchen Mann keine weitere Arbeit und keinen weiteren Dank haben sollte, können wir nicht gut glauben.

Bücherschau.

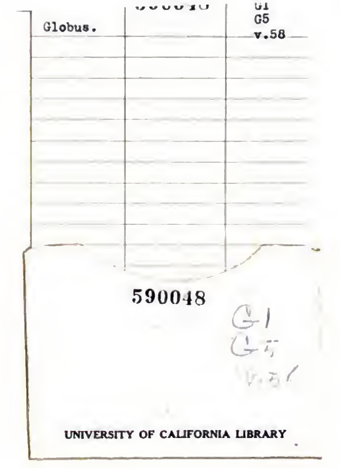
— Dr. Eduard Brückner, Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit (Geographische Abhandlungen, herausgegeben von Prof. Dr. Albrecht Penck, Bd. 4, Heft 2). Wien und Olmütz 1890. Ed. Hölzel. — Eine außerordentlich interessante „Abhandlung", deren Studium wir unseren Lesern nicht nachdrücklich genug empfehlen können. Handelt es sich dabei doch um Entdeckungen, die sowohl in wissenschaftlicher Beziehung eine weite Perspektive eröffnen, als auch praktisch von höchster Bedeutung sind. Seine eigenen Untersuchungen über die Schwankungen des Wasserstandes in den osteuropäischen Meeren, sowie die Lang'schen Untersuchungen über das periodische Vorrücken und Zurückgehen der Alpengletscher haben den Verfasser veranlaßt, dem Probleme der Klimaschwankungen nachzugehen, und durch eine mustergültige Methode ist es ihm gelungen, in viel exakterer Weise, als irgend jemandem vor ihm, nachzuweisen, daß das Klima der verschiedenen Erdräume nichts Konstantes ist, sondern daß sich dasselbe periodisch sehr beträchtlich ändert. Die der Untersuchung zu Grunde liegenden Beobachtungen reichen zum Theil bis zum Jahre 1000 zurück, sind aber namentlich seit dem Jahre 1700 sehr zahlreich und zuverlässig. Die Periode der Klimaschwankungen bestimmte Prof. Brückner auf 35 (34,8) Jahre, und zwar gilt dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nicht bloß für Mitteleuropa, worauf sich der größte Theil des induktiven Materiales bezieht, sondern für die ganze Erde. Bezüglich des Wechsels kälterer und wärmerer Perioden in der sogenannten Diluvialzeit ist es möglich, daß er auf dieselbe Ursache zurückzuführen ist wie die Klimaschwankungen der Jetztzeit. Doch heißt es am Schlusse der Abhandlung ebenso schön wie bescheiden: „Die treibende Kraft der Feder ist uns verborgen. Nur die Wirkung derselben vermögen wir zu erkennen und hieraus auf die gewaltige Größe der Kraft zu schließen. Sie hebt den Spiegel der Seen, der Flüsse, ja selbst der Meere, sie stößt die Gletscher vor und beschleunigt die Reise der Pflanzen. Tief greift sie ein in das menschliche Leben, indem sie Verkehr, Landwirthschaft und Gesundheit beeinflußt und sogar in den Theorien und wissenschaftlichen Anschauungen sich wiederspiegelt."

— Ernst Hallier, Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. Stuttgart 1890. Ferd. Enke. — Die Kulturentwickelung des neunzehnten Jahrhunderts bietet so zahlreiche und complicirte Probleme, daß es außerordentlich schwierig ist, sie zu überschauen und ihre Geschichte zu schreiben. Was gährt gegenwärtig in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe, in äußerer und innerer Politik nicht Alles durch einander! Eine der Haupttriebkräfte des modernen Kulturlebens liegt aber ohne Zweifel in dem Einflusse, den die Naturwissenschaft auf dasselbe gewonnen hat, und daher gelingt es dem geistvollen Naturforscher vielleicht noch am ehesten, den geeigneten Standpunkt für die historische Betrachtung desselben zu gewinnen. Verf. hat den Wurf gewagt, und bis zu einem gewissen Grade ist er ihm auch gelungen. Daß alle Kapitel gleichmäßig kritisch und tief ausfallen sollen, wenn die Geschichte der neueren Philosophie, die Geschichte der Naturwissenschaften, die Geschichte der Reisen und Entdeckungen, die Geschichte der Medizin, die Geschichte der verschiedenen Künste, die Geschichte des Handels und der Industrie, die Geschichte der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen und schließlich auch die soziale Frage neben einander behandelt werden, ist nicht zu verlangen.

— Dr. F. Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas. — Dr. E. Schulze, Ueber die geographische Verbreitung der Süßwasserfische von Mitteleuropa. — Dr. Heinr. Schurtz, Der Seifbergbau im Erzgebirge und die Walensagen. Stuttgart 1890. J. Engelhorn. — Drei neue Hefte der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", durch die unsere wissenschaftliche Kenntniß von Deutschland wesentlich gefördert und vertieft wird. Die Verff. behandeln ihre Gegenstände offenbar mit großer Liebe und haben sich bemüht, dazu eine ganze Reihe von wenig bekannten oder völlig unbenutzten Quellen heranzuziehen.

— Norikadzu von Matsudeira, Die völkerrechtlichen Verträge des Kaiserthums Japan. Stuttgart 1890. Deutsche Verlagsanstalt. — Wer sich für die wirthschaftlichen, politischen und geistigen Beziehungen Japans zu Europa eingehender interessirt, dem wird dieses Buch als zuverlässiger und bequemer Rathgeber sehr willkommen sein. Eingeleitet wird die Darlegung des Inhaltes der Verträge durch kurze Kapitel über die Geschichte dieser Verträge, über die handelsgeographischen Verhältnisse, über die Kulturverhältnisse ꝛc., die um so interessanter sind, als sie von einem Japaner stammen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


Globus.
G1
G5
v.58
590048
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

